Wilhelm J. Wagner



Der große illustrierte Bildatlas der österreichischen Zeitgeschichte 1918-1938

KRAL VERLAG

Das Ende des Ersten Weltkrieges und der Anschluss Österreichs an Nazideutschland bilden die Eckdaten der österreichischen Geschichte der Zwischenkriegszeit. Der populärwissenschaftliche Bildatlas kann natürlich Defizite nicht ausgleichen, die im Geschichtsbewusstsein durch den Einfluss unterschiedlicher Perspektiven entstanden sind. Aber es ist allemal den Versuch wert, einer breiteren Leserschaft Schlaglichter der jüngeren österreichischen Geschichte zu geben. Verständlich geschrieben, wertfrei und sachlich. Zeit- und Mengenvergleiche wirken ernüchternd und schaffen Distanz zum Geschehen. Der Band bietet rasch Information in leichter Sprache. Ergänzt durch kaum bekannte, authentische Bilder und eigens für den Band erstellte grafische Darstellungen. Entstanden ist ein Panorama einer der folgenreichsten Abschnitte der österreichischen Geschichte, der Zwischenkriegszeit.

„Wilhelm J. Wagner öffnet uns mit diesem Bildatlas einen Zugang zur Geschichte, wie es ihn in dieser Form im deutschen Sprachraum bisher nicht gegeben hat.“ HUGO PORTISCH




Es lebe die grossdeutsche Republik!

Wilhelm J. Wagner

Bildatlas zur Zeitgeschichte Œsterreichs

1918–1938

Wilhelm J. Wagner

Bildatlas zur Zeitgeschichte Œsterreichs

1918–1938

Böhlau Verlag Wien · Köln · Weimar

Vorsatz:
Linke Seite: Jubel-Allegorie zur Ausrufung der Republik Deutsch-Österreich am 12. November 1918.
Mehrfarbdruck auf Karton, die einzelnen gesellschaftlichen Stände zeigend (Bildersammlung Archiv Prof. Walter Seledec).
Rechte Seite: Anschlussdemonstration bürgerlicher Demonstranten vor dem Wiener Stephansdom im Februar 1919,
anlässlich der Wahlen zur Konstituierenden Nationalversammlung (Bildarchiv des Autors).

Nachsatz:
Studentendemonstration vor der Wiener Universität am 21. Februar 1938,
einen Tag nach der Rede Adolf Hitlers im Deutschen Reichstag:
„... es ist für eine Weltmacht unerträglich, an ihrer Seite Volksgenossen zu wissen, denen aus ihrer Sympathie oder aus ihrer Verbundenheit mit dem Gesamtvolk [...] fortgesetzt schwerstes Leid zugefügt wird."
(Bildarchiv des Autors).

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek.
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
http://dnb.ddb.de abrufbar.

ISBN 978-3-205-77230-9

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte,
insbesondere die der Übersetzung, des Nachdruckes, der Entnahme von Abbildungen,
der Funksendung, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege
und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben,
auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten.

© 2007 by Böhlau Verlag Ges. m. b. H. & Co. KG, Wien · Köln · Weimar
http://www.boehlau.at
http://www.boehlau.de

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

Printed in Europe – Imprint, Ljubljana

Vorwort 9

DAS ENDE EINER ÄRA

1. Das Ende des Habsburgerreichs **1918** **10**

Requiem für eine Monarchie Kaiser Franz Joseph I. stirbt **1916** 12
Habsburgs Adler stürzt Kaiser Karls Völkermanifest **1918** 14
Ein neues Österreich Deutschösterreich **1918** 16
Bereit für die Republik Die erste Verfassung **30. Oktober 1918** 18
Ein Reich in Auflösung Selbstfindung im Chaos **Oktober/November 1918** 20
Der Geist von 1848 Die Gründung der Volkswehr **1918** 22
Lenin ruft Österreich Extreme und gemäßigte Linke **1918** 24
Rot oder rot-weiß-rot? Neue Staatssymbole **Oktober 1918** 26
Genarrte Österreicher Vittorio Veneto **1918** 28
Victor Adlers Angebot Monarchie oder Republik? **11. November 1918** 30
Keine Sicherheit ohne Armee Die Volkswehr **6. Februar 1919** 32

AUF DER SUCHE NACH IDENTITÄT

2. Die Erste Republik **1918 bis 1934/38** **34**

Schüsse und Tote Die Geburt der Ersten Republik **12. November 1918** 36
„Lustige Österreicher" In St-Germain-en-Laye **1919** 38
Mit der Miene des guten Wieners Der Friedensvertrag **2. Juni 1919** 40
Tschechen mit Großmachtallüren Die Friedensbedingungen **Sommer 1919** 42
Österreich im Elend Politische und existentielle Ängste **1919** 44
Um die Zukunft des Landes Erste Wahlen **16. Februar 1919** 46
Räteungarns Schatten Die »soziale Revolution« **1919/20** 48
Ein sozialer Wohltäter Ferdinand Hanusch **1918 bis 1920** 50
Kein Platz für den Kaiser Die Habsburger gehen ins Exil **1919** 52
Sturm auf das Parlament Die Gründonnerstagdemo **1919** 54
Der »Schwarze Sonntag« von Wien Kommunisten putschen **1919** 56
Österreichs Unglück Otto Bauer und Ignaz Seipel **1918** 58

Feindliche Brüder Deutsche und Slowenen **1918** 60
Auf sich gestellt Kärnten macht mobil **1918** 62
Amerikaner in Kärnten Die Miles-Mission **1919** 64
Rom an der Drau Kärnten macht mobil **1918/Mai 1919** 66
Kärnten ungeteilt Die Abstimmung **10. Oktober 1920** 68
Kampf um die steirische Grenze Südsteiermark verloren **1918** 70
Ein »Sozi« rettet Hitler Hitlers Wahlkampf in Österreich **1920** 72
Terror in Südtirol Die Unterdrückung der Deutschen **1918 bis 1925** 74
Staatsräson vor Emotion Österreichs Südtirolpolitik **1923 bis 1928** 76
Südtirol preisgegeben Hitler und Südtirol **1920 bis 1938** 78
Eskalierender Hass Terror im Sudetenland **1918/19** 80
Staat auf tönernen Beinen Kommunisten für Sudetendeutsche **1920 bis 1933** 82
Schwierige Nachbarschaft Wien und Prag **1919 bis 1935** 84
Ein verhängnisvoller Entschluss Das Ende der Koalition **10. Juni 1920** 86

Mühsamer Kompromiss	Ringen um die Verfassung	**1920**	88
Los von Wien	Die Anschlussbewegung der Länder	**1918/20**	90
Zerreißprobe für Österreich	Das Ende der Anschlussbewegung	**1921**	92
Ohne Orientierung	Tirol sucht neuen Rückhalt	**1918/19**	94
Deutschland, *„wohin wir gehören“*	Otto Bauers Anschlussgedanke	**1918/20**	96
Seipel: *„Zu Österreich stehen“*	Die Christlichsoziale Partei	**1918 bis 1938**	98
Feindbild der Arbeiter: die Kirche	Intoleranz	**bis Kreisky und König**	100
Fortschritte und Rückfall	Schule zwischen Kirche und Staat	**1919 bis 1938**	102
Was kostet das Burgenland?	Die Burgenlandfrage	**1918 bis 1920**	104
Wien – Prag	Geheimverhandlungen	**1920**	106
Kontakte zur Kleinen Entente	Ungarn unter Druck	**1921**	108
Kampf ums Burgenland	Tauziehen um Westungarn	**1921**	110
Gewitztes Rom	Ödenburg bleibt ungarisch	**1921**	112
»Wehrhaftes Proletariat«	Der Republikanische Schutzbund	**1919 bis 1934**	114
»Ewige Marschierer«	Die Heimwehrbewegung	**1918 bis 1932**	116
Auf Betteltour	Regierung Schober III	**1921/22**	118
Arbeiter in Aufruhr	Der Hungerkrawall in Wien	**1921**	120
„Sein oder nicht sein ...“	Die »Genfer Protokolle«	**1922**	122
Scheinerfolge und düstere Anzeichen	Seipels Führungskrise	**1924**	124
Wien bis zum Semmering	Das jüngste Bundesland: Wien	**1919/1923**	126
»Rotes Wien«	Beispielhafte Aufbauarbeit	**1919 bis 1934**	128
Die »Judenfrage« lösen	Juden in Österreich	**vor 1900**	130
Kleines Land, geistige Größe	Wissenschaft und Kultur	**Zwischenkriegszeit**	132
Die Gewalt der Straße	Terror und Provokation	**1923/25**	134
»Ehrenwerte« Männer	Banken- und Finanzskandale	**1923/26**	136
Eine Botschaft aus Linz	Das Parteiprogramm der SDAPÖ	**1926**	138
Schüsse aus dem Hinterhalt	Schattendorf	**30. Jänner 1927**	140
Die Zeichen stehen auf Sturm	Schattendorf und die Folgen	**1927**	142
Austerlitz: *„Wir warnen sie alle!“*	Ein Leitartikel stiftet Unheil	**15. Juli 1927**	144
Justizpalast in Flammen	Ansätze einer Revolte	**15. Juli 1927**	146
Die Gräben bleiben tief	Keine Einsicht	**1927**	148
Nutzloses Kräftemessen	Heimwehr gegen Schutzbund	**1928**	150
Kampf der Heimwehr	Verfassungsreform	**1928**	152
Schobers Politik	Seipel gegen Schober	**1930**	154
Durch Intrigen an die Macht	Vorstufen zum Ständestaat	**1930**	156
Um eine Hoffnung ärmer	Zollunion gescheitert	**1931**	158
Ein Fass ohne Boden	Bankenskandal	**1931**	160
Erschreckende Armut	Die große Krise	**1934/36**	162
Momente einer Österreich-Identität	Sport und Feindbilder	**1931 bis 1937**	164
Eine b'soffene G'schicht?	Gescheiterter Heimwehrputsch	**1931**	166
»Nazis« im Kommen	Landtagswahlen	**1932**	168
Ein Gesetz aus dem Krieg	Die Notverordnung von 1917	**1932**	170
Treffpunkt Heldenplatz	Terror und Affären	**1932**	172
Am Ende	Die »Ausschaltung« des Parlaments	**4. März 1933**	174
Schritt für Schritt	Zum Ständestaat	**März 1933**	176
Angst vor Wien	Die Ausschaltung des Verfassungsgerichtshofs	**1933**	178
Eine Partei gibt sich auf	Die Christlichsozialen	**1933**	180
Hitler: *„Österreich zwingen!“*	Die »1000-Mark-Sperre«	**1933**	182
Die Willkür der Macht	Die Anhaltelager	**1933 bis 1938**	184
Im Kielwasser Italiens	Mussolinis Forderungen	**1933**	186
Vor der Entscheidung	Am Vorabend einer Tragödie	**Jänner 1934**	188

Apokalyptische Reiter der modernen Art, im Morgengrauen des 12. März 1938 (rechts).

Dem Untergang entgegen

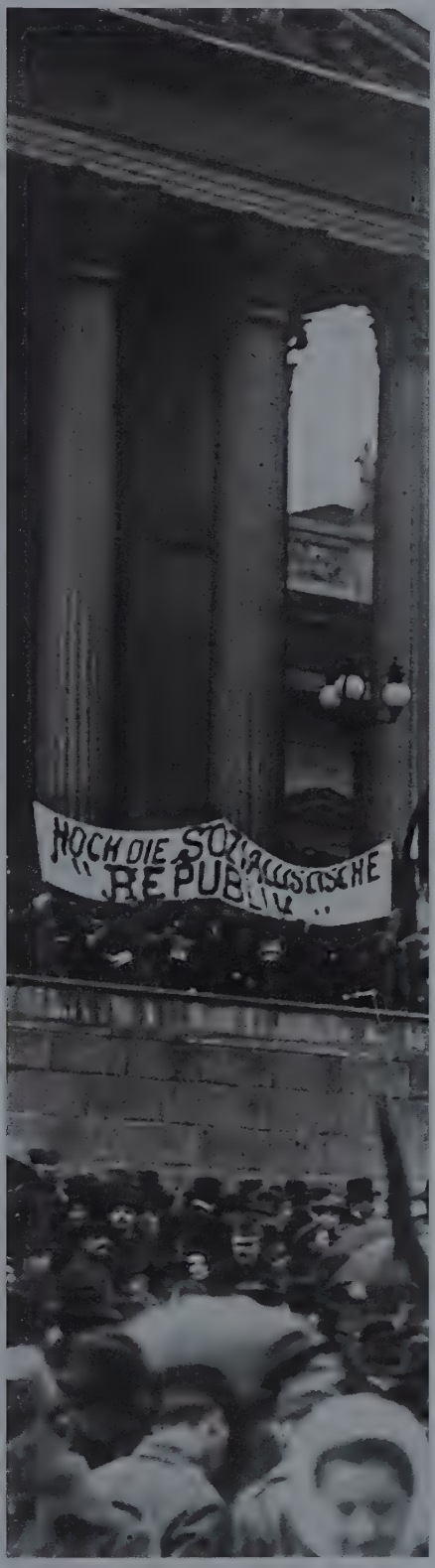
Die Kälte des Februars
Abscheu und Hass
Nachwehen des Februars
In Italiens Hand
Ein akademisches Staatsmodell
Unterm Kruckenkreuz
Unterwandert
Von Böhmen nach Wien
Flucht in den Tod
Putsch ohne Chancen
Im Untergrund
Auf deutschem Kurs
Vom Freund geopfert
An Hitlers Leine
Österreich!
In der Höhle des Löwen
„Rot-weiß-rot bis in den Tod!"
„Gott schütze Österreich!"

Personenverzeichnis 228
Personenverzeichnis und Quellen 230

3. Der Ständestaat **1934 bis 1938** 190

Bürgerkrieg **12. Februar 1934** 192
Das Ende einer Erhebung **1934** 194
Österreich ein Krisenherd **1934** 196
Die Römischen Prokolle **1934** 198
Der Ständestaat **1921/34** 200
Die Ständestaat-Verfassung **1. Mai 1934** 202
Nationalsozialisten in Österreich **1934** 204
Nationalsozialistische Anfänge **19./20. Jahrhundert** 206
Die Ermordung von Bundeskanzler Dollfuß **1934** 208
Der Juliputsch in den Ländern **1934** 210
Die Sozialdemokratische Partei **1934** 212
Schuschniggs Politik **1934/38** 214
Bedrohung und Konflikte **1934/35** 216
Das Juliabkommen **1936** 218
Schuschnigg und die Nationalsozialisten **1937/38** 220
Bei Hitler **12. Februar 1938** 222
Österreich am Ende seiner Tage **1938** 224
Finis Austriae **12. März 1938** 226





12. November 1918: Ausrufung der Republik

So vielgestaltig die Natur Österreichs ist, so facettenreich ist seine Geschichte, insbesondere die der letzten 90 oder mehr Jahre, der Zeitraum also, der allgemein Zeit- oder neueste Geschichte genannt wird.

Ein Segment daraus, die Jahre von 1918 bis 1938, ist von den Zeitgenossen emotionalisiert worden, wie keine Ära zuvor. Die damals aufgetretenen gesellschaftspolitischen Brüche und Verwerfungen greifen bis in die Gegenwart herein, rütteln mitunter heute noch an den Grundfesten der Vernunft, erzeugen Starrsinn und Hass wie anno 30, als totale Verwirrung (»blackout«?) die Sinne der Menschen und mehr noch der Parteien benebelte.

Ein Blick zurück soll die freie Sicht nach vorne in die Zukunft weiten, alte begangene Fehler in Erinnerung rufen, damit sie Geschichte bleiben und nicht wieder begangen werden.

Ein populärwissenschaftlicher

»Bildatlas der österreichischen Zeitgeschichte«

kann natürlich Defizite nicht ausgleichen, die im Geschichtsbewusstsein durch den Einfluss unterschiedlicher Orthodoxien entstanden sind. Aber es ist allemal den Versuch wert, einer breiteren Leserschaft Schlaglichter der jüngeren österreichischen Geschichte zu offerieren. Gewiss nicht objektiv, weil menschlich verständlich geschrieben, dafür aber wertfrei und sachlich.

Hier erweisen sich die üblicherweise belastenden historischen Zahlen und Daten als vorteilhaft. Sie erlauben nicht nur Zeit- und Mengenvergleiche, sondern wirken ernüchternd und schaffen Distanz zum Geschehen.

Das Buch ist nach dem Prinzip der Doppelseite aufgebaut.

In einer schnelllebigen Zeit will der Leser rasch informiert sein. Jederzeit »aus- und einsteigen« können, oder das Buch bis zur letzten Seite nicht mehr aus der Hand geben.

Deshalb auch die leichte Sprache des Journalismus, ungekünstelt, aber stets auf das Wesentliche bedacht.

Nun rundet sich der Text, von einer Galerie kaum bekannter originärer Bilder belebt und von eigens für ihn erstellten grafischen Darstellungen ergänzt, zu einem Ganzen: zu einer Schau eines bedeutsamen und aufregenden Stücks unseres Lebens – der Zwischenkriegszeit.

Wilhelm J. Wagner



Jänner 1938: Opernball




1918
DAS ENDE
EINER ÄRA

Requiem für eine Monarchie





Gefürstete Grafschaft Tirol mit Vorarlberg

Mehr als sieben Jahrzehnte lebten zwölf Nationen und 53 Millionen Menschen (1914) auf 676.615 km², einem Sechzehntel der Fläche Europas, unter der Herrschaft des Kaisers Franz Joseph I. von Habsburg-Lothringen, leidlich konfliktfrei zusammen.

Als der am 18. August 1830 in Wien geborene Franz Joseph im Alter von 86 Jahren starb, wurde mit ihm eine Dynastie zu Grabe getragen, die fast 600 Jahre die Geschichte Europas mitgestaltete.

Bruno Kreisky, Staatssekretär, Außenminister und Bundeskanzler der Zweiten Republik, war beim Tod Franz Josephs fünf Jahre alt. Kreisky erinnerte sich: *„Am 21. November 1916 starb der alte Kaiser Franz Joseph. Der Leichenzug führte durch Mariahilf, und die Kinder in den Bezirken, durch die er von Schönbrunn zur Stadt hineinzog, mussten Spalier stehen. Es war ein eiskalter, grausiger Tag, und wir froren entsetzlich. Als der Kondukt endlich herankam, schien es mir, als fülle sich die ganze Welt mit Schwarz. Es war eine einzige Demonstration der Schwärze, und in den Gesichtern der Menschen waren Schmerz und Sorge zu lesen, was mochte jetzt werden?“*

Eine ähnliche Frage stellte Friedrich Gustav Erzbischof Piffl in der Silvestermesse 1915, im Wiener Stephansdom: *„Wird das neue Jahr das Friedensjahr werden? Niemand von uns weiß es, aber jeder von uns hofft es.“*

Im zweiten Kriegsjahr war das Leben der Menschen immer trister geworden. Sowohl die militärische als auch die wirtschaftliche Lage des Deutschen Reichs und Österreich-Ungarns hatte sich ständig verschlechtert, die Reserven an Rohstoffen hatte der Krieg verzehrt, eine lückenlos durchgeführte Seeblockade der Alliierten unterband jegliche Einfuhr an Waren aus Übersee. »Ersatzstoffe« mussten den Bedarf an Nahrungsmitteln und Gebrauchsartikeln decken. Nesselfasern statt Baumwolle, Speckstein statt Seife, Kunsthonig statt Bienenhonig. Die österreichische Reichshälfte, auch in Friedenszeiten abhängig von Lebensmittelimporten, musste nun mit dem auskommen, was das Land unter verschärften Kriegsbedingungen aus eigener Kraft produzierte und Ungarn, seit dem so genannten Ausgleich von 1867 ein Staat im Staat, bereit war zu liefern. Die Euphorie, die bei Kriegsausbruch die Massen erfasst hatte, im Irrglauben, dass »man es nun der Welt schon zeigen würde«, war nach zweieinhalb Jahren eines mit unvorstellbarer Härte geführten Krieges und ungeheuren Verlusten an Menschenleben verflogen. Tiefe Resignation beherrschte den Alltag. *„Drei Monate schau ich noch zu, dann mache ich aber Schluss“*, soll Kaiser Franz Joseph zum k.k. Landesverteidigungsminister, General Friedrich Baron Georgi, am 18. November 1916 gesagt haben.

Die katastrophale Lage der Monarchie beunruhigte den deutschen Verbündeten. Am 28. September 1916 berichtete der deutsche Botschafter in Wien, Heinrich Baron von Tschirschky und Bögendorff, an Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg nach Berlin: *„Je länger der Krieg dauert, desto mehr drängt sich einem die bange Frage auf, wie lange die österreichisch-ungarische Monarchie noch im Stande sein wird, den Kampf auszuhalten, und zwar sowohl in militärischer wie auch in wirtschaftlicher Beziehung.“*

Deutsche Kritik

Den drohenden Zusammenbruch des Kampfgefährten führte der Botschafter auf landesübliche Schlamperei, Protektionswirtschaft, mangelnde Sachkenntnis, Hinterhältigkeit und Unaufrichtigkeit der Österreicher zurück. Das Volk werde unzureichend mit Lebensmitteln versorgt, so dass in den Vorstädten Hungersnot herrsche und die Unzufriedenheit wachse. Das Agrarland Österreich-Ungarn müsse das Deutsche Reich um Mehl bitten und der Staatshaushalt sei derart zerrüttet, dass die von Deutschland monatlich zugeschossenen 100 Millionen Mark nicht reichten, um ihn auszugleichen.

Tschirschky machte den österreichischen Ministerpräsidenten Karl Graf Stürgkh für die Miss-

Kaiser Franz Joseph I. starb am 21. November 1916 gegen 21 Uhr im Schloss Schönbrunn zu Wien an einer Lungenentzündung. (Der Kaiser auf dem Totenbett, am 22. November, links). Kleines Reichswappen (1905, oben).
Vorhergehende Doppelseite: Der Kondukt beim inneren Burgtor auf dem Heldenplatz.



Die Königreiche und Länder Österreich-Ungarns und ihre Wappen (oben).

stände verantwortlich: *„Die Hauptschuld an diesen ernsten Zuständen muss man [...] dem Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh zusprechen [...], bei einem solchen Haupte kann man auch von den Gliedern nichts Gutes erwarten."*

Er empfahl, den österreichischen Thronfolger Karl ins deutsche Hauptquartier einzuladen und ihm zu raten, Erzherzog Eugen zum Ministerpräsidenten der österreichischen Reichshälfte zu ernennen. Eugen könne die Innenpolitik straffen und den ungarischen Chauvinismus des ungarischen Ministerpräsidenten István Graf Tisza von Borosjenö et Szeged zurückdrängen: *„Ich glaube, dass von uns aus der Versuch gemacht werden müsste, eine Sanierung der hiesigen Verhältnisse herbeizuführen. Wir setzen uns sonst der Gefahr aus, dass die Monarchie plötzlich tödlich erkrankt und das Deutsche Reich mit ins Verderben zieht."*

Kaiser Franz Joseph I.

Der ungarische Historiker Péter Hanák zeichnet von Kaiser Franz Joseph I. ein Bild, das nicht in das heute gängige Klischee passt:

„Franz Joseph I. war zweifelsohne die Verkörperung und das Symbol der staatlichen Einheit. Der Kult um seine Person zeigte sogar unter den oppositionellen Magyaren gewisse Ergebnisse, ganz zu schweigen von den anderen Völkern. Er blieb jedoch immer nur Seine Majestät, der etwas abgenützte, ja sogar jovial mythische Repräsentant der Macht, der in seiner Person tatsächliche, aber in seiner mythisch-symbolischen Rolle zu abstrakte und lockere Bande schuf und bei den räumlich und geistig einander so fernen Völkern die Assoziation der gemeinsamen Heimat nicht erweckte. Karl Kraus' mörderischer Nekrolog [in ›Die letzten Tage der Menschheit‹] *drückt meines Erachtens das Wesen aus. Franz Joseph war mittelmäßig, leer, ein Gefangener der Formen, vor seine verzerrte Gestalt wurde lediglich mittels Presse und Propaganda ›ein Schein vor ein Unwesen‹ gestellt und ›die Legende der Gemütlichkeit über eine tödliche Realität der Leere gebreitet‹."*

Habsburgs Adler stürzt

Ab 15. Oktober 1918 verschlüsselte das k. u. k. Armeeoberkommando (AOK) in Baden keine Funksprüche mehr. Am selben Tag traten der österreichische und der ungarische Ministerrat zusammen, um dem so genannten Völkermanifest des Kaisers ihre Zustimmung zu geben. Eile war geboten, denn zur gleichen Zeit wollten in Paris die Alliierten eine verbindliche Lösung der österreichisch-ungarischen Nationalitätenfrage treffen und die Grenzen eines zu bildenden südslawischen Staates festlegen.

Am nächsten Tag proklamierte Kaiser Karl das Manifest »An meine getreuen österreichischen Völker«. Er kam damit um Jahre zu spät. Die »treuen Völker« hatten ihm schon den Rücken gekehrt. Sein Versprechen, im neuen Bundesstaat souverän sein zu dürfen, erreichte die Magyaren und Slawen nicht mehr, sie verließen bereits das Haus Habsburg.

Allzu vieles blieb im Manifest auch unausgesprochen. Es löste das böhmische Problem nicht, eine Sonderstellung der Bukowina musste wegen Einspruchs der cisleithanischen, rumänischen Völkerschaft gestrichen werden, und die Magyaren bestanden auf den Rechten der ungarischen Krone, die durch das Manifest unbeschadet zu bleiben hatten.

Pate des Manifests war nicht der Kaiser, wie vielfach angenommen wurde, sondern der aus Znaim stammende deutschradikale Reichsratsabgeordnete Oskar Teufel. Er verfasste einen Entwurf zur Reichsreform und übergab ihn Kabinettsdirektor Ernst Seidler von Feuchtenegg. Damit begann ein bemerkenswerter Lauf des Papiers. Seidler reichte das Dokument dem Ackerbauminister und Großgrundbesitzer Franz Josef Graf von Silva-Tarouca (Sylva-Tarouca) weiter, der es während einer Audienz, am 10. Oktober, Kaiser Karl vorlegte. Karl fand am Entwurf Gefallen, *„nur die Herkunft der Anregung wünschte der Kaiser [...] zu verschleiern“*, entnahm der Historiker Helmut Rumpler den Akten im Staatsarchiv. Karl ging dabei überaus geschickt vor. Er übergab den Verfassungsentwurf dem Ernährungsminister Ludwig Fürst Windischgraetz zur Begutachtung, so dass dieser annahm, er stamme von Silva-Tarouca. Sicherlich war Windischgraetz auch von der »Neuen Freien Presse« beeinflusst, die berichtete, Silva-Tarouca habe ein Programm für die künftige Neugestaltung Österreichs ausgearbeitet, das auf dem Selbstbestimmungsrecht aller Nationen fuße und für dessen Durchführung ein Koalitionsministerium zu sorgen hätte. Karl verdunkelte die Herkunft der Schrift nachhaltig, indem er den geschäftsführenden Ministerpräsidenten Maximilian Freiherr Hussarek-Heinlein mit der Präsentation des Entwurfs im Ministerrat betraute. Damit erweckte Karl den Eindruck, Hussarek wäre der Verfasser. In loyaler Haltung zum Kaiser stand Hussarek bis zum Lebensende zu diesem Eindruck. Helmut Rumpler: *„Für den Ministerpräsidenten völlig unbewusst, war er vom Kaiser [...] als Werkzeug zur Durchführung fremder Ideen benutzt worden [...] So erweist sich die Geschichte des Manifestes als Gegenstück zur Sixtus-Affäre. Hier wie dort muss es letztlich strittig bleiben, ob man die persönliche Haltung des Kaisers als Verzweiflung und Ausdruck des guten Willens entschuldigen oder als Zeugnis des Misstrauens, der Unaufrichtigkeit und der Scheu vor Verantwortung verurteilen soll [...] In Ermangelung jedes Verständnisses für die Verantwortlichkeit seiner Regierung entschied der Kaiser daher die wichtigsten Staatsgeschäfte ohne Wissen seiner leitenden Minister.“*

Natürlich gibt es auch eine andere Sicht der Dinge, und die klingt plausibler. War der Erfolg eines Manifests an die Völker des Reiches an sich schon fragwürdig, wie wenig konnte es Zustimmung finden, wenn bekannt wurde, dass es aus der Feder eines deutschradikalen Reichsratsabgeordneten stammte, dem die Gesinnungsfreunde Karl Hermann Wolf und Ferdinand Freiherr von Pantz zur Seite gestanden hatten.

Gewiss schwankte der Kaiser in seinen Entscheidungen oft zwischen Extremen. Auch bei der Vorbereitung des Manifests lässt er keine klare Linie erkennen. Am 14. Oktober wies er seinen Sekretär Johann Andreas Freiherr von Eichhoff an, den Entwurf Teufels *„betreffend Königreich Böhmen, Illyrien, Halycz und Inneröesterreich“* zu bearbeiten. Karl war bereit, das böhmische Problem im Sinne der Tschechen, das heisst föderal, den historischen Grenzen Böhmens folgend, zu lösen. Doch dann griff er wieder – offenbar von Wilsons Vierzehnpunkteprogramm beeinflusst – auf den Entwurf Teufels zurück und gab dem Prinzip der nationalen Selbstbestimmung den Vorrang: Nicht nur den Tschechen, sondern auch den Deutschen Böhmens sollte ihr Land garantiert werden. Das Nationalitätenprogramm Wilsons machte sich zwar auf Papier gut, aber auf das historisch gewachsene Österreich-Ungarn war es nicht übertragbar.

Die Tragik des Zerfalls der Doppelmonarchie nur US-Präsident Wilson zuzuschreiben wäre dennoch verfehlt. Er suchte einen Ausweg aus einer Sackgasse, in die sich die habsburgischen Völker im nationalen Wahn selbst verrannt hatten, und das, obwohl es vernünftige Ansätze zur Problemlösung gegeben hatte. Das föderative quadralistische Verfassungsmodell Hussareks zählte zu ihnen.

Der Kirchenrechtsgelehrte Max Freiherr Hussarek-Heinlein, vom 20. August bis 22. Oktober 1918 österreichischer Ministerpräsident, entwickelte ein Mehrstufenmodell, das den historischen Ländern zunächst autonome Rechte einräumen sollte, die er durch eine schrittweise Erweiterung der territo-



rialen Autonomie der nationalen Minderheiten ergänzen wollte. Die auf Innerösterreich beschränkte staatliche Ordnung wäre durch eine föderale Umgestaltung des Gesamtreiches zu einem Staatenbund aus Polen, Ungarn, Kroatien und Österreich erweitert worden.

Seiner Zeit voraus

Diese geniale Idee kam um hundert Jahre zu früh. Die Menschheit von damals hatte noch nicht die Reife, um sie zu verstehen. Zwischen der Heil verkündenden marxistisch-leninistischen Ideologie und der Friedensbotschaft Wilsons eingeklemmt, fehlte die Weitsicht für das Völkermodell von Hussarek. Auch Kaiser Karls Manifest scheiterte.

Zwei Tage nach der Proklamation, am 18. Oktober, traf die Antwort Wilsons auf das habsburgische Waffenstillstandsangebot vom 14. September ein:

„Der Präsident hält es für seine Pflicht, der österreichisch-ungarischen Regierung mitzuteilen, dass er sich mit dem vorliegenden Vorschlag dieser Regierung nicht befassen kann, weil seit seiner Botschaft vom 8. Jänner gewisse Ereignisse von größter Bedeutung eingetreten sind, die notwendigerweise die Kompetenz und die Verantwortlichkeit der Regierung der Vereinigten Staaten geändert haben […].“

Zur Forderung nach Autonomie für die Völker Österreich-Ungarns erklärte die Note: *„Seit dieser Satz geschrieben und vor dem Kongress der Vereinigten Staaten ausgesprochen wurde, hat die Regierung der Vereinigten Staaten anerkannt, dass der Kriegszustand zwischen den Tschecho-Slowaken und dem deutschen sowie dem österreichisch-ungarischen Reiche besteht und dass der tschechoslowakische Nationalrat eine de facto Krieg führende Regierung ist […].“* Er habe *„[…] auch in der weitestgehenden Weise die Gerechtigkeit der nationalen Freiheitsbestrebungen der Jugoslawen anerkannt“*. Der Präsident sei *„daher nicht mehr in der Lage, die bloße ›Autonomie‹ dieser Völker als eine Grundlage für den Frieden anzuerkennen.*

Der Präsident ist gezwungen, darauf zu bestehen, dass diese Völker selbst und nicht er Richter darüber sein sollen, welche Maßnahmen auf Seiten der österreichisch-ungarischen Regierung genügen werden, um die Ansprüche und die Auffassungen der Völker von ihren Rechten und von ihrer Bestimmung als Mitglied der Familie der Nationen zu befriedigen.“

Die Note Wilsons gab das Ende der Doppelmonarchie Österreich-Ungarn bekannt. Im Diktatfrieden von St-Germain-en Laye wurde es offiziell bestätigt.

Wilsons Vierzehnpunkteprogramm

Am 8. Jänner 1918 legte Präsident Woodrow Wilson dem US-Kongress sein Friedensprogramm vor:

1. Öffentlichkeit aller Friedensverträge […], keine geheimen internationalen Verhandlungen […], keine Geheimdiplomatie.

2. Freiheit der Schifffahrt auf dem Meere außerhalb der territorialen Gewässer.

3. Beseitigung aller wirtschaftlichen Schranken zwischen den Ländern.

4. Herabsetzung der Rüstung.

5. Unparteiischer Ausgleich aller kolonialen Fragen.

6. Räumung der besetzten Gebiete Russlands […] Regelung aller Russland betreffenden Fragen.

7. Räumung Belgiens […] Wiederherstellung seiner Souveränität.

8. Räumung der besetzten Gebiete Frankreichs […], Elsass-Lothringen soll wieder zu Frankreich kommen.

9. Berichtigung der italienischen Grenze nach den klar ersichtlichen nationalen Scheidelinien.

10. Freieste Gelegenheit zu einer autonomen Entwicklung für die Völker Österreich-Ungarns.

11. Räumung der Balkanstaaten Rumänien, Serbien und Montenegro.

12. Selbstständigkeit unter türkischer Herrschaft stehender Nationalstaaten.

13. Schaffung eines unabhängigen polnischen Staates […] mit freiem Zugang zum Meer.

14. Schaffung einer allgemeinen Vereinigung der Nationen (»Völkerbund«) zum Zweck gegenseitiger Sicherheit der großen und der kleinen Nationen.





»An meine getreuen österreichischen Völker«

Kaiser Karl I. proklamierte am 16. Oktober 1918 ein Manifest, das auf der Basis von Wilsons Selbstbestimmungsrecht der Völker Österreich in einen Bundesstaat umwandeln sollte.

Ungarn distanzierte sich und ging den separatistischen Weg.

„Das furchtbare Ringen des Weltkrieges hat das Friedenswerk bisher gehemmt. […] Die harten Opfer des Krieges mussten uns den ehrenvollen Frieden sichern, an dessen Schwelle wir heute, mit Gottes Hilfe, stehen. Nunmehr muss ohne Säumnis der Neuaufbau des Vaterlandes auf seinen natürlichen und daher zuverlässigen Grundlagen in Angriff genommen werden. Die Wünsche der österreichischen Völker sind hiebei sorgfältig miteinander in Einklang zu bringen und der Entwicklung zuzuführen. Ich bin entschlossen, dieses Werk unter freier Mitwirkung Meiner Völker im Geiste jener Grundsätze durchzuführen, die sich die verbündeten Monarchen in ihrem Friedensangebot zu eigen gemacht haben. Österreich soll, dem Willen seiner Völker gemäß, zu einem Bundesstaate werden, in dem jeder Volksstamm auf seinem Siedlungsgebiete sein eigenes staatliches Gemeinwesen bildet.

Der Vereinigung der polnischen Gebiete Österreichs mit dem unabhängigen polnischen Staate wird hiedurch in keiner Weise vorgegriffen. Die Stadt Triest samt ihrem Gebiete erhält, den Wünschen ihrer Bevölkerung entsprechend, eine Sonderstellung. Diese Neugestaltung, durch die die Integrität der Länder der ungarischen heiligen Krone in keiner Weise berührt wird, soll jedem nationalen Einzelstaate seine Selbstständigkeit gewährleisten; sie wird aber auch gemeinsame Interessen […] überall dort zur Geltung bringen, wo die Gemeinsamkeit ein Lebensbedürfnis der einzelnen Staatswesen ist.“

Feldmarschall Radetzky zu Ehren (Siege über das Königreich Pietmont-Sardinien bei Custozza 1848 und Novara 1849) schrieb Franz Grillparzer das Gedicht »In deinem Lager ist Österreich« (Radetzky-Denkmal, am Stubenring in Wien), 1918 verließ »Österreich« das habsburgische »Lager«. – Max Freiherr Hussarek-Heinlein (oben rechts). – Oskar Teufel, Pate des Manifests (oben).

Ein neues Österreich



Kaiser Karls Manifest nahm die Mehrheit der Bevölkerung nicht mehr wahr.

Ein Bericht der Wiener Polizeidirektion vom 18. Oktober 1918 stellt fest: *„Dies hat seinen Grund vor allem darin, dass die untersten Schichten nur den Ernährungsverhältnissen Interesse entgegenbringen, politischen Vorgängen gegenüber jedoch ziemlich abgestumpft sind."*

Historiker späterer Generationen behaupteten das Manifest habe *„statt das brüchig gewordene Haus fester zu kitten, ganz gegen die Absicht als Sprengstoff gewirkt und das alte Reich der Völker erst recht zum Zerfall gebracht"*.

Der Vorwurf trifft nicht zu. Der Auflösungsprozess des multiethnischen Staates hatte in den Köpfen der Völker und maßgeblichen Politiker schon Jahre zuvor eingesetzt. **Wilsons** Forderung, den Nationen das Selbstbestimmungsrecht zu gewähren, förderte nur die nationale Geisteshaltung und gab in der Anerkennung von - im heutigen Sinne terroristischen Gruppen - die Legitimität über Völker zu regieren, von denen sie nicht gewählt bzw. dazu ermächtigt wurden. Seine Note vom 18. Oktober entzog schließlich dem supranationalen Österreich-Ungarn formal die Existenzberechtigung.

Schon am nächsten Tag distanzierte sich der tschechische Nationalausschuss von Wien und **František Stanek** wiederholte seine Erklärung vom 10. September: *„Die tschechische Frage hat aufgehört, eine Frage der inneren Reform Österreich-Ungarns zu sein."* Es gebe für die Tschechen nur die absolute staatliche Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Die »Agentur Reuter« meldete zur gleichen Zeit aus Washington: *„[...] der tschechoslowakische Nationalrat erklärte formell die Unabhängigkeit der tschechoslowakischen Nation."* Das Dokument, in dem die Lossagung erklärt wird, wurde in Prag veröffentlicht und Wilson zugestellt. Nun wendete sich auch, wie der Prager »Národný Výbor«, der »Narodno Vijeće« in Agram von Wien ab.

Die Stimmung im deutschnationalen Lager schildert eine Polizeinotiz: In seinen *„Kreisen macht sich nun angesichts dieser Haltung der nichtdeutschen Völker, die in der Auslegung des Selbstbestimmungsrechtes bis zur völligen Abkehr von Österreich gehen, eine lebhafte Propaganda dafür bemerkbar, dass sich nunmehr auch die Deutschen auf sich selbst besinnen und den Anschluss an das Deutsche Reich suchen sollen. Bemerkenswert erscheint, dass sich auch die sozialdemokratische Parteipresse in ganz ähnlichen Gedankengängen bewegt und insbesondere in einer vom sozialistischen Schriftsteller* **Otto Bauer** *verfassten Aufsatzreihe dem von ihr als berechtigt anerkannten Streben der Deutsch-Österreicher nach dem Anschlusse an das Deutsche Reich durch den Hinweis darauf Nachdruck zu verleihen bestrebt ist, dass ein solcher Anschluss nicht bloß aus völkischen Gründen, sondern mit Rücksicht auf die geänderte Wirtschaftslage auch aus wirtschaftlichen Gründen erstrebenswert sei."*

Am 21. Oktober traten die Reichsratsabgeordneten aller deutschsprachigen Wahlbezirke im Sitzungssaal des Niederösterreichischen Landhauses in der Herrengasse 1, im ersten Wiener Gemeindebezirk, zur Konstituierung einer Provisorischen Nationalversammlung zusammen, um einen neuen Staat zu gründen, während wenige hundert Meter entfernt im Parlament noch der alte Reichsrat seine Sitzung abhielt.

Die 216 Mitglieder des Reichsrats, die ihr Mandat noch 1911, bei der letzten Reichsratswahl, erhalten hatten, bildeten die Provisorische Nationalversammlung. Eine Nachfolgewahl hatte Ministerpräsident **Stürgkh** 1915 verhindert, eine kaiserliche Verfügung verlängerte 1917 die Legislaturperiode bis zum 31. Dezember 1918.

Der Abgeordnete **Viktor Waldner**, Angehöriger der Deutschen Volkspartei, eröffnete die Sitzung: *„Werte Volksgenossen! [...] es gibt kein stärkeres Recht als das Recht unseres Volkes auf das Gesamtgebiet seiner Siedlung [...]. Nun, da im neuen Staat Staatsgeist und Volksgeist, Staatszweck und Volkszweck, Staatswohl und Volkswohl in eins zusammenfließen werden, wird auch der in jenem Zwiespalt sitzende Urquell der deutschen Parteiun-*

Die konstituierende Sitzung der Provisorischen Nationalversammlung beschloss am 21. Oktober 1918 die Gründung der Republik Deutschösterreich. – Das erhoffte deutschösterreichische Territorium (Karte, rechts oben). Über das Gebiet des künftigen Staates Deutschösterreich bestand am 21. Oktober 1918 keine Klarheit. Der Zusammenschluss aller deutschen Siedlungsgebiete mit etwa

gen versiegen und in diesem neuen Staate nicht wieder aufleben [...] in diesem Geiste begrüße ich Sie, werte Volksgenossen, und begrüße ich unser teures Volk zum ersten Male mit dem Rufe: Heil Deutschösterreich!" (Die Versammlung erhebt sich. Stürmischer Beifall, Händeklatschen und Heilrufe, vermerkt das Sitzungsprotokoll.)

Der Linzer Bürgermeister **FRANZ DINGHOFER** von der Deutschen Volkspartei, der Christlichsoziale **JODOK FINK** und der Sozialdemokrat **KARL SEITZ** wurden zu Präsidenten gewählt.

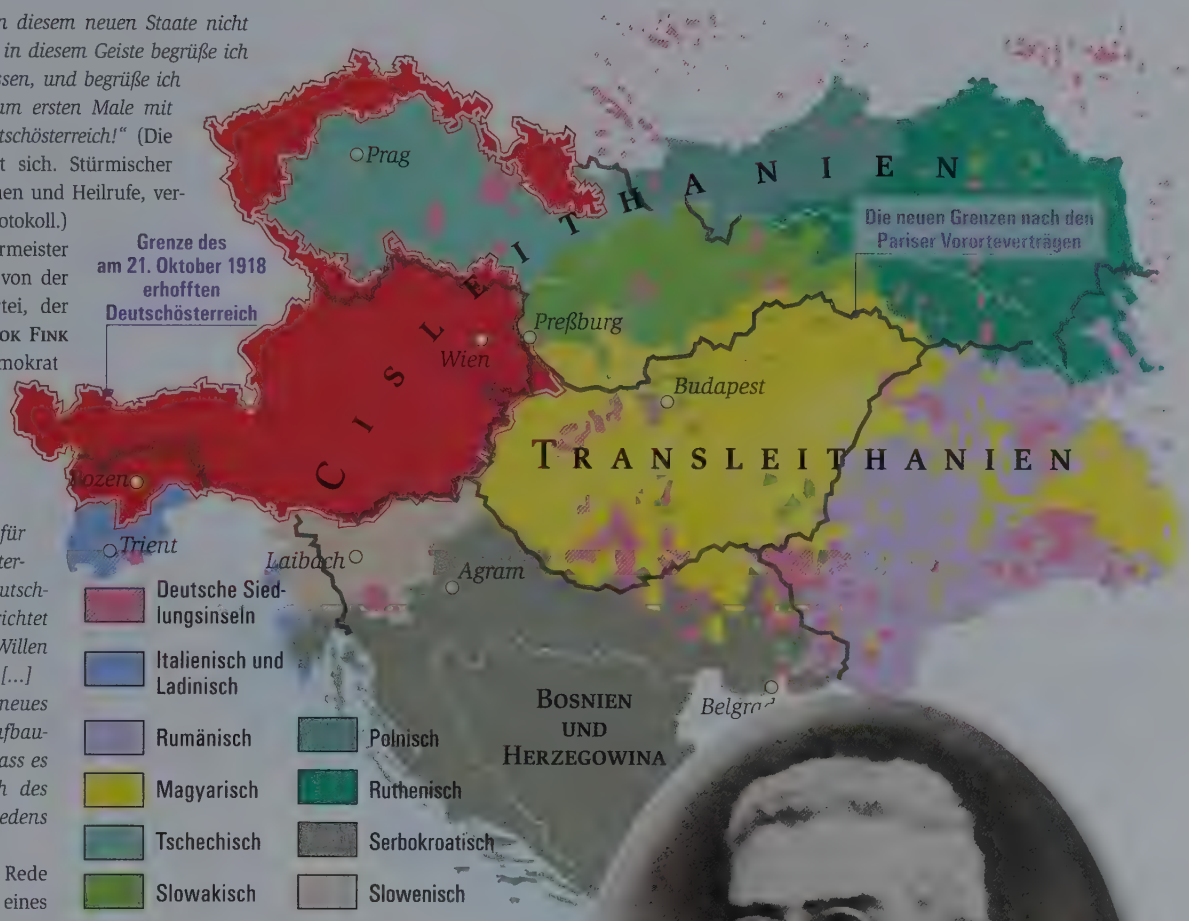
Seitz hoffte: *„Wir legen heute den Grundstein für ein neues Deutschösterreich. Dieses neue Deutschösterreich wird errichtet werden nach dem Willen des deutschen Volkes [...]*

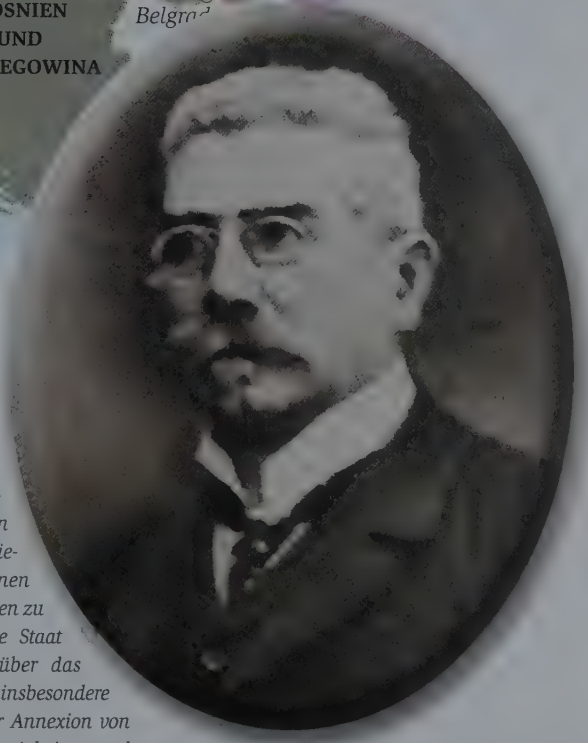
Wir werden ein neues Deutschösterreich aufbauen und wir hoffen, dass es ein Deutschösterreich des Glücks und des Friedens wird [...]"

Seitz hielt seine Rede unter dem Eindruck eines Alarms sozialdemokratischer Konfidenten, nach deren Berichten der Stadtkommandant, Feldmarschallleutnant **JOHANN R. VON MOSSIG**, um militärische Assistenz angesucht habe. Zu seinem Regiment und zu den vier Bataillonen, die ihm zur Verfügung standen, erwartete er weitere viereinhalb Bataillone und zwei Maschinengewehrabteilungen. In höchster Sorge war der schwer herzleidende **VICTOR ADLER** in Begleitung **OTTO BAUERS** in die Polizeidirektion geeilt. Dort beruhigte Oberpolizeirat **FRANZ BRANDL**. Die polizeilichen Vorkehrungen seien gegen *„Unbesonnenheiten"* gerichtet, die sich mit der Konstituierung des Nationalrats ergeben könnten. Adler hatte verstanden, Bauer sagte nichts.

Zurück im Landhaus gab Adler die Parteilinie der Sozialdemokratie vor: *„Wir wollen mit Ihnen, unseren Klassengegnern, keine Parteigemeinschaft bilden, kein Bündnis, keinen Burgfrieden schließen, wir bleiben Gegner, wie wir immer Gegner waren. Wir kommen hierher, um auch auf dem Boden dieses Parlaments unseren Kampf für das Proletariat, für die Demokratie, für den Sozialismus zu führen."* Der Fehdehandschuh war geworfen.

Der Beschluss zur Gründung Deutschösterreichs erfolgte dennoch einstimmig: *„Das deutsche Volk in Österreich ist entschlossen, seine künftige staatliche Ordnung selbst zu bestimmen, einen selbstständigen deutsch-österreichischen Staat zu bilden und seine Beziehungen zu den anderen Nationen durch freie Vereinbarungen mit ihnen zu regeln. Der deutsch-österreichische Staat beansprucht die Gebietsgewalt über das ganze deutsche Siedlungsgebiet, insbesondere auch in den Sudetenländern; jeder Annexion von Gebieten, die von deutschen Bauern, Arbeitern und Bürgern bewohnt werden, durch andere Nationen wird sich der deutsch-österreichische Staat widersetzen [...]"*





Ein neues Österreich war im Entstehen begriffen. An seiner Wiege standen Lagerdenken, Eigensucht und Massenelend auf der Straße.

10 Millionen Einwohnern zu einem Staat stieß auf den Widerstand der Tschechen, die einen eigenen Staat in den »historischen« Grenzen forderten. – Der deutschnationale Viktor Waldner (rechts unten) berief am 21. Oktober 1918 die Reichsratsabgeordneten der deutschsprachigen Wahlkreise zur konstituierenden Sitzung der Provisorischen Nationalversammlung ein.

Bereit für die Republik



Ministerpräsident Lammasch kam am 27. Oktober 1918 die beklemmende Aufgabe zu, die Habsburgermonarchie zu liquidieren. Die kaiserlichen Minister verwalteten nur mehr Angelegenheiten, die Österreich-Ungarn gemeinsam betrafen. Staatssekretäre der entstehenden Republik übernahmen Anfang November die Verwaltung der deutschösterreichischen Gebiete und arbeiteten Seite an Seite mit den kaiserlichen Ministern bis zur Ausrufung der Republik zusammen.

Ein Dreiparteienproporz aus Sozialdemokraten, Christlichsozialen und Deutschnationalen stellte sicher, dass keines der drei Lager übervorteilt oder benachteiligt wurde. Jeden Staatssekretär flankierten zwei Unterstaatssekretäre. Parteipolitische Differenzen behinderten daher die Arbeit der neuen Regierung in der Übergangszeit nicht.

Im gleichen Maße, wie das republikanische System an Festigkeit gewann, verlor das dynastische an Bedeutung. Kaiser Karl und seine Berater, von der neuen Lage überfordert, reagierten auf Herausforderungen nur noch konzeptlos. Um ehest zum Waffenstillstand zu gelangen, entwickelte Karl konfuse Ideen.

Am 28. Oktober 1918 beauftragte er den Wiener Bürgermeister Richard Weiskirchner eine Demonstration zu organisieren, die für den Frieden demonstrieren sollte. Was für die gegenwärtigen Politiker eine problemlose Angelegenheit darstellt, war für die damaligen ein unerhörtes Ansinnen. Weiskirchner wies es zurück. Auf Ablehnung stieß auch Karls Bemühung, der deutschösterreichischen Regierung die Unterzeichnung des Waffenstillstands zuzuschieben. Staatsrechtslehrer Hans Kelsen riet davon ab, weil formalrechtlich die Nationalversammlung zur Rechtsnachfolgerin der österreichisch-ungarischen Monarchie geworden wäre und die Verpflichtung auf sich geladen hätte, alle sich daraus ergebenden Folgen, wie z. B. Reparationsleistungen, zu tragen.

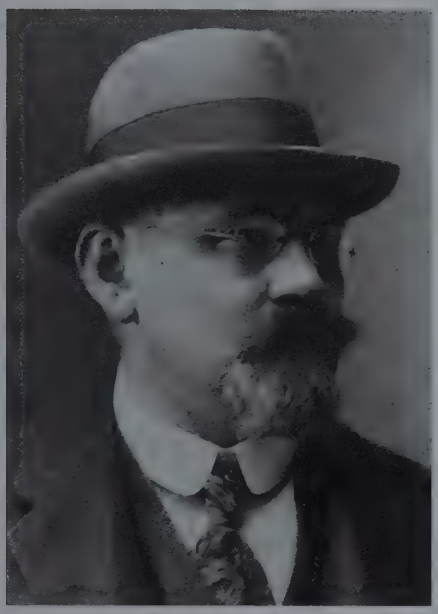
Nach Kelsens Rechtsauslegung war die Republik durch eine Dismembration – den Zerfall eines Staates in Bestandteile – entstanden und besaß daher kein Rechtsverhältnis zum Krieg, da es sie zu Kriegsbeginn nicht gab. Daher konnte sie keinen Krieg erklären, folglich auch keinen Waffenstillstand oder Frieden schließen. Von der Kriegsschuld unbelastet, sollte sie deshalb auch frei von Reparationen sein, so Kelsen.

Die Siegermächte vertraten freilich einen anderen Standpunkt. Sie betrachteten kurzerhand Österreich und Ungarn als noch im Kriegszustand befindlich und daher hatten beide Friedensverträge zu schließen.

Karls Idee einer Friedensdemonstration stieß unvermutet bei der linken Mitte auf Interesse. Sie rief am 29. Oktober das Volk auf: *„An die Bevölkerung! Es trennt uns nur mehr kurze Spanne Zeit von dem Friedensschlusse, der dem furchtbaren Morden ein Ende bereitet. – WIENER! Es gilt für den Frieden zu demonstrieren, den auch der Kaiser will, den aber seine Nutznießer noch im letzten Augenblick hinausschieben wollen. Männer und Frauen! Versammelt Euch heute um 5 Uhr nachmittags am Ballhausplatze vor der Hofburg. Für die radikaldemokratische Partei: Reichsratsabg. Zenker, Bez.-Vorst. Dr. Blasel, Else Beer-Angerer.“*

Etwa siebenhundert Personen fühlten sich angesprochen. Aber statt flammendem Zuspruch ernteten die Redner Blasel und Zenker Pfuirufe und Pfiffe. Nicht inhaltsleere Phrasen wollte die Menge hören, sondern Konkretes. Rufe nach Außenminister Andrássy wurden laut. Doch was sollte er sagen? So gab auch er nur Allgemeinplätze von sich: *„[…] Ich verspreche Ihnen alles Menschenmögliche*

Eine Vollsitzung des deutschösterreichischen Staatsrats im Dezember 1918 (oben). 1. Staatskanzler Karl Renner, 2. Karl Seitz, 3. Franz Dinghofer, 4. Jodok Fink.



aufzubieten, um je nach den Umständen Ihnen einen guten und schnellen Frieden zu verschaffen." Wieder reagierte die Menge unzufrieden: *„Pfui Andrássy! Anschluss an Deutschland! Hoch die Republik!"*, gellte es über den Platz.

Mittlerweile war die Zahl der Demonstranten auf 2.000 angewachsen und der Außenminister zog sich schleunigst, angesichts der erregten Menge, zurück. Tatsächlich attackierten die abziehenden Demonstranten Wachorgane und zertrümmerten die Fensterscheiben von Straßenbahnen. Die Revolution warf ihre Schatten voraus.

Am selben Tag konstituierten sich im Niederösterreichischen Landhaus in Wien die deutschböhmischen Reichsratsabgeordneten zur Provisorischen Landesversammlung für Deutschböhmen. Einstimmig legten sie das Bekenntnis für die Zugehörigkeit zu Deutschösterreich ab und erhoben Reichenberg zu ihrer Landeshauptstadt.

Am 30. Oktober 1918 trat die Provisorische Nationalversammlung zur Beschlussfassung über die Errichtung des Staates Deutschösterreich zusammen. Die Sozialdemokraten stellten allerdings Bedingungen, sollten sie sich an einer bürgerlichen Regierung beteiligen.

Sinnvolle Forderungen mischten sich mit anderen. Die Aufhebung der Militarisierung der Betriebe, die Unterstützung Arbeitsloser, Pressefreiheit sowie Amnestie für politische Gefangene waren zu begrüßen, nicht überlegt hingegen war die Anerkennung der vollständigen Unabhängigkeit anderer Nationen bzw. der Verzicht auf Gebiete mit deutscher Minderheit, denn die freiwilligen Zugeständnisse nahmen einer künftigen aktiven Außenpolitik wirksame Druckmittel.

Fragwürdig war auch die Ernennung der Staatssekretäre durch den Staatsrat. Er sicherte zwar das Proporzsystem, lähmte aber auf Dauer die politische Flexibilität. Die Bedingungen, Außen- und Innenministerium sowie die Landesverteidigung müssten sozialdemokratischen Staatssekretären unterstehen, gerieten in Verdacht des versuchten Linksputsches auf legaler Basis. Eine Einigung mit den Christlichsozialen und den Deutschnationalen kam dennoch zustande.

Das Verdienst der Sozialdemokraten

Am selben Tag stimmten die Abgeordneten der von Karl Renner ausgearbeiteten provisorischen Verfassung zu und wählten den Staatsrat, um die Voraussetzungen für die Übernahme der Regierungs- und Vollzugsgewalt zu schaffen.

Auch Renners wichtigstes Anliegen, die Volkssouveränität und ihr uneingeschränkter Herrschaftsanspruch über das Parlament, als Repräsentant des Volks, fand seine Fixierung in der Verfassung. Dem Gebot der Volkssouveränität wurde auch der nach dem Proporz besetzte Vollzugsausschuss unterworfen.

Das Parlament sollte das österreichische Volk, der Staatsrat als proportional gewählter Parlamentsausschuss das Gesamtparlament repräsentieren. Sogar die Staatssekretäre konnten als »Volksbeauftragte« gelten, da sie der Staatsrat ernannte. Das Volk sollte in allen entscheidenden Verfassungsorganen bis zum Staatsratsdirektorium und den Staatssekretären vertreten sein, um solcherart nach dem Proporz alle politischen Lager an der Machtausübung zu beteiligen. Sogar den Minderheiten räumten die Abgeordneten ein, *„unter allen Umständen bis zu einem gewissen Grade mitregieren"* zu können.

Renner erklärte 1920 dazu: *„Die Proportionalvertretung soll die verhältnismäßige Anteilnahme aller an der Regierung und Verwaltung an Stelle der Herrschaft des einen über den anderen, somit die Mitregierung an Stelle der Alleinherrschaft (der Diktatur) setzen. Die Verfassung sieht in dieser Bestimmung ein wesentliches und spezifisches Merkmal wahrer Demokratie."*

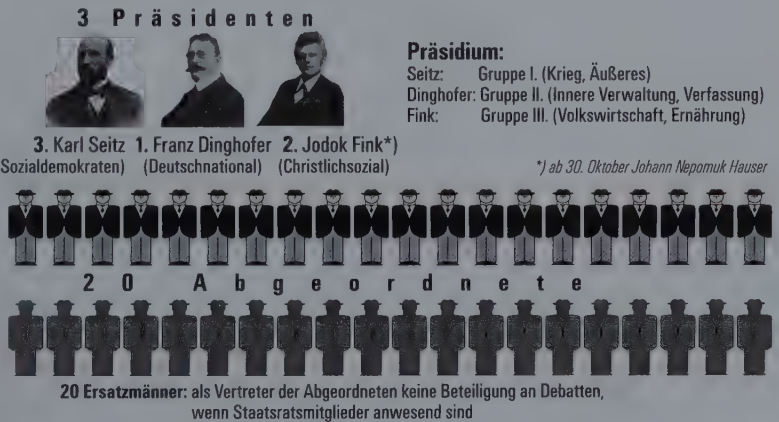
Es ist das unleugbare Verdienst der Sozialdemokratie, als einzige politische Bewegung dieses ausgefeilte Konzept entwickelt zu haben, während alle anderen Parteien untätig geblieben waren und die Zeichen der Zeit nicht verstanden hatten. Ihre Zustimmung zu den sozialdemokratischen Rahmenbedingungen ist daher aus der augenblicklichen Unfähigkeit, ähnliche demokratisch reife Vorschläge bieten zu können, zu erklären.

Eine revolutionäre Staatsgründung

Bis zur Wahl einer konstituierenden Nationalversammlung übte die Provisorische Nationalversammlung die oberste Staatsgewalt aus. Die bisherigen obersten Organe der Monarchie waren damit abgesetzt. Da die geltende Verfassung von 1867 kein Absetzungsverfahren vorsah, erfolgte die Gründung der Republik – die noch keine war – auf revolutionärem Wege. Noch galten für den neu errichteten Staat die Gesetze und Einrichtungen der Monarchie, soweit sie Beschlüssen der Nationalversammlung nicht entgegenliefen.

Diese Beschlüsse kamen einer provisorischen Verfassung gleich. Die in der Folge verabschiedeten Gesetze wurden mit Beschluss vom 30. Oktober 1918 zum legislativen Gerüst des provisorischen Staates und zum eigentlichen Gründungstag der »Ersten Republik«.

Noch war der Staat keine »Republik«, aber der Charakter der provisorischen Verfassung ist bereits als republikanisch anzusehen.



Der 60-jährige Karl Renner im Jahre 1930 (oben). – Die Staatsorgane nach der Verfassung vom 30. Oktober 1918 (unten).

Ein Reich in Auflösung



Im Ordnungsvakuum einer sich auflösenden Armee und einer orientierungslos gewordenen Exekutive, die der kaiserlichen und der republikanischen Regierung weisungsgebunden war, brachen in den Städten schwere Unruhen aus. Ab dem 29. Oktober 1918 beherrschten Gewalttätigkeit, Plünderung, Mord und Totschlag den Alltag. In Wien versuchte Polizeipräsident Johannes Schober den Aufruhr unter Kontrolle zu halten.



Die Wut des Pöbels richtete sich wie in der Tschechoslowakei vor allem gegen habsburgische Symbole. Aufschriften mit dem Zusatz k. k. wurden von den Fassaden gerissen, Offiziere und Eisenbahnbedienstete wegen der Kokarde an den Mützen attackiert. Weil Kriegsminister **Rudolf Stöger-Steinbach** und sein Adjutant, Feldmarschallleutnant **Karl Freiherr von Bardolf**, die Entfernung der Kokarden von den Mützen verweigerten, ging die Menge tätlich gegen sie vor. Im Hotel Krantz stürmte ein betrunkener Feldwebel die Eingangshalle und forderte, die Pistole im Anschlag, die Auslieferung eines Offiziers, der noch die Kokarde an der Kappe trug.

Der Aufruhr griff auf die Haftanstalten über. In der Militärstrafanstalt Möllersdorf überwältigten 200 Schwerverbrecher die Aufseher und entflohen in die Wälder des Anningers. Nur ein Häftling verließ seine Zelle nicht: Oberleutnant **Hofrichter**. Der zu lebenslangem Kerker Verurteilte hatte, vom Ehrgeiz besessen, in den Generalstab berufen zu werden, mehrere vor ihm gereihte Anwärter durch Gift zu ermorden versucht. Hofrichter wurde später begnadigt.

Während in Deutschösterreich der von Linksextremisten aufgehetzte Pöbel randalierte, marschierte in Budapest die Revolution.

Am 1. November ermordeten Radikale den ungarischen Ministerpräsidenten **Tisza** und ergriffen unter **Michael Graf Karolyi**, dem Führer der Unabhängigkeitspartei und »Herrn des größten Latifundienbesitzes Ungarns«, die Macht. Er löste formell Ungarn vom Hause Habsburg.

Die Nachricht vom Abfall Ungarns stürzten Kaiser **Karl** und Kaiserin **Zita** in helle Aufregung. Bisher galt ihr ganzes Vertrauen den Honvéds. Auf ihre Loyalität bauend hatten sie ihre Kinder nach Schloss Gödöllö bei Budapest in Sicherheit gebracht. Nun drohte ihnen die Geiselnahme durch ungarische Revolutionäre.

In nächtlicher Autofahrt holte der Polizeikommissär von Wien, **Otto Steinhäusl**, die Kinder nach Schönbrunn zurück. *„Er war"*, schildert der Polizeibericht über die Fahrt, *„durch das Erlebnis so hergenommen, dass er kaum sprechen konnte."*

Den Entwicklungen zeigte sich der Monarch nicht mehr gewachsen. Während Ministerpräsident Heinrich Lammasch am 31. Oktober den Vertretern des deutschösterreichischen Staatsrats, **Karl Renner** und **Karl Seitz**, die Regierungsgewalt übergab, versuchte Karl die Verantwortung des Abschlusses eines Waffenstillstands abzuwälzen. Vergeblich. Weder die provisorische Regierung noch die Militärs waren bereit, sie zu übernehmen.

Das erste Schlachtschiff der k. u. k. Marine, »Viribus unitis«, 21.000 BRT, 1.046 Mann, Baukosten 60 Millionen Kronen, im Manöver (oben). Auf Befehl Kaiser Karls I. übergab Flottenkommandant Konteradmiral **Miklos von Horthy** *am 30. Oktober die k. u. k. Flotte an Südslawien, obwohl ein Waffenstillstand noch ausstand. Die italienische Generalität, über den marinen*

Zwei entscheidende Tage für die Selbstfindung Österreichs

In der Residenzstadt Wien glich die Staatsbildung jener der neuen Nationalstaaten. Sie vollzog sich nur etwas verhaltener, da zwischen mehreren staatspolitischen Entscheidungen gewählt werden musste. Die Siegermächte forderten zwar ultimativ eine verhandlungsfähige Konstituante, ließen aber offen, ob das neue Österreich mit den jungen Nationalstaaten kooperieren oder den Anschluss an das Deutsche Reich suchen sollte. Das Anschlussverbot wurde erst später ausgesprochen. So durfte sich Restösterreich, von allen Parteien gutgeheißen, »Deutschösterreich« nennen. Aber wie bei den Nachfolgestaaten entschied sich auch das Schicksal Österreichs in den Oktober- und Novembertagen des Jahres 1918.

Die unterschiedlichen Perspektiven der Parteien zeigten sich am 21. Oktober, als sich die Provisorische Nationalversammlung konstituierte. Josef Redlich, Finanzminister des letzten kaiserlichen Kabinetts, notierte: *„Adler verlangt die Republik, die Christlichsozialen die Monarchie, die Deutschnationalen den Anschluss an das Deutsche Reich."*

Aus der Wahl von 1911 fanden sich 212 Mandatare ein. 102 Deutschnationale verschiedener Gruppen, 40 Sozialdemokraten, 67 Christlichsoziale und 3 »Wilde« richteten unter dem Präsidium von Franz Dinghofer, Jodok Fink und Karl Seitz eine gemeinsame Proklamation an das »deutschösterreichische Volk«, in der sie die Errichtung eines deutschösterreichischen Staates aller deutschsprachigen Siedlungsgebiete der Monarchie, den Zugang zum Meer und die Bereitschaft, eine Föderation mit den neuen Nationalstaaten einzugehen, verkündeten. Noch ist Deutschösterreich kein staatlicher Organismus, und die Bevölkerung nimmt die Sitzung gar nicht wahr, wie der spätere Bundespräsident Michael Hainisch bedauert, der das Geschehen von der Galerie beobachtete.

Starke Worte fielen damals schon, die zwanzig Jahre später, 1938, aktuell wurden. Der Abgeordnete der »Nationalsozialistischen Arbeiterpartei«, Hans Knirsch, lehnte den Gedanken an eine Vereinigung Deutschösterreichs mit den *„slavischen Staaten"* strikte ab. Im nationalen, sozialen und kulturellen Interesse forderte er den staatsrechtlichen Anschluss an das Deutsche Reich. Außenpolitik und Handel mit den neuen Staaten müsse im Interresse des Gesamtdeutschtums erfolgen. Seine Rede und seine Schlussworte: *„Es lebe das freie, soziale Alldeutschland"*, ernteten allgemeinen Beifall.

Die zweite Sitzung der Provisorischen Nationalversammlung am 30. Oktober fand eine tumultuöse Herrengasse wieder, in der erst um Mitternacht die Demonstranten, die, je nach Gesinnung, die Abdankung des Kaisers, den Anschluss an Deutschland, Frieden und anderes forderten, Fenster und Auslagen einschlugen und Offizieren die Kokarden von den Uniformen rissen, von der Polizei vertrieben wurden.

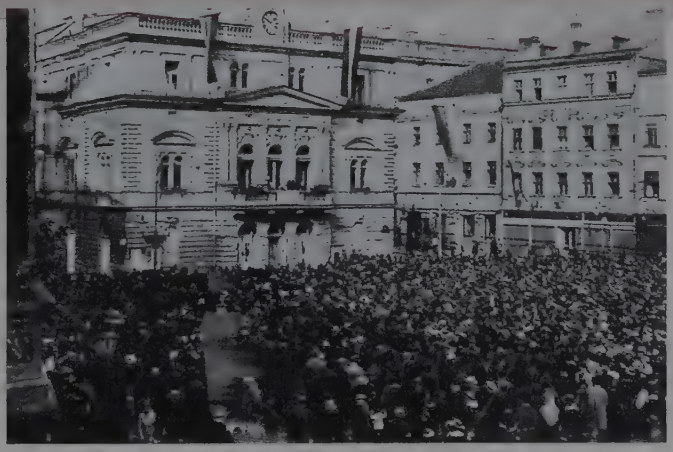
Im Landhaus aber wurde einstweilen die von Karl Renner ausgearbeitete provisorische Verfassung angenommen, ein 22-köpfiger Staatsrat mit drei Präsidenten (Dinghofer, Johann Nepomuk Hauser, Seitz) gewählt, Renner zum Staatskanzler und Regierungschef bestimmt, eine vollständige Regierung gebildet und deren dreizehn Ressorts mit Staatssekretären besetzt. (Deutsch-) Österreich befand sich auf dem Weg der staatlichen Konsolidierung. Das gemeinsame Ziel, ein neues Österreich zu errichten, einte noch.

Die Deutschen Böhmens und Mährens traten zusammen

Die deutschösterreichische Provisorische Nationalversammlung versuchte alles, um die überwiegend von Deutschen besiedelten Gebiete in der Tschechoslowakei in ihre Obhut zu bringen.

In einer Friedensnote an US-Präsident Wilson wies sie auf das von ihm propagierte Selbstbestimmungsrecht der Völker hin und erhoffte seine Unterstützung bei der Vereinigung der 9,7 Millionen Deutschen in einem Deutschösterreich: *„[...] jetzt, da die anderen Nationen darangehen, ihre selbstständigen Staaten zu bilden, konstituiert sich auch die deutsche Nation als selbstständiger Nationalstaat [...]."*

Von den 96 böhmischen Bezirken waren mehrheitlich 36 von Deutschen bewohnt. Siedlungsschwerpunkte lagen in Böhmen, Mähren und Schlesien. Insgesamt lebten in den Ländern der Wenzelskrone 3.512.682 Deutsche. *„Das Zeitalter der Demokratie in Mitteleuropa"*, führte die Note aus, *„kann nicht damit beginnen, dass ein Volk von dreieinhalb Millionen Menschen mit Waffengewalt einem Volk von 6,3 Millionen Menschen unterworfen wird."*



In Troppau protestierten 15.000 Vertreter aus ganz Schlesien gegen die Einverleibung in den tschechoslowakischen Staat.

Ein dauerhafter Friede wäre unmöglich, so die Note weiter, es würde eine deutsche Irredenta geschaffen werden und schlug vor: ein Plebiszit wäre deshalb der beste Weg, um allen Volksgruppen Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen. Wilson reagierte darauf nicht. Ein Unruheherd entstand, der in direkter Linie 1938 zum »Abkommen von München« führte und im weiteren 1939 zur Zerschlagung der so genannten Restschechei. Ein halbes Jahr später brach der zweite europäische Krieg aus, der in den Zweiten Weltkrieg mündete.

Am 29. Oktober 1918 konstituierten sich die Abgeordneten aus den deutschsprachigen Wahlbezirken Tschechiens im Niederösterreichischen Landhaus zum deutschböhmischen Landtag. Landeshauptstadt sollte Reichenberg (Liberec) werden, das einen besonders hohen deutschen Bevölkerungsanteil verzeichnete. Von insgesamt 36.350 Einwohnern waren 32.893 Deutsche.

Den Deutschen Böhmens folgten nun die in Mähren und Schlesien. Sie traten zur Landesversammlung zusammen und nannten ihr Siedlungsgebiet offiziell »Sudetenland«, ein Begriff der schon 1902 aufgekommen war. Hauptstadt sollte Troppau werden. Eine weitere Landesregierung wollte Deutschsüdmähren von Brünn aus regieren. Das deutschsprachige Gebiet Südböhmens gedachte man Oberösterreich anzugliedern, wie es im Dritten Reich auch geschah.

Zuversichtlich, dass es gelingen könnte, die Deutschen Böhmens, Mährens und Schlesiens einem Deutschösterreich anzugliedern, war niemand.

Kräftezuwachs des Nachbarstaates besorgt, ließ die »Viribus unitis« in der Nacht zum 1. November versenken. Ein Großteil der Besatzung und der erste jugoslawische Flottenkommandant, Kapitän Janko von Vuković, kamen dabei ums Leben. – Wiener Kaufleute schützen ihre Schaufenster mit Bretterwänden vor plündernden Banden (links unten).

Der Geist von 1848



Eine solche Gewaltbereitschaft, wie sie am 31. Oktober 1918 über Wien lastete, hatte die Stadt seit den Revolutionstagen von 1848 nicht mehr erlebt. Tatsächlich trat dieser Geist von 1848 siebzig Jahre später erneut an derselben Stelle, im Niederösterreichischen Landhaus, auf, aber tiefgehender, denn er nahm von zwei großen ideologischen Strömungen Besitz: von der sozialdemokratischen und der großdeutschen, die beide mit Brüchen in den Nationalsozialismus mündeten.

1918 dachten auch die Sozialdemokraten großdeutsch. Nicht wegen der vermeintlichen wirtschaftlichen Notlage, die ein Überleben des klein gewordenen Österreichs unwahrscheinlich erscheinen ließ, sondern weil sie glaubten, die Ideale von Freiheit und Demokratie, die damals in der Frankfurter Paulskirche geboren wurden, nun verwirklichen zu können.

Über die realen Vorkommnisse des 31. Oktober 1918 berichtet das Polizeiprotokoll von Oberpolizeirat Franz Brandl, der rechten Hand des Polizeipräsidenten von Wien, Johann Schober.

„Abends: Große Soldaten-Versammlung beim ›Lembacher‹ auf der Landstraße, wo seinerzeit die Rekrutierungen und Musterungen stattgefunden haben. Die Leute bemühen sich, zu einer Führung und Organisation und damit selbst zu Ruhe und Ordnung zu kommen. Die Worte klingen natürlich sehr radikal. Man merkt, dass in der bisherigen Sinnlosigkeit des Redens und Tuns dem Bolschewismus vorgearbeitet wird. Dieser wird immer rühriger. Man hört den Ruf, eine rote Garde zu bilden; der ›Soldaten-, Arbeiter- und Bauernrat‹ nach russischem Muster beginnt in den Köpfen zu spuken. Zweitausend Soldaten, geführt von Offizieren, ziehen mit roten Fahnen vor das Kriegsministerium."

Doch diesmal begnügten sie sich nicht mit Reden und Parolen. Sie zogen weiter zu »Drehers Etablissement«, einer ebenfalls im 3. Wiener Gemeindebezirk gelegenen Gaststätte. Im rauchgeschwängerten Bierdunst überfüllter Säle wählten sie durch Akklamation ihre »Soldaten- und Arbeiterräte« – der Bauernstand fehlte –, wie sie es den russischen Bolschewiki abgeschaut hatten.

Nun hätte die Polizei einschreiten müssen, denn das Tun grenzte an revolutionäre Umtriebe, doch sie blieb in Deckung. Zahlenmäßig unterlegen, »observierte« sie zwar, übte sich im Übrigen aber in Zurückhaltung, solange kaiserliche Embleme an den Uniformen die Arbeiter mehr provozierten als beeindruckten. An diesem Abend des 31. Oktobers resignierte Polizeipräsident Johann Schober, er stellte sein Amt zur Verfügung. Doch Kaiser und Staatsrat lehnten die Demission ab. Dem Kaiser kam keine Bedeutung mehr zu, aber die Delegierten des Staatsrates ergriffen die Gunst des Augenblicks und nahmen Kraft ihres Amtes Schober und gleich die gesamte Exekutive unter Eid. Deutschösterreich unterstellt, trat augenblicklich eine Entschärfung des angespannten Verhältnisses zwischen Arbeiterschaft und Exekutive ein.

Für die Sozialdemokratie bestand in der Sicherheitsfrage dennoch weiterhin Handlungsbedarf. Denn sie hatte aus dem Debakel von 1848 Lehren gezogen. Der Fehler von damals, Wachorgane und Militär den Dynasten zu belassen, durfte sich nicht wiederholen. Noch hatte Kaiser Karl nicht abgedankt, die Übergabe der Regierungsgewalt durch Ministerpräsident Lammasch an die zwei Vertreter des Staatsrats, die beiden führenden Sozialdemokraten Karl Renner und Karl Seitz, ging über einen formalen Rahmen nicht hinaus. Verständlich, dass sich der am selben Abend eröffnete Parteitag der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei dieser Fragen bevorzugt annahm.

Zum ersten Mal in der Geschichte der SDAP hatte sie die Chance, die Regierungsgewalt auszuüben. Der schwer kranke Victor Adler nahm am Parteitag nicht mehr teil. An seiner Stelle trat Otto Bauer als Sprecher der Partei auf und sein Bericht über die politische Lage beeindruckte die Delegierten.

Bauer trat für den Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich ein, den er schon im April 1918 in der parteiideologischen Schrift »Der Kampf« veröffentlicht hatte und der von Victor Adler unterstützt wurde. Adler führte am 21. Oktober in der Provisorischen Nationalversammlung aus: Sollten die Nachfolgestaaten einen »freien Völkerbund« ablehnen, wird *„der deutsch-österreichische Staat […] gezwungen sein, sich als Sonderbundesstaat dem Deutschen Reich anzugliedern"*.

Bauer warnte aber davor, die gegenwärtige politische Revolution – die eine Änderung des staatlichen Systems zum Ziel habe –, in eine soziale zu verwandeln, die nach einer Beseitigung wirtschaftlicher Ungleichheiten strebt. Genau diese Revolution lag aber geradezu in der Luft. Die Zeit drängte. Die neue Staatsgewalt brauchte die Instrumente, um Sicherheit und Ordnung auch exekutieren zu können, Polizei und Militär unterstanden noch der kaiserlichen Regierung.

Der ehemalige k. u. k. Artillerieleutnant Julius Deutsch erkannte nicht nur die Gefahr, die von

Aufmärsche und Versammlungen allerorts. Im Bild oben eine Demonstration aktiver und abgerüsteter Soldaten am 3. November 1918 vor dem Konzerthaus. Bevorzugte Versammlungsorte sind die Großgaststätten im 3. Wiener Gemeindebezirk.



der Straße ausging, sondern auch die Probleme, die von den heimkehrenden Soldatenmassen drohten. Deutsch, seit 1909 im Zentralsekretariat der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei tätig, ergriff die Initiative.

Er schlug dem Parteitag die Umwandlung des gegenwärtigen Heeres in eine Volkswehr vor, und erntete Zustimmung, da dies einem langgehegten Wunsch der Sozialdemokratie entsprach. Die sowjetrussischen Bolschewiki hatten ihn verwirklicht und die Linksradikalen im Deutschen Reich waren auf dem Weg, dem Vorbild zu folgen. Doch im Gegensatz zu diesen, beabsichtigte Deutsch keinen Einsatz der Volkswehr zur Erreichung revolutionärer Ziele.

Am Abend des letzten Tags des Parteitreffens, am 1. November 1918, als nur noch wenige Delegierte, überwiegend vom linken Flügel, anwesend waren, hastete Gustav Harpner, der Anwalt des in der Strafanstalt Stein inhaftierten Friedrich Adler atemlos in die Versammlung, und überraschte diese mit der Nachricht, dass sein Mandant frei sei. Für Adlers Enthaftung war am Vortag noch demonstriert worden, aber eine allgemeine Amnestie des Kaisers – auch für den Bruder des christlichsozialen Arbeiterfunktionärs Leopold Kunschak, Paul Kunschak, der den sozialdemokratischen Arbeiteragitator Franz Schuhmeier am 11. Februar 1913 erschossen hatte –, brachte die unerwartete Haftentlassung. Jubelnd wählten die »Linken« Adler zu »ihrem« Vorstand, kaum bedenkend, dass sie die Partei vor die Spaltung stellten. Ihre Zukunft hing jetzt von Friedrich Adler ab.

Für Julius Deutsch, dessen Vorschlag zur Errichtung einer Volkswehr der Parteitag angenommen hatte, gebot sich doppelte Eile. Nun galt es, nicht nur der Dynastie ein Machtinstrument zu entwinden, sondern dieses der Partei zur Verfügung zu stellen, um gegen mögliche innere Auseinandersetzungen gerüstet zu sein.

Julius Deutsch gründet die Volkswehr

Noch in der Nacht vom 2. zum 3. November beriet Deutsch Details der geplanten Volkswehr mit sozialdemokratischen Militärs. Deutsch beabsichtigte die Aufstellung einer Miliz, die ein Übergangsheer, ein Vorläufer einer zukünftigen »neuen Wehrmacht« sein sollte. Mannschaften waren anzuwerben, Kasernen auf Stichwort blitzartig zu besetzen, der Widerstand noch aktiver Offiziere *„sofort und mit allen Mitteln"* zu brechen.

Linksradikale wollte er auf sanfte Art gewinnen. Die Volkswehr erhielt bolschewistische Strukturen, statt der Offiziere kommandierten gewählte Soldatenräte, die Deutsch aus dem Kader ihm vertrauter Sozialdemokraten rekrutierte und die allesamt in der k. u. k. Armee gedient hatten. Damit unterband er Konflikte innerhalb der bunt zusammengewürfelten Truppe und sicherte der Partei den Einfluss auf das künftige Heer.

Da keine der Parteien über ein Wehrkonzept verfügte, ernannte der Staatsrat am 3. November Julius Deutsch zum Unterstaatssekretär für das Heerwesen und übertrug ihm die Organisation der Volkswehr. Vorher musste freilich die alte k. u. k. Armee liquidiert werden, der Staatsrat tat dies mit wenigen lapidaren Worten: *„Der Staatsrat hat die Mitteilung des A.O.K. entgegengenommen, dass sich das A.O.K. infolge der vollständigen Auflösung der Armee gezwungen gesehen hat, sich den Bedingungen der Sieger zu unterwerfen."* Ein Federstrich genügte, um eine Institution, die über Jahrhunderte einem großen Reich Schutz und Schirm geboten hatte, auszulöschen.

Noch am selben Tag nahmen der deutschnationale Heeresstaatssekretär Josef Mayer, der christlichsoziale zweite Unterstaatssekretär und Ressortleiter Erwin Waihs und der sozialdemokratische Julius Deutsch neben den Räumen des noch amtierenden kaiserlichen Kriegsministers Rudolf Stöger-Steiner Freiherr von Steinstätten im k. u. k. Kriegsministerium am Wiener Stubenring die Arbeit auf.



Während der Oktober-November-Tage 1918 beherrschten drei Klassen die Straßen Wiens: Arbeiter und gemäßigte Heeresangehörige bzw. abgerüstete, die der Sozialdemokratie nahestanden; in geringerer Zahl radikale Arbeiter und Militärs, die dem Bolschewismus anhingen; und Studenten, die dem deutschnationalen Lager zugehörten (oben im Bild). Die Christlichsozialen zeigten sich nicht. An regulären Militärs – immerhin stand in Italien noch die Front – verfügte Stadtkommandant Feldmarschallleutnant Johann R. von Mossig am 1. November über vier Kompanien, die Schönbrunn, die Hofburg, das Belvedere und das Augartenpalais sicherten.

*Julius Deutsch (oben, * 2. 2. 1884 Lackenbach, Westungarn, † 17. 1. 1968 Wien), gelernter Buchdrucker, studierte Rechtswissenschaft und promovierte 1908. 1918/19 Unterstaatssekretär, 1919/20 Staatssekretär für Heereswesen, stellte 1923/24 aus Volkswehrleuten den Republikanischen Schutzbund auf, dessen Obmann er bis 1934 war.*

Lenin ruft Österreich

Julius Deutsch hatte im Auftrag der Partei darauf zu achten, dass ihr keine *„reaktionären Aktionen"* drohten, sondern die Volkswehr auf einer *„demokratischen Grundlage"* – wie die »Arbeiter-Zeitung« am 5. November schrieb – Garant sein müsse, dass die neue Wehrmacht nicht zu *„einem Heer der Reaktion"* werde. Die Befürchtungen einer solchen Entwicklung waren nicht unbegründet, wie die rechtsradikalen Freikorps im Deutschen Reich zeigten.

Während in den Kasernen die Vereidigung der Soldaten auf Deutschösterreich – unter Aufsicht einer *„organisierten Arbeiterschaft"* – aufgenommen wurde, rückten die ersten Volkswehreinheiten zur Bewachung von Depots und Magazinen aus.

Die ursprüngliche Absicht, der Volkswehr auch Aufgaben einer Stadtpolizei zu übertragen, wurde im Sinne des Proporzes fallen gelassen. Dafür beschloss der Staatsrat am 2. November den Aufbau einer »Stadtschutzabteilung« für Wien und unterstellte diese dem christlichsozialen Staatssekretär für Inneres, Heinrich Mataja.

Die auf freiwilliger Meldung basierende Volkswehr stieß in der Bevölkerung und in der Arbeiterschaft auf wenig Gegenliebe. Hingegen traten ihr aus existentieller Not viele Berufsoffiziere – auch Ritter des Militär-Maria-Theresien-Ordens – bei. Der Bundespräsident der Zweiten Republik, Generalstabsoberst Theodor Körner, zählte zum Kommando.

Das Oberkommando der Miliz übernahm auf Antrag des Wiener Bürgermeisters Karl Seitz der ehemalige Chef des Präsidialbüros im k. u. k. Kriegsministerium, Feldmarschallleutnant Adolf Boog. Der etwas eigenwillige Boog stellte Offiziersbataillone auf und plante im Frühjahr 1919 Westungarn – das spätere Burgenland – zu besetzen. Julius Deutsch lehnte den Vorschlag ab: er wolle einem »sozialistischen« Staat – dem rätekommunistischen Ungarn Béla Kuns – kein Land rauben, begründete er, und beruhigte den linken Flügel seiner Truppe.

Die Boog'schen Offiziersbataillons kamen am anderen Ende Österreichs zum Einsatz. In Vorarlberg unterbanden sie den regen Warenschmuggel mit der Schweiz. Seine konservative Einstellung schürte fortwährend Konflikte mit dem linksradikalen Hauptmann des Volkswehrbataillons 41, Josef Frey, Boog quittierte noch 1919 den Dienst.

Die »Rote Garde« – so nannte Lev Trotzkij die ersten bewaffneten Formationen der Bolschewiki in Petrograd während der Oktoberrevolution – warb in der Zwischenzeit auf eigene Faust Freiwillige. Vor dem Deutschmeisterdenkmal bei der Rossauer Kaserne am Wiener Schottenring lockte ein »Einberufer«: Bei der »Roten Garde« *„gibt es keine Chargen, sondern nur Führer"*, [...] *„dass überhaupt in allem vollständige Gleichheit herrschen soll, wie wir in der ganzen Welt weismachen wollen. Es sollen sich daher alle melden, die vom Militär zurückkommen, die einmal desertiert sind oder abgestraft wurden, dort sei jeder aufgenommen."*

Auch sonst legten die »Roten« ein eigenständiges Gehabe an den Tag. Der ehemalige Korporal Haller sprach kurz und bündig bei Seitz vor und forderte von ihm für die »Rote Garde« Sitz und Stimme im Staatsrat. Seitz musste abwinken, aber er empfahl Haller, einen Verein zu gründen.

Haller und seine 200 Gefolgsleute folgten dem Ratschlag zwar nicht, aber sie schlugen in der Stiftskaserne im 7. Wiener Gemeindebezirk ihr Hauptquartier auf und richteten am 4. November 1918 ein Rekrutierungsbüro ein, das sich regen Zulaufs erfreute. Innerhalb von zwei Stunden meldeten sich über 1.000 Freiwillige. Die ob des Erfolges zufriedenen Gesichter der roten Gardisten wurden länger, als die Hälfte der Angeworbenen nach dem Empfang von Uniformen und Verpflegung auf Nimmerwiedersehen verschwanden.

Die allgemeine Unruhe in der Bevölkerung beschränkte sich nicht auf Wien. In Salzburg beugte sich der sozialdemokratische Parteisekretär Josef Witternigg dem Druck von Linksaußen und unterstützte die Wahl von Soldatenräten. In der Steiermark traten die politischen Parteien zu Beratungen zusammen, um eine Provisorische Landesregierung zu bilden. In Innsbruck rief der »Tiroler Nationalrat« einen Wehrausschuss ins Leben und bat um deutschen Schutz im Falle der Besetzung durch italienische Truppen.

In Wien sahen die Sozialdemokraten der Ankunft Friedrich Adlers am 2. November mit gemischten Gefühlen entgegen. Sein Mord an Ministerpräsident Stürgkh und seine brillante Verteidigungsrede vor Gericht ließen ihn für viele Parteigenossen als überragende Person der Bewegung erscheinen. Der linke Parteiflügel verehrte ihn



Otto Bauer

Der rhetorisch begabte, liberale Otto Bauer beeindruckte auf dem Parteitag der Sozialdemokraten zwischen 30. Oktober und 1. November 1918 die Tagungsteilnehmer. Ohne lange Debatten fassten sie eine Reihe zukunftweisender Beschlüsse: Deutschösterreich wird eine demokratische Republik und erkennt die Selbstständigkeit der anderen Nationalstaaten vorbehaltlos an. Die Beziehungen zu ihnen wird es auf freundschaftlicher Basis aufbauen, damit jede Feindschaft zwischen den Nationen vermieden werde und der Frieden erhalten bleibe. Doch dürfe keiner der neuen Staaten Territorien beanspruchen, in denen die Mehrheit der Bevölkerung einer anderen Nation angehörten. Damit traten die Parteitagsdelegierten den Ansprüchen der Tschechoslowakei auf die Sudetendeutschen entgegen. Volksabstimmungen unter Kontrolle von Neutralen sollten in strittigen Fällen zu Entscheidungen führen.

Würden die anderen Nationen den Zusammenschluss mit Deutschösterreich ablehnen, müsste das selbstständig nicht lebensfähige Deutschösterreich als selbstständiger Bundesstaat dem Deutschen Reich beitreten. Der Parteitag ermächtigte die sozialdemokratischen Abgeordneten, an der Regierung des neuen Staates so lange teilzunehmen, als dies zur Sicherung der jüngsten demokratischen Errungenschaften notwendig erscheine. Weitere Beschlüsse betrafen die Umwandlung des Heeres in eine Volksmiliz, das Recht auf Arbeit und notfalls auf Arbeitslosenunterstützung (eine hier zum ersten Mal in der Geschichte der Arbeiterbewegung beschlossene soziale Maßnahme), weiters die Enteignung von im Besitz des Kapitals, des Adels und der Kirche befindlichen Grund und Bodens sowie die Einführung des Proportionalwahlrechts.

*Otto Bauer (oben, * 5. September 1881 in Wien, † 5. Juli 1938 in Paris), Sohn eines wohlhabenden jüdischen Textilfabrikanten, war von 1918 bis 1934 Parteivorsitzender der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Österreichs (SDAPÖ) und gab ihr als Chefideologe die als „Austromarxismus" bezeichnete und 1926 im »Linzer Programm« festgeschriebene Richtung vor.*

geradezu als Held und Märtyrer, der gemäßigte Teil der Partei verhielt sich neutral. Von Friedrich Adler hing ihre Zukunft ab.

Adler ließ keine Zweifel aufkommen. Sein Bekenntnis zur Partei und dem Weg, den sie eingeschlagen hatte, war eine unmissverständliche Absage an die Extremisten. Adlers klare Haltung ersparte der SDAPÖ die Spaltung, nicht aber die andauernden internen Querelen, die mitunter die konstruktive Arbeit schwer behinderten. Den Ruf, »Bürgerschreck« zu sein, verdankte die SDAPÖ den Radikalen innerhalb der Bewegung.

Den konservativen Parteien der Ersten Republik kamen die parteiinternen Konflikte gelegen, sie nützten sie, um bei ihren Wählern Emotionen und Aversionen zu wecken, zudem schwächten sie die SDAP und machten ihre Führung zu Getriebenen, die zwischen partiellem Nachgeben und Halten des gemäßigten Kurses pendelten. Auch die Gründung der Kommunistischen Partei Österreichs änderte nichts an dem schwierigen Balanceakt der Führung.

Die Distanzierung Friedrich Adlers enttäuschte naturgemäß den radikalen Teil der Partei, dem nach verfrühter Hoffnung schlagartig die Galionsfigur abhanden gekommen war. Die führenden Köpfe des Flügels fassten sich jedoch erstaunlich rasch und gründeten schon am 3. November, einen Tag nach Adlers Absage, die Kommunistische Partei Deutschösterreichs. In den Eichensälen in Wien Favoriten, einem typischen Arbeiterbezirk, hoben eine Hand voll Kommunisten, etwa fünfzig Personen, die Partei aus der Taufe. Federführend war Karl Steinhardt aus Gyöngyös in Ungarn. Steinhardt wird von 1945 bis 1946 Wiener Vizebürgermeister sein und von 1945 bis 1949 als Abgeordneter dem Wiener Landtag und dem Gemeinderat angehören.

Diese Positionen verdankte er der sowjetischen Besatzungsmacht, die sich 1945 seiner Tätigkeit am Beginn der Ersten Republik erinnerte. Auf seine Anregung hin und nach dem Vorbild der Sozialistischen Internationale gründete Lenin im März 1919 die kommunistische Parallelbewegung. Die Kommunistische Internationale stieß jedoch bei den europäischen Sozialdemokraten auf massive Ablehnung, so dass die Gründung der KPDÖ für Moskau plötzlich an Bedeutung gewann. Sie war neben der finnischen die erste kommunistische Parteigründung außerhalb Sowjetrusslands und konnte möglicherweise als Trojanisches Pferd den Kommunismus in den Westen tragen.

So wie Trotzkij während der Zeit des »großen Jännerstreiks« bestens über die österreichischen Verhältnisse informiert war, wusste auch Lenin ab dem Herbst 1918 über die politischen Ereignisse an der Donau Bescheid.

Dies erklärt seinen Aufruf, den er als Vorsitzender des Allrussischen Zentralexekutivkomitees der Sowjets, am Tag der Gründung der KPDÖ, am 3. November, in der in Moskau erscheinenden kommunistischen Parteizeitung »Prawda« (»Wahrheit«) *„An die Arbeiter, Soldaten und Bauern aller Völkerschaften Österreich-Ungarns"* richtete.

Die Gründung der KPÖ war daher von langer Hand vorbereitet und unabhängig von Friedrich Adlers Haftentlassung für den Tag nach dem sozialdemokratischen Parteitag vorgesehen gewesen.

Aufruf der Roten Garde, am 3. November 1918

Am 3. November 1918 wurden Unmengen von kleinen Zetteln verteilt, die mit einem Aufruf an die Arbeiter und Soldaten bedruckt waren:

„Arbeiter, Soldaten!

Eine neue Zeit bricht an. Die Revolution, die in Russland begonnen, setzt sich jetzt bei uns fort. In der Nationalversammlung sitzen Leute, die Euch im Einvernehmen mit der Regierung viereinhalb Jahre lang knechteten. Erwartet von diesen Leuten nichts! Sie wollen Euch wieder niederdrücken und bremsen. Sie wollen wieder nur Halbes schaffen, aber Unterdrückung und Ausbeutung soll weiter bestehen bleiben. Wir aber verlangen ein gründliches Aufräumen. Lasst Euch nicht durch das Wort Republik verblenden! Erklärt, dass alle Menschen gleich sind, nicht dem einen die Fabrik gehört, der andere aber drinnen um kargen Lohn schuften muss. Nein, die Fabriken, Häuser, Grund und Boden gehören allen Menschen, nicht den wenigen, die [sich] alles mit Gewalt aneigneten. Arbeiter wählt aus Eurer Mitte Arbeitskameraden, einen Arbeiterrat, Soldaten, erklärt, dass Ihr keine Offiziere mehr kennt! Alle sind gleich und sollen gleiche Löhnung bekommen. Leistet keinen neuen Schwur! Wählet euch selber aus euren Kameraden Führer aus. Auch sie sollen dieselben Löhne und Menage wie Ihr bekommen. Geht mit Euren Waffen nach Hause! Lasst nicht Euren Unterdrückern Waffen und Munition zurück! Tretet in die Rote Garde ein zum Schutze des Proletariats! Dann habt Ihr bald die ganze Macht in den Händen, Ihr Arbeiter und Soldaten!

Die revolutionären Arbeiter und Soldaten in Österreich."

Zur gleichen Zeit wendete sich die Volkswehr an die Öffentlichkeit: *„Deutsche Soldaten, meldet Euch!"* In sechzehn über ganz Wien verteilten Werbekanzleien konnten Rekrutierungswillige in die Volkswehr eintreten.



Lenins Aufruf

„An die Arbeiter, Soldaten und Bauern aller Völkerschaften Österreich-Ungarns.

[...] Wir sind überzeugt, dass die deutschen, tschechischen, kroatischen, ungarischen, slowenischen Arbeiter, Soldaten und Bauern, wenn sie einmal die Macht ergreifen und das Werk der nationalen Befreiung vollenden, einen brüderlichen Bund der freien Völker schließen und mit vereinten Kräften die Kapitalisten besiegen werden [...] Nicht im Bunde mit der eigenen nationalen Bourgeoisie, sondern im Bunde mit den Proletariern aller in Österreich lebenden Nationen, liegt die Bürgschaft des Sieges [...] Im Verlauf eines einjährigen harten Kampfes haben die Arbeiter und Bauern in Russland allein und auf sich selbst gestellt die Macht des Proletariats behauptet. Sie warteten auf die Hilfe ihrer westeuropäischen Brüder, und diese Hilfe kommt jetzt. Ihr habt den Weg der Revolution betreten. Schreitet auf diesem Weg kühn vorwärts zum Sieg! Es lebe die Freiheit der Völker Österreichs, der Ungarn, der Tschechen und Slowenen! Es leben die Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte in Österreich-Ungarn! Es lebe ihr Bündnis untereinander und mit den Sowjets Russlands zum gemeinsamen Kampf!"

Lenins Aufruf bewirkte in Österreich, außer ein wenig Unruhe, nichts, aber er verunsicherte den kapitalistischen Westen.

*Wladímir Iljítsch Uljánow (genannt Lenin, rechts oben, * 10. April / 22. April 1870 in Simbirsk; † 21. Januar 1924 in Gorki bei Moskau), Vorsitzender des Rates der Volkskommissare, wollte die Errichtung einer Diktatur des Proletariats. Die deutsche und österreichische Sozialdemokratie lehnte er ab, weil sie 1914 eine reformistisch-opportunistische Burgfriedenspolitik betrieben hatten.*

ROT, ODER ROT-WEISS-ROT?



Das Stimmungschaos und die Orientierungslosigkeit weiter Bevölkerungskreise erreichte am 30. Oktober 1918 einen sichtbaren Höhepunkt. Während im Festsaal des Niederösterreichischen Landhauses in der Wiener Herrengasse das Staatsgrundgesetz beschlossen und ein 20-köpfiger Staatsrat mit Regierungsfunktion aus der Mitte ehemaliger Reichsratsabgeordneter gewählt wurde, lösten rund um das Gebäude die Demonstrationszüge unterschiedlichster Interessengruppen einander ab: Am Vormittag marschierten Studenten und Professoren von der Universität zum Parlament, wo eben ein Bediensteter die k.k. schwarz-gelben Fahnen einholte. Am Nachmittag zogen deutschnationale Demonstranten mit einem schwarz-rot-goldenen Banner vor das Landhaus, und verliehen ihrer Gesinnung durch Absingen deutschnationaler Lieder, der »Wacht am Rhein«, und mit Hochrufen auf »Großdeutschland« lautstark Ausdruck. Die Begegnung mit einer Delegation linker Sozialdemokraten, die rote Fahnen schwingend und lauthals die »Sozialistische Republik« akklamierte, verlief ohne Störung. Ihr grundsätzliches Anliegen war dasselbe. Beide forderten den Anschluss an das Deutsche Reich. Gegen 17 Uhr begab sich ein Demonstrationszug von etwa 4.000 Sozialdemokraten vom Rathaus zum Parlament und hisste auf dem linken Fahnenmast die rote Fahne.

Der Staatsrat, der unter solchen Eindrücken die künftigen Staatsfarben festlegen sollte, stand vor einem schweren Entschluss. Karl Renner, Sozialdemokrat der ersten Stunde, sprach sich für die Farben des Deutschen Reichs aus, für Schwarz-Rot-Gold, die schon die Liberalen und Demokraten der Frankfurter Paulskirche 1848 zum Symbol der Freiheit erhoben hatten. Außerdem wollte er die Verbundenheit Deutschösterreichs mit dem Deutschen Reich signalisieren.

Doch außer den Sozialdemokraten und Deutschnationalen erwärmte sich kaum eine der Parteien – nach den Erfahrungen mit dem Waffengefährten während des Krieges – für den Anschluss. Monarchisten und ein Teil der Christlichsozialen hofften auf ein Weiterbestehen der Monarchie oder auf die Errichtung einer Donauföderation der drei führenden Länder, Österreich, Ungarn und der Tschechoslowakei.

Das Zögern und Überlegen beendete Wilhelm Miklas: Der christlichsoziale Abgeordnete, von Beruf Schuldirektor des Realgymnasiums in Horn, schlug *„das ehrwürdige Dreifarb der Babenberger"*, Rot-Weiß-Rot, als Staatsfarben vor, berichtet die »Reichspost« am 1. November 1918. Der Appell an das Traditionsbewusstsein des »bürgerlichen« Lagers, das im Staatsrat noch immer über eine überwältigende Mehrheit verfügte, hatte Erfolg. Offen blieb allerdings die Gestaltung des Staatswappens.

Auch zu diesem brachte Renner einen Vorschlag ein. Ein schwarzer Stadtturm sollte das Bürgertum, rote gekreuzte Hämmer die Arbeiterschaft und ein goldfarbener Ährenkranz das Bauerntum symbolisieren. Der gefinkelte Renner hatte abermals seine Farben Schwarz-Rot-Gold untergebracht. Die Eile gebot es: Damit Deutschösterreich den ehest erhofften Waffenstillstand formell besiegeln konnte, nahm der Staatsrat den eigenwilligen Entwurf an. Die Akademie der bildenden Künste verbesserte den Entwurf noch, aber realisiert wurde er nicht. Die Heraldik unterliegt ganz bestimmten seit Jahrhunderten tradierten Gesetzen, die Renner und auch anderen Laien fremd sind. Überhaupt erregte die Wappenfindung den dafür zuständigen Beamten für Heraldik im Staatsamt für Inneres, Heinrich Seydl, so sehr, dass er in der Staatskanzlei massive Beschwerde einlegte, aufs Gröblichste übergangen worden zu sein. Notgedrungen musste seinem begründeten Protest stattgegeben werden.

Aber wollte man jetzt Seydl mit der Entwicklung eines Wappens beauftragen, hieße dies einen Fehler eingestehen. Das verbot wieder der Stolz der Kanzleibeamten, daher beauftragten sie den Archivar des ehemaligen Herrenhauses, Rudolf Penner, und den Wappenmaler Ernst Krahl, neue Entwürfe zu erstellen. Diese sollte Seydl begutachten und notfalls korrigieren. Die österreichische Ministerialbürokratie hatte eine bewundernswerte diplomatische Leistung vollbracht. Das von Renner »gelegte« Feuer war gelöscht und alle waren mit der Asche zufrieden.

Nahe der österreichisch-ungarischen Grenze ein wenig beachtetes, aber eindrucksvolles Zeugnis, dem bereits schwankenden österreichisch-ungarischen Dualismus den Schein unverbrüchlicher Gemeinsamkeit zu geben: das kleine Wappen der Monarchie von 1915, am Heldendenkmal in Bruck an der Leitha (oben).

Meisterhafte Argumentation

Der wohl beste Kenner österreichischer, politischer Symbolik, der Heraldiker und Historiker **Peter Diem**: *„Der erste Entwurf, der schließlich angenommen wurde, wollte ‚durch den (einköpfigen) Adler die Lebenskraft und das Aufstreben des neuen Freistaates, in welchem Bürger (Mauerkrone), Landwirte (Ähren) und Arbeiter (Hammer) ihre Kräfte gleichen Zielen widmen werden, andeuten und durch den Bindenschild das staatliche Territorium in seiner Gänze kennzeichnen.'"*

Dr. Peter Diem weiter: *„Diese Interpretation ist eine bürokratische Meisterleistung. Aus der Monarchie in die Republik hineingewachsene Beamte bringen es zustande, den Doppeladler des Jahres 1915 einer ›capitis diminutio‹ zu unterwerfen, Renners Stadtturm zur Mauerkrone à la ›Austria‹ oder ›Vindobona‹ zu reduzieren und dem Wappentier auf das Haupt zu setzen, ihm Ähren und Hammer in verkleinerter Form anstelle von Schwert, Zepter und Reichsapfel in die Fänge zu drücken, um schließlich unbefangen zu verkünden, dass der Adler solcherart nicht etwa Hoheitszeichen der verhassten Habsburgerherrschaft, sondern Symbol für die Lebenskraft des aufstrebenden ›neuen Freistaates‹ und seine nationale bzw. geographische Ausdehnung sei. Unterstützt wurde diese Argumentation durch die vom Vertreter des Außenamtes hervorgehobene Tatsache, dass andere republikanische Staaten – darunter die USA, Mexiko und Polen – ebenfalls das Adlersymbol verwendeten. Man darf diese geschickte Argumentation nicht geringschätzen: einige Jahre später wurde nach fast einem halben Jahrtausend Anwesenheit der kaiserliche Doppeladler aus dem Wiener Wappen sang- und klanglos entfernt, wenngleich das alte Symbol der Staatsgewalt – ein wenig ähnlich der Praxis auf Bundesebene – im Siegel der Bundeshauptstadt als einköpfiger Adler weiterlebt, was nicht gerade zur Klarheit der Landessymbolik beiträgt."*

Diem ist überzeugt, dass im Endeffekt bei der Schaffung des Wappens der Republik Österreich 1918 die organische Weiterentwicklung eines Staatssymbols über eine Situation des radikalen gesellschaftlichen Umbruchs hinweg gelang. Das Produkt dieser Entwicklung ist nach Überwindung von Austrofaschismus und Nationalsozialismus 1945 durch das Attribut gesprengter Ketten noch um eine Nuance reicher geworden.

Renner freilich war über die wiederholte negative Beurteilung seiner künstlerischen Qualitäten – er versuchte sich auch als Komponist und Textdichter einer österreichischen Hymne – gekränkt, zeigte sich aber versöhnlich, nachdem ihm der letzte Schliff an der Gestaltung des Wappens überlassen wurde: Er durfte die Ähren, die der Adler in den Fängen hielt, durch eine güldene Sichel ersetzen. Am 8. Mai 1919 gab er den Entwurf zur Beschlussfassung durch die konstituierende Nationalversammlung frei.

Die gelegentlich seit 1945 wiederkehrende Kritik, sie wurde nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion erneut erhoben, das österreichische Staatswappen enthalte kommunistische Symbole – Hammer und Sichel –, entbehrt jeder Grundlage.

Die »Reichspost« widmet den neuen Staatssymbolen am 31. Oktober 1918 ihren Leitartikel:

„Unterm Dreifarb Rotweissrot."

Der neugeborene Staat Deutschösterreich hat heute seine erste Regierung, seine Staatsfarben und sein Staatswappen erhalten. Rotweißrot, das ehrwürdige Dreifarb der Babenberger und der Schleife, welche die österreichischen Kaiser tragen, erinnernd an eine der ruhmvollsten Kreuzzugepisoden, sind Deutschösterreichs Staatsfarben. Die Wahl bekundet, dass man auf Geschichte und Tradition hält und an den Idealen der alten Ostmark anzuknüpfen wünscht, die nach der Lossagung der später hinzugekommenen nichtdeutschen Länder vom schwarzgelben Österreich im neuen deutschösterreichischen Staate wieder als der Kern sichtbar gewoden ist.

Das gesamtösterreichische Schwarzgelb bleibt dem künftigen Bundesstaat, falls die Zusammenfassung der Nationalstaaten gelingt, überlassen, dem schwarzrotgoldenen Bekenntnis zum Gesamtdeutschtum geschieht durch das eigene Dreifarb Deutschösterreichs keinerlei Abbruch. Möge dem neuen Staate das alte Zeichen Heil und Gedeihen bringen […]

Die Zeit ist ernst, wie sie nicht ernster sein könnte. Die Zukunft von Generationen steht auf dem Spiele. Zur Übermacht der Feinde, die sich, unserer oft erklärten Friedensbereitschaft bisher nicht achtend, gegen uns heranwälzt, gesellen sich das Hungergespenst und die Seuche, die täglich viele Opfer heischt. Neben leuchtenden Beispielen des Opfersinnes, der Selbstbeherrschung, Selbstzucht und der Hingabe an das Vaterland sehen wir ein mit dem Feuer speiendes Demagogentum, dem Österreichs Unglück eine frohe Konjunktur ist und Anläufe zur Gesetzlosigkeit und zu Akten des Terrors, die jeder Volksfreiheit das Grab schaufeln […] Möge, von keinem Makel befleckt, im künftigen Völkerbund Deutschösterreichs Dreifarb erstrahlen, den Ostmarkdeutschen zum ewigen Ruhme!"







Österreichischer Doppeladler 1915 (ganz oben); Renners Entwurf eines Wappens, 1918 (Mitte); am 8. Mai 1919 beschloss die Konstituierende Nationalversammlung das »Gesetz über das Staatswappen und das Staatssiegel der Republik Deutschösterreich«, St.G.Bl. 257/1919 (unten).

Genarrte Österreicher



Der über vier Jahre mit beispielloser Härte geführte Krieg gegen Italien näherte sich seinem Ende. Die k. u. k. Armee stellte dem überlegenen Gegner eher apathisch denn heldenmütig noch Widerstand entgegen. Nur mehr ein Gedanke beherrschte die Truppe: der baldige Friedensschluss.

Bei Regen und eiskalten Böen gelang es englischen, französischen und italienischen Sturmtruppen in der Nacht auf den 27. Oktober 1918 südostwärts von Moriago sowie bei Falzé den Hochwasser führenden Piave zu überschreiten und auf seinem linken Ufer Brückenköpfe zu bilden. Trotz österreichisch-ungarischer Gegenangriffe erweiterten die Alliierten ihre Einbrüche und stießen durch die Front. Ein geplanter Gegenangriff der k. u. k. 6. Armee kam nicht mehr zur Ausführung, die Masse der drei befohlenen Divisionen gehorchte nicht mehr.

Am 28. Oktober telegrafierte der kommandierende Feldmarschall Boroëvic dem Armeeoberkommando nach Baden bei Wien: *„Die Widerstandskraft unserer Truppen erlahmt auffallend, um so mehr, als die Zahl der mit Berufung auf Manifest, Unabhängigkeit Polens, Ungarns, des tschechischen, slowakischen und südslawischen Staates den Gehorsam verweigernden Verbände in bedenklichem Maße zunimmt und die Mittel fehlen, dieselben zum Gehorsam zu zwingen."*

Neben den deutschösterreichischen Truppen galten Kroaten und Slowenen noch am zuverlässigsten. Ihre Abneigung gegenüber den Italienern überwog jener gegen die Habsburger, weil sie auch die Gefahr ahnten, die ihren im Entstehen begriffenen neuen Staaten vom italienischen Imperialismus drohte.

Seit die ersten amerikanischen Soldaten europäischen Boden betreten hatten, verspürten die Alliierten keine Eile mehr, einen Waffenstillstand zu schließen. Je weiter sie in Feindesland vordrangen, desto bessere Faustpfänder hatten sie für spätere Verhandlungen. Viermal beriet der Oberste Alliierte Kriegsrat in Paris, im Oktober 1918, die Bedingungen, die sie den Mittelmächten stellen wollten.

Bereits Anfang Oktober war eine österreichische Waffenstillstandskommission unter General Viktor Weber Edler von Webenau zusammengetreten, um einen Waffenstillstand theoretisch zu überlegen. Die fortschreitende Auflösung der Italienfront zwang Weber allerdings, am 29. Oktober der Gegenseite den Waffenstillstand anzubieten. Diese besaß seit Mitte Oktober Richtlinien des »Comandos Supremo«, die eine Frist von 24 Stunden vorsahen, innerhalb der das Feuer eingestellt werden sollte. Aber erst am 30. Oktober rang sich der Alliierte Kriegsrat zu einer verbindlichen Entscheidung durch. Dies geht aus einer Tagebuchnotiz des britischen Vertreters, Feldmarschall Sir Henry Wilson, hervor: *„Wieder ein Waffenstillstandsgewinsel aus Wien. Lloyd George, Milner und ich sprachen über die Möglichkeit, Österreich sogleich auszuscheiden. Lloyd George fragte mich daher, welche Bedingungen wir aufstellen sollten: Ich schrieb auf einen Zettel: 1. Demobilmachung bis auf ? Divisionen; 2. Rückzug bis zu der im Londoner Pakt vereinbarten Linie* [Brenner, Anm.]*; 3. die Alliierten können sich der Straßen, Eisenbahnen und Wasserwege nach freiem Ermessen bedienen; 4. Besetzung strategischer Punkte nach Gutdünken der Alliierten. Lloyd George steckte das Blatt in die Tasche und machte sich schleunigst davon, um mit dem Tiger* [Clémenceau, Anm.] *und* House [Berater Wilsons, Anm.] *zusammenzukommen. Wurde für 2 Uhr in die Botschaft bestellt; Lloyd George sagte mir, dass meine vier Punkte einstimmig angenommen worden seien."*

Als die österreichisch-ungarische Kommission am 31. Oktober 1918 um 20 Uhr in der Villa Giusti bei Padua die Waffenstillstandsverhandlungen aufnahm, besaß sie nur die grundsätzlichen Verhaltenshinweise, jede Bedingung anzunehmen, die nicht gegen die Ehre der Armee gerichtet war oder einer Kapitulation gleichkam. Eine Forderung der Alliierten, Truppentransporte über österreichisch-ungarisches Gebiet zuzulassen, sollte strikt abgelehnt werden. Im Übrigen überließen es sowohl der Kaiser als auch das AOK und der deutschösterreichische Staatsrat General Weber, seinem Adjutanten, Oberstleutnant Baron Seiller, und Oberst Schneller, die Bedingungen auszuhandeln.

Am 1. November um 10 Uhr stand die k.u.k. Kommission der italienischen Abordnung, angeführt von Generalleutnant Pietro Badoglio, gegenüber. Badoglio händigte den Österreichern die Bedingungen des Pariser Kriegsrats aus, die im Punkt 1 die *„sofortige Einstellung der Feindseligkeiten zu Lande, zu Wasser und in der Luft"* forderten und sonst den Anmerkungen entsprach, die Wilson in seinem Tagebuch notiert hatte. Im Stützpunkt zurück, übermittelte Weber um 22.15 Uhr den Text der Bedingungen dem AOK in Baden.

Am selben Tag aber sandte der königlich-ungarische Kriegsministers Béla Linder dem AOK eine Weisung für die ungarischen Truppen, in der er sie aufforderte, in die Heimat zurückzukehren. Nur das AOK war ermächtigt, den Befehl dazu zu erteilen. Der Chef des Generalstabs im AOK, Arthur Freiherr Arz von Straussenburg, hielt die Weisung jedoch zunächst zurück, da er die Waffenstillstandsunterzeichnung mit Italien stündlich erwartete.

Der österreichische Parlamentär Hauptmann Camillo Ruggera mit einem Trompeter auf dem Eisenbahndamm bei Servalle, am 29. Oktober 1918 (oben). Trotz der weithin sichtbaren weißen Fahne und der Trompetensignale wurden beide von Italienern heftig beschossen und mussten in Deckung gehen. Der Trompeter erhielt einen Durchschuss beider Beine.

Am Nachmittag des 2. November depeschierte Weber aber, dass die Italiener noch immer keinen Waffenstillstandstermin genannt hätten.

Einstweilen bemühte sich Karl in Wien, ein Gremium für die Beratung der alliierten Bedingungen zu bilden. Der Staatsrat weigerte sich teilzunehmen. **Victor Adler**, der Sprecher für äußere Angelegenheiten, befürchtete, der neue Staat könne mit der Kriegsschuld belastet werden. Daher musste der Kronrat allein die Direktiven für Weber zur Annahme der Bedingungen formulieren. Noch in der Nacht vom 2. zum 3. November wurden die beiden Staatsratsmitglieder **Karl Seitz** und **Otto Bauer** vom Ergebnis informiert. Beide erklärten erneut, nicht zuständig zu sein, worauf Kaiser **Karl** die Note an Weber nicht absendete.

Gegen 21 Uhr aber teilte Badoglio General Weber mit: *„Feuereinstellung 24 Stunden nach der Annahme der Waffenstillstandsbedingungen durch den Kaiser."*

In der Zwischenzeit hatte Ungarns Kriegsminister Béla Linder Arz zur Rede gestellt, warum seine Weisung über die Einstellung der Feindseligkeiten noch immer unerledigt sei. Arz gab diese nun – im guten Glauben, dass alle Beteiligten mit den Waffenstillstandsbedingungen einverstanden wären – um 21.45 Uhr an die ungarischen Honvéds weiter. Während diese nun Hals über Kopf die Stellungen verließen, standen die übrigen Heeresteile der neuen Situation völlig ratlos gegenüber. Da Karl am 31. Oktober das Armeeoberkommando zurückgelegt hatte, waren sie führungslos. Erst in der selben Nacht vom 2. auf den 3. November ernannte Karl Feldmarschall **Hermann Baron Kövess** zum neuen Oberkommandierenden.

Schläue triumphiert

Auch General Weber ließ wertvolle Zeit verstreichen. Erst um 22 Uhr sandte er ein Radiotelegramm mit Badoglios Frist nach Baden. Aus nicht erklärbaren Umständen traf dieses aber erst gegen Mittag am 3. November ein. Um 1.20 Uhr hatte jedoch das AOK in Baden vorauseilend den Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten gegeben.

Arz sah ein gewaltiges Chaos auf die Armee zukommen und ergriff die Initiative, ohne weitere Befehle abzuwarten. Um 10.05 Uhr übermittelte er Weber eigenmächtig die vom Kaiser gestoppte Anweisung des Kronrats zur Unterzeichnung des Waffenstillstands. Badoglio aber wies diese Note als ungenügend zurück. Erst um 15 Uhr machte er eine neue Erklärung, um an sie sofort eine weitere Bedingung zu knüpfen: die italienischen Verbände würden frühestens nach Ablauf von 24 Stunden (das hieß am nächsten Tag, dem 4. November, um 15.00 Uhr) das Feuer einstellen. Dieses Detail übersahen die k. u. k. Militärs. Sie betrachteten mit der Übergabe des vom Kaiser unterzeichneten Telegramms den Krieg für beendet und das Waffenstillstandsabkommen für unterzeichnet.

Dieses Verhalten hatten die Italiener erwartet, denn nun griffen sie auf breiter Front an. In aller Eile aus Kavallerie und motorisierter Infanterie gebildete »fliegende Kolonnen« stürmten an den verdutzt auf ihren Tornister sitzenden Österreichern vorbei tief ins Hinterland hinein. Den »Sieg von Vittorio Veneteo« feiert Italien noch heute. Die Schmach von Flitsch-Tolmein war gerächt. Es war kein Sieg der Waffen, sondern der Cleverness. Sie brachte Italien etwa 400.000 Gefangene und dazu eine gewaltige Menge an Ausrüstung und Waffen.

Der hohe symbolische Stellenwert von Vittorio Veneto im italienischen Selbstverständnis spiegelt sich unter anderem in einer 1968 eingeführten hohen militärischen Auszeichnung wider, dem »Ordine di Vittorio Veneto«.

Kaiser Karl sah Positives in seinen dilettantischen Versäumnissen und denen seiner Militärs: *„Wenigstens werden an dieser Front keine Soldaten mehr fallen."*

Zeitgenossen empfanden die Gefangennahme so vieler k. u. k. Soldaten sogar als einen Segen für sie und Österreich.

Das Heeresgruppenkommando Tirol richtete am 5. November an das AOK die dringliche Depesche: *„Es muss alles gemacht werden, dass die Truppen südlich des Brenners stehen bleiben und von Entente verpflegt werden. Selbst Gefangennahme ist ein milderes Los als Verhungern und Verheerung von ganz Nordtirol."*

Italien hatte vorgesorgt. Den österreichischen Kriegsgefangenen erging es besser, als sie es in der Heimat hätten erwarten dürfen.





Demobilisierung in Innsbruck am Oberrauchplatz (unten). Die vom Brenner kommenden, bereits entwaffneten Truppen werden gesammelt und weiterbefördert. – Heimkehrende italienische Kriegsgefangene musizieren für heimreisende k. u. k. Frontsoldaten im Bahnhof von St. Michael in der Steiermark (oben).

Victor Adlers Angebot

Die Waffenstillstandsbedingungen, die Österreich am 3. November 1918 unterzeichnete, zerstörten alle Illusionen über ein vielleicht doch gnädiges Schicksal: Südtirol musste geräumt werden, die Hungerblockade blieb aufrecht, die Alliierten nahmen sich das Recht, österreichisches Territorium zu besetzen.



Am 4. November erreichten die ersten Heimkehrer Wien, berichtet Oberpolizeirat Franz Brandl. Zur gleichen Zeit begaben sich Hunderttausende russische und italienische Kriegsgefangene auf den Weg in ihre Heimat. Wien, damals die sechstgrößte Stadt der Welt, glich einem riesigen Heerlager, in dem Plünderungen, Raub, Mord, Gewalt und unbeschreibliche Not den Alltag prägten. Brandl notiert: *„Auf dem Nordbahnhofe versuchten dreihundert russische Kriegsgefangene, die auf den Abtransport warteten, zu plündern. Die Bahnhofwache schoss: acht Tote und ein Schwerverletzter."* Die »Kronen-Zeitung« berichtet von einem *„beklagenswerten Irrtum"*, bei dem *„vier harmlose Russen getötet und drei ihrer Landsleute verletzt worden"* seien.

Bahnhöfe waren zu allen Zeiten Orte, an denen sich menschliches Schicksal entschied. 1918 auch das der Kaiserfamilie.

Am 1. November bestiegen Leopold Graf Berchtold und Fürst Schönburg-Hartenstein auf dem Wiener Westbahnhof den Zug in die Schweiz. Sie waren Vorboten des kommenden kaiserlichen Exodus. In unscheinbarem Gepäck führten sie Reichtümer mit sich: den habsburgischen Kron- und den lothringischen Staatsschatz, sechs mit Brillanten besetzte Ordensbänder und die Großkreuze vom Goldenen Vlies. Der Schatz sollte auf Betreiben Kaiserin Zitas nach und nach veräußert werden, um den Unterhalt der Familie zu sichern.

Die Schweiz war für viele Adlige und ihr Vermögen ein in den unsicheren Tagen gesuchter Zufluchtsort. Die Erzherzöge Friedrich, Eugen, Max, Albrecht, Hubert, Salvator, die Grafen Mensdorff, Harrach, Hoyos, Colloredo, Revertera, Szápáry, Zichy, Czernin, Lützow, Hohenlohe und andere deponierten in den Bankinstituten ihre Preziosen. Zu ihnen gesellten sich die ungarischen Aristokraten, die vor der drohenden roten Revolution flohen.

Wien war damals schon anders. Am 3. November 1918 brachten Magistratsbeamte auf der Ringstraße neue Straßentafeln an: Den Opernring benannten sie nach Kaiser Karl, eben Kaiser-Karl-Ring, den Kärntner Ring Kaiserin-Zita-Ring. Die alten Tafeln beließen sie – man konnte ja nicht wissen ...

Dem Kaiser werden die Neubenennungen entgangen sein, denn nach den Beobachtungen von Finanzminister Oskar Redlich hinterließ Karl in der Audienz am 6. November bei den Besuchern *„das Gefühl einer eigentümlichen Leere"*. Marionettenhaft soll er die Amtsgeschäfte – Verleihung von Auszeichnungen und Titeln – besorgt haben. Die Fahrt mit Gemahlin Zita zum herbstlichen Hallali in den Lainzer Tiergarten unternahm er jedoch wie alle Jahre, ungeachtet des Getuschels der Hofbediensteten, das von baldigen Entlassungen des Jagdpersonals wusste.

Große Bestürzung befiel am 5. November jene, die noch an einen ehrenvollen Frieden für die Mittelmächte geglaubt hatten. US-Präsident Wilson ließ Berlin wissen, dass es die Waffenstillstandsbedingungen von *„gehörig beglaubigten Vertretern"* beim französischen Marschall Ferdinand Foch erfahren könne; wie schlimm würde es dann erst mit Wien werden. Aber noch glimmte die Hoffnung, dass die Monarchie erhalten bleiben könnte.

Der aus Umetići bei Kostajnica in Kroatien stammende und der serbischen Minderheit angehörende Feldmarschall Svetozar Boroëvic von Bojnar, einer der fähigsten und verdienstvollsten k.u.k. Heerführer des Krieges, war drauf und dran, sie mit Teilen seiner Isonzoarmee zu verteidigen. In Klagenfurt wartete er auf den Ruf des Kaisers, den Thron zu retten. Dem Fürstbischof von Gurk, Adam Hefter, vertraute der »Prawoslawe« mit serbisch-orthodoxem Religionsbekenntnis später seinen Plan an: *„Ich wollte Wien besetzen, und damit dem Kaiser die Handlungsfreiheit wiedergeben."* Vorsorglich hatte er unzuverlässige Soldaten entlassen, die ihm ergebene Mannschaft sollte die Südbahn bis Wiener Neustadt sichern, damit die Zuführung von Reserven nach Wien ungehindert vor sich gehen hätte können. *„In 24 Stunden nach erhaltenem Befehl wäre Wien besetzt gewesen"*, versicherte Boroëvic. Er dachte, er könne es Win-

Die zentrale Büste von insgesamt drei (Reumann, Adler, Hanusch) des »Denkmals der Republik« am Parlamentsring ist jene von Victor Adler. Er starb einen Tag vor der Ausrufung der Republik, am 11. November 1918 (oben). – Den Weg des Konduktes Adlers säumten zigtausende Menschen (rechts).

dischgraetz gleichtun, der 1848 Wien im Sturm nahm und die Revoluzzer zu Paaren trieb. Doch das war vor 80 Jahren und diesmal blieb der Ruf des Kaisers aus. Vielleicht wusste Karl auch nichts vom Befreiungsplan seines hochdekorierten Feldherrn. Denn als die Lage nach dem Waffenstillstand am 3. November zu kippen drohte und Soldaten- und Arbeiterräte wüste Tiraden gegen Kaiser und Habsburg ausstießen, telefonierte er hektisch mit den Militärkommanden und bat um die Entsendung zumindest eines verlässlichen Regiments zur Sicherung Wiens. Weder der Generalstabschef noch der Stadtkommandant hatten dafür vorgesorgt. Und die Assistenzen waren längst auf und davongelaufen.

Die Bürgerlichen kneifen

Gewiss sorgten sich manche Politiker um Recht und Ordnung in der Residenz. So auch der k. k. Minister für soziale Fürsorge, Ignaz Seipel. Unter vier Augen erörterte er mit dem Staatssekretär für Inneres, Heinrich Mataja, Sicherheitsfragen. Seipel sollte am 9. November dem Ministerpräsidenten Heinrich Lammasch einen ausführlichen Bericht über die innere Lage Deutschösterreichs vorlegen.

Aufrichtig besorgt war auch Victor Adler, der als Arzt der Armen in den Ziegelgruben des Laaer- und Wienerbergs das Elend des Volkes kennen gelernt hatte. Doch Adler verstand es, eine Trennlinie zu ziehen zwischen Profithaien, Menschenschindern und jenen der oberen Klasse Angehörenden, die Menschlichkeit bewiesen. An einem Untergang der Monarchie und seines Herrscherhauses lag dem Schöpfer der sozialdemokratischen Einheitspartei wenig. Im Gegenteil.

Darüber erinnert sich der ehemalige königlich-ungarische Ernährungsminister und Vertraute des Kaisers, Lajos (Ludwig) Fürst zu Windisch-Graetz, in seinem Buch »Ein Kaiser kämpft für die Freiheit«. Karl und Adler trafen einander gelegentlich zu Gesprächen im »Grünen Anker«, einem heute noch bestehenden Restaurant in der Wiener Innenstadt. Bei der letzten Begegnung vertraute Adler dem Kaiser an, dass seine Fraktion einen Abstimmungsantrag über die republikanische Staatsform eingebracht habe. Adler erklärte: *„Wir Sozialisten sind seit jeher auf die Republik eingeschworen. Ihr Thron aber, Majestät, muss im Interesse des Volkes gerettet werden. Das kann nicht unsere Aufgabe sein, aber wenn die Christlichsoziale Partei ihre Pflicht tut, werde ich dafür sorgen, dass ein Teil meiner Leute sich der Abstimmung enthält, so dass eine Zweidrittelmehrheit für die monarchische Staatsform gesichert ist!“* Diese Worte gaben dem Kaiser neue Hoffnung.

Am 10. November bat er den Erzbischof von Wien, Friedrich Gustav Kardinal Piffl, er möge auf den Klubobmann der christlichsozialen Parlamentsabgeordenten, Prälat Johann Nepomuk Hauser, einwirken, die Erhaltung der Monarchie zu empfehlen. Hauser war auch Landeshauptmann von Oberösterreich und seit 30. Oktober, nach Jodok Fink, zweiter Präsident der Nationalversammlung. Sein Wort zu den Parteifreunden konnte die Krone retten. Doch diese blickten gebannt nach Deutschland, wo die Flammen der Revolution von den Hafenstädten im Norden bis an die Isar ins stockkonservative München eine Brandspur zogen. Vor den hochgereckten Fäusten und den geschwungenen Gewehren der Matrosen-, Soldaten- und Arbeiterräte flohen die bayerischen Wittelsbacher am 8. November. Auf Schloss Anif bei Salzburg fanden sie vorerst Sicherheit. Am nächsten Tag verließ Kaiser Wilhelm II. den Thron und emigrierte nach Schloss Doorn in den Niederlanden. Mit ihm traten einundzwanzig deutsche Fürsten ab, aus Angst, das Schicksal der Zarenfamilie zu erleiden, die von den Bolschewiki in Russland ermordet worden war.

Nun hätten die österreichischen Christlichsozialen gemeinsam mit der katholischen Kirche ein Bekenntnis zur Monarchie und zum Kaiserhaus ablegen können. Prälat Hauser bat jedoch Kaiser Karl, er möge dem Volk – das heißt den Abgeordneten – die Entscheidung überlassen.

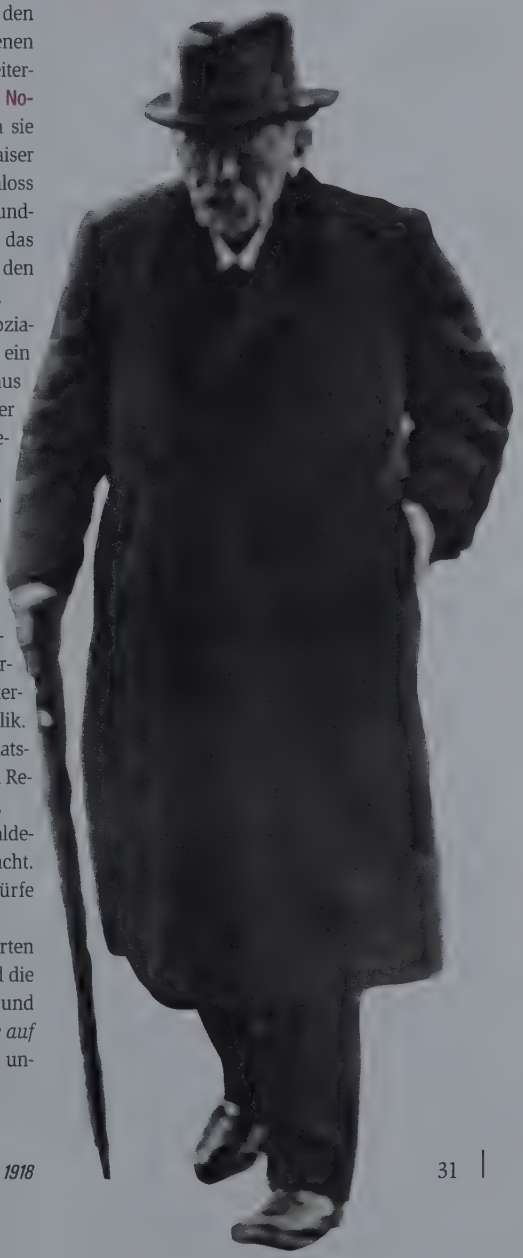
Zehn Tage nach Adlers Gespräch mit Karl, am 11. November 1918, um 10 Uhr, trat der Staatsrat unter dem Vorsitz Hausers zusammen. Staatskanzler Renner legte den Gesetzentwurf für die Ausrufung der Republik vor. Artikel 1: Deutschösterreich ist eine demokratische Republik. Alle öffentlichen Gewalten werden vom Volk eingesetzt. Artikel 2: Deutschösterreich ist ein Bestandteil der deutschen Republik. Beide Artikel fanden eine Majorität. Nur drei Staatsräte, unter ihnen der letzte Präsident der Ersten Republik, Wilhelm Miklas, stimmten dagegen.

Adler konnte zufrieden sein. Nicht die Sozialdemokraten hatten die Monarchie zu Fall gebracht. Ihnen konnte in Zukunft niemand Vorwürfe machen. Karl fügte sich der Abstimmung.

Am selben Tag, am 11. November, konzipierten Karls Berater, Lammasch, Redlich, Seipel und die Repräsentanten Deutschösterreichs, Renner und Seitz, ein kaiserliches Manifest: *„Ich verzichte auf jeden Anteil an den Staatsgeschäften.“* Karl unterzeichnete wie immer mit Bleistift.

Unterdessen planten die vom linksradikalen Journalisten Egon Erwin Kisch geführten »Roten Garden« die Entführung der kaiserlichen Familie. Von Julius Deutsch in die Irre geführt, lenkten sie ihr Interesse auf das k. u. k. Militärkommando in der Liebiggasse. Unter dem Schutz von loyalen Truppen der Wiener Neustädter Garnison verließ die Kaiserfamilie gegen 18.00 Uhr Schönbrunn – *„ruhig und vom Publikum unbemerkt“*, wie die »Wiener Zeitung« berichtet – und fuhr auf ihren Privatbesitz Schloss Eckartsau an der Donau.

Die für den nächsten Tag anberaumte Ausrufung der deutschösterreichischen Republik erlebte Victor Adler nicht mehr. Um ein Uhr Früh des 11. Novembers starb er an Herzversagen.



Victor Adler, am 24. Juni 1852 als Sohn einer Prager deutsch-jüdischen Kaufmannsfamilie geboren, starb am 11. November 1918 in Wien an Herzversagen.

Keine Sicherheit ohne Armee



Der Waffenstillstand von der Villa Giusti am 3. November 1918 beendete für Österreich-Ungarn einen Kampf, der in der Geschichte des Landes kein Beispiel hatte. Von den 8 Millionen Soldaten, die ins Feld gezogen waren, ereilte 1.016.200 der Tod, wurden 1.943.000 verwundet, gerieten 1.691.000 in Gefangenschaft, in der 480.000 verstarben. Das Leid, das Elend in der Heimat und der vielen, die hier an Seuchen und an Unterernährung starben, kann nicht berechnet werden. Und dennoch hat all der Schrecken die Menschen nicht bewegen können, dem Militarismus abzusagen. Das Gegenteil war der Fall. In spätromantischer Gefühlswallung wird der Krieg heroisiert und grauenhaftes Sterben als Heldentod glorifiziert. Selbst in der kleinsten österreichischen Gemeinde werden Heldendenkmäler errichtet. In grotesker Umkehrung von Gegensätzen scheuen sich politische Parteien nicht, ihre Anhänger mit der Parole *„Wir kämpfen für den Frieden"* **auf die Straße zu schicken. Die Geste der hochgestreckten, schlagbereit geballten Faust begleitet ihr Erscheinungsbild, das der ewigen Marschierer und das ihrer Parteien, bis weit in die Zweite Republik. Trotz eines zweiten, vernichtenden und schrecklicheren Krieges.**

Noch waren die Geschützrohre und Maschinengewehrläufe heiß, musste sich der Staatsrat dem Problem der Gewährleistung von Sicherheit und Ordnung im neuen Staat zuwenden. Friedensparolen allein hätten wenig gefruchtet. Es galt, die über Jahre hinweg zum Morden, Töten und Zerstören angehaltenen, nun heimkehrenden Soldaten in eine auf Rechtsnormen aufgebaute Gesellschaft zurückzuführen.

Wohl nicht beabsichtigt, aber ausgerechnet am »Tag der Toten«, am 1. November, erließ der Staatsrat einen Aufruf an die Truppen der Front und des Hinterlands: *„Kameraden! Die Kraft und die Selbstzucht, die ihr im Kriege bewiesen habt, sie ist uns auch jetzt noch notwendig. Nur wenn ihr treu zu den frei gewählten Vertretern des Volkes steht, kommen wir schnell zum Frieden und bauen wir uns einen neuen, wahren Volksstaat auf."*

Am Tag zuvor hatte Kaiser Karl die Auflösung der k. u. k. Armee de facto abgeschlossen. Soldaten und Gendarmen der Militärkommanden jener Länder, die schon einen Nationalrat besaßen, durften sich diesem für *„militärisch organisierte Körperschaften"* zur Verfügung stellen. Das Ansuchen war dem Kriegsministerium vorzulegen.

Eines der wichtigsten Ordnungsinstrumente eines Staates, die Bürokratie, funktionierte noch und erteilte Anweisungen. *„Das Ansuchen um die Aufnahme hat zu lauten: An den Bevollmächtigten des Deutschösterreichischen Staatsrates beim Militärkommando in ... Als Angehöriger des deutschen Volkes bitte ich meinen Übertritt zur bewaffneten Macht des Staates Deutschösterreich zu genehmigen. Name, Geburtsort und Jahr"* etc.

Derweil kam es im Reichsratsgebäude zu heftigen Auftritten über den Einsatz von Wachpersonal. Der alldeutsche Abgeordnete Vinzenz Malik und der deutschradikale Staatsrat Oskar Teufe forderten die Aufstellung einer Anzahl *„deutscher Kompanien"*, auf die *„unbedingter Verlass wäre"*, zur Bewachung von Munitionsfabriken sowie Lebensmittellagern und -transporten. Von einem Ulanenleutnant unterstützt, eilten sie mit lauter Stimme in das Beratungszimmer des Staatsrats und mussten durch Präsident Karl Seitz beruhigt werden.

Österreichs neues Heer

Bis zum 6. Februar 1919 konnten jedoch Ungereimtheiten in der Errichtung der neuen militärischen Ordnungsmacht beseitigt und das Landesverteidigungsgesetz verabschiedet werden. Die so genannte Volkswehr stand – wie es Unterstaatssekretär Julius Deutsch vorgeschlagen hatte – auf der Basis eines Milizsystems. Allgemein wehrpflichtig waren alle tauglichen männlichen Staatsbürger zwischen dem 19. und 42. Lebensjahr. Eine Sondervollmacht erlaubte der Regierung die Einberufung von bis zu 24.000 Mann für jeweils vier Monate, sofern es der Schutz der Grenzen, innere Unruhen oder Elementarereignisse erforderten. Die außergewöhnliche Einberufung eines Jahrgangs erfolgte nur einmal, als südslawische bewaffnete Verbände im April 1919 in Kärnten einfielen. Durch die Staatsregierung ermächtigt, rief die Kärntner Landesregierung zur Stellungspflicht auf. Das Ergebnis blieb hinter den Erwartungen zurück. Bis Mitte Mai 1919 folgten 6.500 Mann der Einberufung. 2.200 wurden enthoben, 1.900 desertierten, 1.100 waren untauglich. Von rund 1.300 zu Marscheinheiten Abkommandierten können nur 909 bei Kampftruppen nachgewiesen werden. Die Kärntner damals Defätisten, Vaterlandsverräter oder einfach kriegsmüde?

Entgegen anders lautenden Behauptungen kam die »rote« Volkswehr im Kärntner Abwehrkampf ihrer Pflicht nach, das bestätigt die Verlustenliste.

Dem Unterstaatssekretär für das Heereswesen Julius Deutsch (Vierter von links) und den Befehlshabern der Volkswehr (oben) sowie der Provisorischen Staatsregierung kommt in den ersten Jahren der Republik das große Verdienst zu, in einer Zeit, in der „jeder Tag den Ausbruch einer Revolution bringen" konnte (Hugo Hantsch), die Demokratie bewahrt zu haben.



Volkswehrabzeichen, geprägt, mit hochgeprägter Aufschrift »Volkswehr«. Das Ansteckschild, 4 cm im Durchmesser, Innenteil aus Email, war an der rechten Brustseite des zu oberst getragenen Kleidungsstücks, 6 cm von der Brustmitte entfernt, innerhalb und außerhalb des Dienstes zu tragen.

Von 225 Gefallenen gehörten 150 der Volkswehr an. Im Lavanttal diente unter anderen der Bundespräsident der Zweiten Republik Franz Jonas.

Die Zuweisung der Volkswehr zur sozialdemokratischen Machtsphäre war innenpolitisch vorteilhaft, außenpolitisch aber von Nachteil. Konservativ regierte Anrainerstaaten insistierten bei den Ententemächten gegen Deutschösterreich mit der Behauptung, die Volkswehr sei ein Hort der Linken, von dem die Gefahr einer bolschewistischen Revolution ausginge. Diese falsche Darstellung der innenpolitischen Verhältnisse belastete dennoch die internationale Reputation des jungen Staates.

Im **Sommer 1919** legte der Friedensvertrag von St-Germain der Organisation und der Bewaffnung der Volkswehr einschneidende Beschränkungen auf, so dass sie dem Sicherheitsbedürfnis des Staates nicht mehr gerecht wurde. Ihre Aufgaben übernahmen – von den Alliierten geduldete – bewaffnete Arbeiter-, Bauern- und Bürgerwehren, die das Mannschaftsreservoir des »linken« Republikanischen Schutzbunds und der »rechten« Heimwehren bildeten. Für die Bewaffnung beider sorgten später Julius Deutsch und das Staatsamt für Heerwesen. Sein Konzept, dadurch eine Volksarmee zu schaffen, ging fehl und führte **1934** zum Bürgerkrieg.

Der Friedensvertrag erforderte ein neues Wehrgesetz, das am **18. März 1920** in Kraft trat und am **10. November** die Volkswehr in das neue Bundesheer überführte. Drei Tage später nahm das Staatsamt die Bezeichnung Bundesministerium für Heerwesen an; Österreichs »Bundesheer« war geboren.



Standorte und Mannschaftsstärke der Volkswehr im Dezember 1918 (oben). – In der »Deutschmeisterkaserne« am Rennweg melden sich Freiwillige zur Volkswehr (unten). Rekruten erhielten 6 Kronen, Chargen 1 Krone Zuschlag. Der Stundenlohn betrug für: Maurer 3,32, Gipser 2,15 , Hilfsarbeiterinnen 1,38 Kronen. Julius Deutsch bezog ein Jahresgehalt von 30.000 Kronen.





Auf der Suche nach Identität

Schüsse und Tote



Das Ableben Victor Adlers hüllte Wien in einen Trauerflor. Adler, der Armendoktor, der sich der »Tramwaysklaven« ebenso angenommen hatte wie der »Ziagelbehm« – der Ziegelarbeiter aus Böhmen –, vom Volk geliebt, vom politischen Gegner geachtet, war beseelt von humanem Geist und den Idealen einer Gleichheit und Freiheit bringenden sozialdemokratischen Bewegung. Mit dem Tod des 70-jährigen verloren die Sozialdemokraten einen gütigen, verständnisvollen Mitmenschen, der auf die Hitzköpfe der Partei besänftigend gewirkt hatte. Verständlich, dass die Bürgerlichen ein Aufleben linksradikaler Strömungen befürchteten. Mit der Ernennung des gemäßigten Karl Seitz zum Nachfolger Adlers am 11. November 1918 legte sich ihre Sorge. Das Staatssekretariat für Äußeres, das Adler seit dem 30. Oktober bekleidete, übernahm am 15. November Otto Bauer.

Otto Bauer, ein nach links neigender Sozialdemokrat mit dem Hang zum Großdeutschtum der Frankfurter Paulskirche, verwirrte die Arbeiterschaft mit seinem Drängen nach dem Anschluss Österreichs an ein marxistisches Deutschland.

Am Vormittag des 11. November 1918 stimmten die Abgeordneten der Provisorischen Nationalversammlung über die Zukunft Österreichs ab. Der nur spärlich erhellte »Herrensaal« des Parlaments spiegelte die ganze Düsternis wider, in der die Menschen des Landes seit vier Jahren dahinkümmerten.

Die anstehende Abstimmung über den Gesetzesentwurf zur Gründung des neuen österreichischen Staates warf keine Fragen mehr auf. Das Ergebnis stand bereits fest, als Staatskanzler Karl Renner das Wort ergriff:

„Der Staatsrat beruht auf einer Koalition des Bürgertums, des Bauernstandes und der Arbeiterschaft, um uns aus der Katastrophe herauszuführen. Sie wissen, wie stark die Tendenzen der Arbeiterschaft darauf gerichtet sind, eine Koalition mit den bürgerlichen Parteien nicht zuzulassen. Meine Partei hat heute früh eine dringliche Beratung abgehalten und ist zu dem Beschluss gekommen, dass diese Koalition so lange wie möglich aufrechtzuerhalten sei, weil sie die einzige Garantie ist, uns vor der Anarchie zu bewahren […].“

Renners vorbereiteter Gesetzesentwurf über die Ausrufung der Republik, die am nächsten Tag stattfinden sollte, nahm der Staatsrat an.

„Kraft Beschluss der Provisorischen Nationalversammlung verordnet der Staatsrat wie folgt: Artikel 1. Deutschösterreich ist eine demokratische Republik. Alle öffentlichen Gewalten werden vom Volk eingesetzt. Artikel 2. Deutschösterreich ist ein Bestandteil der Deutschen Republik. Besondere Gesetze regeln die Teilnahme Deutschösterreichs an der Gesetzgebung und Verwaltung der Deutschen Republik sowie die Ausdehnung des Geltungsbereiches von Gesetzen und Einrichtungen der Deutschen Republik auf Deutschösterreich. Artikel 3. Alle Rechte, welche nach der Verfassung der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder dem Kaiser zustanden, gehen einstweilen, bis die Konstituierende Nationalversammlung die endgültige Verfassung festgesetzt hat, auf den deutschösterreichischen Staatsrat über […].“

Den Gesetzesentwurf nahm der Staatsrat an, aber drei Christlichsoziale hatten Bedenken. Sie stimmten gegen die im Artikel 1 genannte republikanische Staatsform: Franz Prisching, Athanas von Guggenberg und Wilhelm Miklas. Sie hätten eine »demokratische Monarchie« vorgezogen. Miklas erklärte sich auch nicht mit dem Artikel 2 einverstanden, der Deutschösterreich als einen Bestandteil der Deutschen Republik definierte.

Gegen die Anschlussfloskel erhoben am 2. November auch steirische Industrielle Protest. Nicht aus Patriotismus oder gar Liebe zu Österreich, sondern aus Sorge vor der Konkurrenz deutscher Unternehmer.

Prisching, Guggenberg, Miklas erklärten schließlich – *„gegen ihre Überzeugung“* –, sich *„der neuen, nun einmal bestehenden legalen Staatsautorität loyal unterordnen […]“* zu wollen und retteten das einstimmige Votum des Staatsrats.

Ungewiss blieb immer noch die Haltung des Kaisers, von dem die deutschösterreichische Regierung in wachsender Unruhe die Abdankung erwartete – aber nicht bekam.

Der Monarch gab erst am späten Nachmittag des 11. November in einer Extraausgabe der »Wiener Zeitung« eine Stellungnahme ab: *„Im voraus erkenne ich die Entscheidung an, die Deutschösterreich über seine künftige Staatsform trifft. Das Volk hat durch seine Vertreter die Regierung übernommen. Ich verzichte auf jeden Anteil an den Staatsgeschäften.“* – Der Begriff »Abdankung« fehlte weiter.

Der Staatsrat nahm das Manifest dennoch als ein solches an und beschloss am nächsten Tag die Errichtung der Republik.

Bei der Proklamation der Republik Deutschösterreich am 12. November 1918 wollte sich die neue Regierung eindrucksvoll präsentieren. Für

Die letzte Fahrt Victor Adlers, des »Armendoktors« von Wien, sahen Menschen aller Lager an den Straßenrändern Wiens. Im 10. Wiener Gemeindebezirk stehen Tausende Arbeiter in der Laxenburger Straße Spalier (oben). – Vorige Doppelseite: Ausrufung der Republik Österreich am 12. Februar 1918.

ganz Österreich wurde Arbeitsruhe verordnet und die Wiener Bevölkerung war aufgerufen, der feierlichen Ausrufung der Republik vor dem Parlament beizuwohnen. Rund 150.000 Menschen fanden sich ein, teils spontan, teils, wie bei den Maifeiern, organisiert. Auch die »Rote Garde« rückte von ihrem Hauptquartier in der Stiftskaserne mit zwei Bataillonen an, ihre Manteltaschen – trotz Verbots – prallvoll mit Patronen gefüllt. Oberleutnant **Egon Erwin Kisch**, ihr Gründer, schritt an der Spitze.

Bewaffnet war auch eine Heimkehrerkompanie, das Deutschmeister-Volkswehrbataillon und eine militante Gruppe aus Ottakring. Polizeikräfte – die »Büttel des Kaisers« – hielten sich dezent im Hintergrund, ihren Ordnungsdienst übernahm die Volkswehr, die dem Unterstaatssekretär für Heerwesen, **Julius Deutsch**, unterstand.

Gegen 15 Uhr begann die dritte – protokollarisch vorgesehene – Sitzung der Provisorischen Nationalversammlung. Nach einer Trauerminute für Victor Adler nahm sie das »Gesetz über die Staats- und Regierungsform von Deutschösterreich« an. Um 15.55 Uhr wurde die Sitzung unterbrochen und die Abgeordneten traten hinaus vor das Parlamentsgebäude. Spruchbänder und viele rote, nur wenige rot-weiß-rote Fahnen belebten das Grau des düsteren Novembertags. Floridsdorfer Arbeiter begrüßten den neuen Staat mit einem Tuch, auf dem die Buchstaben »Hoch die Sozialistische Republik« prangten, im Glauben, sie würde nun verkündet werden. Der Präsident der Nationalversammlung, **Franz Dinghofer**, verkündete jedoch keine »sozialistische«, sondern die deutschösterreichische Republik.



Die letzte Sitzung des Reichsrats im Parlament am 12. November 1918 (links).

Sturm auf das Parlament

Zwei Parlamentsdiener sollten der Proklamation feierlichen Charakter verleihen und rot-weiß-rote Fahnen an den Masten neben der Auffahrtsrampe hissen. Als wäre dies ein Signal gewesen, stürzten Rotgardisten vor, rissen die Fahnen an sich und schnitten mit ihren Säbeln den weißen Mittelstreifen aus den roten Bahnen, verknüpften diese und zogen sie hoch. Tumult brach los. Jubel, hier Pfiffe und Proteste dort. Renner und Seitz, die eine Ansprache halten wollten, kamen nicht mehr zu Wort. Ein »Roter« erklomm den Brunnen vor dem Parlament und schrie der Menge seine Forderung nach einer Bauern- und Arbeiterregierung sowjetrussischer Prägung zu, erntete aber nur Gejohle und das Absingen von Liedern. Allmählich wanderten die Zuschauer ab, allen voran die Arbeiterdelegationen.

Um 16.30 Uhr nahmen die Abgeordneten im Parlament die Sitzung wieder auf und vor den schon fast leeren Rampen diskutierten nur noch einzelne Gruppen mit bolschewistischen Agitatoren. Unter ihnen auch **Karl Steinhardt**, der Gründer der Deutschösterreichischen Kommunistischen Partei. Ein Hitzkopf, der nicht müde wurde, eine Gegenproklamation zu schwenken, die eine Errichtung der »Diktatur des Proletariats«, einer »Räterepublik«, forderte. Ob ihn nun der schüttere Applaus der Umstehenden motivierte oder im Gegenteil in Rage brachte, Steinhardt wollte urplötzlich *„dem Staatsrat die [...] Forderung nach der sofortigen Begründung der sozialistischen Republik"* überbringen. So formulierte es später der »Weckruf« Nr. 4, eine Flugschrift der KPDÖ.

Steinhardt eilte zum Parlamentseingang und ihm nach eine Gruppe Rotgardisten.

Julius Deutsch, der den Ablauf der Proklamation verfolgte, und andere sozialdemokratische Funktionäre stellten sich den Anstürmenden entgegen. Zur gleichen Zeit hasteten Linksradikale mit blanken Bajonetten, unter Führung eines Offiziers, den Säbel zur Attacke gezogen, die rechte Parlamentsrampe zum Hauptportal hinauf.

Gerade noch rechtzeitig warfen Parlamentsdiener das schwere Tor zu, da fiel ein Schuss und ein Hagel von Geschossen ging auf das Gebäude nieder. Auf dem Vorplatz brach Panik aus. Blindlings und kopflos rannten Menschen hin und her, von weiteren Schüssen begleitet.

Erst gegen 17.15 Uhr kehrte wieder Ruhe ein, während in der nahen Fichtegasse neuer Tumult losbrach. Etwa hundertfünfzig Rotgardisten besetzten hier die Redaktion der »Neuen Freien Presse« und erzwangen den Druck eines Flugblatts: *„Vor dem Parlamentsgebäude wurde heute Nachmittag die soziale Republik ausgerufen [...]"*.

Sozialdemokratische Funktionäre versuchten einstweilen die Randalierer zu beruhigen und erwirkten gegen 20 Uhr die Veröffentlichung eines weiteren Flugzettels, dessen Text bereits einlenkte: *„Mit der Besetzung der ›Neuen Freien Presse‹ wollte die Kommunistische Partei Deutschösterreichs [...] eine Demonstration für die Idee der sofortigen Verwirklichung der sozialistischen Republik Deutschösterreichs veranstalten [...]"*.

Die »Neue Freie Presse« war die einzige österreichisch-ungarische Tageszeitung von internationaler Bedeutung. Großbürgerlich-liberal, besaß sie unter ihrem Eigentümer und Chefredakteur **Moritz Benedikt** einigen Einfluss auf die Politik. Mit der Ankündigung der Linken, die Zeitung werde ab nun unter der Kontrolle kommunistischer Redakteure erscheinen, meinten sie an Geltung zu gewinnen. Das Wunschdenken unterbrach die Exekutive: Um 21 Uhr zogen die Besetzer ab. – Der Sturm auf das Parlament und die Redaktion waren gezielte Putschversuche Linksradikaler, die allerdings, wie beim »Jännerstreik«, wegen Führungsschwäche und mangelnder Konzepte scheiterten.

Kisch und seine Truppe zogen in die Stiftskaserne ab, Steinhardt verschwand, nur **Haller** und **Rothziegel** verhandelten zur Verschönung des erlittenen Desasters mit **Seitz**, Deutsch und dem Stabschef der Volkswehr, Major **Hennig**, über eine Durchsuchung des Parlaments nach Waffen. Zufrieden mit der Versicherung, dass kein Schuss aus dem Gebäude abgegeben worden sei, trollten auch sie sich. Friedrich Adler nannte die Aktion *„eine dumme Operette"*.

Die »dumme Operette« hatte einem 40-jährigen Mann und einem 12-jährigen Buben das Leben gekostet. Von der Menge niedergetrampelt, erlagen sie im Krankenhaus »Rudolfstiftung« ihren Verletzungen. Die Erste Republik war geboren.

„Lustige Österreicher“



Am Christtag des Jahres 1918 fand Karl Renner in der »Arbeiter-Zeitung« zur Lage Österreichs bemerkenswert offene Worte. Das Streben der Ententemächte und der österreichisch-ungarischen Nachfolgestaaten nach territorialem Gewinn bezeichnete er als »Fluch des Sieges«, der nur einen harten Friedensschluss nach sich ziehen könne. Was blieb, war die Hoffnung, dass mentale Kräfte Deutschösterreich wieder aufrichten würden, denn die bisher unterdrückten Klassen stünden nun vor einem geistigen und sozialen Aufstieg.

Wie so oft in seinen Reden verlor sich Renner in nichts sagendem Pathos. Er pries generell die Arbeit als *„Himmelskraft, die in letzter Linie allein die Hungernden speist und die Nackten bekleidet“*. **Die kapitalistische Gesellschaftsordnung war für ihn endgültig gebrochen, ihren Platz nahm nun der Sozialismus ein:** *„Freiheit, Arbeit, Sozialismus! In diesem Zeichen wollen wir das Unheil des Krieges und der Niederlage besiegen!“*

In Pathos erging sich auch Raymond Poincaré, seit 1913 Staatspräsident Frankreichs und am 18. Jänner 1919 als Gastgeber dazu aufgerufen, die zur Friedenskonferenz versammelten Nationen zu begrüßen.

Seine Rede spiegelt die Haltung der Sieger des Ersten Weltkriegs wider, wonach die *„durch eine geheime Verschwörung verbundenen Mittelmächte“* die Alleinschuld am Krieg trügen. Sie hatten die Hegemonie in Europa und die Weltherrschaft angestrebt. Ein *„Kreuzzug der Menschheit“* hat ihre Pläne durch einen *„vollständigen Sieg“* vereitelt.

„Während sich der entfesselte Kampf schrittweise über die ganze Oberfläche der Erde ausdehnte, hörte man da und dort das Klirren von Ketten, und geknechtete Nationen riefen aus der Tiefe ihrer hundertjährigen Kerker zu uns um Hilfe. Noch mehr, sie entwichen, um uns zu Hilfe zu kommen.“ Nun fordere die Gerechtigkeit *„Wiederherstellung und Genugtuung (restitutions et reparations) für die Völker und für die Individuen, die beraubt oder mißhandelt worden sind.“* Die Rede Poincarés verhieß für den unterlegenenen Vierbund nichts Gutes.

Seine ganze Hoffnung richtete sich auf US-Präsident Woodrow Wilson, dem der Ruf von *„Gerechtigkeit, Tatkraft, Menschenfreundlichkeit und staatsmännischer Weisheit“* vorauseilte und von dem vor allem Renner sich viel erwartete.

An den Beratungen nahmen 32 Nationen teil, 20 davon hatten den Mittelmächten den Krieg erklärt, 7 war der Krieg erklärt worden. Sie waren gekommen, um Forderungen zu erheben. Unter ihnen exotische Länder wie Siam (Thailand), Liberia oder Haïti. Sowjetrussland war auf französischen Einspruch nicht eingeladen worden, obwohl die russischen Offensiven die deutschen Armeen gebunden und »La Grande Nation« vor der Niederlage bewahrt hatten.

Verhandlungssprachen waren Englisch und Französisch, nur Deutschlands Außenminister Ulrich Graf von Brockdorff-Rantzau beharrte darauf, deutsch zu sprechen. 58 Sonderkommissionen hielten 1646 Konferenzen ab. Oberstes Gremium war der »Rat der Zehn«, dem außer Wilson und dessen Staatssekretär Robert Lansing Großbritannien mit David Lloyd George und Arthur

Im Salon de l'horloge des Quai d'Orsay wird die Rede Poincarés auf Englisch verlesen (links). – Aufbauend auf das Wilson'sche Ideal der Gleichberechtigung hoffte Wien, rund 9 Millionen Deutsche in Österreichs Grenzen zu vereinigen (unten).

James Balfour, Frankreich mit Georges Clémenceau und Etienne Pichon, Italien mit Vittorio Emanuele Orlando und Sidney Sonnino, Japan mit Makino und Chinda angehörten.

Aus dem »Rat der Zehn« gingen die »Großen Vier« hervor: Wilson, Lloyd George, Clémenceau und Orlando. Sie trafen die letzten Entscheidungen. Der »Rat der Fünf«, ein Gremium der Außenminister, stand unter dem Vorsitz von Pichon.

Amusement und Hickhack

Da die Abordnungen im Quai d'Orsay keinen Platz fanden, wurden die Konferenzen in die Schlösser der Pariser Umgebung verlegt: nach Versailles für Deutschland, St-Germain-en-Laye für Österreich, Trianon für Ungarn. Bulgarien unterzeichnete seinen Friedensvertrag in Neuilly-sur-Seine, die Türkei in Sévres.

Das Friedensdokument von Versailles war das erste von fünfen, das übergeben wurde. Die deutsche Delegation nahm es am 7. Mai 1919 entgegen. Die Bedingungen verbreiteten nicht nur in Deutschland lähmendes Entsetzen: Auch in Österreich wusste man, dass die Siegermächte keine Verständigung suchten, sondern gnadenlos Vergeltung übten.

Nervosität beherrschte das deutschösterreichische Außenamt schon Wochen zuvor. Wie gelähmt wartete es darauf, nach Paris geladen zu werden. Als Staatssekretär Otto Bauer am 2. Mai 1919 die Aufforderung in Händen hielt, bis zum 12. Mai Bevollmächtigte nach St-Germain-en-Laye zu entsenden, stand noch nicht einmal ein Delegationsleiter fest. Erst am 8. Mai bestimmte die Nationalversammlung Karl Renner gegen die Stimmen aus seiner eigenen Partei.

Am 14. Mai bezog die 40 Personen starke Gruppe der Österreicher zehn Gebäude in der Rue de Medici in St-Germain-en-Laye. Renner war als Einzigem gestattet, das Haus ohne militärische Begleitung zu verlassen.

Die Zeit bis zur Übernahme der Friedensbedingungen vertrieb sich die kasernierte Delegation mit Tarockieren und Tanz mit den Sekretärinnen, zu dem Universitätsprofessor Robert Laun auf dem Klavier begleitete. Britische Berichterstatter konnten nicht umhin, die österreichische Abordnung als eine »happy, smiling family-party« zu bezeichnen. Französische Zeitungen lobten das seriöse und entgegenkommende Auftreten Renners in den Pressekonferenzen und zeichneten ein gefälliges Bild: Die *„lustigen, gern essenden und fröhlichen"* Österreicher haben sofort gezeigt, was sie von den Deutschen unterscheidet, sie haben den Franzosen für den guten Empfang gedankt und ihre gute Laune, ja ihre Freude gezeigt.

Der Wiener gleicht nicht dem Berliner. *„Obwohl er sich einige Zeit in das Lager der Pangermanisten hat verführen lassen, ist Kanzler Renner jovial und voll Rücksichtnahme"*, schrieb das »Journal des Débats«.

In der Heimat zog einstweilen die bürgerliche »Wiener Stimme« über das frivole Treiben der Delegationsmitglieder in St-Germain her.

Die Nervosität der Österreicher war indes nicht zu übersehen. Der stellvertretende Sekretär für Äußeres, Franz Klein, ursprünglich als Delegationsleiter vorgesehen, übte Kritik an Renner: *„Dem Mann ist die Aufgabe über den Kopf gewachsen"*, schrieb er wütend seiner Freundin Ottilie Friedländer. *„Er neige zur Politik des gekrümmten Rückens, des schmeichelnden Sichauslöschens, um den Mächtigen sich geneigt zu machen."*



Mit der Miene des guten Wieners

Beabsichtigte die Friedenskonferenz ursprünglich, Österreich die gleichen Friedensbedingungen wie dem Deutschen Reich zu stellen, merkte sie, dass dies in manchen Details nicht möglich war, der Vertrag musste überarbeitet werden. Renner erfasste Unruhe und Ungeduld. Aus der Heimat erreichten ihn alarmierende Nachrichten über kommunistische Umsturzversuche, aber auf seine Urgenz vom 24. Mai bei Clémenceau, die Alliierten mögen den Vertrag zum Abschluss bringen, reagierten diese nicht.



Die Sieger zeigten weiterhin keine Eile: Erst am **29. Mai 1919** anerkannten sie die Delegation als Abordnung der »Republik Österreich« und ließen mit dieser Formulierung gleichzeitig merken, dass sie die Bezeichnung »Deutschösterreich« nicht wünschten. Eine Anlehnung an Deutschland, in welcher Form auch immer, war untersagt. Das **Wilson**'sche Selbstbestimmungsrecht der Völker galt nicht für Besiegte.

Am **2. Juni 1919**, um 12.15 Uhr, erfuhren dies die Österreicher schwarz auf weiß: Im wegen seiner Deckenfresken so bezeichneten »Saal des Steinzeitalters« nahmen sie an einem kleinen Tischchen des großen u-förmigen Konferenztisches Platz. Zwar fehlten dem Friedensentwurf noch wesentliche Teile über das künftige Verhältnis zu Italien, das Heer, die Finanzen und die Reparation, dennoch übergab der Generalsekretär der Friedenskonferenz, **Armand Dutasta**, Staatskanzler Renner die Friedensbedingungen. Der damals 49-jährige Renner, der während des Aufenthalts die französische Sprache erlernt hatte, verwies darauf, dass die Republik Österreich nicht Rechtsnachfolgerin Österreich-Ungarns sei, sondern wie die anderen Nachfolgestaaten ein Erbe des Habsburgerstaates: *„Die Donaumonarchie, mit welcher die alliierten Mächte sich im Kriege befunden haben, hat aufgehört zu existieren […] Es gab nur acht Nationen, die zu öffentlichen Organisationen bereit waren und die von heute auf morgen ihre eigenen Parlamente, ihre Regierungen, ihre Armee, kurz, ihre eigenen Staaten geschaffen haben. Unsere Republik hat sich in derselben Weise wie alle anderen Staaten gebildet."*

Die Zeremonie dauerte eine knappe Stunde und das französische »Journal des Débats« konnte treffend berichten: *„Herr Renner präsentierte sich der Konferenz mit der Miene eines guten Wieners, der wünscht, jedem angenehm zu sein."* Die Zeitung hatte den »Herrn Karl« entdeckt, lange bevor ihn die beiden Wiener Kabarettisten **Carl Merz** und **Helmut Qualtinger** **1961** aus der Taufe hoben.

Renner hatte keine Veranlassung, Wiener Charme zu versprühen, das 300 Seiten starke Vertragskonvolut zerstörte alle Illusionen: Österreich-Ungarn war für immer ausgelöscht. Die Legende, wonach Frankreichs Ministerpräsident Clémenceau nach Festlegung der Nachfolgestaaten auf eine Landkarte der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie gezeigt und gemeint haben soll: „der Rest ist Österreich", hätte den Tatsachen entsprechen können. Von insgesamt zehn Millionen Deutschen der Donaumonarchie gerieten vier Millionen unter die Fremdherrschaft: die Sudeten, Südtirol, Südkärnten, Teile Niederösterreichs und die Untersteiermark waren den Nachfolgestaaten zugeteilt worden.

Renner gab noch am selben Tag eine Pressekonferenz, moderat wie immer: *„Es wird den Führern der Entente so rasch als möglich klargemacht werden, dass sie, wenn sie Deutschösterreich zur Fertigung dieses Friedensvertrages zwingen, ihren Ruf gefährden, indem sie auf ihren Triumphwagen eine Leiche laden."*

Renner reiste am folgenden Tag nach Feldkirch in Vorarlberg, um mit dem Staatssekretär für Äußeres, **Otto Bauer**, dem Vizekanzler **Jodok Fink** und dem Präsidenten der Nationalversammlung, **Karl Seitz**, über den Vertrag zu beraten. Die Nachrichten, die sie Renner aus der Heimat überbrachten, führten ihm die Dramatik des Diktatfriedens vor Augen. Helle Empörung herrsche über den »Vernichtungs-« und «Raubfrieden«, wie die Bedingungen genannt wurden, die eine Welle von Massenprotesten und Großdemonstrationen hervorgerufen hatten.

Da nun die Fakten der Siegermächte auf dem Tisch lagen, konnten die Politiker Strategien ent-

Karl Renner, den Friedensvertragsentwurf unterm Arm, verlässt mit Generalsekretär Klein (rechts) und Sektionschef Eichhoff (links), Schloss St-Germain-en-Laye (oben).



wickeln, nach denen vorgegangen werden sollte. Sie einigten sich auf das Schüren der Ängste der Entente, vor der um sich greifenden Bolschewisierung, wofür die Räterepubliken in Ungarn und München ein Beispiel abgaben, und auf die Betonung der wirtschaftlichen Lebensunfähigkeit Österreichs, sollte der Vertrag verwirklicht werden.

Nur Otto Bauer blieb Illusionist. Südtirol hoffte er in direkten Verhandlungen mit Italien zurückzugewinnen, den Anschluss an Deutschland wollte er anders durchsetzen. Immerhin ließ er sich überzeugen, dass es ratsam sei, den Anschluss nicht mehr als erklärtes, politisches Ziel an die große Glocke zu hängen. Das zweite Treffen am **26. Juli 1919** in Feldkirch sah einen resignierten Otto Bauer, der sein Amt Renner übergab, da seine Anschlusspolitik gescheitert war.

Eine Aufwertung erfuhr Renner deshalb weder international noch innerhalb der österreichischen Delegation, die ihm weiterhin wenig Unterstützung bot. Klein intrigierte nach wie vor, der Völkerrechtsgelehrte Lammasch war vorzeitig abgereist, und der Christlichsoziale Alfred Gürtler sowie der Landbündler Ernst Schönbauer achteten nur, dass ihren Parteien kein Schaden erwuchs, das Wohl des Gesamtstaates reihte sich hinten an.

Ohne politisches Gewicht befand sich Rudolf Carl Freiherr von Slatin, genannt Slatin Pascha, in der österreichischen Delegation, dem als Gesandten des Roten Kreuzes und der Kriegsgefangenenhilfe nur eine Statistenrolle zukam. Slatin, unter dem britischen General Charles George Gordon Generalgouverneur des anglo-ägyptischen Sudans und **1880** britischer Militärgouverneur der – heute heftig umstrittenen – Provinz Darfour, von Königin Victoria von England ob seiner Verdienste für Großbritannien geadelt, bildete den exotischen Aufputz der Österreicher, mehr nicht.

Feierlicher Protest

Gefordert erwies sich Renner nun als hartnäckiger Kämpfer. Mit unzähligen Eingaben versuchte er den »Rat der Vier« zu Vertragskorrekturen zu bewegen, allerdings mit wenig Erfolg. Der Zuspruch Deutschwestungarns – des heutigen Burgenlands, ist so wenig sein Verdienst – man wollte die ungarischen Kommunisten unter Béla Kun schwächen – wie die Abhaltung einer Volksabstimmung in Kärnten, für die sich Italien stark gemacht hatte. Den Anschluss an Deutschland wollte keiner der vier Sieger, daher unterblieb er, solange der Völkerbund nicht anders entschied, und der dachte nicht daran.

Am **2. September 1919** bekam Österreich den endgültigen Friedensvertrag zugestellt. Die vierzehn Abschnitte und 281 Artikel waren innerhalb von fünf Tagen zu unterzeichnen. Die Lesung im Parlament am **6. September 1919** stieß auf das Veto der Großdeutschen, die Abgeordneten aus Tirol und der Steiermark verließen aus Protest über den Verlust Südtirols und der Untersteiermark den Saal. Mit 97 gegen 23 Stimmen und *„unter feierlichem Protest vor aller Welt“* wurde der Vertrag unterzeichnet. Renner unterschrieb am **10. September** im Schloss von St-Germain.

Am **21. Oktober** musste die Konstituierende Nationalversammlung auf massiven Druck der Alliierten den Staatsnamen »Deutschösterreichische Republik« in »Republik Österreich« abändern und in allen Gesetzen, die Österreich als Bestandteil des Deutschen Reiches bezeichneten, diese Formel außer Kraft setzen.

Auch der Name Österreich war – durch Frankreich – oktroyiert worden. Zum Glück für Österreich, denn zuvor gab es obskure Vorschläge. Sie reichten von »Hochdeutschland«, »Donau-Germanien«, »Norische Republik« (Lammasch), »Deutsche Alpenlande« (Renner), »Treumark« und »Teutheim« bis zu »Deutsches Friedland«. Am **16. Juli 1920** traten die Bestimmungen des Vertrags in Kraft.

An der inoffiziellen Anschlusspolitik werde sich nichts ändern, beeilte sich Renner alsbald in seiner Eigenschaft als Staatssekretär für Äußeres dem deutschen Geschäftsträger in Wien, Wilhelm Prinz zu Stolberg-Wernigerode, zu versichern, da seit der Demütigung durch den Friedensvertrag die Anschlussbereitschaft im Volk wieder wachse.

Die Tschechoslowakei strebte über ihre »historischen Grenzen« hinaus nach dem Besitz (oben) von strategisch wichtigen Verkehrsknoten (Gmünd, Hohenau) und Wirtschaftsstandorten (Zuckerraffinerie Hohenau). Den übertriebenen Forderungen gaben die Alliierten jedoch nicht nach.

Tschechen mit Grossmachtallüren

Dem Vertrag von St-Germain kommt eine doppelte Bedeutung zu: Er trug die Österreichisch-Ungarische Monarchie zu Grabe und zwang gleichzeitig das neue Österreich, sich am Leben zu erhalten. Ohne den Pariser Vorortevertrag gäbe es das heutige Österreich nicht, denn er erledigte – fürs Erste – auch den pragmatischen Anschlussgedanken. Die endgültige Abkehr vom Deutschen Reich, auch bei vehementesten Befürwortern, wie Adolf Schärf oder Karl Renner, bewirkte ausgerechnet ein Österreicher: Adolf Hitler.

Ohne Zweifel hatte der Architekt des Vertragswerks von St-Germain, Clémenceau, der »Tiger«, wie er genannt wurde, damit keine besonders weit blickenden politischen Absichten verfolgt. Er wollte den österreichisch-ungarischen Länderblock zerschlagen, um Deutschland einen starken Verbündeten zu nehmen, mehr noch aber, um realpolitisch und -wirtschaflich Frankreich die Tür nach Ost-Mitteleuropa und zum Balkan zu öffnen. Diplomatische Intelligenz, wie sie 1815 während des Wiener Kongresses Frankreichs Außenminister Charles Maurice de Talleyrand-Périgord oder sein österreichischer Gegenspieler Clemens Wenzeslaus Fürst Metternich – der »Kutscher Europas« – bewiesen, war Clémenceau fremd.

Die Egomanie der Machtpolitik Clémenceaus wurde bereits 1919 in den ungarischen Revisionskämpfen deutlich und erreichte 1923 wegen ein paar Tausend von Deutschland nicht termingerecht gelieferten Telegrafenmasten in der Besetzung des Ruhrgebiets den Höhepunkt.

Nicht nur Frankreichs Außenpolitikern fehlte der europäische Weitblick. Auch Italien handelte, von der Gier des Sieges geblendet, durch die ungerechtfertigte Aneignung Südtirols wider jede Vernunft und schuf ein Konfliktszenario, das erst mit der Aufnahme Österreichs in die Europäische Union erlosch.

England besann sich seiner traditionellen »splendid isolation« und zog sich aus dem aktiven politischen Treiben Kontinentaleuropas zurück, augenblicklich mit der Beherrschung seines Kolonialreichs vollauf beschäftigt, in dem sich erstes Aufbegehren gegen die weiße Fremdherrschaft bemerkbar machte.

Auch die USA wendeten sich ihrer eigenen Hemisphäre zu und lenkten ihr hegemoniales Augenmerk westwärts auf den pazifischen Raum, enttäuscht, weil Präsident Wilsons Vierzehnpunkteprogramm in Europa gescheitert war. Nur die Vision einer Frieden erhaltenden globalen Organisation – der er den Namen Völkerbund gab – schien von wahrhaft Zukunft weisendem Weitblick gesegnet zu sein, aber ihr traten die USA nie bei. Kontinentaleuropa blieb mit seinen Problemen sich selbst überlassen und verstand sie nicht zu lösen, weil sich die unveränderbar scheinenden Pariser Vororteverträge querlegten.

Österreich nahm unter den europäischen Staaten eine von mehreren Seiten bedrohte Binnenlage ein. Es lag als Puffer zwischen den Großmächten Deutschland und Italien und vier anderen Staaten, die, abgesehen von der Schweiz, größer und bevölkerungsreicher waren. Die mit dem Vertrag von St-Germain verbundene wirtschaftliche und militärische Knebelung drückte das Land auf das Niveau eines Habenichts, der in die vollkommene Abhängigkeit fremdländischer Interessen geraten musste. Die Annahme der Friedensbestimmungen bürdete dem Alpenstaat gewaltige wirtschaftliche Lasten auf: Die Nachfolgestaaten hatten Anspruch auf fast den ganzen Goldschatz der Österreichisch-Ungarischen Bank. Österreichisches Eigentum in den Ententestaaten – auch das private – fiel der Beschlagnahme anheim, Vorkriegsschulden bei ausländischen Gläubigern wurden aufgewertet, die Personallasten der liquidierten Donaumonarchie – Beamten- und Offizierspensionen – musste die Republik übernehmen, dazu kamen Reparationszahlungen über deren Höhe die Sieger noch stritten.

Der britische Wirtschaftsexperte John Maynard Keynes schlug daher vor, den österreichischen Staatsbesitz unter ein Generalpfandrecht zu stellen, damit das Not leidende Österreich ausländische Kredite aufnehmen konnte, um Lebensmittel und Rohstoffe zu kaufen. Auch die noch aushaftenden Reparationsleistungen wären mit Krediten zu zahlen gewesen. Keynes verschwieg, wie die Darlehen und ihre Zinsen refundiert werden sollten, da doch der gesamte ärarische Besitz, alle Einnahmen aus Zöllen, Monopolabgaben, Steuern, Exporterlösen, öffentliche Grundstücke, Forste, Gebäude, Museen und ihr Inventar usw. gepfändet wurden. Die angereiste interalliierte Kommission ermittelte den Sachwert des Pfandgutes. Die Reichskleinodien – Reichskrone, Reichsapfel, Zepter, Schwert, Kaiserkrone – schätzte sie auf fünf Milliarden Goldkronen, dies reichte für die einmalige Beschaffung dringend benötigter Lebensmittel – und punktum. Verständlich, dass die österreichische Regierung der Veräußerung durch die Alliierten zuvorkommen und die Kleinodien im Namen Österreichs selbst verkaufen wollte. Über ein Dezennium drohten die unschätzbaren Kostbarkeiten verloren zu gehen.

Erst am 20. Jänner 1930 erwirkte Bundeskanzler Johannes Schober auf der Zweiten Haager Konferenz die Aufhebung des Generalpfandrechts und der Reparationspflicht.

Pressestimmen

»Reichspost«, 3. Juni 1919:
„Man hält uns da einen Raubfrieden zur Unterschrift vor, wie er grausamer, frivoler gegen alle Grundsätze der Gerechtigkeit nicht lauten kann, einen Vertrag, der ein Spottgedicht auf Wilson, eine schamlose Enthüllung der von der Entente verkündeten Weltideale ist. Deutschtirol will man uns rauben, große Gebietsteile Kärntens mit der Hauptstadt Klagenfurt, dazu Südsteiermark mit Mahrenberg, Marburg, Radkersburg bis herauf gegen Spielfeld; nicht einmal das deutsche Westungarn will man mit Deutschösterreich vereinigen, nicht zu reden von Südböhmen und Südmähren; dann aber sollen noch von Niederösterreich erhebliche Randstreifen des Waldviertels und des Feldsberger Bezirkes abgerissen werden."

»Arbeiter-Zeitung«, 3. Juni 1919:
„Alles haben sie uns genommen! Der entscheidende Tag ist für Deutschösterreich angebrochen. Montag Mittag war unsere Delegation in das Schloss von Saint-Germain beschieden, um zu vernehmen, was die Weltgebieter, die in der Entente versammelt sind, unserem armen Staate als Schicksal bestimmt haben [...] wir sehen, wie die Entente das deutschösterreichische Gebiet zerschneidet, zerstückelt und Millionen von Deutschen nationaler Fremdherrschaft ohne Bedenken ausliefert und unterwirft.

Wir waren im alten Österreich ein Volk von fast zehn Millionen Menschen: durch den Vertrag wird Deutschösterreich ›ein Staat von etwa sechs Millionen Einwohnern‹. Mehr braucht man nicht zu hören, um zu wissen, dass der ›Vertrag‹ Deutschösterreich furchtbares, gehässiges Unrecht tut [...]."

Die im Winter 1918 in Prag erschienene Schrift »Nás stát a svetovy mir« (»Unser Staat und der Weltfrieden«) von Hanuš Kuffner zeigt eine europäische Landkarte mit einer Staateneinteilung, wie sie manche tschechischen Politiker zur Sicherung des allgemeinen Friedens wünschten. Die Tschechoslowakei schiebt sich nach Norden bis vor die Tore Berlins und nach Süden über die Donau.



Kuffner Hanuš, tschechischer Journalist und Militärschriftsteller (geboren 1861 in Mirovicich, gestorben am 20. Mai 1929 in Prag), verfasste während des Ersten Weltkriegs die Broschüre »Nás stát a svetovy mir« (»Unser Staat und der Weltfrieden«), die der tschechischen Friedensdelegation in Paris 1918/19 als Basis für ihr Memorandum zur Lösung der österreichisch-ungarischen und der deutschen Frage diente: *„Man darf es nicht bei den engbrüstigen Fragen der Kleinstaaten bewenden lassen, im Gegenteil, man muss sich gleich in die höheren Sphären des Weltganzen hinauf schwingen, um erst aus ihnen dann die Folgerungen für die engeren Verhältnisse der Kleinstaaten ableiten. Vor allem ist die Zeit gekommen, einmal endgültig die allslawische Frage zu lösen. Jetzt oder nie!"* – Der österreichische Zeithistoriker Hanns Haas: *„Die von Kuffner phantasierte Tschechoslowakei überschritt bei Passau, Linz und Krems-St.Pölten sogar die Donau, gab die östlichen Alpenländer den Südslawen, schenkte Tirol und Vorarlberg der Schweiz und stellte die restliche »entdeutschte« Mittelmark (Středozemí) samt Wien unter gemeinsame tschechoslowakische und jugoslawische Verwaltung."*

Die tschechische Delegation konnte die Pariser Friedenskonferenz nicht bewegen, *„sich gleich in die höheren Sphären des Weltganzen"* hinaufzuschwingen. Die Übereinstimmung der Grenzen im Osten nach 1945 (Ostpreußen, Polen-UdSSR, Jugoslawien-Italien) mit Kuffners Vorschlägen von 1918 ist dennoch bemerkenswert.

Österreich reduziert sich zu einem »Zwischenland« (»Středozemí«). Westösterreich kommt an die Schweiz, das Mühlviertel und große Teile Niederösterreichs an Tschechien. Wien wird tschechischer Brückenkopf. Die Pläne waren den Entente-Mächten denn doch zu wirr, als dass sie Berücksichtigung gefunden hätten.

Österreich im Elend



Zwei Ereignisse gaben im Frühjahr 1919 der deutschösterreichischen Rätebewegung mächtigen Auftrieb: Die Ausrufung der Räterepublik in Ungarn am 19. März 1919 durch den Führer der ungarischen Kommunisten, Béla Kun, und die Proklamation der Räterepublik in Bayern durch den »revolutionären Zentralrat« am 6. April in München. Furcht befiel die Bürgerlichen Ostösterreichs, der blutige Terror der Räte könne auch sie erreichen. Erleichtert begrüßten sie daher den Sturz der beiden »proletarischen Republiken«, der bayerischen am 2. Mai und der ungarischen am 31. Juli 1919. Dass sich hier wie dort die »Weißen Garden« der gleichen terrorisierenden Methoden wie die »Roten« bedienten, störte nicht, so lange sie die Gegenseite betrafen.

Die Sorge der Bürgerlichen in Österreich, die mit der Rätebewegung harmonisierende Sozialdemokratie könnte in deren Lager kippen, blieb. Sie wurde zudem künstlich von den bürgerlichen Parteien (vor allem den Christlichsozialen und in der Zweiten Republik von der Österreichischen Volkspartei) auf unverantwortliche Weise geschürt, sogar noch, als die Kommunistische Partei nur noch eine Fußnote im politischen Geschehen darstellte. Gewiss verband die beiden sozialistischen Ideologien das Ziel, ihr neues Gesellschaftssystem an die Stelle des konservativ-bürgerlichen zu stellen. Doch in der Wahl der Wege unterschieden sie sich deutlich: Die kommunistischen Räte gingen den der gewalttätigen Revolution, die Sozialdemokratie gab vor, jenen der demokratischen Evolution zu bevorzugen. Das mag der Wille einiger gewesen sein, andere führende Sozialdemokraten liebäugelten während der Ersten Republik sehr stark mit dem Gedanken der Errichtung einer deutschösterreichischen Rätediktatur bzw. schlossen diese nicht aus. Die bürgerliche Sorge vor einem radikalen Abtriften war daher nicht unberechtigt.

Otto Bauer meint 1919 in seiner Broschüre »Rätediktatur oder Demokratie«: *„Wir lehnen die Rätediktatur nicht für alle Länder, nicht für alle Zeiten ab."* Der persönliche Sekretär von Julius Deutsch, Julius Braunthal, schreibt 1920: *„Die österreichische Arbeiterklasse hat seit November 1918 zu jeder Stunde die Macht, die Rätediktatur zu errichten."* Und Friedrich Adler bestätigt: *„Es gibt wohl keinen anderen Staat, wo es seit dem Novemberumsturz für die Arbeiterklasse so leicht möglich gewesen wäre, die ganze Macht an sich zu reißen, wie gerade in Deutschösterreich."*

Doch der einmal eingeschlagene Kurs, die soziale Revolution, demokratisch und gewaltlos zu erreichen, behauptete sich so sehr, dass die Führung die wenigen Hitzköpfe in der Partei, die zu den Waffen griffen, in der »Kälte des Februars« 1934 umkommen ließ. Otto Bauers rationale Argumentation von 1920 hatten sie nicht verstanden: Eine Herrschaft der Arbeiter- und Soldatenräte wäre zum gegebenen Zeitpunkt nur in den industrialisierten Gebieten Deutschösterreichs möglich, in den übrigen, überwiegend agrarischen Teilen des Landes würden die konservativen Bauern zum Nahrungsmittelboykott aufrufen und die Arbeiterschaft dem Hunger preisgeben. Bauer hatte das Beispiel der Münchener Räterepublik vor Augen, die von der Provinz nicht versorgt wurde. Die Ge-



Festnahme eines Kettenhändlers, der aus einer Weinhalle fliehen wollte (oben). Kettenhändler kauften Schwarzmarktwaren und verkauften sie gegen Aufpreis an andere Händler weiter, diese verkauften sie wieder an andere und so fort, bis die Ware zu einem Hochpreis einen Konsumenten fand. – Die Eisenbahn bringt 500 Kinder zu Pflegeeltern in die Schweiz (unten, Mitte). – Ein Drittel

fahr der Bolschewisierung zu unterliegen bereitete den gemäßigten Sozialdemokraten ebensolche Sorge wie den Bürgerlichen. Erleichtert beobachteten sie den Abzug der 1.300 radikalen Rotgardisten unter Leo Rothziegel nach Räteungarn. Sie betrachteten die Missbilligung des britischen Außenministers Lord Balfour, die dieser über den Chef seiner Militärmission in Wien, Oberst Sir Thomas Cunningham, am 12. April der deutschösterreichischen Regierung ausdrücken ließ, als kleineres Übel. Mochten die alliierten Militärmissionen in Ungarn schauen, wie sie mit den Rotgardisten zurande kamen. Jene, die in Österreich blieben, sorgten freilich mit ihrer Parole *„Alle Macht den Räten!"* weiterhin für Unruhe, obwohl damit weder Brot noch Fleisch gekauft werden konnte, weil es dieses einfach nicht gab.

Unvorstellbare Not

Am 18. Februar 1919 meldet die »Arbeiter-Zeitung«: *„Fleischlose Woche in Wien vom 20. bis 26. Februar [...] Bisher konnte die Wochenkopfquote von 12 1/2 Dekagramm noch mit Hilfe von Gefrierfleischreserven aufrechterhalten werden. Nunmehr sind diese Reserven zur Gänze aufgebraucht [...] als Ersatz einmalig 1/8 Kilogramm Haferreis [...]"* Die »fleischlose Woche« wurde um eine weitere verlängert: *„Da auch die Woche vom 27. Februar bis 4. März fleischlos ist [...] für jeden Kopf des Haushalts 10 Dekagramm Reis aus der englischen Liebesgabensendung [...]."*

Die »Reichspost« vom 18. April 1919 – ein Tag nach dem Putschversuch der Kommunisten – berichtet: *„[...] Während der Schießereien wurde das Pferd eines Sicherheitswachmannes getroffen. Die Menge warf sich im Nu auf das am Boden liegende Pferd; ein Matrose erstach es und forderte die Leute auf, sich einen billigen Braten mit nach Hause zu nehmen. Im Nu wurde das Pferd von der Menge zerstückelt, Männer und Frauen stritten sich um die Beute, und binnen kurzem sah man bereits einzelne Personen mit den noch rauchenden Fleischstücken enteilen [...]."* Natürlich bemühte sich die Regierung um Lebensmittelimporte. Am Heiligen Abend 1918 verhandelte eine Abordnung in Bern mit Vertretern der Entente. Sie versuchte 110 Waggons Lebensmittel aus Schweizer Beständen frei zu bekommen. Einen Monat hatte sie auf das Eintreffen der alliierten Kommission warten müssen.

Die bittere Not, die jene des Krieges übertraf, da die Nachfolgestaaten Zulieferungen verweigerten, überlebten viele nur, weil andere europäische Staaten spontane Hilfe leisteten.

Schweizer Private schickten am 29. Dezember einen Zug mit 38 Waggons und 480 t Lebensmittel nach Österreich. Vierzig feldmarschmäßig ausgerüstete Schweizer Soldaten schützten ihn vor Überfällen. In St. Pölten sprangen fünf Wagen aus den Schienen, so schlecht stand es schon um die Bahnanlagen. Dennoch, der Bann war gebrochen. Von nun an trafen wöchentlich Hilfslieferungen ein: *„Nächste Woche wieder Schweizer Mehl. Die für Wien erforderliche Menge an Kochmehl für die nächste Woche ist sichergestellt und wird wieder pro Person je 1/8 Kilogramm weißes Schweizer Mehl und 1/8 Kilogramm Haferreis zur Ausgabe gelangen"*, meldete am 26. Jänner 1919 die »Reichspost«.

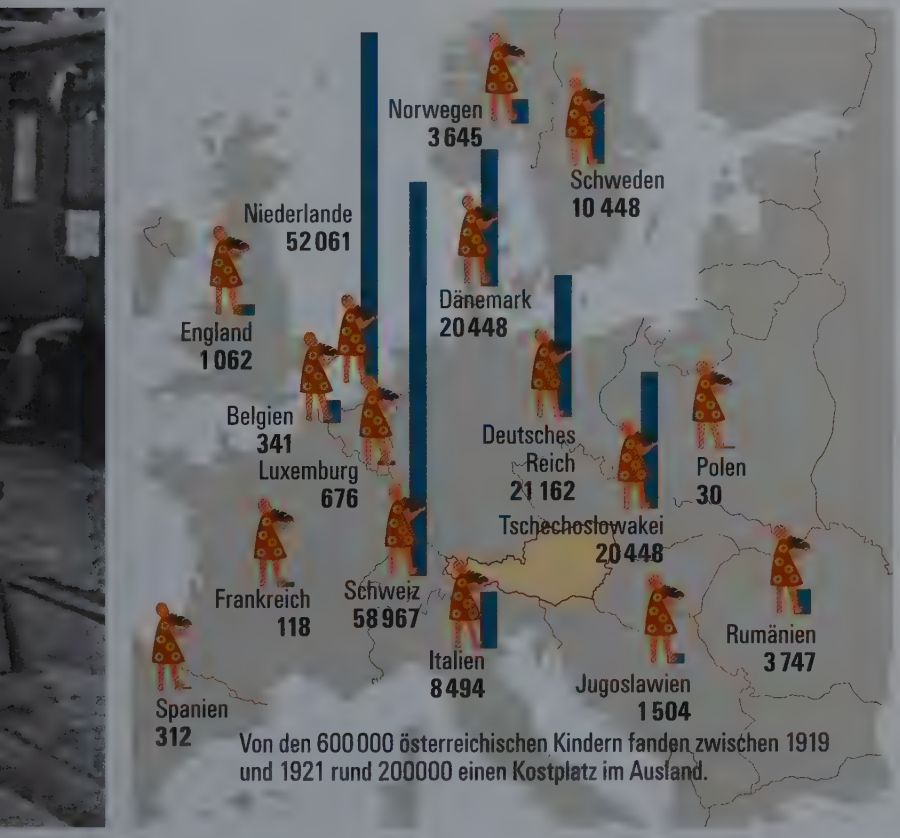
Unzureichende Lebensmittel- und Brennstoffversorgung, steigende Arbeitslosigkeit, massive Preissteigerungen und die sich rasch verschlechternde allgemeine wirtschaftliche Lage gaben der Arbeiterrätebewegung genug Agitationsmaterial.

In diese angespannte, aber doch ruhige Stimmung der Arbeitnehmer fiel am 16. Februar 1919 die Wahl zur konstituierenden Nationalversammlung. Es war die erste in der Republik.

Die Sozialdemokratie erhoffte sich einen durchschlagenden Erfolg, hatte sie doch ihre alte Forderung, die Einführung des Frauenwahlrechts, durchgesetzt. Aber dieses erwies sich – wie es Victor Adler schon befürchtet hatte – als unkalkulierbar. Die Bürgerlichen alarmierten die Kirche, die von der Kanzel die Arbeiterfrauen in einen konfessionell-politisch begründeten Gewissenskonflikt trieb, dem sie schließlich erlagen: Die Sozialdemokraten verzeichneten relative Stimmeneinbußen.

Trotzdem war das Ergebnis für die SDAPÖ wieder nicht so schlecht, wie es manche Schwarzmaler darstellten. Sie lag mit 72 Mandaten vor den 69 der Christlichsozialen. Freilich, mit den 26 Sitzen der Großdeutschen und zwei sonstigen lagen die Bürgerlichen mit insgesamt 87 der insgesamt 159 Mandate vor den Sozialdemokraten.

Damals reagierten die Konservativen noch politisch gefühlvoll und bildeten im Hinblick auf die unruhig-nervöse Arbeiterschaft keine Alleinregierung. Die Christlichsozialen koalierten mit den Sozialdemokraten und die Großdeutschen gingen in die Opposition. Die Konsensbereitschaft der Parteien verlor sich aber alsbald im rauen Wind unsachlicher und gehässiger Demagogie.



der österreichischen Kinder erhielt bis 1921 bei ausländischen Familien einen unentgeltlichen Kostplatz (oben). Die Schweiz und die Niederlande halfen österreichischen Kindern auch nach dem Zweiten Weltkrieg in vorbildlicher und dankenswerter Weise.

Um die Zukunft des Landes



Das Staatsgebilde, das die Politiker »Deutschösterreich« nennen, ist noch amorph. Mit Ausnahme der Grenzen zur Schweiz, zu Liechtenstein und zum Deutschen Reich sind die übrigen noch fließend, können von hier nach dort verschoben und verbogen werden, je nach Gutdünken der Siegermächte und des Einflusses, den die Nachfolgestaaten auf sie ausüben. Ungeachtet dessen musste die Konsolidierung aus wirtschaftlichen und sozialen Gründen, soweit dies Österreich möglich war, vorangetrieben werden.

Noch im Dezember 1918 wurden daher die gesetzlichen Grundlagen für die Wahl der Konstituierenden Nationalversammlung geschaffen. Nur mit ihr wollten die Alliierten über einen Friedensvertrag verhandeln. Am 16. Februar 1919 fand die Wahl statt.



Es ist das erste Mal, dass das österreichische Volk, Männer und Frauen, in einer demokratischen Wahl über ihr Schicksal bestimmen. Das Wahlalter betrug 20 Jahre. Auch in Südtirol und in den deutschsprachigen Gebieten der Tschechoslowakei sollte gewählt werden. Eine an der Realität vorbeigehende Forderung allzu optimistischer Politiker. Um insgesamt 210 Sitze bewarben sich 25 Parteien. Die Mandate schrumpfen auf 159. *„Österreich ist klein geworden"*, schreiben die »Wiener Bilder«.

Die Programme der Parteien zeigten in die Zukunft weisende Perspektiven. Die Sozialdemokraten forderten den Schutz der republikanischen Staatsform, weitreichende Sozialreformen, die Trennung von Kirche und Staat, die Verstaatlichung des Eigentums von Kapitalisten und Großgrundbesitzern. Beim geforderten Anschluss an ein sozialistisches Deutschland legten sie sich nicht fest, ob sie eines zur gemäßigten MSDP (Mehrheitssozialdemokraten) oder eines zur links orientierten USPD (Unabhängige Sozialdemo-

Bürgerliche Wahlwerbung (damals Propaganda, oben). – Sozialdemokratische Wahlpropaganda mit antijüdischen, antiklerikalen und antimilitaristischen Anklängen (unten).



kraten) geneigtes meinten. Eindeutig hingegen war die Absicht, bei einem Wahlsieg Spekulanten und Kriegsgewinnler zur Verantwortung zu ziehen.

Die Christlichsozialen traten für eine starke Autonomie der Länder und Gemeinden ein und bestanden auf dem Schutz der christlichen Familie. Die Sozialdemokratie war für sie gleichbedeutend mit Bolschewismus. Deutschnationale und Liberale fischten im Trüben: Für sie waren Sozialisten, Marxisten und Pfaffen Feinde ihrer Gesinnung. Alle übten sich im Antijudaismus, der noch kein ausgeprägter Antisemitismus im rassischen Sinne war. Diesen verbreiteten die Nationalsozialisten in ihren Propagandafeldzügen.

Von mehreren Seiten angegriffen, mischte auch die römisch-katholische Kirche im Wahlkampf mit. Priester benutzten Kanzel und sonntägliche Messen zur Verbreitung ihrer konservativen Meinung. Erste Zusammenstöße zwischen wahlwerbenden Gruppen heizten die Stimmung an, während die Parteien um jeden Wähler kämpften. Am Wahltag ließen sie Invalide, Blinde und Alte zur Wahlurne tragen bzw. begleiten. Das Wahlergebnis von **1919** mit 72 Mandaten für die Sozialdemokraten und 69 Mandaten für die Christlichsozialen zeichnete die ausgeglichene politische Grundstruktur der Ersten Republik aus. **1919** bildeten die beiden stärksten Parteien, Sozialdemokraten und Christlichsoziale, eine Koalitionsregierung. Zum ersten provisorischen Präsidenten wurde der Sozialdemokrat **Karl Seitz** ernannt.

Der Wahltag selbst verlief weitgehend ruhig, sah man über die üblichen Schmieraktionen, Pöbeleien und Verunglimpfungen hinweg. Das Wahlergebnis kommentierte das »Unabhängige Tagblatt für das christliche Volk« – so die Eigendefinition der »Reichspost« – am folgenden Tag: Ein »außerordentliches Anschwellen der sozialdemokratischen Stimmen«, im Gegenzug Stimmverluste aller bürgerlichen Parteien sowie die *„starke Wahlbeteiligung der Frauen, die [...] die Wahlbeteiligung der Männer weit übertraf"*.

Erstmals machten die Nationalsozialisten von sich reden. Die »Reichspost«: *„Die Nationaldemokraten, die noch in den letzten vierzehn Tagen geschwind ihren Antisemitismus und die alldeutsche Vergangenheit ihrer lärmendsten Führer in den Hintergrund rückten und mit Hilfe liberaler Stimmen emporzukommen hofften, haben [...] ein trauriges Schicksal erlitten."* Für sie stimmten 0,8 % der Wähler, für den ebenfalls auf der nationalen Welle schwimmenden »Deutschvölkischen Wahlausschuss« 0,5 %.

Wien präsentierte sich als Hochburg der Sozialdemokratie, die von 48 Mandaten 32 errang. Die Christlichsozialen erhielten 11 Sitze, die bürgerlichen Demokraten einen und die Deutschliberalen 2. Im Wahlkreis 4 (Leopoldstadt, Brigittenau, Floridsdorf) bekam der jüdischnationale **Robert Stricker** einen Sitz, der Wahlkreis 7 (Rudolfsheim, Ottakring, Hernals) entsandte den tschechischen Redakteur **Franz Dworak** ins Parlament.

Der gemäßigte Sozialdemokrat **Karl Renner** bildete die neue Regierung. Der Christdemokrat **Jodok Fink**, ein Bauer aus Andelsbuch im Bregenzer Wald, stand ihm als Vizekanzler zur Seite. Der Regierung Renner I fiel die schwere Aufgabe zu, am **10. September 1919** den Staatsvertrag von Saint-Germain-en-Laye zu unterzeichnen, der für Österreich den Weltkrieg formell beendete.



Die Wahlergebnisse der ersten Wahl zur Konstituierenden Nationalversammlung am 16. Februar 1919 (oben). – Staatssekretär für Äußeres auf dem Balkon des heutigen Bundeskanzleramtes mit dem Transparent: „Großdeutschland unsere Zukunft" (unten). Zwanzig Jahre später war die Zukunft Wirklichkeit und Bauer musste ins Exil nach Paris fliehen.

Räteungarns Schatten

Auf dem ersten Parteitag der Kommunistischen Partei Deutschösterreichs (KPDÖ) am 9. Februar 1919, er fand in einem Ottakringer Gasthaus statt, musste die Führung einbekennen, dass sie *„unter dem Proletariat absolut keinen Anhang"* **habe. Die zweiundvierzig Delegierten aus allen Teilen Österreichs beschlossen deshalb, die Agitation auf das – im marxistischen Sinne – so genannte Lumpenproletariat am Rande der Gesellschaft zu verlegen. Die wirtschaftliche Not spielte ihnen dabei in die Hände. Die Industrieproduktion lag danieder, die Geldentwertung nahm unaufhörlich zu, die Zahl der Arbeitslosen kletterte von 46.000 im Dezember 1918 auf 186.000 im Mai 1919. Rund 131.000 davon registrierte allein Wien. Die Unterstützung betrug 6 Kronen pro Person und Tag, dazu kam die Familienzulage von einer Krone.**

An der Wahl zur Nationalversammlung wolle man nicht teilnehmen, erklärte der Begründer und Generalsekretär der KPDÖ, Karl Steinhardt, denn es gelte, *„eine Politik des Übermorgen, nicht des Morgen"* zu betreiben. Zudem sei der *„Gedanke der Diktatur des Proletariats so umstoßend"*, dass man der Nationalversammlung *„keine überragende Bedeutung"* beizumessen brauche. Steinhardt war überzeugt, dass die soziale Revolution unmittelbar bevorstünde.

Tatsächlich sprachen viele Anzeichen für den baldigen revolutionären Umbruch. Zehntausende Kriegsinvalide, brotlos gewordene Heimkehrer, arbeitslose Beamte, Angestellte, Studenten und Lehrlinge, die keine Anstellung fanden, gingen, von Hunger und Hoffnungslosigkeit getrieben, auf die Straße, stürmten Geschäfte, wie in Leoben, Linz und Graz, und ließen ihr Leben, da die Exekutive ihrem Schießbefehl ohne zu zögern nachkam.

Die zunehmende Radikalisierung der Arbeiterschaft führte das Staatssekretariat für Inneres auf die ab Ende Februar 1919 steigende Zahl der bei der Wiener Polizeidirektion gemeldeten kommunistischen Versammlungen in den industriellen Ballungsräumen Wiens und in Niederösterreichs Industrieviertel zurück, die sich eines lebhaften Zuspruchs erfreuten. In »Drehers Gastwirtschaft« auf der Landstraßer Hauptstraße zählten Spitzel an einem Abend 2800 Volkswehrangehörige. Einen Vortrag von Elfriede Eisler-Friedländer, alias Ruth Fischer, in der Meidlinger Gastwirtschaft »Weigl« besuchten mehrere hundert Schaffnerinnen. Die in Leipzig geborene Eisler-Friedländer, die in Wien Nationalökonomie und Philosophie studierte, war ursprünglich am radikalen Flügel der sozialdemokratisch gesinnten freisinnigen Frauen angesiedelt und erregte 1917/18 mit einem öffentlichen Referat über die »freie Sexualität im Sinne der bolschewistischen Theorie« großes Aufsehen.

In den Gastwirtschaften des Praters, beim »Bachlehner« in Ottakring und im »Zirkus Busch« verkehrte nicht nur die gesellschaftliche Randschicht – Invalide, Heimkehrer, Arbeitslose und abgerüstete Soldaten –, sondern zunehmend Jugendliche aller Klassen: Lehrlinge, Gewerbe- und Mittelschüler. Der KPDÖ gelang es sogar, für eine ihrer Veranstaltungen 250 Schauspieler zu mobilisieren.

Sozialdemokraten unter Zugzwang

Die Sozialdemokraten wurden zu Getriebenen, sie mussten für die Armen und Ärmsten aktiv werden.

Kurz nach der Wahl vom 16. Februar forderte die SDAPÖ die Einsetzung einer Sozialisierungskommission, die Privatbetriebe zur Verstaatlichung vorschlagen sollte. Die Bürgerlichen stimmten zu, die bolschewistische Gefahr machte auch ihr Angst.

Damit allein waren die Kommunisten nicht zu stoppen. Sie mussten unterlaufen werden. Am 11. Februar stellten Linzer Arbeiterräte den Antrag zur Einberufung einer Arbeiterratskonferenz, an der die Kommunisten teilnehmen sollten.

Die am 1./2. März im Arbeiterheim des 10. Wiener Gemeindebezirks stattfindende Konferenz beschloss, dass alle, *„die in der Beseitigung der kapitalistischen Produktionsweise das Ziel und im Klassenkampf das Mittel der Emanzipation des arbeitenden Volkes erkennen [...]"*, für den Arbeiterrat gewählt werden können. Damit unterstellten sich die links gerichteten Organisationen – auch die Soldatenräte – dem »Parlament der Arbeiterklasse«, wie sich der »Vollzugsausschuss der Arbeiterräte« nannte. Seine Beschlüsse, die er in der Nationalversammlung einbringen wollte, waren für die Parteileitungen der Linken bindend.

Bei den »überparteilichen« Wahlen zum »Arbeiterparlament« erreichten die Sozialdemokraten erwartungsgemäß die Majorität, die Kommunisten mussten sich mit wenigen Sitzen begnügen.

Die nach dem Majoritätsprinzip der »proletarischen Demokratie« gefassten Beschlüsse wurden daher in den meisten Fällen von Sozialdemokraten diktiert. Sie nutzten die taktische Möglichkeit, besonders radikale Resolutionen in der Nationalversammlung einzubringen, um die Bürgerlichen unter Druck zu setzen und die Anträge schließlich – dank Stimmenmehrheit – wieder fallen zu lassen. Die Gefahr der Bolschewisierung war zunächst durch die Sozialdemokraten gebannt worden.

Die Erklärung Ungarns zur Räterepublik durch Béla Kun am 21. März 1919 belebte aufs Neue die kommunistische Szene in Ostösterreich. Eine am 23. März vor dem Wiener Rathaus stattfindende Sympathiekundgebung der KPDÖ wurde so gut besucht, dass die Parteizeitung »Die Soziale Revolution« frohlockte: *„Die Revolution marschiert [...]. Die Ereignisse überstürzen sich [...]."* Doch die Sozialdemokraten zerstörten die Visionen.

Béla Kuns Räteungarn lag isoliert inmitten bürgerlich regierter oder der Entente verpflichteter Staaten. In Deutschösterreich, das eine sozialdemokratisch dominierte Koalition regierte, hoffte Béla Kun Rückhalt zu finden. Doch seiner Anfrage erteilte die SDAPÖ eine klare Absage. Der Vorsitzende des »Vollzugsausschusses der Arbeiterräte«, oder kurz, des »Arbeiterparlaments«, Friedrich Adler, bedauerte. In Österreich marschierte die Revolution nicht.

Béla Kun wendete sich der österreichischen Arbeiterschaft zu. Agenten unterwanderten sie und bereiteten im Untergrund den revolutionären Umsturz vor.

Das konspirative Zentrum befand sich in der ungarischen Gesandtschaft in der Wiener Bankgasse. Zwei Budapester Wirtschaftsbevollmächtigte, Elek Bolgar und Andor Fenyő, steuerten sie. Es galt, die KPDÖ und ihre Nebenorganisationen, das linksradikale Volkswehrbataillon 41 und die Matrosenwehr, zu gewinnen. Zwei Mitglieder der KPDÖ, Karl Toman und Paul Friedländer, warben Interessenten für die ungarische Räteпropaganda. Der Erfolg war beachtlich: Die Mitgliederzahl der Partei stieg von 3.000 im Februar 1919 auf 10.000 im März und auf 40.000 im Mai/Juni 1919.

Die angeworbenen Agenten erhielten für geleistete Arbeit großzügige Entschädigungen. Der Gesandtschaft standen 1919 für Ausgaben des so genannten Außenhandelsfonds 60 Millionen Kronen zur Verfügung. Die Gelder wurden nach Wiener Neustadt eingeflogen und mit Autos nach Wien transferiert.

Über die Vorgänge besaß die Wiener Polizeidirektion genaue Informationen. Seltsamerweise

*Wilhelm Ellenbogen (oben; * 9. Juli 1863, Lundenburg in Mähren, heute Břeslav, † 25. Februar 1951, New York). Sohn eines Volksschullehrers, studierte in Wien Medizin und schloss sich 1888 als junger Sekundararzt im AKH der Arbeiterbewegung an. Ellenbogen engagierte sich für das allgemeine Wahlrecht. 1934 kurzzeitig festgenommen, flieht Ellenbogen 1938 über Frankreich*



aber nicht über einen für Ende März 1919 auf der Südbahn geplanten Massenstreik.

Die Arbeitsniederlegung der Heizer des Eisenbahnheizhauses von Wiener Neustadt am 26. März überraschte daher Polizei und Öffentlichkeit. Nach drei Tagen lagen auch alle von Wien ausgehenden Linien still. Gegen eine Teuerungspauschale und höhere Lebensmittelrationen nahmen die Bahnarbeiter die Arbeit wieder auf.

Die Beruhigung des öffentlichen Lebens erfuhr am 5. April 1919 eine neuerliche Unterbrechung. In München übernahmen Soldaten, Arbeiter- und Bauernräte die Macht. Deutschösterreich lag jetzt zwischen zwei bolschewistischen Ländern. Für die kommunistische Agitatorin Elfriede Eisler-Friedländer Grund aufzurufen: *„Wir aber müssen bereit sein, wenn der Ruf an uns ergeht!"*

Nicht nur aus humanitären Erwägungen nahm die Regierung Renner ein soziales Gesetzeswerk in Angriff. Pläne dazu lagen schon seit November 1918 vor. Vorher musste aber noch die Währung den Friedensverhältnissen angepasst werden. Die Währungsreform stand am Beginn der »sozialen Revolution«. Der Staatssekretär für Finanzen, der parteilose austro-amerikanische Sozial- und Nationalökonom Joseph Alois Schumpeter, stellte nach dem Motto *„Krone ist Krone"* die These auf, dass die Krone trotz ständig sinkenden Kurses an der Züricher Börse im Inland eine konstante Währungseinheit zu sein hat. Schumpeter beabsichtigte die von der Monarchie übernommenen Kriegskosten und die zu erwartenden Verpflichtungen des Friedensvertrages mit Hilfe der sich rasch entwertenden Kronen-Währung billig zu begleichen. Das gelang auch, doch auf der Strecke blieb der bisherige Mittelstand, die Pensionisten, Beamten und Hausbesitzer. Ihre Einkünfte wurden nicht wertangepasst. Sie lagen unter dem Niveau von Arbeitslosen. Bauern und Arbeiter zählten hingegen zu den Gewinnern. Die einen passten die Preise ihrer Produkte dem Stand der Währung an, die anderen waren Nutznießer des Systems gleitender Löhne.

In diese erste Phase sozialer Umschichtung fiel das von Otto Bauer entworfene »Sozialisierungsprogramm«, das die Bürgerlichen zwar verzögerten, schließlich aber am 30. Mai dem Enteignungsgesetz und am 29. Juli 1919 einem Gesetz über gemeinwirtschaftliche Anstalten zustimmten.

Kaum klang jedoch die Rätegefahr ab, versteifte sich die Haltung der Christlichsozialen gegen weitere Sozialisierungsmaßnahmen. Die Vergesellschaftung der Kohle- und Elektrizitätswirtschaft, des Forst- und Landwirtschaftsgroßgrundbesitzes und des Holzhandels sowie Österreichs größter Betrieb zur Herstellung von Roheisen, die Alpine-Montangesellschaft, entgingen der Sozialisierung. Die Aktienmehrheit war angeblich von Schumpeter einer italienischen Finanzgruppe zugespielt worden. Die Alpine entwickelte sich in den folgenden Jahren zum Hort der Heimwehrbewegung, die konsequent an der Beseitigung demokratischer Errungenschaften arbeitete.

Otto Bauer, der Vorsitzende der Sozialisierungskommission, musste nach der gescheiterten Anschlusspolitik auch in den Sozialisierungsbemühungen eine politische Niederlage hinnehmen. Am 19. Oktober 1919 räumte er seinen Sessel vor einem seiner heftigsten Kritiker, dem Arzt und Sozialdemokraten Wilhelm Ellenbogen.

Die Sozialisierung ging vielen Arbeitnehmern zu langsam. Daher setzten sie in einigen Betrieben die Unternehmer kurzerhand ab. Als am 3. März 1919 in der zum Krupp-Konzern gehörenden Metallwarenfabrik Berndorf ein Schlosser wegen kommunistischer Betätigung entlassen wurde, verprügelten Arbeiter mehrere leitende Angestellte und den Fabriksleiter Walter Kuhlmann, einen Neffen Krupps. Ein Schiedsgericht und die sozialdemokratischen Parteifunktionäre Franz Domes und Felix Stikas glätteten die Wogen der »wilden Sozialisierung«.

Dagegen nimmt sich die Forderung der Belegschaft der Daimler-Motorenwerke in Wiener Neustadt am 19. Februar 1919 nach Entlassung aller Direktoren und der Übernahme der Leitung durch den technischen Direktor Ferdinand Porsche moderat aus. Porsche wird im Dritten Reich nach einer Skizze des damaligen Reichskanzlers Adolf Hitler, 1934/36, den »Volkswagen« – von Hitler »Käfer« genannt – konstruieren.

Die »Sozialisierung von unten« erfasste am 7. April 1919 auch das Alpine-Montanwerk Donawitz. Ein aus zwei Ingenieuren und je einem sozialdemokratischen und kommunistischen Arbeiter bestehendes »Direktorium« übernahm den Betrieb. Der lokale Arbeiterrat beendete die Episode, nachdem ihn die Belegschaft ermächtigt hatte, als einzige Instanz Verhandlungen mit der Werksleitung zu führen.

Diese Konflikte hatten Folgen. Die Nationalversammlung verabschiedete am 15. Mai 1919 das »Betriebsrätegesetz«, das der Arbeiterschaft ein Mitspracherecht in den Betrieben einräumte und den gewählten Vertretern, den Betriebsräten, erlaubte, politisch begründete Kündigungen anzufechten und auf der Einhaltung der Sozialgesetze und Kollektivverträge zu bestehen.

Als Ellenbogen den Vorsitz der Sozialisierungskommission übernahm, befanden sich acht Betriebe in Staatsbesitz. Unter ihnen die Österreichische Heilmittelstelle, die Vereinigten Leder- und Schuhfabriken, die Gemeinnützige Siedlungs- und Baustoffanstalt (GESIBA) und die Österreichischen Werke im Arsenal in Wien. Ellenbogen bewies, dass die verstaatlichten Unternehmen effizient und mit Gewinn arbeiten konnten. Der wirtschaftliche Erfolg verblasste jedoch mit der wachsenden privaten Konkurrenz. Das Fehlen von Rücklagen für Investitionen und die mangelhaften Führungsqualitäten der Betriebsleiter beendeten nach kurzer Erfolgsphase das Experiment der ersten »Verstaatlichten«.

Im März 1920 stellte die Sozialisierungskommission ihre Tätigkeit ein und 1934 liquidierte die Regierung Dollfuss alle verstaatlichten Firmen, die den Christlichsozialen und ihren Hintermännern in der Privatindustrie stets ein Dorn im Auge waren.

Absage an Béla Kun

„Ihr habt an uns den Ruf gerichtet, eurem Beispiel zu folgen. Wir täten es von Herzen gern, aber zur Stunde können wir das leider nicht [...] Selbst unsere karge Brotversorgung beruht auf den Lebensmittelzügen, die die Entente uns schickt. Dadurch sind wir völlig Sklaven der Entente [...] Wir sind überzeugt, dass die russische Räterepublik nichts unversucht lassen würde, uns zu helfen. Aber ehe sie uns helfen könnte, wären wir verhungert. Wir sind daher in einer wesentlich schwierigeren Lage als ihr. Unsere Abhängigkeit von der Entente ist eine vollständige [...] All unsere Wünsche sind bei euch. Mit heißen Herzen verfolgen wir die Ereignisse und hoffen, dass die Sache des Sozialismus siegen wird [...] Der Reichsvollzugsrat der Arbeiterräte Deutsch-Österreichs.

Josef Benisch, Schriftführer.
Friedrich Adler, Vorsitzender."

(»Arbeiter-Zeitung«, 23. März 1919)

und die verschneiten Pyrenäen – 76-jährig – nach Lissabon, gelangt nach New York, Sherman Avenue Nr. 221, wo er bis zum Lebensende bleibt.

Ein sozialer Wohltäter



Noch in Kriegszeiten machte die kaiserliche Regierung – zur Aufrechterhaltung der Kriegswirtschaft – den Arbeitnehmern soziale Zugeständnisse. Im Jänner 1917 verabschiedete sie eine strenge Mieterschutzverordnung, ab März 1917 nahmen in Großbetrieben Beschwerdekommissionen Klagen von Arbeitern entgegen.

Die Regierung Renner I. nahm unmittelbar nach der Ausrufung der Republik die Arbeit an einer umfassenden sozialen Gesetzgebung auf, die der Staatssekretär für Volksgesundheit und soziale Verwaltung, der Bauhilfsarbeiter und sozialdemokratische Politiker Ferdinand Hanusch, energisch vorantrieb.

Mit dem Hinweis auf Otto Bauers Worte auf dem sozialdemokratischen Parteitag am 1. November 1918: *„Wir stehen erst am Anfang einer Revolution [...]“*, und angesichts der in Ungarn tatsächlich stattgefundenen Revolution rang Hanusch klug taktierend den verängstigten Unternehmern und dem christlichsozialen Koalitionspartner zahlreiche materielle und institutionelle Besserstellungen für die Arbeiterschaft ab, die ihnen, unter anderen Umständen, von den Bürgerlichen verwehrt worden wären.

Hanusch setzte durch die »Vollzugsanweisung über die staatliche Unterstützung der Arbeitslosen« eine große Tat.

Die Arbeitslosenzahl betrug in Wien Ende 1918 etwa 100.000. Für ganz Österreich vermerkt die Statistik 1919 rund 414.000 Beschäftigungslose, das entsprach 18,4 % der arbeitsfähigen Bevölkerung. Davon bekamen 147.000 Arbeitslosengeld. Um der Gefahr einer politischen Radikalisierung dieser Massen zu begegnen, gelangten die ersten Gelder schon am 18. November 1918 in der Höhe von sechs Kronen pro Mann und Tag – etwa dem gesetzlich vorgeschriebenen, täglichen Krankengeld vergleichbar – zur Auszahlung.

Die Unterstützung lief zunächst sechs, dann zwölf, schließlich dreißig Wochen. Zwar stieß die Arbeitslosenunterstützung auf vehemente bürgerliche Kritik, die gegen die Aushöhlung der Staatsfinanzen wetterten, aber einlenkten, als die Statistik ihren Verdacht widerlegte: Die von November 1918 bis März 1920 ausbezahlten Arbeitslosengelder betrugen 500 Millionen Kronen oder rund 3 % des Gesamtbudgets von 8,5 Milliarden Kronen.

Als sich der Arbeitsmarkt vorübergehend erholte, wandelte Hanusch die Arbeitslosenunterstützung im März 1920 in eine Arbeitslosenversicherung um, zu der Staat, Unternehmer und Arbeiterschaft je ein Drittel der Kosten übernahmen.

Noch im Dezember 1918 trat eine neue Regelung der Heim- und Kinderarbeit in Kraft, und eine alte Forderung der Sozialdemokratie wurde endlich erfüllt: die Einführung des Achtstundentags und der Vierzigstundenwoche.

Die Voraussetzungen dafür standen günstig, da auf die Konkurrenzfähigkeit der exportierenden Wirtschaft keine Rücksicht genommen werden musste. Nun gab es auch bezahlten Urlaub und Gesetze für die Sonn- und Feiertagsruhe in Gewerbebetrieben. Die Nachtarbeit für Frauen und Jugendliche wurde wieder verboten, die Bergbau-, Bäckerei- und Heimarbeiter standen wie Kinder und Frauen unter besonderen Schutzgesetzen.

Die sozialdemokratische Dominanz in der Gesetzgebung veränderte zunehmend das tradierte Eigentums- und Entscheidungsrecht der bürgerlichen Gesellschaft.

Unternehmer mit Betrieben einer bestimmten Größe unterlagen einem Einstellungszwang für arbeitslose Heimkehrer. Andere Gesetze wendeten sich gegen die Großgrundbesitzer, so das Schlösser-, das Luftkeuschen- oder das Wiederbesiedlungsgesetz.

Das Arbeitsbuch, das jeder Arbeiter besitzen musste, wurde abgeschafft, gleichzeitig erhielt er im Februar 1920 durch die Errichtung von Arbeiterkammern eine Interessenvertretung mit öffentlich-rechtlichem Charakter.

Die Einführung einer Alters- und Invalidenversicherung für Arbeiter konnte Hanusch nicht mehr durchsetzen, da die sozialdemokratisch-christlichsoziale Koalition zerbrach.

Hanusch hatte der Arbeiterklasse ein für die westliche Welt beispielhaftes, menschenwürdiges Dasein gegeben und den in seinen Strukturen labilen Staat innenpolitisch gefestigt. Sein soziales Gesetzeswerk beeinflusste sogar noch die Gesellschaft der Zweiten Republik.

In ärmsten Verhältnissen aufgewachsen, wusste Ferdinand Hanusch, was Not bedeutet. Er widmete sich frühzeitig dem Problem der Beseitigung des Massenelends. Bild: Wiener Frauen suchen in Abfällen eines Gemüsemarktes nach Essbarem.



FERDINAND HANUSCH

Die kurze Zeit der Koalition führte in der jungen Republik eine »soziale Revolution« herbei, die ihresgleichen sucht und beispielhaft für die westliche Welt war. Das umfangreiche soziale Gesetzgebungswerk der ersten Jahre der Republik ist mit dem Namen ihres Schöpfers, des Staatssekretärs für Soziale Fürsorge, Ferdinand Hanusch, untrennbar verbunden. Seine Maßnahmen trugen in wenigen Monaten mehr zur Besserung der Lebensbedingungen der Masse der Bevölkerung bei als die gesamte Sozialgesetzgebung vorangegangener Jahrzehnte.

Ferdinand Hanusch (* 9. November 1866 in Oberdorf bei Wigstadt in Österreichisch Schlesien, heute Horní Vés nad Vítkov, † 28. September 1923 in Wien 19, Peter-Jordan-Straße 82), war Sohn eines schlesischen Hauswebers, der die Kindheit in ärmlichen Verhältnissen verbrachte. 1879 verdingte er sich als Bauhilfsarbeiter, ging 1883 als Webergeselle auf Stöhr. In einer Seidenfabrik lernte er die Arbeiterbewegung kennen. 1891 trat Hanusch dem Arbeiterverein »Eintracht« bei. 1897 wurde er in Sternberg Partei- und Gewerkschaftssekretär und 1900 Sekretär der neu geschaffenen Union der Textilarbeiter in Wien. Als Vorstandsmitglied der Österreichischen Gewerkschaftskommission (1903) stieg er in der Parteihierarchie bis 1907 zum maßgeblichen Sozialpolitiker auf. 47-jährig zum Reichsratsabgeordneten gewählt (bis 1918), setzte er 1916 eine Arbeitslosenunterstützung für Textilarbeiter durch. In der Regierung RENNER I. war er von 1918 bis 1920 Staatssekretär für soziale Verwaltung. Unter seiner Leitung entstand ein einzigartiges soziales Gesetzgebungswerk. 1921 zum Direktor der Wiener Arbeiterkammer bestellt, kann er die Anwendung seiner Gesetze in der Praxis studieren und nachbessern.

1. Periode (November 1918 bis März 1919)

4. November 1918: Aufstellung der industriellen Bezirkskommissionen zur Organisierung der Arbeitsvermittlung; Errichtung von Einigungsämtern; **6. November 1918:** Vollzugsanweisung über die staatliche Unterstützung der Arbeitslosen; **12. November 1918:** Regelung der Sonn- und Feiertagsruhe in Gewerbebetrieben; **19. November 1918:** Gesetz über den achtstündigen Arbeitstag in mechanisierten Betrieben mit über 20 Beschäftigten; **20. November 1918:** Arbeitslosenunterstützung auch für Angestellte; **19. Dezember 1918:** Regelung der Arbeits- und Lohnverhältnisse in der Heimarbeit; **25. Jänner 1919:** Aufhebung der so genannten Arbeitsbücher und der Bestrafung des Kontraktbruches.

2. Periode (März 1919 bis August 1919)

14. März 1919: Gesetz über die Vorbereitung der Sozialisierung; **3. April 1919:** Bäckereiarbeitergesetz; **25. April 1919:** Invalidenentschädigungsgesetz; **14. Mai 1919:** Vollzugsanweisung, betreffend die zwangsweise Einstellung von Arbeitern in gewerblichen Betrieben; Verbot der Nachtarbeit für Frauen und Jugendliche; **15. Mai 1919:** Betriebsrätegesetz; **30. Juli 1919:** Arbeiterurlaubsgesetz.

3. Periode (August 1919 bis Oktober 1920)

17. Dezember 1919: Gesetz über den achtstündigen Normalarbeitstag (Erweiterung auf kleingewerbliche Betriebe); **18. Dezember 1919:** Gesetz über die Errichtung von Einigungsämtern und über Kollektivverträge; **26. Februar 1920:** Errichtung der Kammern für Arbeiter und Angestellte; **24. 3. 1920:** Gesetz über die Arbeitslosenversicherung.

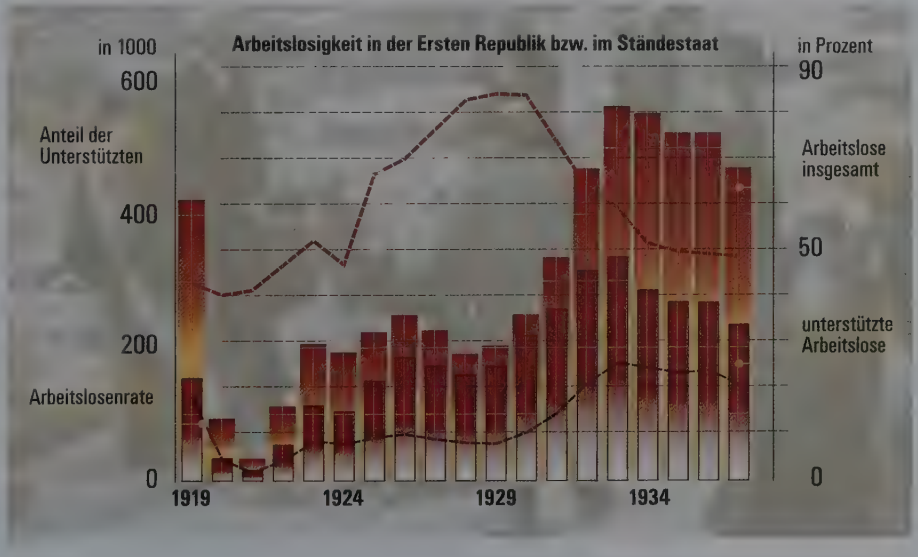
Im Verlauf des Jahres 1920 wurde ein Militärgesetz verabschiedet, das die Schaffung einer Soldatengewerkschaft vorsah. Sie sollte auf legale und verständliche Weise das überholte System der Soldatenräte ersetzen, ein heikles Unternehmen, da die extrem linken Soldatenräte noch immer einen unkalkulierbaren Machtfaktor darstellten.

Mit dem Inkrafttreten der Krankenversicherung für Bundesbeamte im Juli 1920 und dem noch in der letzten – tumultartig verlaufenen – Sitzung der Konstituierenden Nationalversammlung angenommenen Kriegsbeschädigtengesetz – das alle Unternehmer verpflichtete, eine bestimmte Zahl Kriegsinvalider zu beschäftigen – endete die Ära Hanusch auf dem Gebiet der Sozialgesetzgebung.

Die Leistung, die die Gesetz gebenden Körperschaften in zwei Jahren erbracht hatte, war ungeheuer und ist mit der unermüdlichen Tatkraft Ferdinand Hanuschs untrennbar verbunden. Gewiss kam ihm zugute, dass die beiden großen Parteien *„dem Dienste der Volksfreiheit und Volkswohlfahrt ergeben und vom Geiste der Verständigung und Zusammenarbeit getragen waren"*, meint Karl Renner in einer Würdigung des Gesetzeswerks.

Der Bruch der Koalition und das Ende der parlamentarischen Zusammenarbeit am 10. Juni 1920 ließ auch die soziale Gesetzgebung erlahmen.

Der daniederliegenden Wirtschaft gönnte eine Inflationskonjunktur nur kurze Erholung. Danach erschien die wirtschaftliche Zukunft Österreichs so düster wie ehedem, mit der Erschwernis, dass die segensreiche Partnerschaft der beiden großen Lager nicht mehr bestand. Noch ahnte niemand die verhängnisvollen Folgen des Endes der Zusammenarbeit.



Die Arbeitslosengrafik (rechts) zeigt drei Spitzen. 1919, als es nicht gelang, die heimkehrenden Soldaten in den Arbeitsprozess einzubinden. 1923/24, als die Stabilisierungskrise einsetzte, und 1929/30, als die Wirtschaftskrise die industrialisierten Länder in eine unglaubliche Arbeitslosigkeit stürzte. In Österreich lag sie mit den »versteckten« Arbeitslosen bei 38 Prozent.

Kein Platz für den Kaiser



Von der Öffentlichkeit unbeachtet harrte Kaiser Karl I. seit dem späten Abend des 11. November 1918 mit seiner Familie und einigen wenigen Getreuen im Schloss Eckartsau östlich von Wien des Schicksals, von dem niemand wusste, was es den Abkömmlingen des einstmals großen Herrscherhauses bringen würde. Das Oberkommando des Heeres hatte Karl zurückgelegt, die Amtsgeschäfte übergeben und eine gleiche Verzichtserklärung am 13. November 1918 für die ungarische Reichshälfte abgegeben. Auf den Thron verzichtete er aber nicht.

So ließ sich die kaiserliche Majestät, an Grippe erkrankt, am Heiligen Abend 1918 geschwächt im Rollstuhl in das Zimmer schieben, in dem ein dürftig geschmückter Christbaum stand. Mangels Brennmaterials war das Schloss nicht mehr beheizt worden. Trotz der Erschwernisse fühlte sich die Familie hier sicherer als in Wien, obwohl Polizeipräsident Johannes Schober nur zehn Gendarmen zur Bewachung des Guts abkommandieren konnte, das Plünderer und anderes Gesindel Tag und Nacht umschwärmten: *„Sie befestigten an den Parktoren Drohungen, uns alle umzubringen, und führten ihre Plünderungen direkt bis an die Grenze des Gutes“*, **erinnerte sich Kaiserin Zita.**

Für die Provisorische Nationalversammlung und den Staatsrat mit **Karl Renner** als Staatskanzler an der Spitze bedeutete die Anwesenheit des Exkaisers zwar keine direkte Belastung, aber ein ungelöstes Problem, da vor allem der linke Flügel auf den formellen Thronverzicht und die Abschiebung Karls drängte.

Am **4. Jänner 1919** geisterte durch die Asphaltpresse die Nachricht »Deutschösterreich in Gefahr«. Karl plante angeblich, die Ententemächte zur Errichtung eines Staatenbundes aus allen Nationalstaaten Österreich-Ungarns zu bewegen. Besorgt eilte Renner nach Eckartsau. Er kam unangemeldet und wurde von Karl nicht empfangen. Von der Grippe noch immer geplagt, hütete er das Bett. Renner aß zu Mittag in Gesellschaft des kaiserlichen Adjutanten **Zeno von Schonta**, und reiste unverrichteter Dinge wieder ab.

Bewegung in die Pattsituation kam just am Tage der Wahl zur Nationalversammlung, am **16. Februar 1919**. Nicht die Österreicher sorgten sich, sondern das ehemals feindliche Lager: Von den **Sixtus**brüdern informiert, dass Karl um sein Leben bangen musste, befahl Englands König **Georg V.** den Verbindungsoffizier der britischen Orientarmee im Hauptquartier von Saloniki, Oberst **Edward Lisle Strutt**, nach Eckartsau zu reisen. Die kaiserliche Familie stand keinen Augenblick zu früh unter dem Schutz der britischen Regierung. Renner bereitete bereits ein Ausweisungsgesetz für die Habsburger vor und plante die Festnahme und Internierung Karls und seiner Familie.

Unverzüglich nahm der britische Militärmissionschef in Wien, Sir Oberst **Thomas Cunningham**, Kontakte mit der Schweizer Regierung auf und fragte an, ob sie den Habsburgern Exil gewähren würde. Am **18. März 1919** telegrafierte Bern: *„Erklären uns zur Aufnahme der ex-kaiserlichen Familie samt Gefolge bereit, geben aber der Hoffnung Ausdruck, es werde möglich sein, letzteres möglichst zu beschränken. Ohne daraus eine Bedingung machen zu wollen, rechnen wir mit circa zwanzig Personen.“*

Die nun unmittelbar bevorstehende Abreise des Kaisers behagte Renner ganz und gar nicht. Ohne formelle Abdankung fürchtete er einen Restaurationsversuch. Zu tief saß die Sorge, die Staatsführung wieder zu verlieren. Renner erwog deshalb ein Ausreiseverbot. Dieses unwürdige Verhalten erregte Strutt dermaßen, dass er drohte, London von den Vorgängen zu informieren, damit weitere Lebensmittellieferungen ausgesetzt blieben, bis die Habsburgerfamilie in Sicherheit wäre. Die Warnung wirkte.

Am **23. März 1919**, um 19.05 Uhr, setzte sich im Bahnhof von Kopfstetten der Sonderzug mit der

Der Hofzug kurz vor der Abreise der kaiserlichen Familie in Kopfstetten. Im Hintergrund britische Soldaten, die für den Schutz sorgten (oben). – Karl I., als Apostolischer König von Ungarn Karl IV., wohnt mit Gemahlin Zita kurz vor dem Gefecht von Kelenföld, einem Vorort von Budapest, einer Feldmesse bei (rechts).

kaiserlichen Familie und ihrem engsten Gefolge in Bewegung. Ohne Station zu machen, dampfte der Zug quer durch Österreich und hielt erst wieder in Feldkirch, in Vorarlberg, an der Schweizer Grenze.

Hier erließ Kaiser Karl sein Abschiedsmanifest. Er bestimmte es nicht für die Öffentlichkeit, nur einige befreundete Herrscherhäuser und der Vatikan erhielten eine Abschrift.

Nach einem Zwischenaufenthalt in Schloss Wartegg am Bodensee – das der Großmutter **Zitas** gehörte – übersiedelte die Kaiserfamilie am 20. Mai 1919 an den Genfer See, in die Villa Prangins.

Die Habsburger waren in jenes Land zurückgekehrt, in dem ihre Stammburg, die Habichtsburg (Havisberch) südwestlich von Brugg im Kanton Aargau, 1020 gegründet worden war.

Zita, eine ehrgeizige und dynamische Frau, fand sich mit diesem Schicksal nicht ab. Sie überzeugte ihren Mann, dass er den Thron nicht widerstandslos aufgeben dürfe.

Schon in Eckartsau hatte sie die ihr vorgelegte Thronverzichtserklärung wütend von sich gewiesen: *„Niemals! Ein Herrscher kann seine Herrscherrechte nicht verlieren. Das ist dann Gewalt, die eine Anerkennung ausschließt. Abdanken nie – lieber falle ich hier an Ort und Stelle mit dir – dann wird eben Otto kommen und selbst, wenn wir alle fallen sollten – noch gibt es andere Habsburger."*

Aber wie stets schreckte Karl vor mutigen Entscheidungen zurück.

Das Feldkircher Manifest

„In dem Augenblick, da Ich Mich anschicke, Deutsch-Österreich zu verlassen und den gastlichen Boden der Schweiz zu betreten, erhebe Ich für Mich und Mein Haus [...] feierlichen Protest gegen alle Meine jahrhundertealten Herrscherrechte verletzenden Maßnahmen, die die Regierung, die provisorische und die konstituierende Nationalversammlung Deutschösterreichs vom 17. November 1918 an getroffen haben und – wie die Thronentsetzung und Meine sowie der Mitglieder des Hauses Habsburg-Lothringen Landesverweisung für die Zukunft angekündigt wurden.

Ich habe in Meiner Kundgebung vom 11. November 1918 erklärt, Deutschösterreich die Entscheidung über seine Staatsform anheim zu stellen. Die deutschösterreichische Regierung nun hat Mein Manifest vom 11. November 1918 [...] beseitigt, indem sie noch am gleichen Tage beschloss, der am 12. November 1918 tagenden Provisorischen Nationalversammlung einen Antrag auf Proklamierung zur Republik vorzuschlagen und damit einer Entscheidung vorgriff, die gemäß Meinem Manifest nur das gesamte deutschösterreichische Volk treffen sollte [...].

Mein und Meiner Familie Verweilen in Eckartsau war [...] ein Unterpfand des Vertrauens in das Volk [...].

Da aber die deutschösterreichische Regierung Mich durch ihren Kanzler wissen ließ, dass die Ablehnung ihrer Forderung nach Thronentsagung zur Internierung führen müsse, wenn Ich nicht das Land verließe [...] sah Ich Mich vor die bedeutungsvolle Frage gestellt, ob Deutschösterreich die Schmach zu ersparen sei, dass sein legitimes Oberhaupt mit den Seinen einer Woge preisgegeben sein solle, gegen die derzeit kein Damm besteht. So verlasse Ich Deutschösterreich [...]."

(Aus: K. Werkmann, »Der Tote auf Madeira«.)

Am 3. April 1919 wurde die Landesverweisung und der Vermögensverfall der Habsburger im Staatsgesetz Nr. 209 verankert.

Restaurationsversuche

Die Ungarische Räteregierung – eine Koalition aus linken Sozialdemokraten und einem aus Sowjetrussland heimgekehrten bolschewistischen Kader um **Béla Kun** und **Tibor Szamuelly** – fand in der überwiegend ländlich-konservativen Bevölkerung Ungarns keinen Rückhalt. Kurz bevor sich das Volk erhob, floh die Räteführung am 1. August 1919 nach Österreich ins Exil.

Nach mehreren Übergangsregierungen wählte die Nationalversammlung in Budapest am 1. März 1920 **Miklos von Horthy**, den letzten Kommandanten der k. u. k. Flotte mit 131 von 141 Stimmen zum Reichsverweser und Stellvertreter des Königs von Ungarn, **Karl IV.** (Kaiser **Karl I.**). Horthy ermunterte Karl zur Rückkehr auf den Königsthron. Als Karl am 27. März 1921 tatsächlich in Budapest eintraf, wies ihm sein »Stellvertreter« die Tür.

Da der Exmonarch die mit der Schweiz getroffene Vereinbarung, sich politisch nicht zu betätigen, gebrochen hatte, durfte er sich nur noch bedingt im Lande aufhalten. In der Hoffnung auf französische Hilfe wagte Karl einen zweiten Restaurationsversuch. Oberst **Anton Freiherr von Lehár**, der Bruder des Operettenkomponisten **Franz Lehár**, gewann dafür die Ödenburger Garnison. Vor den überlegenen Truppen Horthys streckte Karl am 23. Oktober bei Kelenföld die Waffen. Die britische Militärmission in Budapest brachte Karl und seine Familie auf die portugiesische Atlantikinsel Madeira, wo Karl am 1. April 1922 an Lungenentzündung oder an den Spätfolgen der Spanischen Grippe starb. Karl wurde am 3. Oktober 2004 selig gesprochen.



Begegnung in Feldkirch

„Langsam, ich möchte fast sagen, majestätisch rollte der Zug heran, ein Zug besonderer Art, nicht die abgenutzten, vom Regen verwaschenen, gewöhnlichen Passagierwaggons, sondern schwarze, breite Wagen, ein Salonzug. Die Lokomotive hielt an. Eine fühlbare Bewegung ging durch die Reihen der Wartenden, ich wusste noch immer nicht, warum. Da erkannte ich hinter der Spiegelscheibe des Waggons hoch aufgerichtet Kaiser Karl, den letzten Kaiser von Österreich und seine schwarz gekleidete Gemahlin, Kaiserin Zita. Ich schrak zusammen: der letzte Kaiser von Österreich, der Erbe der habsburgischen Dynastie, die siebenhundert Jahre das Land regierte, verließ sein Reich! [...]

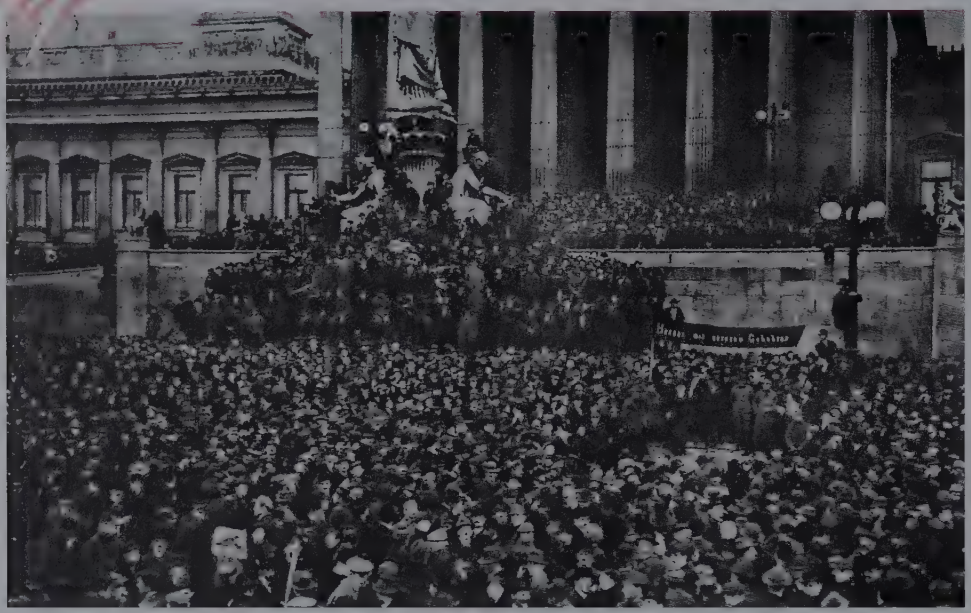
Alle um uns spürten Geschichte, Weltgeschichte in dem tragischen Anblick. Die Gendarmen, die Polizisten, die Soldaten schienen verlegen und sahen leicht beschämt zur Seite, weil sie nicht wussten, ob sie die alte Ehrenbezeugung noch leisten dürften, die Frauen wagten nicht recht aufzublicken, niemand sprach, und so hörte man plötzlich das leise Schluchzen der alten Frau in Trauer, die von wer weiß wie weit gekommen war, noch einmal ›ihren‹ Kaiser zu sehen. Schließlich gab der Zugführer das Signal. Jeder schrak unwillkürlich auf, die unwiderrufliche Sekunde begann.

Die Lokomotive zog mit einem starken Ruck an, als müsste auch sie sich Gewalt antun, langsam entfernte sich der Zug. Die Beamten sahen ihm respektvoll nach. Dann kehrten sie mit jener gewissen Verlegenheit, wie man sie bei Leichenbegräbnissen beobachtet, in ihr Amtslokal zurück. In diesem Augenblick war die fast tausendjährige Monarchie erst wirklich zu Ende. Ich wusste, es war ein anderes Österreich, eine andere Welt, in die ich zurückkehrte."

(Aus: **Stefan Zweig**, »Die Welt von Gestern«.)

Wenige Monate nach Fertigstellung dieser Autobiographie ging Stefan Zweig – ebenfalls im Exil – in Petrópolis bei Rio de Janeiro, mit seiner Frau in den Freitod.

Sturm auf das Parlament



Ende März 1919 erfasste Wien eine spürbare Unruhe. Eine Flut von Versammlungen unterschiedlichster Organisationen ergoss sich über die Stadt. Die von der KPDÖ veranstalteten hoben sich durch die aggressive Wortwahl ihrer Redner deutlich von anderen ab und stets endeten sie in der Ankündigung der nahenden Revolution. *„Zwar wissen wir nicht, was die Bewegung auslösen wird, doch dürfen wir nicht hemmend auf sie wirken"*, **schärfte Elfriede Friedländer-Eisler am 9. April den Zuhörern ein. Sie trug die Mitgliedsnummer 1 der KPDÖ. Aus jedem Veranstaltungssaal konnte der gewaltsame Umsturz hervorbrechen.**

Am 12. April schien die Revolution tatsächlich Tritt zu fassen. Tausende Kriegsinvalide und Heimkehrer demonstrierten vor dem Kriegsministerium, verbrannten die rot-weiß-rote Fahne und hissten die rote. *„Es gibt noch viele Kandelaber, auf welchen noch niemand gehangen hat!"*, grölte dazu die Menge, unter Anspielung auf Kriegsministers Baillet de Latour, der in der Revolution von 1848 gelyncht worden war. Schon drangen erste Hitzköpfe ins Gebäude. Einem der Aufrührer gelang es, durch das Zimmer von Julius Deutsch auf den Balkon des Ministeriums vorzudringen. Von dort schrie der den Demonstranten zu, am 14. April müsse verhandelt werden, mit Präsident Seitz und Staatssekretär Deutsch: *„Und wenn die Herren nicht wollen, dann wird es eben so gehen"*, drohte er, und unterstrich die Geste mit Pistolenschüssen in die Luft.

Zeitzeuge Josef Redlich notierte: *„14. April – Die ganze Woche über große Furcht vor einer Kommunistenrevolution in Wien."*

Die Unruhe setzte sich fort. Ein »Arbeitslosenausschuss« forderte am 16. April zur Teilnahme an einer Massendemonstration vor dem Rathaus am nächsten Tag auf. An sie erinnert sich Julius Deutsch: *„Diesmal zitterte die Stadt in der Tat mit vollem Grund, denn die für den Gründonnerstag angekündigte Demonstration war von innerlich verzweifelten, maßlos erbitterten Menschen getragen […]."*

Am Vormittag des 17. April erwarteten im Haus des ehemaligen Korpskommandos Staatskanzler Renner, Staatssekretär Hanusch und Beamte der Staatsämter für Finanzen und Inneres eine Delegation der Kriegsversehrten. Die Regierung bot unterstützungsbedürftigen Invaliden bis 15. Juni zwei Millionen Kronen zum Kauf von Lebensmitteln sowie eine »Spitalslöhnung« von zwei Kronen pro Tag an. Das Angebot war der Abordnung zu wenig. *„Sie warfen der Regierung Wortbruch vor und sagten, dass sie für die Folgen keine Verantwortung übernehmen könnten"*, berichtet die Tageszeitung »Der Abend«.

Im Gasthaus »Kademann« im Prater warteten inzwischen über tausend Kriegsversehrte auf den Bericht der Delegation. Eine weitere Resolution sollte ihre Unzufriedenheit über das Gesprächsergebnis unterstreichen. Gemeinsam machten sie sich auf den Weg zum Parlament.

Zeitgleich um 14.30 Uhr hielt ein anonymer Arbeitslosenausschuss vor dem Rathaus eine Versammlung ab. Ein spontan gewähltes sechsköpfiges Komitee wollte der Regierung eine Petition über »die unhaltbare Lage der Arbeitslosen« überbringen. Arbeitsplätze müssten geschaffen und die Arbeitslosenunterstützung auf täglich mindestens 25 Kronen erhöht werden. Außerdem forderten sie einen einmaligen Betrag von 1000 Kronen für diverse Anschaffungen und eine tägliche Brotration von 50 Dekagramm pro Kopf.

Die Unruhe wuchs, als der kommunistische Arbeiterrat Johann Eichinger lauthals nach der Errichtung einer Räterepublik rief. Vor allem jugendliche Zuhörer spendeten ihm lebhaften Beifall.

Die Praterdemonstranten bogen mittlerweile vom Donaukanal kommend in die Ringstraße ein. Die Spitze erreichte um 16 Uhr das Parlament. Etwa 4000 Personen stauten sich nun schon vor dem Brunnen der Pallas Athene. Niemand wusste, was tun. Der Ruf nach Renner wurde laut. Dieser befand sich in der Staatskanzlei auf dem Heldenplatz. Parlamentsdiener eilten los, um ihn zu holen. Eine weitere Stunde verging.

Die Kabinettssitzung musste unterbrochen werden. Dann kam endlich Renner im Laufschritt. Gegen 17 Uhr, nach kurzer Verschnaufpause, begann er im Parlament mit den Abordnungen zu verhandeln. Die Ungeduld der Demonstranten machte sich bereits in Murren und lauten Zwischenrufen bemerkbar. Gerüchte begannen zu kursieren. Agitatoren wussten von einer unfreundlichen Behandlung der Delegierten, dass sie sogar abgewiesen worden wären. Gestauter Unmut brach sich

Heimkehrer, Arbeitslose, Kriegsversehrte und Neugierige: Am Gründonnerstag 1919 probten Agitatoren der ungarischen Rätebewegung, wieweit sie die Wiener Bevölkerung zur Revolution aufstacheln könnten. Demonstranten vor dem Parlament (oben).

frei Bahn. Ein Steinhagel ging auf das Parlament nieder. Jugendliche Randalierer hoben das schwere Eingangstor am Schmerlingplatz aus den Angeln. Dann fielen Schüsse. Tödlich getroffen stürzte ein Polizist vom Pferd, die Wachebeamten wichen zurück. Polizeipräsident Schober hatte befohlen, in *„schonender Weise vorzugehen"*. Das Parlament stand frei zum Sturm.

Ungarn heizt die Revolution an

Die »Reichspost« berichtet: *„Zivilisten und Soldaten erklettern plötzlich die Parterrefenster der Diener- und Beamtenwohnungen, zertrümmern mit Hacken und Bajonetten die Fensterscheiben und begießen die weißen Vorhänge mit Benzin, stecken sie in Brand [...] Ein paar Dutzend Leuten war es gelungen, ins Innere des Parlamentes einzudringen und alsbald werden Einrichtungsgegenstände, Bänke, Sesseln, Tische in den Schmerlingpark getragen, dort mit Benzin überschüttet und in Brand gesetzt [...]."* Das Feuer schlug hoch und erfasste die Äste der Bäume, anrückenden Löschzügen versperrten die Demonstranten den Weg, bis Volkswehreinheiten eingriffen.

Auf der Ringstraße requirierten inzwischen Aktivisten private Automobile und rasten zu den Volkswehrkasernen auf der Rossauer Lände, am Rennweg und in die Selzergasse. Die Soldaten sollten mit ihnen gegen die Exekutive ziehen, die Soldaten lehnten ab. Sie verhielten sich zum Staat loyal. Die von **Julius Deutsch** zu den Einsatzorten befohlenen Kader stellten sich schützend vor die Polizisten.

Mittlerweile plünderten Aufrührer zwei Waffenläden in der Nähe des Parlaments. Zu Ausschreitungen kam es aber nicht mehr. Die blindlings in die Luft abgegebenen Schüsse, die bis in die Abendstunden in den Straßen widerhallten, richteten keinen Schaden an. Gegen 22 Uhr wirkte der reichlich konsumierte Alkohol, die Randalierer ermatteten, der Spuk verflog.

Entgegen anderen Darstellungen hatten die Wachorgane größte Zurückhaltung gezeigt, obwohl sie fünf Tote beklagten, 27 Mann waren durch Schüsse und Steinwürfe verletzt worden, die Zivilisten verzeichneten 30 Verletzte.

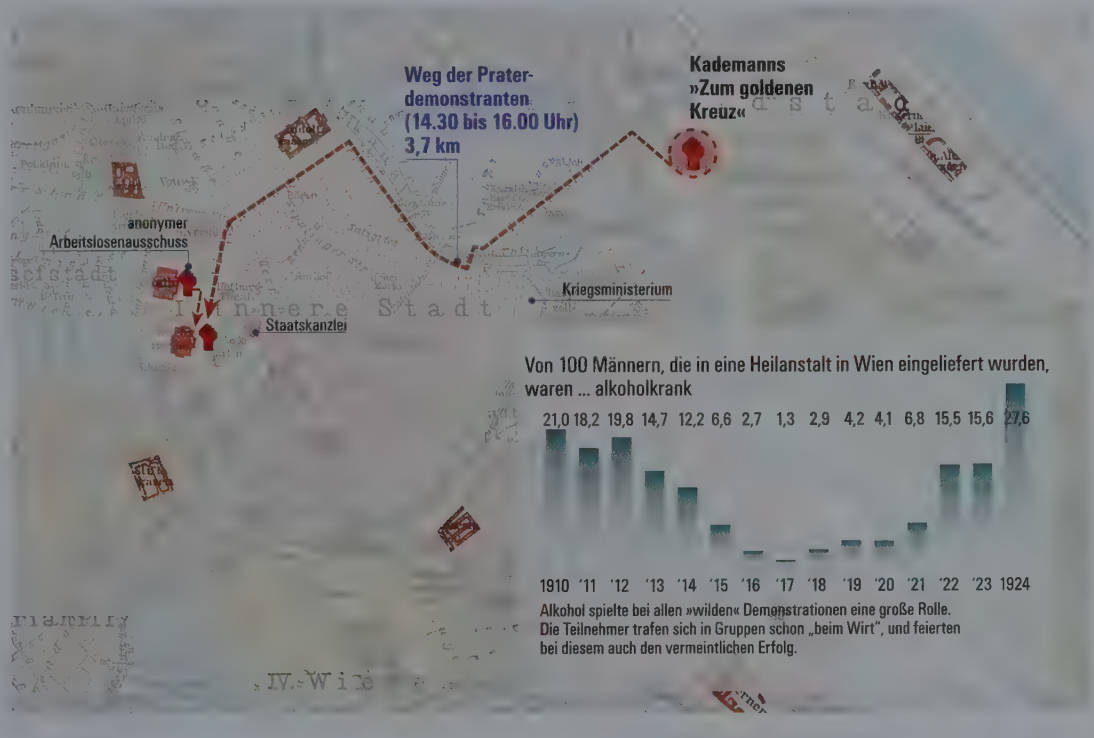
Amtliche Untersuchungen ergaben, dass **Béla Kun** und der Volkskommissar für das ungarische Heerwesen, **Vilmos Böhm**, mit elf anderen hochrangigen Mitarbeitern am 14. April nach Wien reisen wollten, um die Revolution anzufachen. Doch die österreichische Gesandtschaft in Budapest verweigerte ihnen die Einreiseerlaubnis.

Die ungarischen Agitatoren, die in großer Zahl dennoch nach Österreich gekommen waren, machten kein Hehl aus ihrer Staatszugehörigkeit, sie trugen einheitliche Abzeichen. Für einen beabsichtigten Putsch österreichischer Kommunisten gab es keine Beweise.

Das ungarische Rätesystem führte in der Zwischenzeit einen erbitterten Kampf um seine angestammten Grenzen. Gegen Rumänien und Tschechen gelangen einige militärische Erfolge. Das Eingreifen der Entente drohte. Béla Kun hoffte auf eine Unterstützung durch Österreich. Da sie offiziell abgelehnt wurde, hatte er den Weg der Agitation gewählt und war ebenfalls gescheitert. Der Nachrichtendienst von Wiens Polizeipräsident Johannes Schober hatte gut funktioniert: Seine Spitzel saßen auch in der Zentrale der KPDÖ. Der langjährige Führer der Partei, **Karl Tomann**, soll einer von ihnen gewesen sein. Tomann wechselte 1938 zu den Nationalsozialisten und war bis 1945 Ortsvorsteher von Eichgraben. Seine Spur verlor sich nach 1945, während der sowjetischen Besatzung, in Sibirien.

Schober verwies die ungarischen Kommunisten rigoros des Landes und ließ inländische festnehmen. Die Bewegung unterband er dennoch nicht ganz. In der zweiten Maihälfte 1919 lebte die Umsturzgefahr erneut auf. Im niederösterreichischen Neunkirchen forderte der Arbeiterrat entschlossen die Ausrufung der Räterepublik. Nun bremsten die ungarischen Genossen und mahnten zur Vernunft. Nicht weil sie der Revolution in Österreich abgeschworen hätten, sondern weil sie den Umsturz in großem Stil planten, der durch voreilige Aktionen gefährdet worden wäre.

Am 17. Mai traf der Rechtsanwalt und Kommunistenführer **Ernst Bettelheim** unter falschem Namen in Wien ein. Er reorganisierte die KPDÖ, ersetzte die Parteiführung durch ein Viererdirektorium aus Karl Tomann, **Franz Koritschoner**, **Gilbert Melcher** und **Johannes Wertheim** und konzentrierte die Propagandatätigkeit auf die Schwachstellen der österreichischen Innenpolitik: auf die schlechte Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln, die hohe Arbeitslosigkeit und die Ankündigung der Regierung, bis zum 31. Mai den Mannschaftsstand der Volkswehr um 25 %, von 56.000 auf 12.000 Mann, zu reduzieren. Hier lag das Zukunftspotenzial der KPDÖ.



Der Weg der Praterdemonstranten zum Parlament (unten). Obwohl sich die Sozialdemokraten den Kampf gegen den weit verbreiteten Alkoholismus auf die Fahnen geschrieben hatte, gelang es ihnen nicht, ihn wirksam einzuschränken. Auch Frauen griffen zur Flasche. 1924 waren von 100 Heilanstaltspatientinnen im statistischen Mittelwert 5,6 alkoholkrank.

Der »Schwarze Sonntag« von Wien



Die geplante Teilabrüstung der Volkswehr hätte Zehntausende Soldaten in die Arbeitslosigkeit getrieben. Hier setzte die Agitation der KPDÖ an: Sie rief für den 5. Juni 1919 zu einer Demonstration auf, bei der eine Deputation der Soldatenräte dem Staatssekretär für Heerwesen, Julius Deutsch, ein Ultimatum übergeben wollte: *„Falls bis 15. Juni keine klare Entscheidung von Seiten unserer Regierung vorliegt, die die Aufrechterhaltung der Volkswehr mindestens in ihrem heutigen Bestand sichert, sind die Wiener Volkswehrmänner entschlossen, noch einmal in einer mächtigen, letzten Kundgebung ihren revolutionären Willen und ihre Entschlossenheit, auch zum letzten Mittel zu greifen, kundzutun."*

Unter dem Eindruck dieses massiven Protests gab Julius Deutsch nach, er zog die Entlassung der Volkswehrsoldaten zurück.

Otto Bauer, Staatssekretär für Äußeres, erklärte den alliierten Militärmissionen auf simple Weise, dass Österreich in der gegenwärtigen Situation eines drohenden kommunistischen Umsturzversuchs sein Heer nicht verkleinern dürfe. Die Räterepubliken Bayern und München müssten zu Denken geben. Die Forderung einer Reduktion der Volkswehr ging auf den Chef der italienischen Militärmission, Umberto Segré, zurück. Was ihn dazu bewogen hat, wurde nie geklärt. Vielleicht die Sorge, dass die Volkswehr in Tirol gegen die beabsichtigte Abtrennung Südtirols eingesetzt werden könnte, wie sie etwa in Kärnten mithalf, die jugoslawischen Banden zu stoppen.

Die Alliierten jedenfalls missbilligten zunächst die Erklärung Bauers, zeigten sich später doch zufrieden, da Deutsch – auf wienerische Art – die Verkleinerung der Volkswehr auf anderem Weg erreichte: Deutsch überließ es den Bataillonen – gegen Auszahlung eines Teuerungszuschusses – freiwillig den Mannschaftsstand zu reduzieren.

In der für die KPDÖ arbeitenden Druckerei »Adria« in der Taborstraße im zweiten Wiener Gemeindebezirk wurden einstweilen Flugzettel und Plakate mit dem Aufruf zur Errichtung einer Rätediktatur gedruckt.

Parallel zum Umsturz in Wien sollte im Wiener Neustädter/Neunkirchner Industrierevier eine proletarische Diktatur Wien mit Ungarn verbinden. Jenseits der Grenze hielten sich ungarische Truppen zum Einmarsch bereit.

Wien sollte entlang des Gürtels und Donaukanals von 19 ungarischen Bataillonen und fünf übergelaufenen Volkswehrbataillonen eingeschlossen werden. Operationskolonnen in der Stärke von 30 bis 200 Mann hätten danach die inneren Bezirke zu »erobern« gehabt. Strategisch wichtige Gebäude, Banken, Hotels waren zu besetzen, Militärkommissionen und Gesandtschaften durch so genannte terroristische Marine-Bataillone als Geiseln zu nehmen. Bankgelder und Golddepots, Waffen und das militärische Gerät der Kasernen sollten requiriert werden. Der Plan kam nicht zur Ausführung.

Dagegen versprachen die Kommunisten, am 15. Juni *„[…] zum heiligsten, letzten Kampf um das Glück, den Wohlstand und die Kultur des Weltproletariats […]"* anzutreten.

Doch die KPDÖ-Führung war uneinig. Vor allem Toman stellte sich gegen Bettelheims autoritäre Beschlüsse.

Am Vorabend des geplanten Putsches, am 14. Juni, versuchten die kommunistischen Spitzen in der Redaktion ihrer Parteizeitung »Soziale Revolution« im 9. Bezirk in der Pulverturmgasse 7, die aufgetretenen Differenzen zu bereinigen. Diesen Moment hatte Schober abgewartet: Die Polizei stürmte das Gebäude und nahm 122, zum Teil bewaffnete Funktionäre, darunter Mitglieder des Direktoriums, fest. Nebenbei stellte sie 20 Maschinengewehre mit Munition sicher.

Stadtschutzwachmänner beziehen auf dem Votivplatz Front gegen die Demonstranten (oben). – Ein toter Demonstrant in der Hörlgasse (rechts). Das rechte Hosenbein abgerissen. Passanten, Militärs, ratlos, zum Teil neugierig. Gewalt war an der Tagesordnung. Sie wurde einfach hingenommen. Erst die Jahre des Grauens des Zweiten Weltkriegs brachten eine Läuterung. Wirkliches

Schober beabsichtigte, die Festgenommenen so bald wie möglich wieder zu enthaften. Am Vormittag des nächsten Tages, Sonntag, dem **15. Juni 1919**, gegen 10.30 Uhr, gingen die ersten Inhaftierten frei, doch da hatten sich die ersten Demonstranten schon formiert. Um 9.30 Uhr erwarteten etwa 5000 bis 7000 Personen, Kommunisten, Sozialdemokraten und Neugierige, vor dem Rathaus auf Anweisungen der Führungskräfte.

Da diese nicht erschienen – sie befanden sich noch in Haft –, bildeten sich Gruppen um Redner, die aus München, Budapest und der Tschechoslowakei angereist waren. Sie informierten die Wartenden über die Festnahme der kommunistischen Funktionäre. Ein Proteststurm erhob sich, die Menge beschloss, die Festgenommenen zu befreien.

Etwa um 10.30 Uhr marschierte sie los. In ihrer Nähe Bettelheim, der die Menge über Instruktoren dirigierte. Er selbst verharrte im Hintergrund, er sah den Zusammenstoß mit der Exekutive voraus. So kam es auch. In der Hörlgasse erwarteten berittene Wachebeamte und Stadtschutzleute die Anmarschierenden.

TÖDLICHER KUGELHAGEL

Ein erster Schuss fiel. Ihm folgten weitere. Sie kamen aus den Reihen der Demonstranten. Die Stadtschutzwachleute schossen eine Warnsalve ab. Erst als die Menge zum Sturm ansetzte, feuerten sie gezielt: 20 Tote und 60 schwer Verletzte waren das Ergebnis. Die Exekutive verzeichnete zwei verletzte Polizisten und sieben verletzte Stadtschutzleute.

Die tödlichen Salven hatten Stadtschutzleute abgegeben. Ihr Verhalten gab Rätsel auf. Sie gehörten zu 90 % der sozialdemokratischen Partei bzw. ihr nahe stehenden Gewerkschaften an. Schobers Polizisten, denen man ein gestörtes Verhältnis zu Arbeitern nachsagte, waren wieder diszipliniert in der Defensive geblieben.

Die Unterlagen der KPDÖ beweisen, dass der Putsch sorgfältig geplant war. Beim »Direktorium«, bei der »Propagandaabteilung« und beim »Generalstab der Revolution«, in der ungarischen Gesandtschaft, lagen Namenslisten jener Spitzenfunktionäre der Republik auf, die festgenommen und liquidiert werden sollten. Über das Kanalnetz wollten die Putschisten die Österreichisch-Ungarische Bank ausrauben. Bewaffnete Kommunisten hielten sich alarmbereit und waren in der Führung des Straßenkampfes mit Arbeitern und Polizisten genauestens instruiert. Polizeibeamte und Stadtschutzwachleute waren bestochen worden. Die militärische Gesamtleitung lag in den Händen Korporal **HALLERS** (eigentlich **BERNHARD FÖRSTER**), der in der Volkswehrkaserne in der Selzergasse im 14. Bezirk sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Der **15. Juni 1919** ist ein von der Nachwelt vergessenes Schlüsseldatum in der Geschichte der Ersten Republik: 1. Die Gefahr der kommunistischen Revolution hatte tatsächlich bestanden, doch war der günstigste Zeitpunkt des Umsturzes von den ungarischen Drahtziehern um eine Woche versäumt worden. Diese Woche genügte Julius Deutsch, um die Volkswehr zu beruhigen, indem er am **13. Juni** ihre Auflösung zurückzog; 2. Der Schock, den die Veröffentlichung der Friedensbedingungen am **2. Juni** verursachte, war in der Arbeiterschaft weitgehend verflogen; 3. Die ungarische Rätebewegung hatte nach den militärischen Rückschlägen gegen die Tschechen an Faszination verloren, und der Zusammenbruch des Rätesystems in München zeichnete sich bereits ab.

Schobers Verhalten wurde allgemein – mit Ausnahme der Arbeiterräte – als richtig anerkannt. Es stärkte nicht nur das Vertrauen der Bürgerlichen in die Wiener Polizei, sondern auch das der Arbeiter. Die Toten und Verletzten bewirkten auch bei den Demonstranten ein Umdenken: *„... dass es so weit kommt, wollten wir nicht"*, sagten viele und verurteilten die Auswüchse einzelner Putschistengruppen auf das Schärfste.

Polizeipräsident Schober sah sich unvermittelt in der Rolle eines »Retters des Staates«. Er zeichnete für die Polizeiaktionen verantwortlich. Aber er hatte jede seiner Verfügungen vom zuständigen – sozialdemokratischen – Staatssekretär für Inneres, **MATTHIAS ELDERSCH**, bestätigen lassen.

Die Kritik des Arbeiterrats, er wäre weder von Schober noch von Eldersch kontaktiert worden, wies **SEITZ** jedoch entschieden zurück:

In einer solchen Zwangslage könne man vom Polizeipräsidenten nicht verlangen, dass er erst stundenlang mit den Führern der Sozialdemokratischen Partei oder des Arbeiterrats telefoniere, um die Genehmigung für Verhaftungen zu bekommen (nach **HANS HAUTMANN**, 1987). Man dürfe, so Seitz, *„gegen Gewalt auch mit Gewalt vorgehen"*.

Diese Argumentation führte Seitz, in ähnlicher Situation, nicht mehr ins Treffen: beim Justizpalastbrand **1927**.



Umdenken begann später mit dem Ende der politischen Presse, die bis dahin hetzte und nicht versöhnte.

Österreichs Unglück

Die militärische Niederlage des alten Österreich und die revolutionäre Situation der Zeit des »Umsturzes« – des Übergangs von der Monarchie zur Republik – hatte ungeheure Auswirkungen auf die einstigen k.u.k. Länder. Wirtschaft, Politik und Gesellschaft waren gefordert, die Staaten in eine geordnete Zukunft zu lotsen, eine Aufgabe, der die Völker konzeptlos gegenüberstanden. Die politische Führungsschwäche kompensierten die Regierungen durch aggressives Verhalten zu den Nachbarländern. Zwischen den habsburgischen Nachfolgestaaten bestanden bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs erhebliche Spannungen.

Deutschösterreich bildete eine Ausnahme. Vom Untergang der Monarchie geschockt, hatte Restösterreich jedes Selbstvertrauen verloren und verharrte im Zustand der Angst, als Kleinstaat wirtschaftlich nicht überleben zu können. Diese Phobie nährten bewusst die beiden führenden Politiker der zwei großen politischen Parteien, der Sozialdemokrat Otto Bauer und der christlichsoziale Ignaz Seipel. Sie stellten auf verhängnisvolle Weise den patriotischen Österreichgedanken hinter ihre parteipolitisch-weltanschaulichen Ziele.

Otto Bauer war bereit, die österreichische Unabhängigkeit als Appendix des Deutschen Reichs einer sozialistischen Revolution zu opfern, Ignaz Seipel scheute sich nicht, auf das Burgenland zu verzichten, wenn er dadurch gemeinsam mit dem bürgerlich regierten Ungarn die eigene antisozialistische Front stärken konnte. An einer Souveränität Österreichs zeigte weder Bauer noch Seipel Interesse. Beide waren nicht *„zu groß für Österreich"*, wie der Journalist Viktor Reimann behauptet, sie erwiesen sich vielmehr, wie Karl Renner schon 1930 erkannte, als ein *„Unglück für Österreich"*.

Bauer, ein Demokrat, kam von seiner Anschlussidee nicht los; Seipel lehnte den Anschluss zwar ab, war aber kein Demokrat. Ihre Geisteshaltung entstammte einer Ära des Stillstands der innenpolitischen Weiterentwicklung, in der Regierung und Reichsrat das dringlichste Problem der Habsburgermonarchie nicht zu lösen vermocht hatten: die Nationalitätenfrage.

Die Deutschen, als staatstragendes Volk der Monarchie, hatten durchaus realistische Pläne für die Umstrukturierung des Staates, aber sie waren nicht bereit, von ihrem Hegemonieanspruch zu Gunsten anderer Nationen Abstand zu nehmen. Für sie war es unvorstellbar, dass das Haus Habsburg-Lothringen eines Tages nicht mehr existierte. Die sich seit der Revolution von 1848 häufenden Warnzeichen des Niedergangs des Reiches missachteten sie. Am Ende der Monarchie standen die Deutschen Österreichs ratlos vor einem wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Trümmerhaufen.

Die Sozialdemokratie hatte zwar zum monarchischen System Distanz bewahrt, sich aber ungeachtet dessen bemüht, dem brüchig gewordenen Staatsgefüge neuen Halt zu geben. Nicht an der Zerstörung des Reichs arbeitete sie, sondern an der Erneuerung und der Lösung des Nationalitätenproblems. Karl Renner und Otto Bauer widmeten sich eingehend diesem Thema.

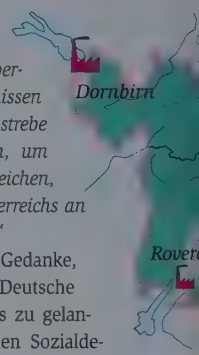
Anlass gaben Erkenntnisse ihrer politischen Vorgänger, als 1874 die schwerste Wirtschaftskrise des 19. Jahrhunderts der noch jungen Sozialdemokratie hart zusetzte und die Parteiideologen erfahren mussten, dass wirtschaftliche Depression, Arbeitslosigkeit und nationale Vorurteile in engem Zusammenhang stehen. In Zeiten existentieller Bedrohung einer national homogenen Gruppe versagte die vielfach beschworene Internationalität der Arbeiterschaft. Damals begann der deutsche Arbeiter die *„slawischen Lohndrücker"* zu fürchten und diese wieder misstrauten den *„privilegierten"* Deutschen.

Eine verhängnisvolle Empfehlung

Die Partei gab dem Druck nach und zerfiel in einen gemäßigten, einen radikalen und einen anarchistischen Flügel, die einander heftig bekämpften.

1878 standen die Parteisplitter einer weiteren bitteren Wahrheit gegenüber: wie relativ einfach eine Massenpartei – die sozialistische im Deutschen Reich – von den Regierenden in die Illegalität abgedrängt werden konnte. Das Verschwinden des *„politischen Vorbildes von der Bildfläche der Legalität machte die Unfähigkeit der österreichischen Sozialdemokratie deutlich, bereits einen wirklich eigenständigen Weg zu gehen"*, stellt der Historiker Helmut Konrad fest. Während für die radikalen und die Anarchisten der Partei die Nationalitätenfrage zweitrangig wurde, blieb sie für die Gemäßigten ein Problem, das sie zu lösen versuchten, *„... allerdings nicht sehr glücklich ..."*, meint Konrad.

Sie orientierten sich an der Züricher Zeitschrift »Sozialdemokrat«, deren Untertitel mehr über das programmatische Ziel der Herausgeber verriet: »Das internationale Organ der Sozialdemokratie deutscher Zunge«. 1880 riet die Schrift zur Auflösung der gesamtösterreichischen Sozialdemokratischen Partei in nationale Bestandteile: *„[...] eine Sozialdemokratische Partei Österreichs hat noch nie existiert, sie war von Anbeginn an eine Anmaßung, und es entspricht nur der Wahrheit, wenn sie sich fortan als deutsche Sozialdemokratische Partei Österreichs konstituiert. Sie möge es den Parteigenossen der anderen Nationalitäten überlassen, sich nach ihren Bedürfnissen zu organisieren [...] Vor allem strebe sie eine feste Organisation an, um ohne Schranken ihr Ziel zu erreichen, den Anschluss der Arbeiter Österreichs an das sozialistische Deutschland."*



Von da an beherrschte der Gedanke, durch den Anschluss an das Deutsche Reich rascher zum Sozialismus zu gelangen, die deutschösterreichischen Sozialdemokraten bis zur Machtergreifung Hitlers in Deutschland, 1933.

Im Oktober 1918 befleißigten sich Friedrich Austerlitz, Herausgeber der »Arbeiter-Zeitung«, und sein engster Mitarbeiter, der national gesinnte Journalist Karl Leuthner, durch Leitartikel den Anschlussgedanken den Lesern schmackhaft zu machen. Ihnen schloss sich Otto Bauer an. Am 16. Oktober 1918 sagte er die baldige Errichtung eines demokratisch regierten Deutschlands voraus. *„In welcher Weise die Demokratie in Deutschland ihren Sieg erkämpfen wird [...] vermag zur Stunde niemand vorauszusagen. Aber so ungewiss die Formen des Kampfes sein mögen, so sicher ist der Sieg. Das Deutschland von morgen wird ein demokratisches Deutschland sein [...]. Kein Land der Welt ist für den Sozialismus so reif wie Deutschland."*

Anfang 1919 schrieb Bauer: *„Der Anschluss an Deutschland bahnt uns also den Weg zum Sozialismus. Darum muss der Kampf um den Sozialismus hierzulande zunächst geführt werden als ein Kampf um den Anschluss an Deutschland."*

Trotz eindringlicher Propaganda blieb die Arbeiterschaft skeptisch, so dass Bauer am Parteitag vom 1. November 1918 klagte, dass sich der Anschlussgedanke *„in den Massen der deutschöster-*

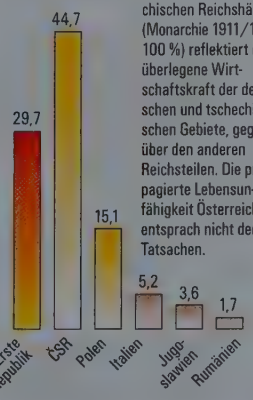
Nur wenige in Deutschösterreich glaubten 1918 an die Lebensfähigkeit des neuen Staates. Unter ihnen einige Wirtschaftssachverständige, wie Friedrich Hertz. Er wies nach, dass eine Wirtschaftsbereinigung Österreich lebensfähig machen könnte. Stahl- und Eisenproduktion, Lokomotiven- und Waggonbau, Kraftwagenproduktion waren für die Monarchie mit 52 Millionen



reichischen Bevölkerung noch nicht durchgesetzt hat, dass er vielen Deutschösterreichern und nicht am wenigsten unseren [...] Arbeitern noch sehr unsympathisch ist.“ Nun versuchte Bauer die Arbeiter mit anderem Argument zu überzeugen. Der Anschluss sei, sagte er, *„keine politische, keine nationale, sondern vor allem eine wirtschaftliche Notwendigkeit“*.

Das klang plausibel. Innerösterreich, Deutschböhmen und Westschlesien besaßen kaum Bodenschätze und wenig fruchtbares Ackerland. Den vergleichenden Blick auf die Schweiz, deren Ressourcen unter denen Deutschösterreichs lagen, aber durchaus Lebensfähigkeit bewies, erwog Bauer nicht. Solcherart wurde die österreichische Bevölkerung bereits ab **1918** geistig auf den Anschluss an Deutschland vorbereitet. Zwar strichen die Sozialdemokraten **1933** den Anschlussparagraphen aus dem Parteiprogramm, von der Ansicht der Lebensunfähigkeit Österreichs und der Notwendigkeit des Anschlusses war Bauer bis zu seinem Tod **1938** nicht abzubringen.

Die österreichischen Gebiete waren innerhalb der Monarchie der industrielle Kern, der im allgemeinen mit hoch entwickelten europäischen Ländern mithalten konnte. Der prozentuelle Anteil am Volkseinkommen der österreichischen Reichshälfte (Monarchie 1911/13 = 100 %) reflektiert die überlegene Wirtschaftskraft der deutschen und tschechischen Gebiete, gegenüber den anderen Reichsteilen. Die propagierte Lebensunfähigkeit Österreichs entsprach nicht den Tatsachen.



Einwohnern ausgelegt und nicht für 6,5 Millionen. Hingegen reichte die Zuckerproduktion und die Textilerzeugung nicht, um den Inlandbedarf zu decken. Diese Probleme bewältigte die Erste Republik nicht. Österreich ist das einzige europäische Land, dessen Wirtschaft von 1913 bis 1938 um 0,4 % schrumpfte, während alle anderen Länder Zuwächse verzeichneten.

Feindliche Brüder

Die Proklamation der Republik Deutschösterreich am 12. November 1918 und die sie begleitenden kommunistischen Tumulte hatten die Aufmerksamkeit der Bevölkerung Ostösterreichs von anderen nicht minder wichtigen politischen Ereignissen auf sich gezogen: Das Abrücken der am 5. November in Salzburg und Tirol einmarschierten bayerischen Truppen wurde kaum registriert.

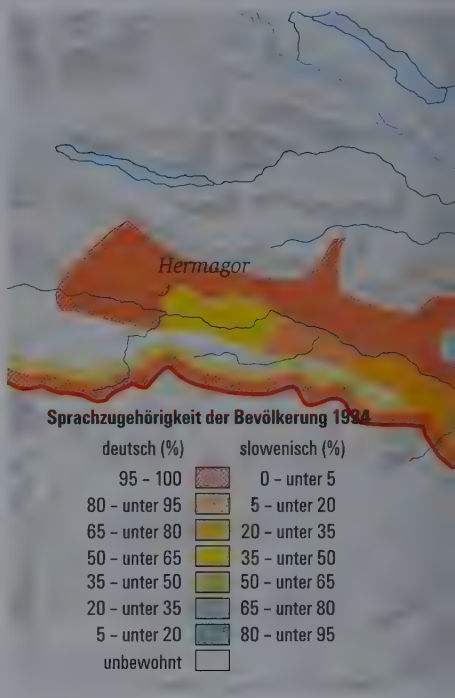
Auch das zeitgleich mit der Proklamation der Republik stattfindende Zusammentreten der Provisorischen Landesversammlung von Kärnten nahm in Wien niemand so richtig wahr. Und doch fassten die Politiker in Klagenfurt einen staatspolitisch bedeutsamen Entschluss. Das geschlossene deutsche Siedlungsgebiet des ehemaligen Herzogtums Kärnten sowie die gemischtsprachigen Gebiete, deren Bewohner sich in einem »eigenberechtigten« Land Kärnten dem neuen österreichischen Staat anschließen wollten, anerkannten die Provisorische Nationalversammlung in Wien und erklärten, der Republik Deutschösterreich angehören zu wollen.

Gewiss, die Erklärung fand unter dem Druck der Ereignisse statt, seit am 17. Oktober 1918 der neu konstituierte slowenische Nationalrat in Laibach (Ljubljana) die Einbeziehung eines großen Teils Kärntens in den späteren südslawischen SHS-Staat gefordert hatte. Kärnten musste mit dem militärischen Einmarsch des südlichen Nachbarn rechnen. Die Stellungnahme des Kärntner Landesrats am 25. Oktober 1918, zur Unteilbarkeit Kärntens war ein Bekenntnis, aber noch kein Schutz vor einem Widersacher. Immerhin, er war zunächst legitimiert, so dass schon am nächsten Tag die deutschen Parteien Kärntens einen »vorläufigen Vollzugsausschuss« gründen konnten, der legal die Verwaltung des Landes übernehmen und die Konstituierung der Landesversammlung vorbereiten durfte. Auf dieser Basis wurden die k. k. Beamten und Landesbediensteten auf Kärnten und Deutschösterreich vereidigt.

Kaum eine Woche später, am 1. November 1918, tagte der Vollzugsausschuss in einer dringlichen Sitzung. Er forderte die Gemeinden auf, Bürgerwehren zu bilden, die den Plünderungen heimkehrender Soldaten und rückflutender italienischer Kriegsgefangener entgegentreten sollten. Die Maßnahme wurde just getroffen, als die Nachricht von der Besetzung des südsteirischen Marburg (Maribor) eintraf und der kommandierende slowenische General Rudolf Majster zum Weitermarsch nach Kärnten ansetzte. Die Lage war ernst. Bereits am nächsten Tag bestellte der Laibacher Nationalausschuss den Domvikar Franz Smodej zum »Generalkommissär für Slowenisch-Kärnten« und teilte der Kärntner Landesregierung mit, dass dieser unter dem Schutz von 30 serbischen Soldaten in Klagenfurt amtieren werde.

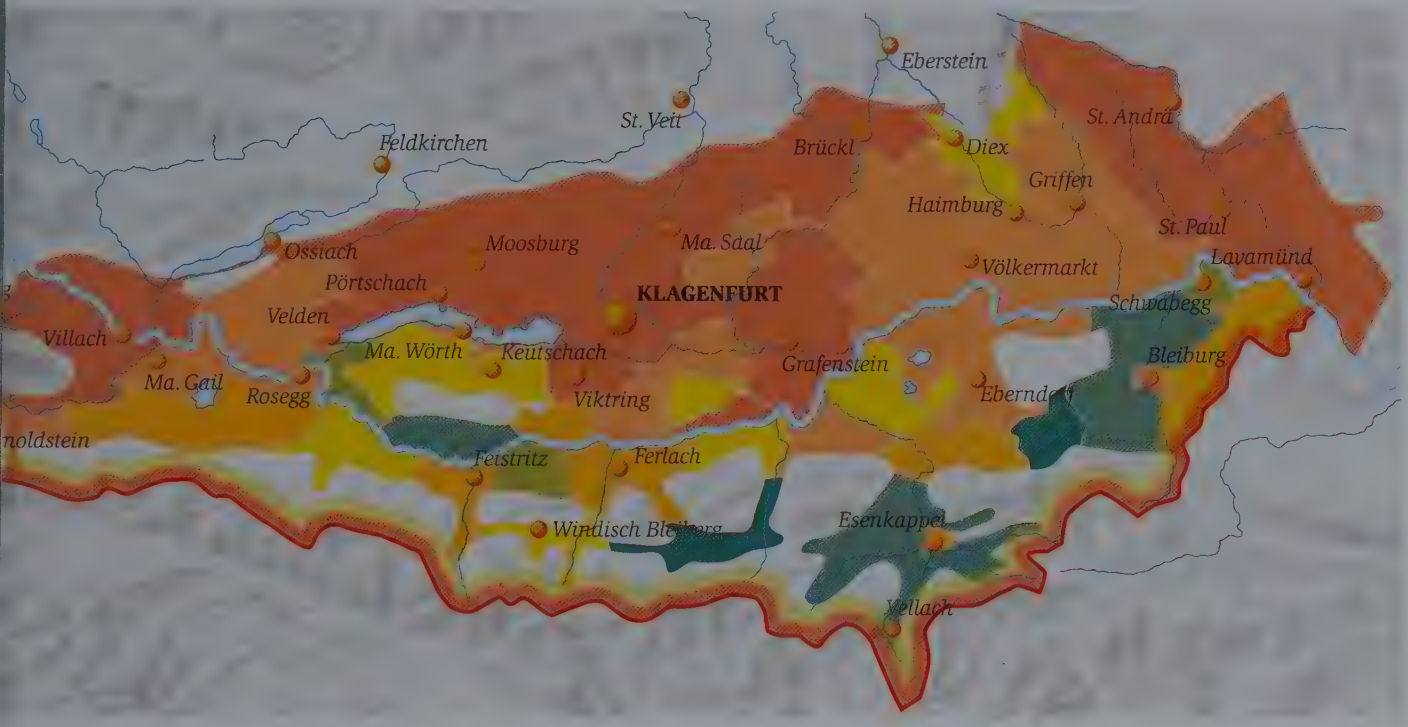
Die Situation war politisch heikel. Der in der Villa Giusti getroffene Waffenstillstand untersagte eine bewaffnete Auseinandersetzung mit einem Ententestaat. Serbien als Kern des neuen SHS-Staats fühlte sich der Entente zugehörig. Ein Angriff Österreichs konnte als Kriegshandlung gegen die Alliierten ausgelegt werden und hätte die Auslöschung des Staates nach sich gezogen.

Der Unterstaatssekretär für das Heerwesen, Julius Deutsch, handelte entschlossen und unbürokratisch. Er ließ große Mengen an Waffen und Munition aus dem Rüstungsdepot Niklasdorf bei Leoben an die Kärntner Bürger- und Heimwehren verteilen. Da Wien in diesen entscheidenden ersten Tagen keine Volkswehreinheiten entsandte, erhielt die Konfrontation mit den Südslawen, in deren Reihen reguläre serbische Soldaten dienten, den Anschein einer lokal begrenzten, patriotischen Auseinandersetzung.



Den nun ausbrechenden Kärntner Abwehrkämpfen hing eine bestürzende Tragik an: Die Soldaten, die sich feindselig gegenüberlagen, hatten vor we-





nigen Wochen noch Seite an Seite gemeinsam gekämpft und gelitten. Der zum provisorischen Landesbefehlshaber ernannte Oberstleutnant Ludwig Hülgerth stand unter doppelter Belastung. Er musste einer feindlichen Übermacht standhalten – am 3. November 1918 verfügte er über 80 Mann und 2 Feldkanonen – und er war gezwungen, Soldaten in einem Krieg gegen ehemalige Kameraden zu motivieren, dessen Ausgang offen war. Hülgerth bediente sich dabei eines Feindbildes, das im Bewusstsein der deutschen Kärntner verankert war – und bis heute blieb: der Slowenen.

Deutsche und Slowenen: vernunftbegabte Vorfahren

Ein Streit, der in einem »größeren Europa« eigentlich der Geschichte angehören sollte, findet nach wie vor Eingang in die österreichische Tagespolitik: der nun seit mehr als 150 Jahren anhaltende deutsch-slowenische »Volkstumsk(r)ampf«. Ob Gerangel um zweisprachige Ortstafeln, ob unbedachte Äußerungen, die einem traumatischen Kindheitserlebnis entspringen, oder die Sorge, kulturell vereinnahmt zu werden, zwischen Alpenhauptkamm und Karawanken flammen Diskussionen auf, die für das übrige Österreich unverständlich sind.

Die historischen Fakten sprechen eigentlich für sich, und sollten nationale Hitzköpfe beider Gruppen stolz auf die Geschichte ihrer Heimat machen: Kärnten besitzt von allen Ländern Österreichs die älteste staatsrechtliche Tradition. Im 6. Jahrhundert von Slawen, die sich auf der Flucht vor den Awaren befanden oder mit diesen mitzogen, besiedelt, entwickelte sich ein »karantanisches« Fürstentum, das über ein Herzogtum des Heiligen Römischen Reichs und eines Kronlandes Österreich-Ungarns bis zum heutigen Bundesland Kärnten eine spezielle politische Individualität bewahrte.

Im 8. Jahrhundert kam das slawische Karantanien unter die Botmäßigkeit des bayerischen Expansionismus, dessen Träger aber mit beispielhafter Toleranz der slawischen Bevölkerung das angestammte Recht auf »innere« Selbstständigkeit beließen: sie durften ihre Fürsten weiterhin selbst wählen. Das damalige bayerische landesherrliche Verständnis ging noch weiter. Als um 750 den Karantanen ihr Herzog Boruth verstarb, baten sie den Bayernherzog, ihnen den als Geisel zurückgehaltenen Sohn Boruths, Cacatius, zu übergeben, damit sie ihn zum Herzog wählen könnten; der Bitte wurde entsprochen. Auch als sie nach einem Aufstand gegen die Herrschaft das Recht der Fürstenwahl verloren, blieb ihre Eigenständigkeit erhalten.

Der spätmittelalterliche Brauch, bei dem *„ain windischer man"*, der »Herzogsbauer«, den neuen Herzog vor anwesendem windischem Volk in *„windischer rede"* einer Eignungsprüfung unterzog, um ihm danach die Herzogswürde zu übertragen, ist Zeugnis gegenseitigen Verständnisses und des Fehlens nationaler Voreingenommenheiten.

Das Bewusstsein der Gemeinsamkeit hielt über das Jahr 1777 an. In Klagenfurt erschien eine Grammatik des Slowenischen, ein »Geographisches Lesebuch für alle Stände« enthält die slowenische Bezeichnung für Klagenfurt/Windisch Zelovzie und Villach/Belak, bis die Revolution von 1848 die gute Nachbarschaft ins Gegenteil verkehrte.

Nun könnten wieder – wie einst – Landesfürsten und sonstige Oberhäupter Größe und Zukunft schauende geistige Kreativität beweisen.

Ob die an der Wiener Stadtausfahrt der Südautobahn 2004 angebrachte Richtungstafel mit der Aufschrift »Celovec« als Völkerverständigung oder als Provokationsversuch anderer »Ewiggestriger« gedacht ist, ist Nebensache, wenn man sie als Kuriosum betrachtet, wie die Republik »Kugelmugl«, die der aus Katzelsdorf stammende »Freiheitsphilosoph« Edwin Lipburger im Wiener Wurstelprater in den 70er Jahren gründete.

Slowenische Soldaten des SHS-Staates nach ihrem Vordringen durch einen Karawankentunnel auf Kärntner Gebiet, (links). – Die enge Verflechtung der deutschen und slowenischen Volksgruppe im südlichen Kärnten (oben). Die Sprachzugehörigkeit der Bevölkerung des umstrittenen Kärntner Gebiets, nach der Volkszählung von 1934.

Auf sich gestellt



Oberstleutnant Ludwig Hülgerth unterstand dem Staatsamt für Heerwesen in Wien und Unterstaatssekretär Julius Deutsch. Deutsch wies Hülgerth am 11. November 1918 über den Wehrausschuss der Kärntner Landesregierung an, unverzüglich aus Freiwilligen Volkswehrverbände zu rekrutieren, die strategisch wichtige Positionen zur Abwehr der eindringenden SHS-Slowenen zu beziehen hatten: in Mies, Bleiburg, an der Annabrücke, in der Sapotnica und an der Loiblstraße. Die personelle und materielle Überlegenheit der Slowenen hatte sich jedoch schon am 7. November 1918 im Raum Seebergsattel, Eisenkappel, Ferlach, Kühnsdorf, Loiblpass und Rosenbach gezeigt. Hülgerth musste mit dem slowenischen Kommandanten Major Lavrič Verhandlungen aufnehmen, dem es allerdings auch an Kräften mangelte, um die ins Visier genommenen Kärntner Territorien zu besetzen.

Beide Befehlshaber einigten sich am 19. November in Ferlach auf eine Demarkationslinie, die entlang der Drau, der Gail und der Gailitz verlief. Die slowenische Gendarmerie missachtete jedoch am 26. November die Vereinbarung und stieß aus der Krain nach St. Stefan im Gailtal vor. Unter Führung von Oberleutnant Malgaj besetzte sie am 30. November 1918 Völkermarkt.

Der Bruch des Ferlacher Abkommens legitimierte die Kärntner Regierung zu Gegenmaßnahmen.

Am **1. Dezember** setzte sie 300 Volkswehrmänner unter Oberstleutnant **Schenk** zur Befreiung Völkermarkts in Marsch. Eine halbherzige Aktion, die Klagenfurt abbrach, als der südslawische Kommandant die Plünderung und Brandschatzung des Ortes androhte.

Das Zögern der Regierung verleitete noch am selben Tag rund 200 überwiegend slowenisch-kärntnerische Bauernburschen zur Waffe zu greifen und ohne offiziellen Auftrag die Krainer Gendarmen aus St. Stefan an der Gail zu vertreiben.

Die Eigeninitiative riss die Bevölkerung anderer von Slowenen besetzten Orte mit sich. Am **4. Dezember** verjagten Einheimische die slowenischen Eindringlinge aus Maria Gail, am **5. Dezember** aus Feistritz an der Gail und Hohenturn, danach aus Nötsch, Achomitz, Göriach und Arnoldstein.

Der Abwehrkampf, zu dem sich deutsche und slowenische Kärntner spontan erhoben hatten, und das beherzte Auftreten des Landesverwesers **Arthur Lemisch** ermutigten die Landesregierung zu tatkräftigerem Auftreten: *„Angesichts des dem Selbstbestimmungsrecht der Völker hohnsprechenden Vorgehens jugoslawischer Truppen in Kärnten beschließt die Landesversammlung, dem Eindringen jugoslawischer Truppen mit allen Kräften entgegenzutreten. Das Militärkommando wird beauftragt, die hierfür erforderlichen Vorkehrungen und Anordnungen selbständig zu treffen."*

Die Berufung auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker konnte für die Landesregierung, die bisher den Standpunkt der Unteilbarkeit Kärntens vertrat, fatale Folgen haben, sollte sich die slowenische Volksgruppe für Südslawien entscheiden.

Über den vertraulich gefassten Beschluss informierte Klagenfurt den Staatsrat in Wien erst am folgenden Tag. Eine »Rückendeckung« durch ihn erwartete die Landesregierung nicht. Sie forderte im Gegenteil die Staatsregierung ultimativ auf, sich ihrem *„entschiedenen Einspruch"* voll anzuschließen und in Verhandlungen mit der südslawischen Regierung *„aufs rascheste"* den *„alten Rechtszustand"* herzustellen.

Der Staatssekretär für Äußeres **Otto Bauer** zeigte aber keine Eile, gegen die Besetzung des unteren Gailtals durch slowenisch-serbische Truppen zu protestieren. Erst am **11. Dezember 1918** erhob er beim südslawischen Gesandten in Wien Einspruch.

Geradezu unterwürfig gegenüber dem SHS-Staat verhielt sich Bauer am **15. Dezember** in einem Schreiben an die Laibacher Regierung, als südslawische Verbände St. Paul im Lavanttal unter Feuer genommen hatten: *„Die deutschösterreichische Regierung ist eifrigst bemüht, alles hintanzuhalten, was die Stimmung im Grenzgebiet verschärfen könnte; sie darf erwarten, dass auch die südslawische Regierung in demselben Sinne wirken werde."*

Die lasche Reaktion des Außenamts in Wien auf den sich verschärfenden Kampf um die Existenz Kärntens forderte die Landesregierung zu eigenverantwortlichem Handeln heraus. Die guten Erfahrungen mit der Einsatzfreude der Freiwilligen, ermunterte sie, in jedem Gerichtsbezirk Alarmkompanien aufzustellen, die der Volkswehr bei Gefahr beizustehen hatten.

Kärnten musste die Last der ersten Kampftage ohne Hilfe aus Wien tragen.



Feldmarschallleutnant Ludwig von Hülgerth (26. Jänner 1875 in Wien, † 13. August 1939 in Rottenstein). Oberstleutnant im Ersten Weltkrieg, am 1. November 1918 Landesbefehlshaber von Kärnten, ab 1920 im Heeresministerium; 1934 bis 1936 Kärntner Landeshauptmann, von 1936 bis 1938 Vizekanzler im Kabinett Schuschnigg. Bronzebüste im Hülgerthpark in Klagenfurt (oben).*



Zeitgeschichtliche Studien der Gegenwart bemühen sich zwar dem Staatsrat in Wien ein rühriges Bemühen um das südlichste österreichische Bundesland zu bescheinigen, können aber sein zögerliches Vorgehen nicht leugnen. Natürlich gab es dafür viele Begründungen, keinesfalls wollte Wien mit den Mächten in Konflikt geraten. Peinlich genau achtete die Staatsregierung auf das von Wilson proklamierte Selbstbestimmungsrecht der Völker, im trügerischen Glauben, alle anderen Länder würden sich ähnlich verhalten. Dieses Einstellung legten diese aber als Schwäche aus, ob nun in Böhmen, Kärnten oder der Untersteiermark. Auf die telegrafische Bitte Klagenfurts vom **21. November** um Verhaltensmaßregeln, angesichts der Bedrohung durch SHS-Einheiten, reagierte der Staatsrat mit Schweigen. Letztlich bewirkten die Kärntner Slowenen in den gemischtsprachigen Gebieten ein Umdenken: Sie wollten in *„erdrückender Mehrheit"* bei Deutschösterreich bleiben.

Kärnten stellt sich dem Kampf

Logischerweise erfasste die Kärntner das Gefühl, von Wien verlassen zu sein. *„Viele Telegramme gehen nach Wien um Hilfe. Selten kommt eine Antwort, Hilfe aber nie. Die armen Kärntner [...] scheinen ganz in Vergessenheit geraten zu sein. Weder Wien noch Berlin erinnern sich, dass auch Kärnten zu Deutschösterreich gehört"*, ist in der sozialdemokratischen Zeitschrift »Arbeiterwille« vom **7. November 1918** nachzulesen. Auf sich gestellt regte der Kärntner Landesausschuss am **27. November** beim Staatsamt für Äußeres an, *„dass die Herbeirufung eines amerikanischen oder eines englischen Besatzungsdetachements in dringende Erwägung gezogen und die hiezu notwendigen Schritte eingeleitet werden"*.

Otto Bauer nahm die Anregung am **28. November** auf. Unverzüglich wies er die deutschösterreichische Gesandtschaft in Bern an, die Ententeregierungen von der drohenden Besetzung der *„deutschen Städte"* Klagenfurt und Villach zu informieren.

Kam endlich Hilfe aus Wien, wirkte sie realitätsfremd: Am **28. Dezember** kündigten Bauer und Deutsch die Entsendung eines Offiziersbataillons an. Es hatte den Befehl, *„dass deutschösterreichischerseits keinesfalls angriffsweise vorgegangen"* werden dürfe.

Solcherart war eine Verteidigung des Landes gegen einen zu allem entschlossenen Okkupanten undenkbar. Die am **4. Jänner 1919** anrückende 1200 Mann starke Volkswehrtruppe wies Kärnten zurück, da ihr der Einsatz jenseits der Demarkationslinie untersagt war. Julius Deutsch erklärte später: *„Wo sie sich noch diesseits der Demarkationslinie wähnte, tat sie in Reih und Glied ihre Pflicht. Einem Befehl, über die Demarkationslinie hinaus vorzugehen, weigerte sie sich Folge zu leisten, indem sie sich ganz mit Recht auf meine, ihres höchsten Vorgesetzten, Weisung berief."*

Dass die unter dem Einfluss von Soldatenräten stehende Einheit neuen Maximen folgte, geht aus einer Bemerkung von Deutsch hervor: Die Abkommandierung der Wiener Volkswehr habe *„gar keine Schwierigkeiten"* bereitet, erinnert er sich in seinen Memoiren. *„Ich ließ die Soldatenräte der zum Abmarsch bestimmten Formationen kommen und setzte ihnen die Notwendigkeit der Grenzverteidigung in Kärnten auseinander. Daraufhin beschlossen die Soldatenräte, ihren ganzen Einfluss einzusetzen, dass der Abmarsch pünktlich und befehlsgemäß erfolge. Es kam auch nirgends zu einem Zwischenfall."*

Dazu Karl Renner: der Widerstand (Abwehrkampf, Anm.) sei *„in vollem, wenn auch nicht immer öffentlichen Einvernehmen der Wiener Regierung, der Landesregierung von Kärnten und der Kärntner Bevölkerung"* erfolgt.

Vorbehaltlos standen die Tiroler den Kärntnern bei. Nach einem Hilferuf Klagenfurts setzte Innsbruck am **23. Februar 1919** ein Halbbataillon der Tiroler Volkswehr in Marsch. 15 Offiziere und 220 Mann gingen im Raum Rosenbach in den Kampf. Ebenso wurden niederösterreichische Kontingente oder die »Leobener akademische Legion« der Steiermark mit Dankbarkeit aufgenommen. Mit Wien tat sich Kärnten allemal schwer und das noch in Zeiten der Donaumonarchie, als die Kärntner meinten, *„bei Hof und Regierung wenig beliebt"* zu sein, schreibt der Historiker Martin Wutte.

Die ersten Tage der Kampfhandlungen in Kärnten mit SHS-Verbänden (oben). Slowenische Offensiven gegen Arnoldstein und Ferlach sollten vom Hauptstoß auf Klagenfurt ablenken. Die Kräfte wurden verzettelt, Klagenfurt wurde nicht erreicht.

Amerikaner in Kärnten



Das Vertrauen der Kärntner zu Wien sei *„durch die Handlungsweise der Wiener Regierung geschwächt worden“*, **klagte Landrat** Hönlinger **auf der zwischen 12. und 13. Mai 1919 stattfindenden Länderkonferenz und die anderen Delegierten widersprachen ihm nicht. Natürlich waren manche Entscheidungen des Staatsrats für die Landesregierungen unerklärlich, da er sie aus anderen Perspektiven und Zusammenhängen fällte. Unbestritten ist aber auch, dass Wien mitunter kein Verständnis für die Bedürfnisse der Länder hatte.**

Das Staatsamt konnte beispielsweise seine Strategie, Gebietsfragen Deutschösterreichs ausschließlich durch die Friedenskonferenz in Paris regeln zu lassen, den Kärntnern nicht verständlich machen. Dazu kam die staatspolitisch naive Einstellung mancher führender deutschösterreichischer Politiker, von anderen Regierungen ein faires Auftreten zu erwarten.

Sogar die politisch kaum geschulten US-Delegationen merkten, wie ihre Verbündeten sie bewusst falsch informierten, und die Nationalausschüsse der Nachfolgestaaten sie um des eigenen Vorteils willen hintergingen.

Am Ende des Jahres 1918 stand die Einheit Kärntens vor dem Zerfall. Der SHS-Staat (= [Kraljevina] Srba, Hrvata i Slovenaca = [Königreich der] Serben, Kroaten und Slowenen), das spätere Jugoslawien bzw. Südslawien (jugo = süd), eiferte dem Expansionsdrang Italiens nach und ging mit seinen Gebietsforderungen weit über die slowenischen Siedlungsgebiete hinaus, mit allen Mitteln trachtete er in den Besitz des strategisch wichtigen Alpenhauptkamms zu kommen.

Während der Staatsrat Kärnten zu militärisch passivem Verhalten anhalten wollte, ließ die Landesregierung geschehen, was die Abwehrkämpfer für richtig hielten. Diese kümmerte die hohe Politik wenig. Sie gingen in die Offensive und drängten die südslawischen Angreifer aus Lavant-, Gail- und Rosental über die Grenze zurück.

Dem Staatsrat in Wien kam die Tapferkeit der Kärntner ungelegen. Er musste um die bilateralen Wirtschaftsverhandlungen mit Slowenien bangen, die dringend benötigte Nahrungsmittellieferungen sicher stellen sollten.

Andererseits waren alle Versuche gescheitert, die Siegermächte für eine Beilegung des Konflikts zu gewinnen. Kärnten war gezwungen eigenmächtig zu handeln: Am 11. Jänner 1919 bot es Laibach den Waffenstillstand an, der am 14. Jänner 1919 inkraft treten sollte.

Am 5. Jänner war in Wien eine US-Kommission eingetroffen, die im Auftrag Woodrow Wilsons der amerikanischen Friedensdelegation in Paris vorurteilsfrei über Deutschösterreich und sein Verhältnis zu den Nachfolgestaaten berichten sollte.

Von der »American Commission of Study« unter der Leitung des Fachmanns für osteuropäische Geschichte, Archibald Cary Coolidge, erwartete Wilson wahrheitsgetreue Informationen zur Festlegung der künftigen Grenzen.

Die Mission besaß offiziell keinen diplomatischen Status, da der Kriegszustand der USA mit den Mittelmächten formal noch andauerte und manchen Nachfolgestaaten die internationale staatliche Anerkennung fehlte.

Die über 20-köpfige Delegation genoss dennoch den Ruf persönliche Vertreter Wilsons zu sein, der Gerechtigkeit zu seinem politischen Leitmotiv erhoben hatte.

Politische Zusagen irgendwelcher Art durften die Kommissionsmitglieder nicht machen. Sie hatten ausschließlich Informationen zu sammeln und an die US-Delegation in Paris weiter zu geben. Diese Auflage erwies sich für Coolidge alsbald als unerfüllbar.

Kaum in Wien angekommen, erreichte Coolidge die Einladung der Kärntner Landesregierung, die Verhältnisse vor Ort kennenzulernen. Coolidge, der auf Grund seiner früheren Studien zum Schluss gekommen war, dass Kärnten durchaus entlang ethnischer und geografischer Leitlinien geteilt werden könne, nahm die Einladung an. Vorerst aber entsandte er Oberstleutnant Sherman Miles und dessen Adjutanten, Leutnant Leroy King, nach Graz, um die deutschösterreichisch-jugoslawischen Waffenstillstandsverhandlungen zu beobachten.

Am 14. Jänner 1919 berichtete Coolidge zum ersten Mal über die militärische Konfrontation in Kärnten nach Paris.

In Graz aber sah sich Oberstleutnant Miles unvermutet aufgerufen, Entscheidungen im Sinne der Humanität zu treffen: Er griff in die Verhandlungen

Die Miles-Kommission vor der Wiener Hofburg (oben). In der Mitte Archibald Cary Coolidge, links von ihm Leroy King, rechts Sherman Miles. Die US-Delegation zeichnete sich durch gewissenhafte und engagierte Arbeit aus. Unbeeindruckt von der zum Teil aufdringlichen Belgrader und Laibacher Agitation verfasste sie einen erstaunlich wertfreien Bericht über das Kärntner Volkstum.



ein, da sie zu scheitern und die Kärntner Kämpfe wieder aufzuflammen drohten. Ohne Rücksprache mit seinem Vorgesetzten setzte er dessen Einverständnis voraus und bot sich und Leutnant King an, als neutrale Beobachter die umstrittenen Gebiete Kärntens zu bereisen, um auf Grund der gewonnenen Erkenntnisse eine provisorische Demarkationslinie zu ziehen, die bis zur endgültigen Regelung durch die Pariser Friedenskonferenz anzuerkennen war. Das Angebot überraschte alle Parteien und wurde angenommen.

Auch Coolidge stimmte Miles nachträglich zu, obwohl ihm in Paris wegen Überschreitung seiner Kompetenzen eine Verwarnung drohte. Miles wollte einfach weiteres Blutvergießen verhindern und verstand Coolidge davon zu überzeugen.

Die US-Kommission aus Miles, King, dem Geografen Lawrence Martin und dem Slawisten Robert Kerner bestehend, reiste am 25. Jänner von Wien ab.

Kärnten ließ sich durch Fregattenkapitän a. D. Peter Pirkham vertreten, Slowenien durch den Referenten für Kärnten in der Laibacher Nationalregierung, den Theologen Lambert Ehrlich aus Klagenfurt.

In Marburg, dem ersten Ziel, erwartete am 27. Jänner die Delegation eine friedliche Demonstration der zu 85 % deutschsprachigen Bevölkerung. Sie bekundete ihren Willen bei Österreich bleiben zu wollen. doch plötzlich kam es zum Eklat. Einer der Demonstranten schlug einen slowenischen Wachebeamten nieder, Tumult brach aus. Blindlings schossen jugoslawische Soldaten in die Menge, töteten sieben Menschen und verwundeten 60 weitere.

Gewissenhafte Arbeit

Der »Marburger Blutsonntag« führte den Amerikanern die brisante Lage im südslawisch-österreichischen Grenzraum vor Augen. Gewissenhaft widmeten sie sich der ethnischen Bestandsaufnahme, besuchten selbst abgelegene Höfe, studierten Inschriften an Kirchen und auf Friedhöfen, sowie öffentliche Anschläge und Ankündigungen.

Am 6. Februar 1919 kehrte die Kommission wieder nach Wien zurück.

Sie war entschlossen zu empfehlen, Kärnten ungeteilt bei Österreich zu belassen. Die natürliche Einheit der Landschaft und der Willen eines Großteils der dort sesshaften Slowenen wünschten dies. Nur Kerner war anderer Meinung.

Da das Gutachten keine vollziehende Gewalt besaß, blieb Kärntens Schicksal weiter in Schwebe. Aber Ungewissheit und Ungeduld verleiteten die Südslawen zu einer folgenschweren Handlung:

Am 29. April 1919 um 04.00 Uhr morgens griffen sie auf breiter Front an und brachen den Waffenstillstand. Trotz der Überraschung brachten die Kärntner Abwehrkämpfer die Offensive zum Stehen und befreiten im Gegenangriff bis zum 30. April das besetzte Völkermarkt.

Wieder monierte der Staatsrat, allen voran Staatskanzler Karl Renner und Außenstaatssekretär Otto Bauer. Sie befürchteten eine nachteilige Wirkung auf die Pariser Friedensverhandlung. Am 3. Mai erteilte der Staatsrat der Kärntner Landesregierung den strikten Auftrag den Vormarsch der Heimatschützer zu stoppen.

Die Weisung nahmen die Kärntner nicht mehr zur Kenntnis. Sie setzten die erfolgreiche Offensive fort bis das Land am 7. Mai frei vom Feind war.

Nun brachten sich die Italiener ins Spiel. Gewiss nicht auf der slowenischen Seite stehend, sahen sie eine Möglichkeit als Hüter der Ordnung in Kärnten aufzutreten und dem südslawischen Konkurrenten den Platz streitig zu machen. Der »Kärntner Ungehorsam« veranlasste den Chef der Ententemission, den italienischen General Segré, drakonische Maßnahmen anzudrohen, sollte Klagenfurt nicht einlenken. Doch dieses hatte sein Ziel erreicht und mehr noch, es konnte mit Italiens Schutz vor weiteren südslawischen Einfällen rechnen. Der Staatsrat in Wien hatte einmal mehr versagt.

Im weit ausholenden Zangenangriff versuchten die Südslawen das Klagenfurter Becken zu umfassen und die Hauptstadt Klagenfurt einzunehmen. Nach dem Fall Völkermarkts schien der Weg offen. Ein Flankenstoß der Kärntner Abwehrkämpfer brachte den Feind zum Stehen, die Gegenoffensive brachte sogar das Miestal wieder in den Besitz der Kärntner (oben).

Rom an der Drau



Serbien hatte auf die Ankunft der Miles-Kommission in Wien höchst beunruhigt reagiert. Im Auftrag Belgrads eilte der slowenische Generalkommissär für Kärnten, Franz Smodej, wenige Tage nach der Rückreise der US-Delegation aus Kärnten nach Wien zu Coolidge. Die Intervention bewirkte nichts, unbeirrbar arbeitete die US-Abordnung ihre Berichte aus.

Der Fehlschlag, den Miles-Bericht beeinflussen zu können, veranlasste Serbien seine Streitkräfte – unter den Augen der seit dem 18. Jänner 1919 in Paris tagenden Friedensdelegation – am 19. Mai zu mobilisieren, um bis zu den Friedensverhandlungen eine günstigere Ausgangsposition in Kärnten zu erreichen.

Der Großoffensive überlegener SHS-Truppen am 29. Mai waren die Kärntner Abwehrkräfte hoffnungslos unterlegen. Auf die Drau zurückgeworfen, zerriss ihre Front am 4. Juni 1919, und zwei Tage später musste die Landesregierung ihren Sitz nach Spittal an der Drau verlegen, in Klagenfurt zogen triumphierend die Serben ein.

Die Entwicklung in Kärnten machte die Vertreter Frankreichs, Englands, Italiens und der USA in Paris ratlos. Der Aufforderung des »Rats der Vier« vom 31. Mai, die Truppen zurückzuziehen, folgten weder Klagenfurt noch Belgrad. Auch die scharfe Note an Serbien vom 7. Juni, die Streitkräfte unverzüglich abzuziehen, fruchteten nichts. Belgrad spielte mit der Unentschlossenheit der »Vier«, die zu keiner gemeinsamen Linie fand.

Im Obersten Rat der Friedenskonferenz standen die Engländer der Kärntner Frage ohne feste Meinung gegenüber, neigten aber mehr zu den Südslawen. Ungleich mehr Sympathie brachten die Franzosen den Jugoslawen entgegen und setzten sich auch energisch für deren Forderungen ein, die von einem Maximum an territorialen Ansprüchen ausging. Paris spekulierte, durch die Unterstützung Belgrads zu mehr Einfluss auf dem Balkan zu kommen, bevor Rom Fuß fasste. Die französische Konkurrenz vor Augen, regte Italien insgeheim an, die Partei Österreichs zu ergreifen, woraus sich nach und nach die spätere italienische imperialistische Nachkriegspolitik entwickelte, mit der sie Österreich bis 1938 völlig an sich zog und wirtschaftlich stark beeinflusste.

Geistiger Vater des italienischen Expansionismus war einmal mehr der Poet und Irredentist Gabriele d'Annunzio, der schon vor dem Krieg im emotionalen Überschwang dazu aufrief, Italien möge den Spuren der römischen Legionen folgen und seinen Einfluss auf Mitteleuropa und den Balkan ausdehnen. Italienische politische und bürgerliche Kreise schwelgten im Gedanken, Österreich als Bastion jenseits der Alpen zu besitzen. Der Leiter der italienischen Militärmission, Generalmajor Umberto Segré, warb in Wien mit höchst kryptischen Worten um Österreich, dass die Republik *„gleichzeitig mit unserem Willen, das zu haben, was uns zweifellos und ehrlich gehört, auch unsere römische freudiggesinnte Mäßigkeit in Handlungen und Gebärden spürt"*.

Von der *„Mäßigkeit in Handlungen und Gebärden"* merkten die Wiener freilich nichts, als italienische Kommandos Gemälde aus dem Kunsthistorischen Museum mit der Begründung abtransportierten, dass sich die Habsburger die Kunstwerke ohne ausreichende Kompensation angeeignet hätten.

Hingegen zeigten sich die Italiener freizügig, wenn sie politischen oder wirtschaftlichen Nutzen ziehen konnten.

Zur Jahreswende 1918/1919 verhandelten Kärntner Landesbeauftragte in Tarvis mit italienischen Militärbehörden über Nahrungsmittellieferungen, um die Not der hungernden Bevölkerung zu lindern. Italien half großzügig und nutzte die Gelegenheit, die Kärntner Abwehrkämpfer nebenbei mit Waffen und Gerät gegen die SHS-Truppen zu versorgen.

Die Offensive der Südslawen Ende April 1919 wurde daher vom italienischen Generalstab sorgfältig beobachtet und der Rückschlag der Abwehrkämpfer mit Sorge registriert. Im engen Kontakt mit der Kärntner Regierung hielt er sich bereit, diplomatisch und militärisch einzugreifen. Die Nachricht, die General Diaz aus Albano am 3. Mai nach Rom sandte, die Österreicher hätten ihre

Mit festlichem Fahnenschmuck begrüßte Villach den Einzug der italienischen Kavallerie (oben). Insgeheim übte der italienische Generalstab den Vormarsch über die österreichischen Thermopylen – das Kanaltal – für den Ernstfall.



alten Positionen wieder zurückerobert, rief daher große Erleichterung hervor. Vorsorglich entsandte der italienische Generalstab dennoch weitere vier Brigaden in die Krisenzone.

Begleitende Maßnahmen setzte einstweilen Generalmajor Segré in Wien. Er forderte die Laibacher Regierung auf, Militäraktionen in Kärnten zu unterlassen. Der Aufmarsch der Italiener führte am 12. Mai 1919 zum Waffenstillstand.

Rom auf der Seite Österreichs

Roms Interesse an Kärnten stand im direkten Zusammenhang mit dem Besitz der Hafenstädte Triest und Fiume. Er schien nutzlos, sollte das Klagenfurter Becken und das »Aßlinger Dreieck« an Jugoslawien fallen.

Im Jänner 1919 schrieb die Tageszeitung »Corriere della Sera«: *„Würden Villach und Kärnten von Deutschösterreich abgetrennt werden, würden die politischen Folgen für Italien sehr ernst werden. Die Eisenbahn von Pontebba, die Venetien über Udine, Tarvis, Leoben mit Wien verbindet, das Tal des Po mit dem Donautal, wäre an der empfindlichsten Stelle ihres Verlaufs der Kontrolle Jugoslawiens ausgesetzt."* Das wollte man keinesfalls zulassen.

In der italienischen Friedensdelegation, die Außenminister Giorgio Sidney Sonnino anführte, besaß daher Deutschösterreich bei den Pariser Friedensverhandlungen einen Anwalt, der beharrlich dafür eintrat, das Klagenfurter Becken, Marburg und das Asslinger (Jessenicer) Dreieck bei Österreich zu belassen.

Verständlich, dass die Wiener Regierung auf ein Gerücht, das Ende September 1919 umging, Rom beabsichtige seine Truppen aus Kärnten abzuziehen, nervös reagierte. Staatskanzler Renner bat eindringlich zuzuwarten, bis die Alliierten in Kärnten geordnete Zustände hergestellt hätten. Das hörte man gerne in Rom, denn nun war es gebeten worden, seine Truppen, *„die in den schwersten Zeiten als Schutz nach Kärnten gekommen waren"*, dort zu belassen, ohne als Okkupant zu erscheinen. Eine diplomatische Fehlleistung oder – wohl eher nicht – einen beabsichtigten diplomatischen Schachzug leistete sich Staatspräsident Renner im Frühjahr 1920. Um aus der internationalen Isolation auszubrechen, reiste er nach Prag und vereinbarte ein anschließendes Treffen mit dem jugoslawischen Ministerpräsidenten in Laibach. Die Tschechoslowakei und Jugoslawien bildeten eine gemeinsame Front gegen Italien, das nicht nachließ, seinen Einfluss auf den Donauraum zu verstärken. Die Besuche Renners in beiden Ländern mussten zwangsläufig Rom zu einem geharnischten Protest veranlassen, da es – nicht zu Unrecht – eine deutschösterreichische Annäherung an beide Staaten vermutete. Renner bemühte sich zwar, Italiens militärpolitischen Kommissär in Wien, Pietro Paolo Tomasi Marchese della Torretta, zu überzeugen, dass die Staatsbesuche ausnahmslos gemeinsamen wirtschaftlichen Fragen und antihabsburgischen Maßnahmen gegolten hätten, aber es gelang ihm nicht. Die Reise nach Laibach sagte er ab und fuhr stattdessen nach Rom.

Dieser Besuch lohnte sich. Die österreichische Delegation kehrte mit einem Abkommen über die österreichische Integrität zurück und trug die Zusicherung Italiens in der Tasche, *„[...] Bestrebungen entgegenzuarbeiten, deren Ziel [...] die Abtrennung irgendeiner der Provinzen von Österreich ist"*. Damit war Kärnten angesprochen.

Nicht nur Italien nahm in der Kärntner Frage eine unmissverständliche Haltung ein, auch US-Präsident Wilson stand vorurteilsfrei und vor allem uneigennützig auf der Seite Kärntens. Er stützte sich auf die Berichte der Miles-Kommission und wertete den von den Kärntner Slowenen mitgetragenen Abwehrkampf nach dem Bruch des Waffenstillstands durch die Jugoslawen am 29. April äußerst positiv. Die Coolidge-Studie und die US-Delegation gaben über Kärnten eine klare Auskunft. Wilson führte die Kärntner Frage einer gerechten Lösung zu.

Jugoslawien besetzte demonstrativ die von ihm geforderten Gebiete Kärntens (oben).

Kärnten ungeteilt



Auf Wunsch Wilsons nahm sich eine »Kommission für das Studium der Gebietsfragen Rumäniens und Jugoslawiens« auch des Kärntner Volksgruppenproblems an.

Da sie kein zufriedenstellendes Ergebnis erzielte, nahm der »Oberste Rat« am 12. Mai 1919 den britischen Vorschlag an, im Klagenfurter Becken das Volk in einer Abstimmung entscheiden zu lassen.

Am 31. Mai erhielten Wien und Belgrad den Entwurf des Friedensvertrags. In der kurzen Zeit bis zur Übergabe der Friedensbedingungen an Österreich, dem 2. Juni, entwickelte Jugoslawien eine rege diplomatische Tätigkeit, um sich noch Verhandlungsvorteile zu verschaffen. Es erwirkte von Frankreichs Ministerpräsident Clémenceau, dass die Artikel 49 und 50 über die österreichisch-jugoslawische Grenzfrage durch eine Notiz ergänzt wurden. Die letzte Entscheidung über die Zugehörigkeit des Klagenfurter Beckens sollte der Pariser Friedenskonferenz vorbehalten bleiben. Aber es war kein Geheimnis, dass Belgrad bei einem Volksentscheid ein ungünstiges Ergebnis verbuchen würde. Es rückte deshalb von der bisherigen Maximalforderung ab, beschränkte sich auf ein Territorium, das es durch Besetzung gefügig machen konnte, und unterteilte es in eine größere, mehrheitlich slowenisch besiedelte Zone A im Süden und eine kleinere, deutsche Zone B nördlich davon und es bestand darauf, dass die Wahl unter jugoslawischer Aufsicht vor sich gehen sollte.

US-Präsident Wilson erklärte sich einverstanden, schlug jedoch für die beiden Zonen eine zeitliche Staffelung des Plebiszits vor. Innerhalb von drei Monaten nach Inkrafttreten des Friedensvertrags sollte in der Zone A gewählt werden. Sprach sich die einfache Mehrheit für Jugoslawien aus, war binnen drei Wochen auch in der Zone B abzustimmen. Entschied sich die Zone A für Österreich, erübrigte sich die Wahl in Zone B. Für das überwiegend slowenisch besiedelten Seeland und Miestal erhob Kärnten keinen Anspruch, das Kanaltal war durch den Londoner Vertrag von 1915 schon an Italien gefallen.

Am 20. Juli 1919 nahmen die österreichischen Vertreter den zweiten Teil des Friedensvertrags entgegen, der die Bestimmungen über Kärnten enthielt. Die Unterzeichnung des gesamten Vertragswerks erfolgte am 10. September 1919. Der Senat der USA aber verweigerte die Ratifizierung. Dafür schlossen die USA und Österreich am 28. August 1921 einen Freundschaftsvertrag, *„um ein sicheres Freundschaftsverhältnis zwischen zwei Nationen zu festigen"*.

Da er erst am 16. Juli 1920 ratifiziert wurde und vereinbarungsgemäß mit diesem Tag die Dreimonatsfrist für die Abstimmung in der Zone A zu laufen begann, setzte in den Abstimmungszonen ein erbitterter propagandistischer Kampf ein, der tatsächlich um jede Stimme bis zum ersten Wahltag, dem 10. Oktober 1920, geführt wurde.

Von den Jugoslawen inszenierter Terror und Gewalt gehörten zum Alltag. Trotz der mehrmaligen Aufforderung des Obersten Rates, die Truppen aus Klagenfurt bis zur ehemaligen Demarkationslinie zurückzuführen, blieben die Südslawen beharrlich auf den einmal besetzten Positionen.

Nicht ungern nahm die Kärntner Bevölkerung daher die Besetzung der Bahnlinie Tarvis – Villach – St. Veit zwischen 13. und 14. Juni durch Italiener zur Kenntnis, vorgeblich um sie dem jugoslawischen Zugriff zu entziehen.

Dem unentwegten Drängen der in Klagenfurt stationierten interalliierten Militärkommission gab Belgrad schließlich am 31. Juli 1919 nach und zog sich aus Klagenfurt und der Abstimmungszone B zurück. Unberührt vom Abzug blieb die Besetzung und Verwaltung der Zone A. Sie dauerte laut Friedensbestimmung bis zur Abstimmung.

Die jugoslawische Vormachtstellung stellte in dieser Zone einen für Kärnten positiven Wahlausgang in Frage, da hier außerdem die 22.800 deutschsprachigen Einwohner gegenüber den rund 49.600 slowenischsprachigen eine Minderheit bildeten. Viele von ihnen hatten zwar in den Abwehrkämpfen ihren Patriotismus bewiesen, aber ob sie der südslawischen Einschüchterungspropaganda nicht doch nachgaben, musste erst der Wahltag beweisen.

Um jede Beeinflussung der Bevölkerung der Zone A durch das übrige Kärnten zu unterbinden, sperrten die Südslawen die Demarkationslinie mit Wachposten und Stacheldrahtverhauen. Die Schu-

Straßensperren und Kontrollen von Passanten durch jugoslawische Soldaten wie in Klagenfurt (oben) gehörten zur Methode der südslawischen Besetzer, um Wochen vor der Abstimmung die Bevölkerung unter psychischen Druck zu setzen.

len der Zone wurden radikal slowenisiert und die österreichisch gesinnten slowenischen Einwohner unter Druck gesetzt. Die Wahlwerbung des freien Kärntens war in der Zone A zunächst unterbunden. Diese Behinderung sollte durch eine aus allen politischen Parteien und den wichtigsten Landesbehörden bestehenden »Agitationsleitung« unterlaufen werden. Zu ihrem Geschäftsführer wurde der im Abwehrkampf bewährte Oberleutnant **Hans Steinacher** bestimmt. Er errichtete in der jugoslawisch besetzten Zone eine von Vertrauensleuten getragene Untergrundorganisation, die mit Propagandamaterial Aufklärungsarbeit leistete. Steinacher wird 1943 in seinen Erinnerungen behaupten, dass der Kärntner Abwehrkampf aus großdeutschen Motiven erfolgte: [...] ein Bekenntnis zu Österreich spielte *„in unserem Abwehrkampf so gut wie keine Rolle [...]"*, schreibt er. *„Es war mir stets eine unumstößliche Selbstverständlichkeit, den Abstimmungskampf nicht um den Anschluss an Österreich, sondern um die großdeutsche Zukunft zu führen. Die Stimmen für Österreich sollten die Anwartschaft auf die Heimkehr ins Reich wahren. Weil wir aber wegen der auf alldeutsche Umtriebe lauernden Interalliierten, vor allem der Franzosen, nicht in der Lage waren, Deutschland zu rufen, wir Österreich nicht sagen wollten, so wurde unser Kampf eben Kärnten. Und wir sahen in Kärnten das alte Herzogtum des Reiches."*

Dieses Zitat und die alldeutschen Zeitschriften jener Zeit werden gerne ins Treffen geführt, um den Kärntner Abwehrkämpfern eine »nationalsozialistische«, großdeutsche Haltung anzulasten.

Richtig ist, dass ab dem 24. September 1919 in den Abstimmungsgebieten eine Flut von Flugzettel, und Plakaten, Zeitschriften und anderes Werbematerial erschienen, die in der Wortwahl nicht immer zimperlich waren und die Wahlpropaganda der ersten Jahre der Zweiten Republik beeinflussten.

Die Gegenpropaganda arbeitete mit dem Schwarz-Weiß-Motiv: sie stellte dem »Bettlerstaat Österreich« ein »goldenes Südslawien« gegenüber. Am 10. März 1920 wandelte die Kärntner Landesversammlung die Agitationsleitung zum »Kärntner Heimatdienst« um, der unter einem 14-köpfigen Beirat aus Landespolitikern, einem Vorstand und einer Geschäftsführung die Arbeit aufnahm. Gleichzeitig mit dem Inkrafttreten des Friedensvertrages am 16. Juli 1920 wurde in Klagenfurt eine interalliierte Abstimmungskommission tätig. Sie erließ im August Richtlinien für die Volksabstimmung, setzte den 10. Oktober als Wahltag fest und erwirkte von den Jugoslawen am 5. August die Öffnung der Demarkationslinie.

Mehr als 3000 deutschsprachige Flüchtlinge aus der Zone A durften nun zur Abstimmung in ihre Heimatdörfer zurückkehren.

Bis zum 13. September mussten auch die SHS-Truppen die Zone verlassen. Ihrem Terror rückte in den letzten Wochen vor der Abstimmung der Terror jugoslawischer, sogenannter Prügelbanden nach. Den österreichischen Protest konnten die Alliierten nicht überhören und die Gewalttaten nicht übersehen.

Eine große Zahl von Offizieren der interalliierten Kommissionen in Wien und Budapest reiste an, und überwachte in jeder Gemeinde der Zone A den Ablauf des Urnenganges. Ihnen ist die reibungslose Abstimmung am 10. Oktober 1920 zu verdanken. Die Wahlbeteiligung war mit 95,78 % außerordentlich hoch. In der Zone A gaben 22.025 Wahlberechtigte ihre Stimme für Österreich und 15.279 für den »Staat der Serben, Kroaten und Slowenen« ab. Rund 10.000 Kärntner mit slowenischer Umgangssprache votierten für Österreich, sie haben wesentlichen Anteil an der Erhaltung der Einheit Kärntens.

Das überwältigende Ergebnis schockte die Belgrader Regierung dermaßen, dass sie vier Tage nach der Abstimmung der in Laibach stationierten jugoslawischen Armee befahl, die Zone A zu besetzen. Erst nach einer Woche zog sie ihre Militärs zurück, nachdem sie durch ein Ultimatum der alliierten Botschafterkonferenz in Paris dazu gezwungen worden war. Am 18. November 1920 stand die Zone A wieder unter Kärntner Verwaltung, die Abstimmung in der Zone B war hinfällig geworden.

H. W. V. **Temperley**, britischer Militärattaché in Belgrad, führte den Ausgang der Wahl auf eine »Germanisierung«, auf die wirtschaftlichen Nöte und auf die Ängste der slowenischen Bevölkerung Kärntens, vor dem Militärdienst im SHS-Staat zurück. Temperley urteilte zu nüchtern. Ausschlag gebend war wohl *„der in einer tieferen Schicht durch ein gemeinsames Schicksal in der gemeinsamen Heimat durch ein Jahrtausend gewachsene Landespatriotismus"*, meint **Claudia Kromer** in ihrer Studie »Die Vereinigten Staaten von Amerika und die Frage Kärnten 1918–1920«.



Anteil der Bevölkerung mit deutscher Umgangssprache nach der Volkszählung von 1910 und die für Österreich abgegebenen Stimmen am 10. Oktober 1920 im prozentuellen Vergleich (oben).

Kampf um die steirische Grenze

Von der 2637 Kilometer langen Grenze Österreichs wurden 1919 durch das Friedensdiktat von St-Germain mehr als die Hälfte – 1655 Kilometer – neu gezogen. Die Bevölkerung, mit Existenzsorgen belastet, beachtete die damit verbundenen beachtlichen territorialen Veränderungen zunächst kaum. Erst als die vielen Probleme des Alltags einigermaßen überschaubar geworden waren, um der Arbeitslosigkeit, Inflation, Wohnungsnot, Nahrungs- und Brennstoffversorgung zu begegnen, wurden die Verluste an Land und Leuten in ihrer vollen Tragweite erkannt.

Kärntner »Abwehrkampf«, Volksabstimmung, Sudetenland, Südtirol, das Burgenland und die Südsteiermark beherrschten die Tagesaktualität, und das Interesse der Öffentlichkeit am Schicksal der deutschen Volksgruppen in den umstrittenen, zum Teil umkämpften Gebieten wuchs. Die politischen, verkehrstechnischen und wirtschaftlichen Folgen der neuen Grenzziehung fanden in zahllosen Berichten und Studien ihren Niederschlag.

In der 6.050 km² großen Untersteiermark – die Fläche entspricht der Vorarlbergs und des Burgenlands (6.566 km²) zusammengenommen – lebten vor dem Ersten Weltkrieg eine halbe Million Einwohner oder ein Drittel der gesamten steirischen Bevölkerung. Landwirtschaft, der Weinbau, die Braunkohleförderung im Bezirk Cilli (Celje) und die Energiegewinnung durch die Wasserkraftwerke der Drau bildeten die wirtschaftlichen Schwerpunkte.

Überregionale ökonomische Bedeutung besaßen die Südbahnwerkstätten in Marburg, die Stickstoffwerke in Maria Rast (Ruse), die Glasfabrik in Hrastnigg (Hrastnik) und die Zinkhütte in Cilli. Ungeachtet dessen überwog die agrarische Struktur: Der in der Landwirtschaft tätige Bevölkerungsanteil betrug zwischen 69 und 85 Prozent. Davon entfielen 90 Prozent auf Kleinlandwirte.

Die wichtigste Funktion des Unterlandes bestand in der Belieferung der obersteirischen Industrieregion und der Stadt Graz mit Agrarprodukten und Arbeitskräften. Die Braunkohlegewinnung deckte 1917 rund 40 % des steirischen Bedarfs oder die Hälfte der gesamten Braunkohleproduktion der Republik Deutschösterreich in den Jahren 1918/1919. Nur drei böhmische Gruben förderten mehr Braunkohle als das untersteirische Bergwerk.

Künftige Bedeutung kam der Wasserkraft der Drau zu. Im Mai 1918 ging das erste, mit 35.000 kW gleichzeitig größte Flusskraftwerk Innerösterreichs in Faal (Fala) bei Marburg ans Netz. Sein Strom sollte nach Wien geliefert werden.

Verkehrspolitisch lag die Untersteiermark im Schnittpunkt des Achsenkreuzes Wien – Triest und Brennerbahn–Südbahn. Die 1867 in Betrieb genommene Bahnlinie Klagenfurt – Marburg war auch die kürzeste Verbindung nach Graz.

Nach österreichischen Vorstellungen sollte das Bachergebirge (Pohorje) die neue Südgrenze bilden, hingegen forderten die slowenischen Politiker eine Grenzziehung nördlich der Bahnlinie Radkersburg – Spielfeld – Straß, Gamlitz und Arnfels. Die Kontrahenten trachteten nach dem Besitz Marburgs. Österreichs Absicht scheiterte an einer von den k.u.k. Militärs verfehlten Stationierungsstrategie. In der Annahme, die überwiegend deutsche Bevölkerung würde eine slowenische Garnison zu loyalem Verhalten disziplinieren, verlegten sie die slowenischen Ersatzkader des Infanterieregiments Nr. 47 und des Schützenregiments Nr. 26 in die Stadt. In den Umsturztagen verweigerten die Truppen dem Kommandanten Oberst **Anton Holick** den Gehorsam und der slowenische Kommandant des k.k. Landsturmbezirkskommandos 26, Major **Rudolf Majster-Vojanov**, bemächtigte sich am 1. November 1918 mit 15 Offizieren und 87 Mann der Garnison. Noch bestand die Chance, die Stadt Deutschösterreich zu erhalten, doch hätte unverzüglich gehandelt werden müssen.

Was wird aus Marburg

Am 2. November boten Hauptmann **Oskar Fröhlich** vom Infanterieregiment Nr. 47 und Hauptmann **Heinrich von Kottie** vom Schützenregiment Nr. 26 der deutschsprachigen Bürgerschaft Marburgs die Verteidigung an, wenn die Stadtväter für Unterkunft und Verpflegung von 250 loyalen Männern aufkämen. Die Kommune lehnte ab und die deutschen Verbände wichen über die Mur zurück.

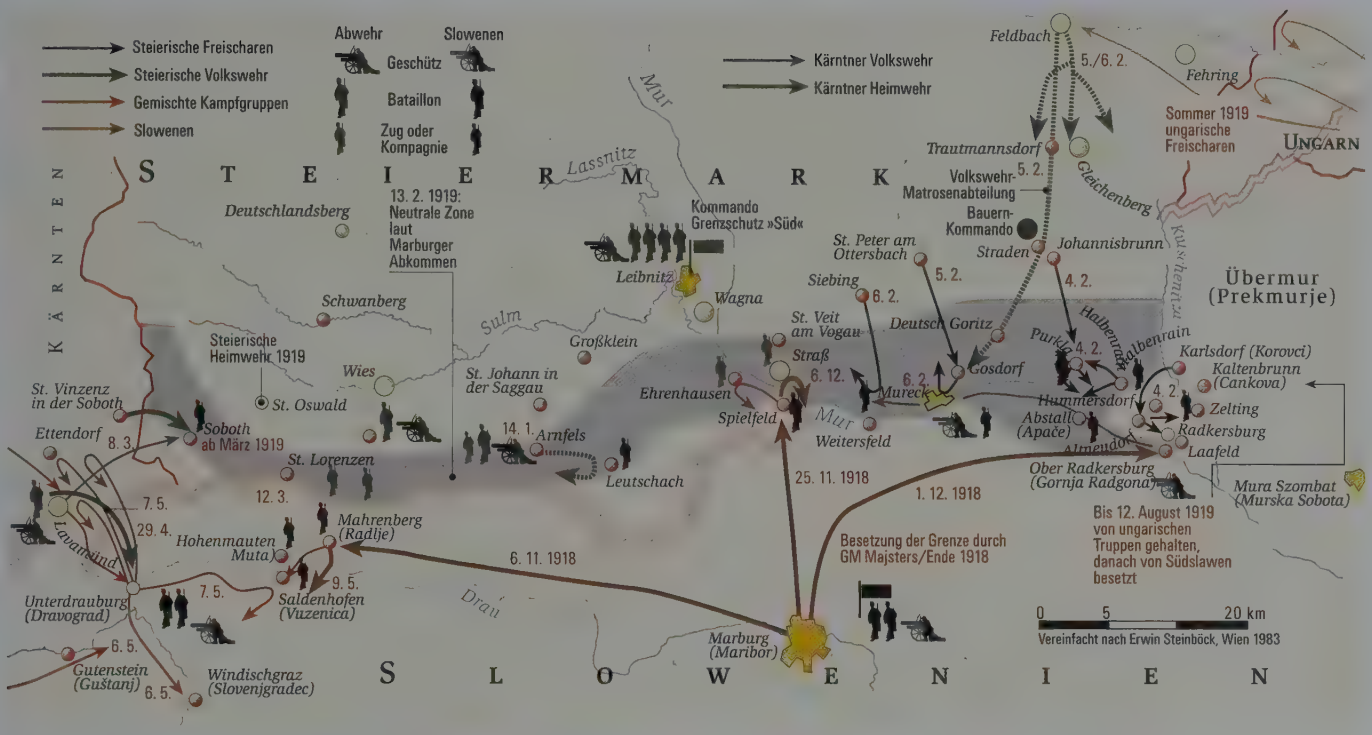
Der in der Zwischenzeit zum Generalmajor ernannte Majster stieß mit seinen slowenischen »Grenzkommandos« (»Stajersko obmejno poveijstvo«) ins Niemandsland vor und besetzte den Landstrich südlich der Drau bis Vellach.

Der Militärkommandant General **Lukas** versuchte zwar mit einem auf dem Heimmarsch befindlichen ungarischen Regiment Marburg zu halten, doch beide Militärbevollmächtigten – unter ihnen ein Deutschnationaler – sprachen sich dagegen aus, Lukas musste am 4. November 1918 den Befehl an Generalmajor **Josef Reisinger** abgeben.

Noch war Marburg nicht verloren. Die untersteirischen Abgeordneten **August von Plachki** und **Richard Marckhl** baten in Wien den Präsidenten der Nationalversammlung, **Karl Seitz**, und Staatskanzler **Karl Renner** um Unterstützung.



Der »Marburger Bluttat« vom 27. Jänner 1919 gedachten die Wiener in Protestmärschen und Veranstaltungen. Im Bild ein Besucherstrom in die Wiener Universität (oben).



Beide sicherten sie zu, **Otto Bauer**, Staatssekretär des Äußeren, verweigerte sie. Bauer vertraute auf einen Erfolg im Verhandlungsweg. Der deutschnationale Marckhl blieb in Wien und wurde am **5. November 1918** zum Unterstaatssekretär für Inneres (bis **15. März 1919**) in der Regierung Renner I ernannt. Plachki bemühte sich in Graz weiter um Hilfe für Marburg.

Die steirische Landesregierung und der neu ernannte österreichische Militärbevollmächtigte für Untersteiermark, **Vinzenz Malik**, beabsichtigten tatsächlich eine Matrosenkompanie und Kadetten aus Straß, unter Führung des Fregattenleutnants **Oskar Buchberger**, nach Marburg zu entsenden. Das Vorhaben scheiterte am Veto des deutschfreiheitlichen Landeshauptmanns **Wilhelm Kaan**, dem die beiden Militärbevollmächtigten und die zwei Wirtschaftskommissare für Untersteiermark beipflichteten. Jetzt war Marburg für Österreich verloren. Am **1. Jänner 1919** übernahmen die Slowenen die Marburger Gemeindeverwaltung.

Ende November 1918 entwaffnete Majster die deutsche Schutzwehr der Stadt, vergab im Höhenflug der Macht eigenmächtig Bankdirektorenposten und wichtige Verwaltungsämter an Slowenen und ließ die wichtigsten Zentren des Unterlandes militärisch besetzen, um es für den am **29. Oktober 1918** gegründeten SHS-Staat endgültig zu sichern.

Der Entschluss des deutschösterreichischen Staatsrats vom **3. Jänner 1919**, per Vollzugsanweisung die nördlichen Bezirke der Untersteiermark zum Bestandteil der Republik Deutschösterreich zu erklären, glich einem Theaterdonner. Denn **Anfang Februar 1919** erklärte der Staatsrat keine Militäraktion unternehmen zu wollen. Die Sorge, Slowenien könnte dringend benötigte Lebensmittellieferungen einstellen oder die laufenden Verhandlungen über einen bilateralen Warenaustausch boykottieren, überwog.

Tatsächlich stimmte Laibach den Grazer Wirtschaftsverhandlungen im **November 1918** erst zu, nachdem Deutschösterreich seine bewaffneten Wehren abgezogen hatte.

Der Friedensvertrag von St-Germain sprach die Untersteiermark als eine Art Entschädigung für die beanspruchten Kärntner Gebiete dem SHS-Staat zu. Die vom italienischen Außenminister Tittoni geforderte Abstimmung unterblieb.

Die negativen Auswirkungen der Abtrennung des Unterlandes wirken verkehrspolitisch noch bis in die Zukunft nach. Der Ausbau der Packstraße in den dreißiger Jahren des **20. Jahrhunderts** und eine Bahntrasse von Bleiburg nach St. Paul im Lavanttal in den sechziger Jahren verbesserten die Verkehrsverbindungen zwischen Ostkärnten und der Weststeiermark. Eine direkte Bahnverbindung von Graz nach Klagenfurt – das »Koralpenprojekt« – wird gegenwärtig errichtet.

Dem SHS-Staat brachte das Unterland keinen ökonomischen Gewinn. Die Wirtschaft stagnierte, da ihr der steirische und der innerösterreichische Markt fehlte und für die untersteirischen Produkte keine neuen Abnehmer gefunden werden konnten.

Die distanzierte Haltung Otto Bauers gegenüber einem Vorgehen in der Untersteiermark ist verständlich: In Graz verhandelten Vertreter der slowenischen Nationalregierung und der steirischen Landesregierung über Wirtschaftsfragen. Trotz der Kämpfe entlang der Grenze schlossen sie am **7. November** ein bilaterales Handelsabkommen: Slowenien bezog Maschinen und Rohstoffe, Österreich dringend benötigte Nahrungsmittel.

Zwischen **September 1919** und **Februar 1920** lieferte Jugoslawien für 241.811.202 Kronen Lebens- und Futtermittel. Es deckte etwa 60 % der Maiseinfuhren und 71 % des Zucht- und Schlachtviehs des österreichischen Bedarfs.

Am **1. Jänner 2007** führte Slowenien – mittlerweile unabhängig und Mitglied der Europäischen Union – die EURO-Währung ein.

Die steirisch-slowenische Grenze geriet nach den halbherzigen österreichischen Verteidigungsversuchen 1919 in Vergessenheit. Sie wurde eine stille und friedliche Grenze. Im Herbst 1918 allerdings drängten südslawische Expansionisten über die Mur nach Norden, mit dem Ziel, die Steiermark bis einschließlich Graz dem neu gegründeten jugoslawischen Staat einzuverleiben (oben).

Ein »Sozi« rettet Hitler



Die Folgen der Niederlage im Ersten Weltkrieg erschütterten das Gemeinwesen Deutschlands und Österreichs in ungeheurem Maß. Auf dem Weg der Neuorientierung pendelten Geistesströmungen zwischen linken und rechten Extremen und beeinflussten politische Ideologien und ihre Träger, die Parteien. Verunsichert, zum Teil entwurzelt, suchten diese ihr Heil in neuen Erscheinungsbildern und gefällig klingenden Namen. »Volksparteien« hofften, ihre Mitglieder nicht nach links oder rechts zu verlieren, sondern Parteien der Mitte zu sein. So gut wie alle Parteien exilierten sich in einem ideologischen Ghetto, in dem sie zu weltfremden Sektierern verkamen, die Linken nicht ausgenommen.

Die Konservativen, aus eigener Kraft zu schwach, eine Meinungsmehrheit zu erringen, gingen den Weg der »Sammlung« nahe stehender Splittergruppen, in der Hoffnung die Linken an Stärke zu übertreffen.

Einer »Sammlung« aus fünf verschiedenen Parteien verdankte der »Nationaldemokratische Volksverein« am 2. November 1918 seine Gründung. In seinem Schatten errichteten am 3. März 1919 zwölf Parteien die »Großdeutsche Vereinigung«. Aus dem Zusammenschluss gesinnungsverwandter Parteisplitter, Gruppen und Grüppchen in den Bundesländern konstituierte sich am 7./8. August 1920 die »Großdeutsche Volkspartei«. Die Vereinigung hatte die am 21. Juli 1920 erlassene neue Wahlordnung ermöglicht. Diese hob das bis dahin geltende absolute Verbot der Listenkoppelung auf und setzte die Bedingung eines Grundmandats für ein einheitliches, zweites Ermittlungsverfahren außer Kraft.

Zu dieser Zeit machte in Bayern bereits die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei bzw. NSDAP von sich reden. Sie war unter dem Namen »Deutsche Arbeiterpartei« am 5. Jänner 1919 in München gegründet worden. Zu ihr stieß am 12. September 1919 ein Spitzel der Reichswehr, der ihre Tätigkeit auskundschaften sollte, **Adolf Hitler**.

Der am 20. April 1889 im oberösterreichischen Braunau am Inn geborene, 1918 staatenlos gewordene Hitler ergriff während eines Vortrags »über die Notwendigkeit einer bayerisch-österreichischen Union« das Wort, und gefiel wegen seiner rednerischen Begabung und der Begeisterungsfähigkeit, die er bei den Zuhörern weckte. Der Parteivorstand nahm Hitler als 555. Mitglied – die Liste begann mit der Nummer 500 – in die DAP auf.

Zunächst nur um den Bekanntheitsgrad der Partei zu erhöhen, nahm Hitler am 7. August 1920 auch bei einer zwischenstaatlichen Tagung der Nationalsozialisten in Salzburg teil.

Der Salzburger »Volksruf« berichtet, dass sich im Plenum des Salzburger Landtags etwa 250 Delegierte und 100 Gäste der *„nationalsozialistischen Parteien Deutschösterreichs, der Tschechoslowakei, Ostschlesiens, Polens, Deutschlands und des Deutschen Arbeitervereins Württemberg"* versammelt hatten.

Den Vorsitz der Tagung teilten sich mehrere Parteiführer, unter ihnen der Wiener Neustädter **Walther Riehl** von der Deutschen Nationalsozialistischen Arbeiterpartei Deutschösterreichs (DNSAP).

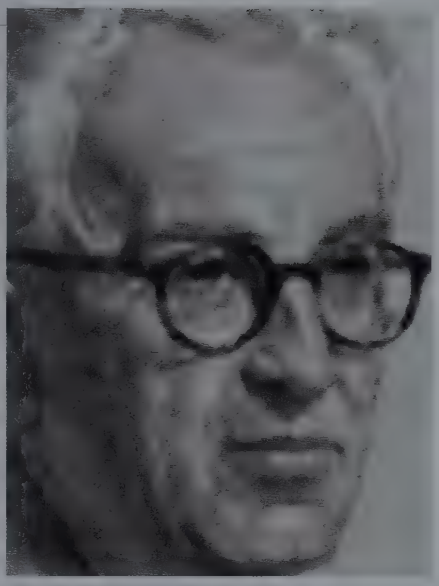
Hitler sprach über zwei Stunden: *„[...] Wir sind Sklaven der Entente [...] Das ist die erste Forderung [...], dass unser Volk frei wird, [...] einschließlich aller derjenigen, welche zu Deutschland wollen."* Höhepunkt seiner Rede war ein Verbalangriff auf die Juden. *„Unsere Stellung zur Judenfrage. Für uns ist dieses Problem kein Problem, an dem man vorbeigehen kann [...], für uns ist das ein Problem, das darüber entscheidet, [...] ob der jüdische Geist auch wirklich verschwindet [...]."*

Das von den Delegierten beschlossene »Salzburger Programm« dekredierte nicht nur den Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich, sondern auch die Ideologie der Volksgemeinschaft.

Hitlers Ausführungen fanden in der Mehrzahl damaliger Zeitungen – die rechts gerichteten ausgenommen – keinen Widerhall. Aber er sprach am 29. September 1920 auch in Innsbruck, und am 1. Oktober nochmals in Salzburg.

In Salzburg reagierte Hitler auf eine Rede des sozialdemokratischen Landtagsabgeordneten **Baumgartner**, der keine Zweifel an der Vorreiterrolle der österreichischen Sozialdemokraten in der

Der 1918 staatenlos gewordene Österreicher Adolf Hitler trat 1920 bei zahlreichen Wahlversammlungen in Österreich als Redner der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei auf. Hitler im Bild oben (im gelben Kreis) während des Parteitags der Nationalsozialisten in Salzburg im August 1920.



Anschlussfrage seit 1918 aufkommen lassen wollte. Darüber berichtet der »Volksruf« am 10. Oktober 1920: *„Die Haltung der Sozialdemokratie in der Anschlussfrage bezeichnete Hitler als unaufrichtig; mit papierenen Erklärungen allein wird der Anschluss nie zustandekommen. In den Novembertagen 1918 waren sowohl in Deutschland als auch in Deutschösterreich die Leitungen der Sozialdemokratischen Partei buchstäblich die Alleingewaltigen. Hätte die Sozialdemokratie den Zusammenschluss Deutschlands und Deutschösterreichs wirklich gewollt, so hätte sie bereits im Jahre 1918 den Anschluss durchführen können und müssen. Die Entente wäre dann vor vollzogenen Taten gestanden, an welchen sie nicht rütteln hätte können."*

Die Sozialdemokraten sahen sich in einem ihrer wichtigsten programmatischen Punkte angegriffen. Hitlers Attacke beabsichtigten sie mit »schlagfesten« Argumenten zu begegnen.

Die Einladung der St. Pöltner NSDAP-Ortsorganisation zu einer »öffentlichen Vereinsversammlung« am 6. Oktober 1920 bot dazu Gelegenheit. Die roten Werbeplakate der NSDAP, der knallige Titel »Die Revolution« und *„darüber, wie die von den Juden begonnene und nach Erreichung ihrer Ziele verratene Revolution in deutschem Geiste fortgesetzt und beendet werden kann [...]"* forderten eine Reaktion geradezu heraus. Als Sprecher waren *„Adolf Hitler, München, der Führer der nationalsozialistischen Partei im Deutschen Reiche, und* Walter Gattermayer, *Wien, Vorsitzender des Reichsverbandes der nationalen Gewerkschaften Österreichs"* angekündigt. *„Juden und sonstige Nichtdeutsche"* wurden *„gebeten, der Versammlung fernzubleiben".*

Die Stimmung am Veranstaltungsabend, elf Tage vor der Nationalratswahl, war hochgespannt und der große Stadtsaal des St. Pöltner Rathauses fasste die Zuhörer kaum – nicht nur Nationalsozialisten (die »Gelben«), die 1919 in der Wahl zur konstituierenden Nationalversammlung 164 Stimmen gewinnen konnten, sondern auch viele Arbeiter und Angestellte aller Parteirichtungen wollten Hitler sehen und hören.

Adolf Hitler kam in der Funktion eines »Propagandaobmanns« (parteiintern der »Trommler« genannt) der NSDAP. Doch an diesem Abend hielt er sich bedeckt. Inmitten einer sozialdemokratischen Hochburg, so nahe bei Wien, vermied er Angriffe auf die Sozialdemokratie und das Judentum. Selbst bei der Erwähnung des *„Hungerfriedens von Versailles"* berührte er Österreich nur am Rande.

Nach eineinhalb Stunden farblosen Vortragens forderte eine Gruppe ungeduldig gewordener Jugendlicher, es möge endlich Hitlers Gegenredner, der sozialdemokratische Nationalratsabgeordnete Heinrich Schneidmadl, das Wort ergreifen.

Prügel für Hitler

Der am 20. Februar 1886 in Gutenstein geborene Schneidmadl war gelernter Schriftsetzer und Vizebürgermeister der Gemeinde Wagram-Stattersdorf und gleichzeitig Chefredakteur der St. Pöltner Stadtzeitung »Volkswacht«.

Die »Volkswacht« berichtete in einem zwar nicht signierten, aber mit großer Wahrscheinlichkeit aus der Feder Schneidmadls stammenden Artikel über den weiteren Verlauf der Veranstaltung: *„Mit großem Beifall begrüßt, nahm dann Abgeordneter Genosse SchneidmadI das Wort, der die ›großdeutsche‹ Politik im allgemeinen und die der Gelben im besondern mit beißendem Spott zerpflückte."*

In seinen nicht veröffentlichten Memoiren »In der Ersten und Zweiten Republik« berichtet Heinrich Schneidmadl über das turbulente Ende der Versammlung:

„Als ich schloss, sprangen einige besonders heißblütige Versammlungsteilnehmer auf das Podium, und es begann eine recht nette Taucherei, in deren Mittelpunkt bald auch Hitler geraten war. Ich fürchtete, dass ein Unbesonnener sich an ihm tätlich vergreifen und so unseren Gegnern einen willkommenen Beweis sozialdemokratischer Unduldsamkeit liefern könnte."

Die Sorge bestand zu Recht: Das Tragen von Waffen war bei der männlichen Bevölkerung üblich.

Ich *„umfasste daher Hitler, um ihn zu schützen. Als er so in meinen Armen lag, sagte er mir, dass er noch ein paar Worte an seine Anhänger richten möchte."* Schneidmadl weiter: *„Als es mir gelungen war, die Ruhe wieder einigermaßen herzustellen, trat Hitler vor und forderte seine Anhänger auf, mit ihm den Saal zu verlassen. Diese Rede, die kürzeste seines Lebens, fand rauschenden Applaus. Gefolgt von etwa 100 Mann zog Hitler ab."*

Unter dem Titel ein »Missglückter nationalsozialistischer Eroberungszug« kommentierte Schneidmadl in der »Volkswacht« vom 14. Oktober die gesprengte NSDAP-Versammlung: *„Der ›nationalsozialistische‹ Eroberungsfeldzug in St. Pölten ist jämmerlich missglückt [...]."* Er irrte.

Die NSDAP erreichte im Wahlkreis St. Pölten 788 Stimmen, um 48 Prozent mehr als bei der Wahl von 1919. Die Sozialdemokraten fielen von 17.024 auf 14.085 Stimmen zurück und verloren über 17 Prozent.

Als Hitler am Nachmittag des 14. März 1938 während des Einmarsches in Österreich in St. Pölten eintraf, hatte er Schneidmadl nicht vergessen. Er erkundigte sich nach ihm und seinem Befinden.

Schneidmadl war 1927 Abgeordneter der niederösterreichischen Landesregierung geworden und bis zum Verbot der SPÖ, 1934, zum führenden Sozialdemokraten des Landes aufgestiegen.

Am 10. April 1938 bekannte er in der »Wienerwald-Rundschau«: *„Für mich ist der Anschluss die Erfüllung geschichtlicher Notwendigkeit. Ich stimme am 10. April mit ›Ja‹ und bin gewiss, dass meine Freunde und Gesinnungsgenossen es ebenso halten werden."*

Den Gesinnungswandel dankte ihm der Reichsstatthalter für Niederdonau, Hugo Jury, wie der Historiker Siegfried Nasko herausfand, mit einer Anstellung in der kriegswichtigen Anker-Versicherungs AG in Wien. 1943 avancierte Schneidmadl bei einem durchschnittlichen Monatsgehalt von 350 Reichsmark zum »Versicherungs-Inspektor«.

1945 besann sich Schneidmadl auf die Werte der Demokratie. In der Funktion eines Unterstaatssekretärs für Wiederaufbau, trat er am 1. Mai 1945 vor dem St. Pöltner Rathaus als Redner einer Dreiparteienkundgebung an die Öffentlichkeit. Im August 1945 übernahm er interimistisch – bis zur Rückkehr Oskar Pollaks aus der englischen Emigration – die Chefredaktion der »Arbeiter-Zeitung« in Wien.

Von 1946 bis 1949 gehörte Schneidmadl erneut der niederösterreichischen Landesregierung an und bekleidete bis zu seinem Tod, am 31. Oktober 1965, den Posten eines Vizepräsidenten des Stromversorgungsunternehmens NEWAG, der nunmehrigen EVN.

Heinrich Schneidmadl als Abgeordneter der Niederösterreichischen Landesregierung in der Zweiten Republik (oben).

Terror in Südtirol



Da Italien zu den Siegermächten zählt, war es von einer Kontrolle des Schutzes seiner Minderheiten durch den Völkerbund entbunden. Die Entente vertraute dem Gerechtigkeits- und Freiheitssinn ihres Verbündeten.

Das Entnationalisierungsprogramm, das der aus Rovereto stammende Nationalist und spätere Faschist, Ettore Tolomei, gegenüber den italienischen Minderheiten – Deutschen, Ladinern, Slowenen und Kroaten – anwendete, konnte daher formaljuristisch weder vor internationale Foren, wie dem Völkerbund, gebracht oder von diesen belangt werden. Die Sorge Österreichs über das Schicksal der Deutschen in einem italienisch beherrschten Südtirol wiesen die Ententemächte am 2. September 1919 als unbegründet zurück. Ministerpräsident Francesco Nitti habe, so begründeten sie ihre Haltung, am 6. August 1919 im römischen Parlament versichert, dass die italienische Regierung *„gegenüber ihren neuen Untertanen deutscher Nationalität in Bezug auf deren Sprache, Kultur und wirtschaftliche Interessen eine in weitem Maße liberale Politik zu befolgen"* gedenke.

Dem schloss sich König Victor Emanuel III. am 1. Dezember 1919 in seiner Thronrede an: *„Die neuen an Italien angegliederten Gebiete stellen uns vor die Lösung neuer Aufgaben. Unsere freiheitliche Tradition wird uns den Weg weisen, auf dem wir bei vollster Achtung der lokalen autonomen Einrichtungen und Gebräuche deren Lösung finden werden […]."*

Tatsächlich kann die Zeit unter Pecori-Giraldis Militärverwaltung und die nachfolgende Zivilverwaltung von Generalkommissär Luigi Credaros bis zur faschistischen Machtübernahme im Vergleich zu den national bedingten Übergriffen der späteren Jahre als erträglich bezeichnet werden. Aber der Gewährung einer Autonomie für das deutsche Südtirol bis Salurn oder seine Trennung vom italienischen Trentino verwehrte jede römische Regierung der Zwischenkriegszeit.

An Tolomei und dem von ihm eingerichteten »Kommissariat für die Sprache und Kultur des Oberetsch (›Alto Adige‹)« scheiterten alle autonomistischen Pläne, die 1921 eine »Beratende Kommission zum Studium der Autonomie« ausgearbeitet hatte.

Auch demokratisch denkende römische Politiker sprachen sich für eine vollständige Assimilation Südtirols im italienischen Staat aus. Der Faschismus Benito Mussolinis erfüllte schließlich ihre Vorstellungen.

Auf der Basis dieser verbreiteten Grundhaltung der Italiener ergriff die demokratische Regierung Italiens erste Maßnahmen zur Entnationalisierung Südtirols.

Die Einführung der Wehrpflicht für Südtiroler am 9. September 1921 war für diese mit einer besonderen Härte verbunden: Südtiroler wurden bevorzugt in süditalienischen, vor allem sizilianischen Garnisonen stationiert, wo sie als ehemalige Angehörige eines Feindstaates jeder denkbaren Drangsal durch Vorgesetzte und Kameraden ausgesetzt waren.

Der nächste Schritt der Entnationalisierung brachte das von Credaro und Unterrichtsminister Epicarno Corbino am 28. August 1921 verkündete Schulgesetz, das für Kinder aus italienischen Familien die italienische Sprache und für Kinder aus deutschen Familien die deutsche Sprache als Unterrichtssprache in den Volksschulen anordnete.

Der vordergründige Eindruck eines Werkzeugs des Selbstbestimmungsrechts kehrte sich ins Gegenteil, als das Schulgesetz zur praktischen Ausführung kam: Weit gefasst überließ es die Feststel-

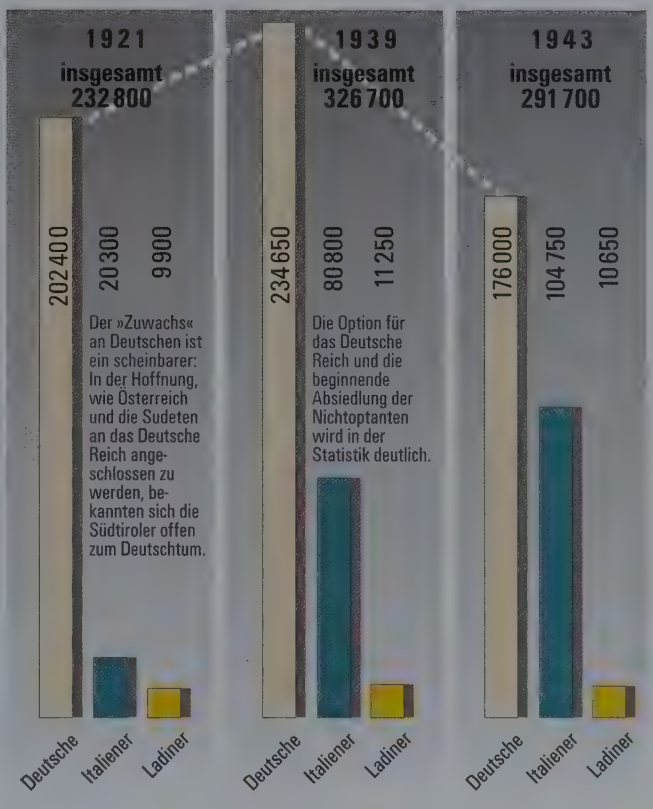
Eisenbahnerstreik in Deutsch-Südtirol: Deutsche und italienische Angestellte protestieren in Franzensfeste gegen den faschistischen Terrorakt in Bozen (oben). Sozialdemokraten und Minderheiten stellten ein Feindbild der italienischen Faschisten dar. Gegen sie gingen die Anhänger Mussolinis kompromisslos vor.

lung der sprachlichen Zugehörigkeit der Familien einer nur aus Italienern bestehenden Kommission; die Familien besaßen kein Mitspracherecht.

Das am 3. November 1921 erlassene Dekret, die italienische Sprache als alleinige Unterrichtssprache in den ladinischen Gebieten – der zweitgrößten Minderheit nach der deutschen – einzuführen, besiegelte auch das Schicksal der deutschen Sprache: Die Schließung deutschsprachiger Schulen und das Verbot, in der Öffentlichkeit deutsch zu sprechen, veranlasste kurz danach das faschistische Regime.

Dieses fand in der Krise der italienischen Nachkriegsgesellschaft einen gesunden Nährboden: Arbeiter und Bauern mahnten die Versprechen ein, die ihnen die Politiker während des Krieges gemacht hatten. Doch die Lohnerhöhungen, der Achtstundentag, die Aufteilung des Großgrundbesitzes blieben aus. Der Unmut machte sich breit. Streiks, Fabriksbesetzungen und die spontane Aneigung brachliegenden Landes erschütterten die staatliche Ordnung.

Die am 23. März 1919 vom Mailänder Journalisten Benito Mussolini gegründeten »Fasci Italiani di Combattimento« (»Italienische Kampfbünde«) versprachen den Unzufriedenen eine Lösung der Probleme, und viele, durch Kriegs- und Nachkriegswirren entwurzelte junge Menschen strömten der Bewegung zu, fanden in ihr eine geistige Heimat und eine neue Aufgabe: den Kampf gegen »subversive« Elemente, die vermeintlich das Vaterland von innen her aushöhlten. Zu den Vaterlandsverrätern zählten Kommunisten, Sozialdemokraten und – die Minderheiten.



Südtiroler »Katakombenschulen«

Dringendes, geheimes Dekret Nr. 11.471 Gab. Trient, 27. November 1925.

An die Herren Unterpräfekten

von Bozen, Meran, Brixen, Bruneck, Cavalese.

„Die Aufdeckung einer beträchtlichen Anzahl deutscher Geheimschulen, besonders im Gebiete zwischen Bozen und Salurn, beweist, dass in Oberetsch eine regelrechte Organisation des Widerstandes besteht, welche für die Anwerbung von Lehrern, die Einrichtung der Schulen und die nötige Finanzierung sorgt. Sie muss auch in den Gemeinden Vertrauensmänner haben. Es ist notwendig, dass diese Versuche mit der größten Entschiedenheit niedergeschlagen werden, um zu verhindern, dass sie sich festsetzen und ausbreiten. E. Hochwohlgeboren werden daher alles Mögliche veranlassen, um die Zentralorgane und die Hilfskräfte dieser Organisation ausfindig zu machen. Nötigenfalls wollen Sie sich mit der Gerichtsbehörde entweder unmittelbar oder auf dem Wege über mich in Verbindung setzen, um mit Beschlagnahme und Hausdurchsuchungen vorzugehen. Behalten Sie auch mit der Schulbehörde Fühlung und erteilen Sie genaue Weisungen, dass die Wachsamkeit aufs höchste gesteigert und die entdeckten Schulen unverzüglich geschlossen werden, wobei die Lehrmittel mit Beschlag zu belegen, und die Verantwortlichen gerichtlich zur Anzeige zu bringen sind. Hinsichtlich der Lehrkräfte, welche nicht die italienische Staatsbürgerschaft besitzen, haben Sie die Ausweisung zu beantragen.

Hinsichtlich jener, welche anderswo den Wohnsitz haben, werden Sie den Abschub mittels Schubbefehl durchführen.

Der Präfekt

Guadagnini e.h.“

Schule als nationales Werkzeug

Von Wirtschaftskreisen finanziell kräftig unterstützt, von Justiz und Polizei geduldet, hatten die Faschisten weitgehend freie Hand, um gegen die an den gesellschaftlichen Rand abgedrängten »Staatsfeinde« vorzugehen. Mussolinis frühere Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie wurde übersehen bzw. totgeschwiegen. Die gewalttätigen Ausschreitungen der Faschisten in der Venezia Giulia und in Istrien gegenüber slowenischen und kroatischen Arbeitern und Bauern, die viele Tote und Verletzte verzeichneten, vergalten nach 1945 Titopartisanen und die vom Faschismus befreiten Einheimischen auf nicht minder grausame Weise.

Am 24. April 1921 griff faschistischer Terror auf Deutsch-Südtirol über. Angehörige des lokalen, vom Holzhändler Luigi Barbesino am 16. Jänner 1921 gegründeten »Fascio di Combattimento« warfen eine Bombe auf einen friedlichen Südtiroler Festzug, der die alljährliche Bozener Frühjahrsmesse eröffnete, und schossen in die Menge. Dem Terrorakt fiel der Lehrer Franz Innerhofer aus Marling zum Opfer, weitere fünfzig Personen erlitten zum Teil schwere Verletzungen.

Mussolini selbst übernahm dafür die Verantwortung und drohte im Parteiorgan »Popolo d'Italia«, die Bombe von Bozen sei nur *„eine erste feierliche Warnung“* gewesen. Die Dolche und das Petroleum der Faschisten lägen für die Deutschen in Südtirol immer bereit: *„Kampf gegen die feige Regierung und Zerstörung alles dessen, was an Österreich erinnert.“*

Ein Jahr später, am 2. Oktober 1922, besetzten Faschisten das Bozener Rathaus und wiesen den deutschen Bürgermeister aus dem Amt, während der Organisator des Gewaltakts, der faschistische Abgeordnete Stefani, vom Balkon des Rathauses der Menschenmenge zurief: *„Es gibt nur ein einziges Gesetz, und das heißt Italien!“*

»Italien« erhoben die militanten Anhänger Mussolinis tatsächlich zu ihrem »Gesetz«. Vom gelungenen Anschlag in Bozen beflügelt, brachen sie am 28. Oktober 1922 zum »Marsch auf Rom« auf und stürzten die Regierung Luigi Facta.

Zwei Tage später ernannte König Victor Emanuel den Führer der Faschisten, Benito Mussolini, zum Ministerpräsidenten.

Die Bevölkerungsentwicklung Südtirols zwischen 1921 und 1943 prägen zwei Erscheinungen: Die Abwanderung der deutschen Bevölkerung ins Deutsche Reich und die vom italienischen Staat geförderte Zuwanderung von Arbeitern aus den »alten Provinzen«. Ihre Zahl wuchs um das Fünffache.

Staatsräson vor Emotion



Der Herrschaftsantritt Benito Mussolinis in Italien gab dem übersteigerten Nationalismus in Europa weiteren Auftrieb. Sein martialisches Gehabe und die von ihm ins Leben gerufene faschistische Bewegung wurde zum Vorbild nationaler Führer. Vor allem Adolf Hitler war von Mussolini beeindruckt.

Mussolini hingegen nahm von Hitler zunächst keine Notiz. Erst ein Jahr nach Hitlers Machtübernahme, am 14. Juni 1934, fand ein Treffen zwischen dem »Duce« (= Führer) der Italiener und dem »Führer« der Deutschen in Venedig statt. *„Hitler sprach viel, oft in schneidendem und aufgeregtem Ton, und brachte unausgeglichene Vorschläge. Er ist ein Mann, der sich nur mit Mühe beherrscht"*, charakterisierte Mussolini den deutschen Gast gegenüber seiner Frau Rachele. Ohrenzeugen des vertraulichen Gesprächs der beiden Diktatoren – Mussolini sprach Deutsch – gab es keine. Aber vermutlich betraf es Fragen der Abrüstung, die Zugehörigkeit zum Völkerbund, vor allem aber das Verhältnis der beiden Staaten zu Österreich und Südtirol. Mussolini wird keine Zweifel über Südtirol – die Faschisten nannten es später »Sudtirolo« – aufkommen gelassen haben. Am 6. Februar 1926 hatte er geschworen: *„Wir werden dieses Gebiet italienisch machen, weil es italienisch ist, italienisch in seiner geographischen, italienisch auch in seiner geschichtlichen Entwicklung."* Da war der italienische Nationalist Ettore Tolomei schon emsig bemüht das Italienisierungsprogramm rigoros umzusetzen, um *„das Oberetsch für immer dem Besitz der italienischen Nation zu sichern"*.

Den ersten Schritt dazu hatte Tolomei am 21. Jänner 1923 gesetzt: Südtirol wurde mit dem Trentino vereinigt und Trento (Trient) zur Hauptstadt erhoben. Bozen sank zu einem Provinzort unbedeutender Größe herab.

Die ethnische Säuberung begann auf einfachste Art: mit dem Verbot des Wortes »Tirol«. Südtirol erhielt den Namen »Alto Adige« (»Hochetsch«), die Südtiroler hießen »Atesino« (»Etschländer«).

Hitler ahmte das faschistische Beispiel nach, als er den Begriff »Österreich« auszulöschen versuchte: Niederösterreich wurde zu »Niederdonau«, Oberösterreich zu »Oberdonau«. Österreich selbst wurde zur »Ostmark«, ein Name der ihn aber zu sehr an das geschlossene Staatsgebilde erinnerte. Ab 1942 durfte für das ehemalige Österreich im Amtsgebrauch nur noch »Donau- und Alpenreichsgaue« verwendet werden.

Tolomeis Italienisierungsprogramm wurde in fünf Jahren, mit wenigen Änderungen, verwirklicht. Nicht weniger als 10.000 deutsche Orts- und Familiennamen wurden durch italienische ersetzt, deutsche Familiennamen auf Grabsteinen zum Teil übermalt. Gerade nur 200 Namen waren in der italienischen Sprachgeschichte entstanden.

Im Schuljahr 1923/24 erfolgte ab der 1. Volksschulklasse die stufenweise Einführung der italienischen Unterrichtssprache, deutsche Privatschulen wurden verboten, privat erteilter Deutschunterricht stand ab 1925 unter strengster Strafe. Personen, die gegen das Verbot verstießen, traf im humansten Fall die Abschiebung, in der Regel mit jahrelanger Verbannung auf die unwirtlichen Inseln Lipari oder Pantelleria. Selbst der unter dem Schutz des Vatikans stehenden katholischen Kirche setzte das faschistische Regime zu, weil sie in den Pfarrhöfen den Religionsunterricht in Deutsch erteilte. War es selbstlose Aufopferung für ein Volkstumsideal oder Leichtfertigkeit: Die Südtiroler scheuten die angedrohten Strafen nicht und richteten »Katakombenschulen« ein, in denen Deutsch unterrichtet wurde.

Die Brutalität, mit der die Faschisten gegen das Deutschtum vorgingen, erregte allmählich internationales Aufsehen.

Deutsche Vereine, Politiker, Militärs und Großindustrielle widmeten Südtirol ihr Augenmerk und übten auf das Berliner Außenamt Druck aus, den Deutschen jenseits des Brenners Hilfe angedeihen zu lassen.

Das Außenamt gab dem Drängen nach. Es finanzierte über Tarnorganisationen – »Stiftungen«, Zeitungen und Zeitschriften – Büros für »vorbeugende Flüchtlingsfürsorge«, die in »Kreditanstalten für bodenständiges Deutschtum« umgewandelt wurden – die »Deutschtumspflege« im Ausland. Für Kredite und Finanzanlagen sorgte eine eigene Organisation: die »Ossa-Vermittlungs- und Handelsgesellschaft m. b. H.«. Sie garantierte die Abnahme von Obst- und Weinprodukten und sicherte den Südtirolern ihre Existenz. Parallel dazu starteten deutsche Politiker – der bayerische Ministerpräsident Heinrich Held am 4. Februar 1926, der deutsche Außenminister Gustav Stresemann fünf Tage später – eine Kampagne gegen die Unterdrückungspolitik. Natürlich wies Mussolini dies

Unter schwerer Bedeckung wird der ehemalige sozialdemokratische Trientiner Reichsratsabgeordnete Cesare Battisti in das Gefängnis von Trient überstellt (oben).

als Einmischung in die italienische Innenpolitik und als deutschen Revisionismus zurück; das deutsch-italienische Verhältnis, seit 1915, dem Kriegseintritt Italiens auf Seite der Entente, stark getrübt, wurde noch frostiger.

Juridisch entzog sich die Nationalisierungspolitik Roms der internationalen Kontrolle, da sie als inneritalienische Angelegenheit betrachtet wurde. Von den Niederlanden und England dennoch vor die Völkerbundliga für Minderheitenfragen zitiert, geriet Italien zwar kurz in moralische Isolation, ohne die Südtirolpolitik jedoch zu beeinflussen.

Österreich und Südtirol

Österreichs Position in der Südtirolproblematik war denkbar schwierig: Mehr noch als mit den deutschen Landsleuten in der Tschechoslowakei fühlte sich Österreich mit den Südtirolern verbunden. Seit dem Heldentod Andreas Hofers im Tiroler Freiheitskampf gegen Napoleon galt alle Sympathie dem unbeugsamen und wehrhaften Gebirgsvolk beiderseits des Brenners.

Die »Welschen« oder »Katzelmacher«, wie die Altösterreicher die Italiener abfällig bezeichneten, konnten mit keiner Gegenliebe rechnen.

Dass der Faschist und extreme Italienisierer Ettore Tolomei in seinem Ausmerzungswahn deutschsüdtiroler Ortsnamen österreichischem Beispiel folgte, verdrängte Österreich geflissentlich.

Der christlichsoziale Politiker Michael Mayr – 1897 Leiter des Statthaltereiarchivs in Innsbruck – forderte Ende Juni 1916 nicht nur großräumige Annexionen italienischen Bodens südlich des Trentino, sondern auch eine rigorose Eindeutschung italienischer Namen in Welschtirol. Seine Bestellung zum Bundeskanzler – er nahm das Amt vom 20. November 1920 bis 21. Juni 1921 ein – konnte einer wirksamen und glaubhaften österreichischen Südtirolpolitik nicht förderlich sein, doch diese war ohnehin nicht beabsichtigt.

Seit sich Italien im österreichisch-jugoslawischen Konflikt Österreich als Schutzmacht angeboten hatte, war die Alpenrepublik immer stärker in die politische und wirtschaftliche Abhängigkeit des Apenninenstaats geraten.

In der Folge verstand es Mussolini, den innerösterreichischen Zwist der Christlichsozialen mit den Sozialdemokraten und den Terror der Nationalsozialisten zur Stärkung seiner Einflussnahme auf die österreichische Innenpolitik zu nützen. Er unterstützte die Heimwehren des bürgerlichen Lagers durch Geldzuwendungen und Waffenlieferungen und brachte sie damit unter seinen Einfluss.

Von Italien abhängig, rührte keine der bürgerlichen Regierungen am Südtirolthema.

Die Öffentlichkeit freilich demonstrierte für Südtirol, und nötigte Bundeskanzler Ignaz Seipel schließlich eine Stellungnahme ab.

Am 25. November 1927 nannte er während der Finanz- und Budgetausschussdebatte das Südtirol-Problem eine *„brennende Wunde“*, deren *„Schmerz wir empfinden, so oft wir an die Beziehungen zu Italien erinnert werden“*. Im gleichen Atemzug kam der Rückzieher: Die Unterdrückung und Verfolgung der deutsch-südtiroler Volksgruppe bezeichnete Seipel als aufgebauscht. Seipels Unterwürfigkeit gegenüber Mussolini hatte materielle Gründe. Der Kanzler hoffte auf die Zustimmung des Duce bei der Genehmigung einer Völkerbundanleihe, um die Österreich im Mai 1928 ansuchte. Mussolini aber blieb unnachgiebig.

Papst Pius XI. konnte anders auftreten. Im Streit um den deutschsprachigen Religionsunterricht in Südtirol stand er auf der Seite des Südtiroler Klerus. Die Faschisten wichen zurück, Mussolini lenkte ein und gewährte Konzessionen.

Eine entscheidende Phase der Italienisierung Südtirols begann 1928 mit der Errichtung einer großen Industriezone am Stadtrand von Bozen. Durch Zuwanderung stieg der Anteil der italienischen Bevölkerung der Stadt auf 25 Prozent. Ein Denkmal zu Ehren Cesare Battistis sollte die faschistischen Großtaten würdigen. Battisti, bis 1914 sozialdemokratischer Abgeordneter im österreichischen Reichsrat, wechselte bei Beginn des Ersten Weltkriegs auf die italienische Seite. 1916 geriet er in österreichische Gefangenschaft und wurde am 13. Juli 1916 wegen Desertion und Hochverrats in Trient gehenkt.

Doch Battistis Familie, der Sozialdemokratie verhaftet, lehnte eine Ehrung durch das faschistische Regime ab. Das Denkmal wurde dennoch errichtet und erhielt die Bezeichnung »Siegesdenkmal«.

Die »Reichspost« in Wien kommentierte die Weihe des Denkmals am 21. Juli 1926: *„So ist das Denkmal, das jetzt acht Jahre nach dem letzten Schuss. in Bozen ersteht, kein Kriegsdenkmal schlechtweg, sondern ein politisches Denkmal und ein Kulturdenkmal: ein Zeichen des Hasses über Millionen Gräber hinweg, eine Verneinung des Gedankens der Völkerversöhnung und eine Verletzung der uralten Ritterpflicht, die Toten des Gegners genauso zu ehren wie die eigenen.“*



Südtirol besaß für Italien große strategische Bedeutung (oben). Südtirol war ein ideales Aufmarschgebiet gegen Österreich, Deutschland und Jugoslawien.

Südtirol preisgegeben

In Wien fand die bürgerliche Koalitionsregierung auch während der folgenden Jahren keinen Weg aus innenpolitischer Zerrissenheit, wirtschaftlicher Not und außenpolitischen Irrungen. Eine aktive Südtirolpolitik war deshalb unmöglich. Der seit 26. September 1929 amtierende Bundeskanzler Johannes Schober setzte die von Ignaz Seipel 1928 eingeleitete lavierende Italienpolitik fort, obwohl die deutsche Volksgruppe immer härteren Schikanen der faschistischen Regierung ausgesetzt war. Das Stillhalten schien Rom am 13. Dezember 1929 zu belohnen: Schober konnte im Parlament die Zustimmung Italiens für die im Mai 1928 beantragte Völkerbundanleihe bekannt geben.

Doch Rom forderte mehr als nur ein Wegschauen Wiens von den Vorgängen in Südtirol: Am 3. Februar 1930 präsentierte es die Rechnung: Beim Staatsbesuch in der Stadt am Tiber legte es Schober einen auf zehn Jahre befristeten »Freundschafts-, Vergleichs- und Schiedsvertrag« zur Unterzeichnung vor. Das Abkommen schloss die Erörterung des Südtirolproblems in bilateralen Verhandlungen von vornherein aus: Es fand *„keine Anwendung auf Streitfragen, deren Entstehen auf die Zeit vor der Unterzeichnung des vorliegenden Vertrages zurückgeht und die der Vergangenheit angehören"*.

Völkerrechtsexperte Felix Ermacora stellte 1965 klar: Wien hatte mit den Vertrag offiziell auf jede Intervention gegen die faschistische Unterdrückungspolitik in Südtirol verzichtet.

Sieht man von der Aufhebung der Strafe für acht politisch verfolgte Südtiroler ab, so kann auch die Bewilligung zur Abhaltung eines Trachtenfestes im Kurort Meran (Merano) und die Beflaggung der Häuser aus diesem Anlass mit weißroten Fahnen und dem Tiroler Adler im Oktober 1930 nicht als Revision der faschistischen Italienisierungspolitik in Südtirol angesehen werden.

Die Schikanen setzten sich unter dem seit Ende August 1933 amtierenden, aus dem sizilianischen Trapani stammenden Präfekten Giuseppe Mastromattei fort. Die verbliebenen Bürgermeister, Lehrer, Richter und Verwaltungsbeamte deutscher Volkszugehörigkeit wurden samt und sonders durch Italiener ersetzt.

Am 20. Mai 1932 bildete Engelbert Dollfuss eine neue österreichische Regierung. Auch er fand keinen Ausweg aus der innen- und außenpolitischen Sackgasse, in der Österreich steckte.

Im Gegenteil. Die Ernennung Adolf Hitlers zum deutschen Reichskanzler am 30. Jänner 1933 verlieh den österreichischen Nationalsozialisten starken Auftrieb, den Dollfuß zwar als eine Gefahr für Österreich erkannte, ihr aber nicht begegnen konnte. Er wendete sich an Italien, das den ehemaligen Gegner Deutschland misstrauisch beobachtete. Den Beteuerungen Hitlers von 1920, für ein Bündnis mit Italien Südtirol preiszugeben, glaubten die Regierungen in Rom nicht. Auch seine Münchener Erklärung vom 14. November 1922 zeigte keine Wirkung: *„Mit Italien, das seine nationale Wiedergeburt erlebt und eine große Zukunft hat, muss Deutschland zusammengehen. Dazu ist nötig ein klarer und bündiger Verzicht auf die Deutschen in Südtirol. Das Geschwätz über Südtirol, die leeren Proteste gegen die Faschisten schaden uns nur, da sie uns diese entfremden."*

Aber immerhin, neun Jahre später, noch ein Jahr bevor Hitler Reichskanzler wurde, erlaubte Mussolini die Gründung von NSDAP-Ortsgruppen für Auslandsdeutsche und -österreicher. Im November 1931 in Meran und am 29. Jänner 1932 im Gasthof Pfau in der Bindergasse in Bozen.

Beinahe über Nacht übten sich Faschisten und Nationalsozialisten in gemeinsamer Verbrüderung und stießen alle jene vor den Kopf – die Südtiroler nicht ausgenommen –, die in der nationalsozialistischen Bewegung einen Hort unantastbaren deutschen Volkstums erkannten.

Damit war Österreich neutralisiert und Deutschland vollends auf der italienisch-faschistischen Seite: Die Südtiroler waren isoliert und der Willkür Roms ausgeliefert. Prozesse und Verurteilungen wurden Alltäglichkeit.

Am 25. Oktober 1935 verurteilte eine Konfinierungskommission den Südtiroler Alois Auguschöll, der für Bozener Kapuzinerpatres Schweine hütete, zu fünf Jahren Verbannung nach Süditalien. Er hatte den ihm anvertrauten Schweinen die Namen faschistischer Parteigrößen gegeben. Narretei oder ohnmächtiger Protest eines einfachen Menschen gegen ein totalitäres Regime?

Am 13. März 1938 annektierte Hitler Österreich und die Südtiroler schöpften die Hoffnung, ebenfalls ins Reich geholt zu werden.

Die Ernüchterung folgte auf dem Fuß: Es änderte sich nur die faschistische Argumentation in der Unterdrückung und Verfolgung. Ungeachtet der am 1. November 1936 von Mussolini am Mailänder Domplatz verkündeten »Verticale Berlino–Roma«, der »Achse Berlin-Rom«, wurde ein Bekenntnis zum Deutschtum als eines zum Deutschen Reich und zum Nationalsozialismus als staatsverräterisches Delikt geahndet.

Südtirol von Italienern unterwandert

Ab 1937 gerieten die Deutschen Südtirols in neue Bedrängnis. In Bozen durch den Zuzug südländischer Arbeitsuchender bereits in der Minderheit, bedrohte ein Enteignungsdekret für Liegenschaften zugunsten einer italienischen Bodennutzungsgesellschaft nun auch die Existenz der Südtiroler Bauern. Bisher hatten sie der von Tolomei 1929 eingeführten Aufhebung des Höferechts, das eine Zerstückelung der bäuerlichen Heimstätten durch Erbteilung und Teilverkauf verhinderte, in Selbsthilfe getrotzt. Die Bauern folgten strikt dem tradierten Gesetz der Unteilbarkeit ihres Besitzes.

Die industrielle Erschließung und der Erwerb von Immobilien sollte die Italienisierung vorantreiben. Nicht mehr die Assimilation der deutschen Volksgruppe stand im Nationalisierungsprogramm, sondern die Majorisierung durch die Italiener.

Adolf Hitler: Die Südtirolfrage

„Heute werde ich nur von der nüchternen Erkenntnis geleitet, dass man verlorene Gebiete nicht durch die Zungenfertigkeit geschliffener parlamentarischer Mäuler zurückgewinnt, sondern durch ein geschliffenes Schwert zu erobern hat, also durch einen blutigen Kampf. Da allerdings stehe ich nicht an zu erklären, dass ich nun, da die Würfel gefallen sind, eine Wiedergewinnung Südtirols durch Krieg nicht nur für unmöglich halte, sondern auch persönlich in der Überzeugung ablehnen würde, dass für diese Frage nicht die flammende Nationalbegeisterung des gesamten deutschen Volkes in einem Maße zu erreichen wäre, die die Voraussetzung zu einem Siege böte. Ich glaube im Gegenteil, dass, wenn dieses Blut dereinst eingesetzt würde, es ein Verbrechen wäre, den Einsatz für zweihunderttausend Deutsche zu vollziehen, während nebenan über sieben Millionen unter der Fremdherrschaft schmachten und die Lebensader des deutschen Volkes den Tummelplatz afrikanischer Negerhorden durchläuft."

Aus: Adolf Hitler, Mein Kampf; München, 1923.

Die erste Begegnung Hitlers und Mussolinis am 14. Juni 1934 in Venedig (rechts oben) stand noch ganz im Zeichen italienischer Zurückhaltung gegenüber dem Deutschen Reich, obwohl Hitler dem Duce und der faschistischen Bewegung unentwegt hohen Respekt entgegenbrachte. Hemmnis einer tiefer gehenden Verständigung war nicht Südtirol, sondern Österreich, das unter der



Schon 1926 hatte die Montecatini-AG südlich von Meran ein Kunstdüngerwerk errichtet und für ihre durchwegs italienischen Arbeiter die Siedlung Borgo Vittoria errichtet. Am 21. Februar 1935 folgte die Erweiterung der »Bozener Industriezone« und umfasste schließlich rund 100.000 Arbeitsplätze. Das am 7. Jänner 1937 erlassene Gesetz über den landwirtschaftlichen Wiederaufbau griff nun autoritär auf den Besitz der Südtiroler Bauern zu: Das dafür gegründete Institut »Ente di Rinascita Agraria per le tre Venezie« (E.R.A.) konnte *„von jedem Eigentümer die Übertragung von Liegenschaften fordern, falls diese für jene Zwecke geeignet erscheinen, welche das Institut [...] behufs Bildung von kleinem bäuerlichen Grundbesitz und von geschlossenen Bauerngütern im Gebiete der drei Venetien verfolgt."* Der gesetzliche Schutz des Privateigentums der Südtiroler Bauern war zugunsten italienischer Zuwanderer aufgehoben.

Konnte die fortwährende Drangsalierung der Standhaftigkeit der deutschen Volksgruppe lange Zeit nichts anhaben, so veränderte sie doch ihr politisches Bewusstsein und lockerte bis Mitte der 30er Jahre das bis dahin geschlossene Auftreten. Neben die älteren, katholisch-konservativen und liberalen Vertreter des 1926 offiziell aufgelösten »Deutschen Verbandes«, die ihre politischen Erfahrungen noch in der Donaumonarchie gesammelt hatten, trat die jüngere Generation, die unter den Einflüssen der deutschen Jugendbewegung, der katholischen Erneuerung oder der nationalsozialistischen Ideologie stand. Die Jungen kritisierten die erfolglose Politik der Älteren und wechselten Österreich als geistige Heimat gegen Deutschland bzw. Bayern aus. Trotz der ablehnenden Haltung Hitlers zum Südtiroler Deutschtum fand das nationalsozialistische Gedankengut – besonders seine extremen nationalistischen Postulate bei der Jugend begeisterte Aufnahme. Der im Juni 1933 gegründete »Völkische Kampfring Südtirol« (VKS) mit seinem ausgeprägten NS-Gedankengut erfreute sich bald regen Zulaufs. Die so genannte Heimkehr der Saar 1935 ließ nun auch die von Hitler anerkannte Brennergrenze in neuem Licht erscheinen: Weder die Südtiroler noch die Reichsdeutschen sahen sie als endgültig an, zumal der »Völkische Kampfring«, durch Berlin massiv unterstützt, eine rege Propagandatätigkeit entwickeln konnte und unter der Leitung des Bozner Schneidermeisters **Peter Hofer**, der seine Führungsqualitäten schon bei der katholischen Jugendbewegung bewiesen hatte, überaus aktiv wurde. Den einflussreichen Kanonikus **Michael Gamper**, der die geheimen Katakombenschulen organisierte, konnte der Kampfring nicht gewinnen. Gamper blieb den Nationalsozialisten gegenüber distanziert.

Das Südtirol-Drama ging seiner Vollendung entgegen, als Hitler mit Mussolini die Umsiedlung der Südtiroler vereinbarte. Das war der Dank des »Führers« an den Duce, der seine Truppen beim Anschluss Österreichs 1938 nicht marschieren ließ.

„Duce, das vergesse ich Ihnen nie!", hatte Hitler damals beteuert. Deutsch-Südtirol war nun endgültig italienisch.

Schirmherrschaft Italiens stand. Beim Besuch in Venedig fühlte sich Hitler in Zivilkleidung nicht wohl. Seine Berater hatten sie ihm aufgezwungen. Feist geworden, wirkte er obendrein linkisch und glich im Aussehen eher dem US-amerikanischen Filmkomiker Oliver Hardy.

Eskalierender Hass

Am Abend des 28. Oktobers 1918 notierte der Prager Journalist Jan Hajsman: *„Ich bin nicht fähig, klare Gedanken zu fassen. Dauernd geht mir eines durch den Kopf: Heute früh bin ich als Untertan Österreichs aufgestanden, nun bin ich Bürger eines freien tschechoslowakischen Staates. Wie seltsam ist dies! Ein Märchen, ein Wunder!“*

Das tschechische Volk war seinen politischen Führern zuvorgekommen. Menschenmassen marschierten auf den Hradschin und zum Wenzelsplatz, jubelten und sangen die tschechische Nationalhymne, die es eigentlich noch gar nicht gab. Denn der Nationalausschuss tagte noch, bis er endlich am Nachmittag einen Abgeordneten zum Wenzelsplatz entsandte und der dicht gedrängten Menge mitteilen ließ: *„Der tschechoslowakische Nationalausschuss verkündet Ihnen, dass der freie und selbstständige tschechoslowakische Staat Wirklichkeit geworden ist. Nach 300 Jahren sind wir wieder frei.“*

Etwa um 18 Uhr wurde das erste Gesetz des neuen Staates verabschiedet sowie ein Aufruf an das Volk erlassen: *„Tschechoslowakisches Volk! Dein uralter Traum ist Wirklichkeit geworden. Der tschechoslowakische Staat ist am heutigen Tag in die Reihe der selbstständigen Kulturstaaten der Welt getreten.“*

In Prag jubelten und feierten die Tschechen bis in die Nacht, die Landbevölkerung erfuhr von dem historischen Ereignis erst Tage später. Der damals sechsjährige Josef Koblasa erinnert sich: *„Am Morgen gingen wir von der Schule auf den Marktplatz von Sobeslav. Dort waren viele Menschen, die alle ‚Hurra‘ riefen. Wir Jungen durften […] mit Steinen auf Österreich-Ungarische Schilder werfen. Bei uns im Dorf feierten am Abend alle auf dem Dorfplatz und verbrannten Bilder vom Kaiser. Am nächsten Morgen gingen wir wieder in die Schule und mussten morgens nicht mehr beten.“*

Die Deutschen in den böhmischen Ländern erlebten die Entstehung der Tschechoslowakei anders. In den Zeitungen gratulierten sie den Tschechen von Herzen zur Entstehung ihres Staates. Freilich in der Annahme, dass sie selbst zu Deutschösterreich gehören werden. Am 29. Oktober wurde die Provinz Deutschböhmen ausgerufen. Die »Reichenberger Zeitung« schreibt am 30. Oktober 1918: *„Dem Akte der Konstituierung Deutschböhmens wurde in Reichenberg, das ja zum Sitze der provisorischen deutschböhmischen Landesvertretung ausersehen ist, mit einer festlichen Beflaggung Rechnung getragen, mit welcher das Rathaus den Anfang machte. In den Straßen unserer Stadt herrschte heute ein überaus reges Treiben und es kam besonders auf dem Marktplatze zu größeren Menschenansammlungen […] Was für Wandlungen sich über Nacht auch bei uns vollzogen haben! Die hier garnisonierenden tschechischen Soldaten, welche sich gestern noch, wenn auch gezwungener Maßen, als Angehörige der k. u. k. Armee fühlten, haben sich über Nacht zu tschechoslowakischen Legionären gewandelt. Statt der Kokarde trugen sie die tschecho-slowakische Trikolore auf den Kappen und zogen so ostentativ durch die Stadt.“*

Ein Kommentar der in Prag erscheinenden Zeitung »Bohemia« drückt die Freude über das Kriegsende ebenso aus wie die Sorge über die Zukunft:

„Das freie Deutschböhmen ist heute eine ebensolche Tatsache wie der freie tschechoslowakische Staat. An diesem Tage der Freude, die die beiden Nationen des gewesenen Böhmens in voller Freiheit und Unabhängigkeit einander gegenüber findet, kann nur dem Wunsche Ausdruck verliehen werden, dass sie beide in gegenseitigem Respekt vor dem heiligsten Gut jedes Volkes, der nationalen Freiheit, sich nach langem Streit in friedlicher Nachbarschaft finden werden. Das freie Deutschböhmen streckt dem freien tschechoslowakischen Staat die Hand zu freundschaftlicher Auseinandersetzung entgegen. Wollen wir hoffen, dass sie ergriffen wird.“

Die Provisorische Tschechoslowakische Nationalversammlung setzte tatsächlich am 20. Oktober Akzente, um eine konstruktive Zusammenarbeit mit den die Deutschen Böhmens vertretenden politischen Parteien zu erreichen. Sie holte Rudolf Ritter Lodgman von Auen, den deutschnationalen Reichsratsabgeordneten, zu Verhandlungen



Eine Trauerkundgebung vor der Wiener Karlskirche, anlässlich der blutigen Ausschreitungen tschechischer Truppen an sudetendeutschen Demonstranten, am 4. März 1919.

über die Bedingungen der politischen Vertretung der Deutschen nach Prag. Lodgman war unschlüssig. Es gab keine einheitliche Meinung unter den Deutschen Böhmens, welche Schritte unternommen werden sollten. Nur die sozialdemokratischen Vertreter Deutschböhmens hatten am **4. Oktober 1918** unmissverständlich erklärt: *„Wir erkennen das Recht der slawischen Nationen an, ihre eigenen Nationalstaaten zu bilden, wir lehnen aber unbedingt und für immer die Unterwerfung deutscher Gebiete unter diese Nationalstaaten ab. Wir verlangen, dass alle deutschen Gebiete Österreichs zu einem deutschösterreichischen Staate vereinigt werden, der seine Beziehungen zu den anderen Nationen Österreichs und zum Deutschen Reich nach seinem eigenen Bedürfnis regeln soll."*

Lodgman bezog einen ähnlichen Standpunkt und verwies auf den kommenden Friedensvertrag, der eine Regelung treffen werde.

Die am **21. Oktober 1918** gebildete Provisorische Nationalversammlung für Deutschösterreich gab am **22. November** eine Staatserklärung »Über die Ausdehnung des Staatsgebietes von Deutschösterreich, seine Grenzen und Beziehungen« ab. *„Die Republik Deutschösterreich übt die territoriale Oberhoheit über jene von Deutschen bewohnten, geschlossenen Siedlungsgebiete aus, die innerhalb der bisher im Reichsrat vertretenen Königreiche und Länder liegen.*

Die Republik umfasst: die Länder Österreich unter der Enns einschließlich des Kreises Deutschsüdmähren und des deutschen Gebietes um Neubistritz, Österreich ob der Enns einschließlich des Kreises Deutsch-Südböhmen, die Länder Salzburg, Steiermark und Kärnten mit Ausnahme des geschlossenen jugoslawischen Siedlungsgebietes, die Grafschaft Tirol mit Ausnahme des geschlossenen italienischen Siedlungsgebietes, Vorarlberg, Deutschböhmen und das Sudetenland sowie die deutschen Siedlungsgebiete von Brünn, Iglau und Olmütz."

Der Terror beginnt

Eine Woche später, am **28. Oktober**, wurde die Tschechoslowakische Republik ausgerufen und ein tschechisches Heer aufgestellt. Noch am selben Tag stoppte der spätere Eisenbahnminister **Zahradnik** alle Lebensmittel- und Kohlelieferungen nach Österreich und Deutschland.

Noch war eine friedliche Koexistenz in Böhmen zwischen Tschechen und Deutschen möglich.

Am **4. November** empfingen die tschechischen Sozialdemokraten ihren Parteikollegen **Josef Seliger** von der deutschen Fraktion. Auch er bestand auf einer Trennung der deutschen Gebiete von Tschechien. Der an den Verhandlungen teilnehmende spätere tschechoslowakische Finanzminister **Alois Rašín** – **1916** wegen Spionage für Russland zum Tode verurteilt, **1917** amnestiert – unterbrach ihn mit den Worten, die **Lajos (Ludwig) Prinz Windischgraetz 1848** bei der Niederschlagung des Prager Aufstands gebraucht hatte: *„Mit Rebellen verhandeln wir nicht"*, und fügte hinzu: *„Das Selbstbestimmungsrecht ist eine schöne Phrase – jetzt aber, da die Entente gesiegt hat, entscheidet die Gewalt."* **Rudolf Bechyně**, einer der Führer der tschechoslowakischen Sozialdemokraten, verurteilte Rašins Bemerkung, die *„unsere Beziehungen zu den Deutschen vergiftet hat"*. Vergeblich.

Ab **Mitte November 1918** nahm die militärische Besetzung deutschsprachiger Gebiete in Böhmen ihren Lauf. Etwa 3,5 Millionen Deutsche auf rund 27.000 km² waren dem böhmischen Löwen zu sichern. Die Protestnote der deutschösterreichischen Regierung vom **13. Dezember 1918** an die Alliierten rief keine Reaktion hervor, obwohl diesen der lokale Widerstand der deutschen Bevölkerung – nunmehr als Sudetendeutsche bezeichnet – gegen die tschechische Okkupation nicht verborgen bleiben konnte. Vor allem am **27. November** wurde in Brüx und am **3. Dezember** in Kaplitz im Böhmerwald sowie an mehreren Orten in Südmähren gekämpft.

Häufiger noch war das zivile Aufbegehren, das in mehreren Städten erst durch Androhung von Artilleriebeschuss unterdrückt wurde. So in Brüx, Eger und Mährisch-Schönberg. Kaplitz wurde am **3. Dezember** tatsächlich durch Granatfeuer befriedet. In einigen Städten nahmen die tschechischen Militärs Geiseln und erzwangen dadurch die Entwaffnung der Deutschen. Die Kämpfe hatten auf sudetendeutscher Seite 20 Menschenleben, auf der Gegenseite eine unbekannte Zahl gefordert.

Am **22. Dezember 1918** stand Prag *„unter einem Jubel ohnegleichen"*, berichtet die Wiener »Arbeiter-Zeitung«. **Thomáš Garigue Masaryk**, der am **18. Dezember 1914** in die Schweiz exilierte, kehrte fast auf den Tag genau vier Jahre später zurück. Am folgenden Tag, am **23. Dezember 1918**, gab er eine Regierungserklärung ab: *„Die von den Deutschen bewohnten böhmischen Gebietsteile sind und bleiben unser. Wir haben diesen Staat erkämpft, und die staatsrechtliche Stellung unserer Deutschen, die einst als Immigranten und Kolonisten hierher gekommen sind, ist damit ein für allemal festgelegt. Wir haben ein gutes Recht auf die Reichtümer unseres gesamten Landes [...]"*

Die Lage geriet am **4. März 1919** außer Kontrolle. Anlass war die Wahl der Nationalversammlung der Republik Deutschösterreich, von deren Teilnahme, obwohl von der deutschösterreichischen Regierung gefordert, die Sudetendeutschen durch tschechoslowakische Organe abgehalten wurden.

Dazu kam an diesem Tag eine Abwertung des Bargeldes, die ein Abstempeln der Banknoten an den Bankschaltern bescheinigte. Die sudetendeutsche Sozialdemokratie unter **Josef Seliger**, damals die führende Partei im Sudetenland, rief zum Generalstreik auf, dem auch andere sudetendeutsche Parteien folgten. Auf Massendemonstrationen, sie bewegten sich unter der schwarz-rot-goldenen Fahne der 48er-Revolution, pochten die Redner auf das Recht der Selbstbestimmung, wie es die Friedensresolution **Woodrow Wilsons** vorsah. Sie forderten den Abzug der tschechischen Truppen und die Aufhebung des Lebensmittel- und Kohleboykotts. Wie auf ein Zeichen, eröffnete das tschechische Militär, das die Kundgebungen observierte, kurz nach Mittag in mehreren Städten gleichzeitig das Feuer auf die Demonstranten. Die »Arbeiter-Zeitung« in Wien berichtet am **6. März 1919**: *„Bei der gestrigen (sic!) Kundgebung rückte tschechisches Militär aus und schoss aus Maschinengewehren [...] Es sind 18 Personen tot, 30 schwer verletzt [...] Ein Todesopfer in Mies [...] Verwundungen in Arnau [...] Schüsse in Aussig [...]. In Sternberg hatten die Truppen 2 Tote und 5 Schwerverwundete, die Bevölkerung 12 Tote und 25 Verwundete. Die Ruhe ist wiederhergestellt. In Neutitschein wurden 3 Soldaten und 5 Demonstranten verwundet [...]."* 54 Menschen kamen ums Leben. Darunter 20 Frauen und Mädchen.

Das Friedenswerk von Saint-Germain wies auch überwiegend deutsch besiedelte Gebiete in Böhmen und Mähren dem neuen tschechoslowakischen Staat zu, im Vertrauen, Masaryk werde eine zweite Schweiz errichten, in der die Völker friedlich und in Freiheit zusammenleben.

Realpolitisch hatte Masaryk jedoch nie die Absicht, Volkstumsminderheiten mit den Tschechen gleichzustellen. Der § 33 des Staatsgrundgesetzes der Tschechoslowakischen Republik vom **29. Februar 1920** – sie nannte sich »Nationalsstaat« – schob nach dem Prinzip der Majorisierung die nationalen Minderheiten von vornherein beiseite: Das gesetzgebende Organ war zunächst die nur von tschechischen Parteien beschickte Revolutionäre Nationalversammlung. Sudetendeutsche und Magyaren waren von der Beschlussfassung des Verfassungswerkes und rund 300 weiterer grundlegender Gesetze ausgeschlossen.

Staat auf tönernen Beinen

Das tschechoslowakische Staatswappen von 1919/20 führte die Inschrift »Pravda Vítězí« – »Die Wahrheit siegt« – als Wahlspruch. An ihm orientierte Rudolf Lodgman – einer der 73 deutschen Abgeordneten von 285 Mandataren der Nationalversammlung – bei der Eröffnung des Parlaments, am 1. Juni 1920, seine Rede: *„Dieser Staat ist auf Kosten der geschichtlichen Wahrheit entstanden. Die entscheidenden Großmächte sind über den wahren Sachverhalt getäuscht worden. Die Tschechische Republik ist das Ergebnis eines einseitigen tschechischen Willensaktes. Sie hat die deutschen Gebiete widerrechtlich mit Waffengewalt besetzt. Die deutschen Sudetenländer sind um ihren Willen niemals befragt worden. Das Ergebnis der Friedensverträge ist daher die Sanktionierung eines Gewalt-, niemals eines Rechtszustandes."*

Masaryk besaß keine Möglichkeit, vom Parlament beschlossene Gesetze zu beeinflussen. Dennoch gab er dank seiner Autorität den politischen Kurs vor, dem entsprechend die tschechischen Abgeordneten die Gesetze beschlossen.

Zur Seite stand ihm ein fünfköpfiger Koalitionsausschuss, – nach dem Sitz auf dem Hradschin, die »Burg« genannt – dem nur Tschechen angehörten, der Nationaldemokrat Alois Rašín, der Agrarier Antonín Švehla, der nationale Sozialist Jiří Stříbrny, Jan Šramek von der Katholischen Volkspartei sowie der Sozialdemokrat Rudolf Bechyně. Sie trafen alle wichtigen Vorentscheidungen in der Nationalitätenpolitik und regierten wie ein Direktorium.

Unter Berufung auf die Traditionen des Husitismus drängten sie den Einfluss der Kirche und der Aristokraten – deren Adel die neue Verfassung abgeschafft hatte – zurück. Die »Burg« sah in Frankreich ihr Vorbild.

Unter den Parteien, die nach der Konsolidierungsphase der jungen Republik 1920 zu den Wahlen antraten, verbuchten die tschechoslowakischen Sozialdemokraten 74 von insgesamt 300 Sitzen; auch unter den deutschen Wählern nahmen die Sozialdemokraten mit 33 Sitzen die stärkste Position ein. Die deutsche und die ungarische Minderheit blieben jedoch von den Regierungsgeschäften ausgeschlossen.

Im selben Jahr erlitt die tschechische Sozialdemokratie einen schweren Rückschlag. Die aus Russland heimkehrenden Legionäre und Kriegsgefangenen strömten der Partei zu, sammelten sich am linken Flügel, spalteten ihn ab und gründeten die Kommunistische Partei (KPČ). Ihr liefen die Arbeiter aus den wirtschaftlich benachteiligten Industriegebieten zu. In Kladno, mit seinem Kohlenrevier und seiner Eisenindustrie, entstand ein revolutionäres Zentrum.

Gegenüber den linksextremen Forderungen zeigte sich die Regierung unnachgiebig, örtlicher Aufruhr brach zusammen, ein Generalstreik misslang. Die KPČ bekannte sich zum Prinzip der Supranationalität, in ihr standen Tschechen und Sudetendeutsche Schulter an Schulter und bekämpften die »Bourgeois-Republik« und ihre unzulängliche Minderheitenpolitik. Bei den Wahlen im November 1925 lag die KPČ mit 41 Sitzen vor den Sozialdemokraten mit 29 Sitzen. Die deutschen Parteien verbuchten gemeinsam 71 Sitze.

Masaryk stand vor dem Problem, eine Koalition mit Kommunisten oder Deutschen bilden zu müssen. Er entschied sich für die Deutschen und begründete den Schritt: *„Die Tatsache, dass wir rings vom großen deutschen Nachbarn umgeben sind, nötigt den denkenden Tschechen zu einer umsichtigen und geradezu weisen Politik"*, erklärte er seinem Biografen Karel Čapek.

Die Regierung von 1926 bildeten die tschechischen Agrarier und drei sudetendeutsche Parteien, der Landwirtebund, die Deutsche Christlichsoziale Volkspartei und die Deutsche Gewerbepartei. Ab 1929 kamen die sudetendeutschen Sozialdemokraten dazu. Die Hoffnung der Deutschen, die nationale Existenz gesichert zu haben, erfüllte sich nicht, obwohl bis 1938, zwei, schließlich sogar drei sudetendeutsche Minister der Regierung angehörten.

Kommunisten für die deutsche Minderheit

Bis zum Auftreten der sudetendeutschen Nationalsozialisten war die KPČ das lauteste Sprachrohr der deutschen Minderheit.

Der V. Kongress der Komintern (sie bestimmte den Kurs der Kommunistischen Parteien aller Staaten zwischen 1919 und 1934) bekannte sich bereits im Juni 1923 ausdrücklich zum Selbstbestimmungsrecht der Sudetendeutschen. Generalsekretär Dimitrij Zakharovich Manuilski erklärte: *„Der tschechoslowakische Staat hat deutsche Industriegebiete mit 3,7 Millionen deutschen Menschen annektiert."* – Manuilski wird 1933 Otto Bauer darauf hinweisen, dass die Gesellschaft am Scheideweg angelangt sei: Entweder Sozialismus (im kommunistischen Sinne) oder Faschismus. –

Der Kongressbeschluss erkannte, *„[...] dass es eine tschechoslowakische Nation nicht gibt, in der Tschechoslowakei jedoch zahlreiche Minderheiten leben, und demzufolge die Kommunistische Partei der Tschechoslowakei die Aufgabe habe, hinsichtlich dieser Minderheiten das Selbstbestimmungsrecht der Völker zu proklamieren und in die Tat*



Das große Wappen der Tschechoslowakischen Republik (ČSR) 1920 (oben). Es zeigt in der einfachen Form den silbernen doppelschwänzigen Löwen auf rotem Grund, als Zeichen Böhmens, dieser trägt als Brustschild ein Doppelkreuz, das Wappen der Slowakei. Den Wahlspruch »Pravda Vítězí« – »Die Wahrheit siegt« – trägt auch das Wappen der heutigen Tschechischen Republik.

umzusetzen, einschließlich des Rechtes, sich voneinander zu trennen."

Noch schärfer formulierte die KPČ das Selbstbestimmungsrecht der Sudetendeutschen auf ihrem VI. Parteitag am 10. März 1931, als die Sezession vom tschechischen Staat: *„Gegen die Besetzung des deutschen Teiles von Böhmen [...] und deren Räumung von Organen der tschechischen Okkupationsmacht. [...] Für das Selbstbestimmungsrecht der Nationen bis zur Lostrennung vom Staate. [...] Gegen die obligatorische Staatssprache. [...] Kampf dem Betrug mit der Losung ›Autonomie‹ [...] im deutschen Teil von Böhmen. Kampf dem imperialistischen Betrug mit der tschechoslowakischen Staatsidee"*, lauteten die Schlagworte.

Der tschechische Abgeordnete Václav Kopecký, Mitglied der KPČ forderte am 27. März 1931 im Parlament das Recht aller Deutschen, auch der Sudetendeutschen, in einem Staat zu leben: *„Wir tschechischen Kommunisten [...] erklären [...], dass wir [...] das Selbstbestimmungsrecht bis zur Abtrennung der vom tschechischen Imperialismus unterdrückten Teile des deutschen Volkes bis zur letzten Konsequenz wahren und durchsetzen werden. Wir erklären weiter, dass wir in gleicher Entschlossenheit das Recht schützen und durchsetzen werden, alle Teile des deutschen Volkes in einem Staat zu vereinigen [...]."*

Wie kaum ein anderer Nachfolgestaat der Österreichisch-Ungarischen Monarchie hatte die Tschechoslowakische Republik mit Problemen zu kämpfen, die sich aus einem starken wirtschaftlichen West-Ost-Gefälle, den Volkstumsunterschieden und einer Parteienvielfalt ergaben. Dennoch bewahrte sie ihre Demokratie, als sie schon lange von diktatorisch regierten Staaten umgeben war.

Ein multinationaler »Paneuropäer«

Die »Sonntags-Zeitung« in der deutschen Weimarer Republik widmet im Juli 1927 einen Artikel dem Gründer der »Paneuropa-Bewegung«, Nikolaus Coudenhove-Kalergi

„Maria Gräfin Nesselrode, die gefeiertste Schönheit des vorigen Jahrhunderts (19. Jahrhunderts, Anm.), befreundet mit allen Königshöfen Europas, angeschwärmt von Liszt, Chopin, Wagner, Rossini, besungen von Musset, Gautier und Heinrich Heine, war die Tochter eines Deutschen und einer Polin. Ihr Mann, Jean Kalergis (später nannte er sich Kalergi), war der Sohn eines Griechen und einer Schwedin, Enkel einer Italienerin. Deren einzige Tochter heiratet den Grafen Franz Coudenhove. Brabantisch-flämisches Geschlecht, in Österreich ansässig.

Der Sohn Karl Coudenhove-Kalergi, österreichischer Diplomat, später lange Jahre Statthalter von Böhmen, heiratet als Gesandter in Tokio eine Japanerin. Deren Sohn ist der heute 34-jährige Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi, der Gründer der ›Paneuropäischen Union‹. Er ist verheiratet mit der Wiener Schauspielerin Ida Roland. Der Urgroßpapa Kalergi hatte testamentarisch verfügt, dass die Enkel auch seinen Namen tragen müssten; daher der Doppelname.

Coudenhove ist, wie man sieht, nicht bloß geborener Paneuropäer, sondern mehr: Eurasier. Söhne pflegen eher nach der Mutter als nach des Vaters Geschlecht zu arten. Die Gräfin Nesselrode, sechs Fuß hoch, blond und blauäugig, ist äußerlich nicht in ihm auferstanden. Das japanische Blut schlägt vor. In der zierlichen Figur, dem tiefschwarzen Haar, dem breiten Hinterkopf. Das Gesicht ist europäisch, auch der Schnitt der Augen.

Aber der Blick dieser Augen ist asiatisch. Es liegt wie ein Schleier über ihnen. Sie fixieren das Gegenüber nicht, sondern sind auf Unendlich eingestellt. Es sieht aus, wie wenn sie durch ihr Objekt hindurchschauten, irgendwohin, in die Ferne. Der Mund ist europäisch. Aber sein Lächeln, in dem unbewegten Gesicht, das keine seelische Regung spiegelt und deshalb wie eine Maske wirkt, ist asiatisch. Er steht da wie ein Götze, hat einer gesagt, der ihn vor einer Versammlung reden sah und unsere zappelnden Volkstribunen gewohnt war. Aufrecht, Blick geradeaus, keine Handbewegung, keine Kopfwendung. Gar nicht rhetorisch, anscheinend ohne persönlichen Kontakt mit der Masse, kalt, sachlich, nur Sprachrohr. Er spricht genau nach dem Manuskript, und das ist sorgfältig und nüchtern komponiert, so sauber und reinlich, so raffiniert einfach wie ein japanischer Kunstdruck oder Erzguss, an den man unwillkürlich denken muss.

Aber gerade dieses Auftreten, diese Figur, dieses Gesicht faszinieren. Bilder Coudenhoves, etwa das auf seinem neuesten Buch »Held oder Heiliger«, muten zunächst etwas weiblich an. Aber bei schärferem Hinsehen merkt man den Irrtum. Glaubt die starke männliche Energie dahinter zu spüren, die es nicht nötig hat, einen Schnurrbart zu sträuben; und die mit ihrem gut gemeißelten Kinn unter keinem niederen Schädeldach voll Bürstenhaar wohnt, sondern einer hohen, etwas fliehenden, vierfach gebuckelten Stirn, der Stirn eines Denkers.

Sind in diesem hochgezüchteten, aus vielerlei Blut gemischten Sprossen alten Adels, der ohne diese Mischung am Ende schon ins Dekadente fiele, wirklich Wille und Intelligenz, das seltene Paar, vereinigt? Oder täuschen wir uns, lassen wir uns wie ein dummes Gänschen vom exotischen Exterieur bestechen?

Aber nein, ein Dreißigjähriger, der in diesem Erdteil, wo die Greise regieren, binnen ein paar Jahren eine so allumfassende Bewegung wie die für Paneuropa (und wenn es gleich eine Selbstverständlichkeit ist!) ins Leben zu rufen vermag, kann nicht der nächste Beste sein. Graf Coudenhove ist auf dem Wege, ein großer politischer Führer für unsere Halbinsel Europa zu werden. Die ›Sonntags-Zeitung‹ kann stolz darauf sein, dass sie seine Bedeutung lange vor anderen deutschen Blättern erkannt hat."

Coudenhove-Kalergi



Richard Nikolaus Graf von Coudenhove-Kalergi, politischer Schriftsteller (* 16. November 1894, Tokio; † 27. Juli 1972, Schruns, Vorarlberg); gründete 1923 in Wien die »Paneuropa-Bewegung«.

In der Zeitschrift »Paneuropa«, die er 1924 als Sprachrohr seiner Bewegung herausgab, vertrat er das Ziel eines europäischen Staatenbundes. Coudenhove-Kalergi lebte in Wien (bis 1938), Bern (1938 bis 1940), New York (1940 bis 1946); war dort Professor für Geschichte; dann wieder in der Schweiz. Er war Generalsekretär der von ihm gegründeten Europäischen Parlamentarier-Union, 1952 bis 1965 Ehren-Präsident der Europa-Bewegung und erhielt 1950 den »Internationalen Karlspreis der Stadt Aachen«.

Böhmen, ein Spannungsfeld extremer nationaler Emotionen, musste geradezu eine Gegenbewegung hervorbringen: Sie personifizierte sich in Richard Coudenhove-Kalergi, der auf das Recht des Menschen auf Freiheit und Selbstbestimmung pochte und den Nationalismus als »Selbstvergottung« kategorisch verurteilte.

Gleichzeitig hielt er ein Nationalgefühl mit dem Paneuropa-Gedanken für vereinbar – ein in Grundgedanke, den die heutige Europäische Union verwirklichte. Vergeblich hatte er die Tschechoslowakische Republik gemahnt, sich als Nationalitäten- und nicht als Nationalstaat zu sehen.

Schwierige Nachbarschaft

Was den Kommunisten recht war, konnte den Deutschnationalen nur billig sein, umso mehr die Tschechen auf ihrem Nationalstaatsdenken beharrten und keine Bereitschaft für einen Ausgleich mit den etwa 51 % der anderen im Staate lebenden Völkerschaften zeigten. Sie hatten nichts von Österreich-Ungarn gelernt.

In den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts fühlten sich die Sudetendeutschen durch die planmäßige Tschechisierungspolitik national und sozial nicht nur gefährdet, sie waren es tatsächlich.

Ähnlich der Italienisierung des Deutschtums in Südtirol, die in der Schulpolitik ansetzte, begann auch Prag die Assimilation der Deutschen bei deren Kindern. Im Jahre 1921 befanden sich etwa 5.000 sudetendeutsche Kinder in tschechischen Schulen, 1924 waren es 8.000, 1933 über 12.000, 1935 mehr als 16.000. Rigoros wurden deutsche Schulen mit weniger als 40 Schülern geschlossen, tschechische konnten auch für weniger Kinder neu errichtet werden. Die Entnationalisierung begann schon im vorschulpflichtigen Alter. Im Jahre 1929 führt die Statistik 594 tschechische staatliche Minderheitskindergärten auf, aber nur 5 deutsche. Die Ursache im Geburtenrückgang der Sudetendeutschen zu suchen ist in diesem Zusammenhang bedingt richtig. Objektiv hingegen sind wieder die Besuchszahlen: 1929 besuchten 1.593 deutsche Kinder tschechische staatliche Minderheitskindergärten, 1930 schon 1.896 und 1937 bereits 2.631 deutsche Kinder.

Parallelen zu Italien zeigten sich auch im Staatsdienst: In der Verwaltung fanden fast nur tschechische Beamte Verwendung. Unnachsichtig handhabte Prag das Zensurrecht. 1922 wurden 1.498 Zeitungen beschlagnahmt. Das »Gesetz zum Schutz der Republik« von 1923 verfolgte jede oppositionelle Veröffentlichung.

Die nationalen Gegensätze nahmen zu, Unruhen mussten von der tschechischen Exekutive immer öfter mit Waffengewalt unterdrückt werden.

Auslösender Faktor war die Arbeitslosigkeit der Sudetendeutschen, deren mittelständische, traditionell exportorientierte Leichtindustrie durch die Weltwirtschaftskrise ihre ausländischen Absatzmärkte verloren hatte.

Der Abgeordnete Wenzel Jaksch berichtete am 1. Dezember 1936 im Prager »Sozialdemokrat«, dass auf die Bezirke mit deutscher Bevölkerungsmehrheit im Oktober 1935 rund 62 % aller Arbeitslosen im tschechoslowakischen Staate entfielen, im Oktober 1936 aber bereits 69 %. Dabei ist zu berücksichtigen, dass der deutsche Anteil an der Gesamtbevölkerung nur etwa bei 23 % lag.

Die Machtergreifung Adolf Hitlers im Deutschen Reich – 1933 – verfehlte ihre Wirkung auf die Sudetendeutschen nicht. Die Prager Regierung reagierte zwar umgehend mit dem Verbot rechtsextremer Parteien, weder die Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei (DNSAP) noch die Deutsche Nationalpartei durfte am 19. Mai 1935 bei der Wahl zur Abgeordnetenkammer kandidieren, doch die Abwanderung ihrer Anhänger zu der vom Bankbeamten und Gauturnwart Konrad Henlein am 1. Oktober 1933 im Egerland gegründeten bündischen – aber nicht nationalsozialistischen – »Sudetendeutschen Heimatfront«, konnte sie nicht verhindern. 1935 in Sudetendeutsche Partei (SdP) umbenannt, vereinte die Bewegung – mit kräftiger finanzieller Unterstützung durch Berlin – noch im selben Jahr 68 % der sudetendeutschen Wählerstimmen auf sich und entsandte 44 von 300 Abgeordneten ins Parlament.

Hitler, der die Wahl aufmerksam verfolgt hatte, erkannte die Nützlichkeit der SdP für seine offensiven Pläne: Die *„Beseitigung der Tschechei"* und die *„Erledigung der tschechischen Frage"*, die er als geopolitische Notwendigkeit erkannte, solange das tschechisch-französische Bündnis den Süden Deutschlands strategisch vom Reich abzuschnüren drohte und die Annäherung Prag und Wiens Österreich dem Machtanspruch Berlins entzog.

Wien – Prag: Ein symbiotisches Verhältnis

Die diplomatische Eiszeit zwischen den beiden neuen Staaten, der Republik Österreich und der Tschechoslowakischen Republik, dauerte wider aller Erwarten wenige Jahre. Der von Prag verhängte Stopp der Lebensmittel- und Brennstoffzufuhren nach Österreich im Spätherbst 1918 entsprang nicht nur boshafter Willkür tschechischer Nationalisten, sondern der Notwendigkeit, zunächst die eigene Versorgung sicherzustellen und natürlich Wien zu erpressen, auf die Sudetenländer zu verzichten. Die auf guten Glauben aufbauende und konturlose Außenpolitik Otto Bauers und Karl Renners war für den einen dynamischen Kurs fahrenden tschechoslowakischen Außenminister Edvard Beneš nicht immer durchschaubar.

Von beiden ungehindert hetzten in Prag die nationalen Demokraten Kramář und Rašín, sowie die nationalen Sozialisten Klofáč und Stříbrný gegen das Deutschtum und in Wien die Großdeutsche Volkspartei gegen die Tschechen, unterstützt von den österreichischen Nationalsozialisten unter Walter Riehl, der zusätzlich antitschechische Parolen durch einen Gastredner aus München trommeln ließ: Adolf Hitler.

Die Wirtschaft folgte eigenen Gesetzen und zwang sie beiden Seiten auf. Das trennende nationale Element musste im Ringen um die Existenz der beiden Staaten dem kühlen wirtschaftlichen Sachverstand weichen, in Deutschösterreich wie in der Tschechoslowakei. Deutschösterreich war bei Kriegsende auf die Lieferung von Lebensmitteln und Kohle aus dem Ausland angewiesen. Zucker und Kohle waren für die Tschechoslowakei Exportartikel, obwohl sie selbst stark unter der kriegsbedingten Erschöpfung in der Kohleförderung litt. Anfang Dezember reiste der Leiter des österreichischen Spirituskartells, Josef Kranz, nach Prag, um über Kohlelieferungen zu verhandeln. Seine Verhandlungen fanden im Vertrag vom 11. Dezember 1918 ihren Niederschlag. In der sechsmonatigen Geltungsdauer verpflichtete sich die ČSR zur monatlichen Lieferung von 218.650 t Kohle. Deutschösterreich hatte dafür sofortige Leistungen in Form von Demobilisierungsgütern, wie Sprengstoff, Förderseile, Feldbahnen und Lastfahrzeuge sowie mittelfristige Kompensationen zu erbringen. Diese bestanden aus Magnesit, Metallen, Stahl, Rotationspapier und Donauflussschiffen. Den Abschluss des Vertrags machte Prag vom Verzicht Deutschösterreichs auf die deutschböhmischen Provinzen, die Sudetenländer, abhängig. Immerhin, der Anfang einer Begegnung war gemacht.

Am 19. Mai 1919 lockerte sich das gespannte Verhältnis weiter, als der österreichische Bevollmächtigte und spätere Gesandte in Prag, Ferdinand Marek, und der tschechoslowakische Handelsminister Stránský einen Konsens fanden: *„Jahrhunderte lange Verbindungen lassen sich nicht mit einem Schlage lösen."* Zu viele Fäden – vor allem wirtschaftliche – verbanden die Länder. Deutschösterreichs Wirtschaft – keinesfalls lebensunfähig,

wie Gegner der Eigenstaatlichkeit immer wieder behaupteten, litt zwar unter der erzwungenen Trennung von ihren Rohstoffquellen, die in den Nachfolgeländern lagen, aber gleichzeitig fehlte diesen der österreichische Absatzmarkt.

Die Entente hatte die Folgen ihres Gewaltaktes nicht ausreichend bedacht und versuchte zu kleistern, was sie zerbrochen hatte: Im Vertrag von Saint-Germain verpflichtete der Artikel 224 die ČSR, Österreich drei Jahre lang mit Kohle zu versorgen, und Artikel 222 regte den Abschluss von Handelsabkommen mit Präferenzklauseln zwischen den beiden Staaten an.

Vordringlich für Österreich aber war die Stabilisierung der Währung und der öffentlichen Finanzen, an die sich, auf der Woge einer Nachkriegskonjunktur reitend, die sozialdemokratisch-christlichsoziale Koalitionsregierung nicht heranwagte, um die Arbeiter durch radikale Sparmaßnahmen nicht in die Arme der Kommunisten zu treiben oder die Exportindustrie konkurrenzunfähig zu machen.

Politische Vorsicht war zweifellos geboten, die Rätediktaturen in Ungarn und München warteten darauf, die deutschösterreichische Arbeiterschaft an sich zu ziehen. Als beide Experimente scheiterten, war der Weg zur Währungssanierung frei, doch da drehte sich die Lohn-Preis-Spirale bereits rasant und ließ für eine Budgetkonsolidierung nur noch die Kombination konsequenten Sparens und die Aufnahme von Krediten zu.

Für Auslandsanleihen waren der Alliierte Oberste Rat, die Reparationskommission und ein Finanzkomitee des Völkerbundes zuständig, ein Expertengremium, das nach der Brüsseler internationalen Finanzkonferenz im September/Oktober 1920 gebildet worden war. In diesem Komitee hatte die ČSR Sitz und Stimme.

Hinter den Kulissen wirkte also der tschechoslowakische Außenminister Edvard Beneš als Informant und Mittler zwischen Entente und Donauraum. Über ihn liefen die Kontakte zu den westlichen Geldmärkten. Um an sie zu gelangen, mussten die Kanzler Mayr, Schober und Seipel in Prag vorstellig werden und den Sudetendeutschen abschwören. Litt Österreich unter Kapitalnot, stand die ČSR unter anderen Zwängen. Die Euphorie der Gewinnung der Souveränität war verflogen, doch die nationale Emanzipation stellte sich nicht ein. Die kleine tschechische Nation musste nicht nur gegen einen ungarischen Revisionismus ankämpfen, sie war geografisch zwischen zwei deutschen Staaten eingeklemmt, die eine Vereinigung anstrebten und durch eine starke Minderheit im Land vertreten waren. Prag hielt Ausschau nach Partnern, die das noch vorhandene Trauma deutscher Vorherrschaft beseitigen helfen sollten.



Die Kooperation mit Paris war eine erste Option, die Spange mit Belgrad und Bukarest im Bündnis der »Kleinen Entente« neutralisierte Ungarn, stellte aber kein Gegengewicht zu Deutschland einerseits und Ungarn-Italien andererseits her, solange Österreich einen hochgradigen Unsicherheitsfaktor darstellte.

Karel Kramář, Vorkämpfer der tschechischen Nationalbewegung, sah 1920 den großdeutschen Wiederaufbruch voraus: *„Die Deutschen werden sich niemals mit dem aussöhnen, was geschehen ist. […] Weil ich so tief national bin, muss ich ganz aufrichtig sagen, dass ich es von den Deutschen nicht begreifen und darin ein Unrecht erblicken würde, wollte ich verlangen, dass sie vergessen und sich damit aussöhnen. Das tut keine selbstbewusste Nation, wenn sie sieht, dass überhaupt eine Möglichkeit besteht, sich zu helfen. Ich bin fest überzeugt […], sobald einmal die deutsche Fanfare ertönen wird, werden sich alle Deutschen erheben, bei uns, in Österreich, in Deutschland. Das ist klar. Damit müssen wir rechnen […].“*

Für den Preis der gesellschaftspolitischen und wirtschaftlichen Stabilität Österreichs, um der Anschlussbewegung zu begegnen, die kommunistische Gefahr zu begrenzen und das System der Pariser Vorortverträge zu konsolidieren, schlug Beneš einen österreichfreundlichen Kurs ein.

In kurzen Abständen traf er sich mit Schober (Hallstatt am 10. August 1921, Hainburg am 23. September 1921, Lana am 15./16. Dezember 1921), um *„finanzielle Liquidationsfragen zwischen beiden Republiken“* zu Ende zu bringen und den Grundstein für ein »Mitteleuropäisches Sicherheitssystem« zu legen. Ein drittes Treffen auf Schloss Lana in Böhmen, am 8. Februar 1922, stand bereits am Beginn tschechoslowakisch-österreichischer Kreditgeschäfte. Beide Staaten unterzeichneten die nach dem damaligen Finanzminister Alfred Gürtler benannte »Gürtler-Anleihe«, die Österreich einen Kredit von 500 Millionen Tschechenkronen zusicherte. Gewiss, der Kredit diente dem Ankauf von Industriegütern, Kohle und Zucker aus der ČSR, und ein kleinerer Teil der Abtragung von Schulden der österreichischen Bahnen bei den tschechoslowakischen. Dennoch, ein Wirtschaftsbündnis stand in Sicht.

Dagegen liefen die österreichischen Deutschnationalen Sturm. Sie nannten Schober einen Verräter, am 24. Mai demissionierte er. Aus einer möglichen Vertiefung der österreichisch-tschechischen Zusammenarbeit wurde nichts.

Das Deutschtum in den Ländern der Böhmischen (Wenzels-)Krone (Böhmen, Mähren Schlesien), der Heimat der Sudetendeutschen, nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1930 (oben).

Ein verhängnisvoller Entschluss



Mit dem Zusammenbruch der Rätediktaturen in Ungarn und München war die Gefahr des kommunistischen Vordringens in Mitteleuropa vorerst gebannt. Das Selbstvertrauen der Bürgerlichen stieg wieder. Die Sozialdemokratie hingegen, die den Regierungskurs bestimmt hatte, stand unter großem Druck des linken Flügels der Volkswehr und einer krisenhaften Entwicklung im Unteroffiziersverband. Zusätzlich belasteten der unaufhaltsame Währungsverfall und die steigende Arbeitslosigkeit die SDAPÖ. Jene Kräfte der Christlichsozialen, die einen Regierungsweg ohne Sozialdemokraten gehen wollten, bekamen Aufwind, die Regierungskoalition stand vor dem Zerbrechen.

Die Vernunft des November 1918, Probleme der Zukunft gemeinsam zu meistern, verließ 1919/20 beide Parteien: die Christlichsozialen, die die Zeichen der Zeit nicht verstanden, vor allem die Rechte der Arbeiterschaft nicht anerkennen wollten, und die Sozialdemokraten, die merkten, dass die von ihnen beschworene Revolution nun doch nicht stattfand. Ende 1919 dachten prominente sozialdemokratische Parteitheoretiker über den Sinn der bestehenden Koalition nach: *„Es wird wohl kaum einen Sozialdemokraten geben, der die gegenwärtige Lage der Sozialdemokratie in Deutschösterreich erquicklich fände, wohl aber viele, denen sie unerträglich scheinen wird. Nichts natürlicher also, als dass man darüber nachzudenken beginnt, ob dieser zweideutigen, peinlichen und auch nicht ungefährlichen Lage ein Ende gemacht werden könnte, ob es nicht möglich wäre, uns aus einer Situation zu befreien, die der Sozialdemokratischen Partei nur Nachteile bringt, den Gegnern, und zwar allen, sogar auch denen, die mitregieren, also das volle Maß der Verantwortung zu tragen hätten, alle Vorteile zuwendet“*, schreibt im Dezember 1919 Friedrich Austerlitz im »Kampf«, dem theoretischen Organ der Sozialdemokratie.

Gedanken über die Koalition machte sich auch der Obmann der christlichsozialen Reichsparteileitung, Leopold Kunschak.

Kunschak erinnert sich 1934, dass er mancher innerparteilichen Kritik standhalten musste, weil er *„an dem Tisch des Herrn Seitz eine Schale Tee getrunken habe“*. Kunschak erklärte im Frühjahr 1920, *„dass die Koalition, im Volke bereits lange entwurzelt, nun auch auf parlamentarischem Boden ernstlich ins Wanken gekommen sei, dass er aber den Zeitpunkt für den Zusammenbruch der Nationalversammlung noch nicht für gekommen erachte“*, berichtet die bürgerliche »Reichspost« am 11. Juni 1920 in einer Rückschau. Denn tags zuvor, am 10. Juni 1920, war die »Strindberg'sche Ehe«, wie die »Neue Freie Presse« die Koalition nannte, schon zerbrochen und die fruchtbare Zusammenarbeit der beiden Großparteien unrühmlich zu Ende gegangen.

Dass die Bindung der ungleichen Partner schon Risse hatte, legt der Anlass des endgültigen Bruchs offen, der zu anderen Zeiten ohne viel Aufhebens gekittet worden wäre. Die großdeutsche Opposition hatte den Staatssekretär für das Heerwesen, Julius Deutsch, und dessen Erlass vom 25. Mai kritisiert, der die Soldatenräte zur Mitwirkung bei dienstlichen Handlungen berechtigte. Die Großdeutschen orteten eine Kompetenzüberschreitung und forderten einen Regierungsbeschluss.

Deutsch war jedoch gar nicht der Verfasser des Erlasses. Diesen hatte der sozialdemokratische Abgeordnete und Zivilkommissär im Staatsamt für Heerwesen, Karl Leuthner, verfasst. In einer hitzigen Debatte über Für und Wider, behauptete Leuthner, Kunschak und der Großdeutsche Beschwerdeführer Sepp Straffner hätten den Bestimmungen des Wehrgesetzes über die Vertrauensmänner nur unter dem Druck der Sozialdemokraten zugestimmt.

Kunschak fühlte sich in seiner Entscheidungsfreiheit angegriffen und konterte: *„Wenn Sie aber wirklich und ernstlich glauben, dass wir als zweite Koalitionspartei unsere Entscheidungen nach Ihrem Kommando zu treffen haben, so sprechen Sie es offen aus, dann hat mit dieser Stunde die Koalition aufgehört.“*

Kunschaks Androhung löste bei den Christlichsozialen und den – zunächst überraschten – Sozialdemokraten spontanen Beifall aus.

Staatskanzler Renner ahnte Schlimmes. Er eilte mit dem christlichsozialen Vizekanzler Jodok Fink und dessen Parteikollegen Richard Weis-

Das Kabinett Renner III. (17. Oktober 1919 bis 11. Juni 1920) stand am Ende der zweiten und letzten sozialdemokratisch-christlichsozialen Koalitionsregierung der Ersten Republik (links oben). – Am 29. November 1920 bildete der christlichsoziale Michael Mayr (oben) eine »Monocolore« Regierung aus Christlichsozialen und Beamten. – Mehr aus Frust über die unerwartete



kirchner zu Friedrich Adler und Otto Bauer. Ob die Sozialdemokraten den Äußerungen Leuthners zustimmten, wollten sie wissen. Adler und Bauer erklärten übereinstimmend, die Partei identifiziere sich mit Leuthners Meinung nicht. Damit schien der Vorfall bereinigt.

Otto Bauers Kurzschlusshandlung

Gegen Mitternacht traf in der sozialdemokratischen Parteizentrale in Wien die Nachricht vom Rücktritt ihrer Fraktion sowohl im steirischen Landtag als auch in der Grazer Stadtverwaltung ein. Der plötzliche Rücktritt war eine Reaktion auf ein hartes Eingreifen der Gendarmerie in Graz, die am 7. Juni auf Hausfrauen das Feuer eröffnet hatte, die gegen Wucher und Preistreiberei demonstrierten. Bei dem »Kirschenrummel« waren zwölf Menschen ums Leben gekommen. Nun beschloss die Parteileitung, die Regierungskoalition aufzukündigen. Bauer und Adler erklärten, ihr Gespräch mit Fink und Weiskirchner – Renner erwähnten sie nicht – wäre von den Christlichsozialen unrichtig wiedergegeben.

Tatsächlich war die Entscheidung, die Koalition zu verlassen, schon in der Sitzung des Verbandes sozialdemokratischer Abgeordneter am 18. Mai 1920 gefallen. In ihr hatte Otto Bauer erklärt, der Austritt sei notwendig, weil *„die Position der Sozialdemokratie in der Regierung ziemlich schwach geworden"* sei.

Karl Renner hatte Otto Bauer damals zwar beigepflichtet, aber auch darauf hingewiesen, dass die Partei mit der Aufkündigung der Koalition alle Macht aus den Händen geben würde, Bauer aber hatte sich duchgesetzt.

Hinter dem Rückzug aus der Regierung stand die marxistische Ideologie, die eine Zusammenarbeit mit bürgerlichen Parteien aus prinzipiellen Gründen ablehnte, aber auch wirtschaftliche Erwägungen: Der wirtschaftliche Zusammenbruch der Republik schien unvermeidbar, nachdem die Siegermächte den Anschluss an Deutschland verboten hatten und wertvolle Wirtschaftsgebiete – Südtirol, Böhmen – verloren gegangen waren.

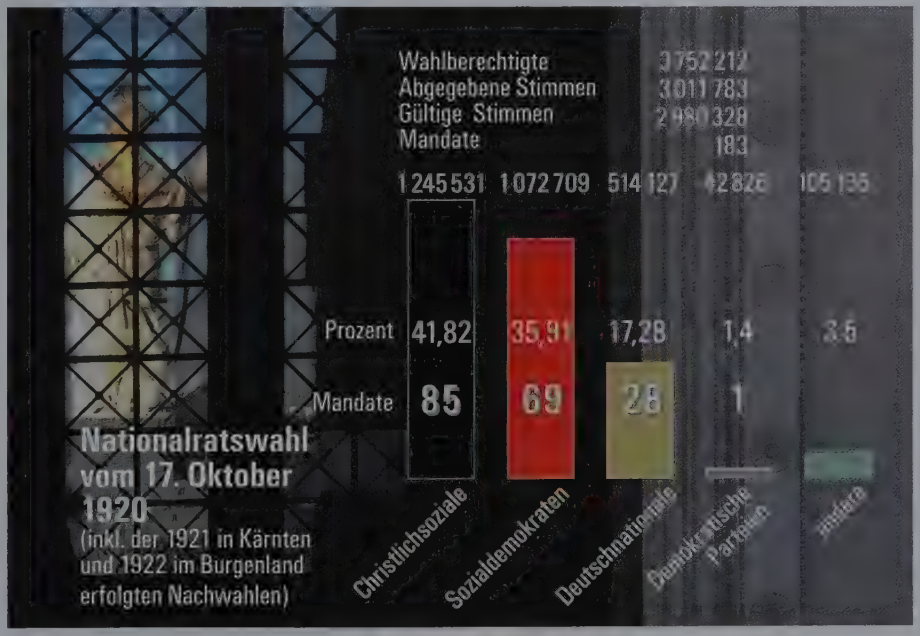
Der Austritt aus der Koalition gab den Sozialdemokraten das Gefühl der Erleichterung, die ökonomische Verantwortung nicht mehr mittragen zu müssen. Den Preis für die Entscheidung bezahlte die Sozialdemokratie mit dem Untergang des von ihr entwickelten Austromarxismus.

Am Dogmatismus Bauers, seinem starren Festhalten am einmal eingeschlagenen Kurs und am Gewicht seiner Persönlichkeit kam in seiner Partei niemand vorbei.

Eine der verhängnisvollsten Folgen der freiwilligen Aufgabe des Mitregierens zeigte sich schon 1922: Die Sozialdemokratie verlor ihren Einfluss auf das Heer. Die Volkswehr wurde umbenannt, an ihre Stelle trat das Bundesheer.

Der christlichsoziale Heeresminister Karl Vaugoin ersetzte systematisch alle in der Ära Deutsch angeworbenen sozialdemokratischen Mannschaften durch konservative, zum Teil monarchistisch orientierte Kräfte, und formte aus einer »Volksarmee« ein Heer, das auf Befehl die Waffen auch gegen das eigene Volk richten wird. Die Entwicklung war um so bedenklicher, als Heimwehrorganisationen gegenüber der Sozialdemokratie und den demokratischen Spielregeln eine antagonistische Haltung einnahmen. Steiermärkische, Salzburger und Tiroler Verbände gaben sich besonders demokratiefeindlich. Der Rechtsanwalt und von 1919 bis 1924 amtierende, stellvertretende steirische Landeshauptmann Jakob Ahrer und der Großagrarier Ernst Rüdiger Fürst von Starhemberg waren aufs engste mit ihnen verbunden. Ahrer gewann die Großindustrie als Geldgeber für die Organisationen, Starhemberg wird später mit Hilfe der reaktionären und separatistischen bayerischen Organisation »Orgesch« große Waffenmengen aus Bayern nach Tirol und Salzburg zur Bewaffnung der Heimwehren schmuggeln. Da von den Anrainerstaaten keine Bedrohung mehr ausging, nahmen die Wehren den Charakter von Privatarmeen an, die insgeheim den Interessen von Großindustriellen und Großgrundbesitzern dienten.

Die Ohnmacht der Sozialdemokratie, wirksam in das politische Geschehen einzugreifen, wurde offenkundig. Ihre Interpellationen in den Landtagen und im Nationalrat blieben wirkungslos. Ins Machtvakuum drängten die Heimwehren, die mehr und mehr zu Steigbügelhaltern der vom italienischen Faschismus inspirierten »Austrofaschisten« wurden. Mit der Aufkündigung der sozialdemokratisch-christlichsozialen Koalition am 10. Juni 1920 begann der Weg der Ersten Republik in eine verhängnisvolle Zukunft.



Wahlniederlage (unten rechts) als aus Sachverstand gingen die Sozialdemokraten 1920 in die Opposition und überließen den Bürgerlichen das Regieren.

Mühsamer Kompromiss

Als 1918 einer der drei Eckpfeiler, auf denen die Österreichisch-Ungarische Monarchie ruhte, die Armee, wegbrach und die Dynastie in die Zentrifugalkräfte nationalstaatlicher Egoismen geriet, stürzte das habsburgische Haus in sich zusammen.

Die zweite Stütze, die Kirche, verlor ihr Dach und sah sich nach einem neuen um, nur die dritte, die Beamtenschaft, hielt stand und bildete Fundament und Gerüst für die Mauern des neuen Staates, die allmählich in die Höhe wuchsen.

Auf diesen »Rohbau«, der noch nicht einmal einen international anerkannten Namen besaß, legten die Staatsdiener am 1. November 1918 ihren Eid ab: *„Deutschösterreich ihr gesamtes Wissen, ihre Tat- und Geisteskraft vorbehaltlos hinzugeben und den von der Nationalversammlung beschlossenen Gesetzen zu gehorchen."* Eine Gehorsamspflicht, die sich nach dem 12. November 1918 auf die von der Nationalversammlung beschlossene republikanische Staatsform übertrug. Gewissensnöte über den Wechsel von einem System zum anderen plagten wohl den einen oder anderen: *„Der Sektionschef der Kabinettskanzlei, Geheimer Rat Dr.* Ottokar Mikes *hat sich getötet, nach hinterlassenen Briefen aus Schmerz über Österreichs Zusammenbruch"*, berichtet das »Interessante Blatt« im November 1918. Eine Loyalität, die niemand mehr würdigte.

Die Masse der Beamten brachte dem neuen Staat wohl keine Sympathie entgegen, aber notgedrungen ergaben sie sich in der Rolle des »Vernunftrepublikaners« und machten sich unentbehrlich. Eine bittere Erfahrung holte sie ein, als ihr Arbeit- und Brotgeber, der Staat, in den wirtschaftlichen Ruin schlitterte. Nun galt auch die zynische Bemerkung nicht mehr, dass ein Beamter zwar nichts bekommt, das aber sicher, denn auch für das »Nichts« gab es keine Garantie mehr.

Zunächst kam die übernommene Ministerialbürokratie ihren Verpflichtungen nach. Viele Spitzenbeamte der Monarchie behielten ihre Positionen oder stiegen in der Hierarchie sogar weiter auf. Allmählich aber mussten Einsparungen an Personal und Abteilungen vorgenommen und die Ressorts der neuen Größe des klein gewordenen Staats angepasst werden. Die vierzehn Ministerien der Monarchie schmolzen auf zehn Staatssekretariate, die neue Kompetenzen erhielten.

Manche Reduktion diente eher der Optik als der Einsparung. Neue Abteilungen machten sie zunichte, da sie für schwierige Aufgaben einfach mehr Personal anforderten. Besonders die Administration der neuen Sozialgesetzgebung weitete den Beamtenstab gehörig aus, da ihn sowohl die Wiener Zentrale als auch die Verwaltungszentren in der Provinz benötigten. Dem schoben die »Genfer Protokolle«, ein von ausländischen Kreditgebern diktierter Maßnahmenkatalog zur Sanierung der österreichischen Wirtschaft, einen Riegel vor. Mit einem Federstrich wurde im März 1925 die Zahl der öffentlich Bediensteten um rund 73.000 verringert. Der Abbau, der alle Dienstnehmer, die das 54. Lebensjahr erreicht und das 30. Dienstjahr vollendet hatten, in die Pension entließ, erschütterte die Loyalität der Beamten zum Staat. Sie wurden ein Hort der nationalsozialistischen Bewegung. Bei den Gemeinderatswahlen von 1932 bildeten sie in Orten über 5.000 Einwohnern mit rund 43 % die größte soziale Gruppe, die der NSDAP die Stimme gab. Bei den Landtagswahlen desselben Jahres waren es 35 %. Nach dem Anschluss klang die Begeisterung ab. 1938 waren 7,7 % der öffentlich Bediensteten NSDAP-Mitglieder, auf dem Höhepunkt der militärischen Erfolge, 1941, waren es 38 %.

Mit der Errichtung des autoritären Staats 1933 legten die Beamten zum dritten Mal innerhalb kurzer Zeit den Diensteid auf ein neues Regime ab.

1938 hatten sie dann darin schon Übung; sich Gedanken zu machen, welchem Herrn sie nun dienen müssten, war irrelevant geworden. Genauso selbstverständlich traten sie von der verpflichtenden Zugehörigkeit zur Einheitspartei der »Vaterländischen Front« in die neue Einheitspartei NSDAP über. Hatten sich ihr doch schon viele, vorwiegend der unteren und mittleren Ebene angehörende Beamte, in der »Verbotszeit« illegal verschrieben.



Basis eines jeden staatlichen Gemeinwesens ist das Grundgesetz. Bis zum Zustandekommen der Verfassung der Ersten Republik kam den zwischen November 1918 und März 1919 gefassten Beschlüssen, Entscheidungen und Gesetzen nur provisorischer Charakter zu, dem die eigentliche rechtliche Grundlage noch fehlte.

Die Wahl zur Verfassung gebenden Nationalversammlung am 16. Februar 1919 war der erste wichtige Schritt zur Erstellung einer Verfassung.

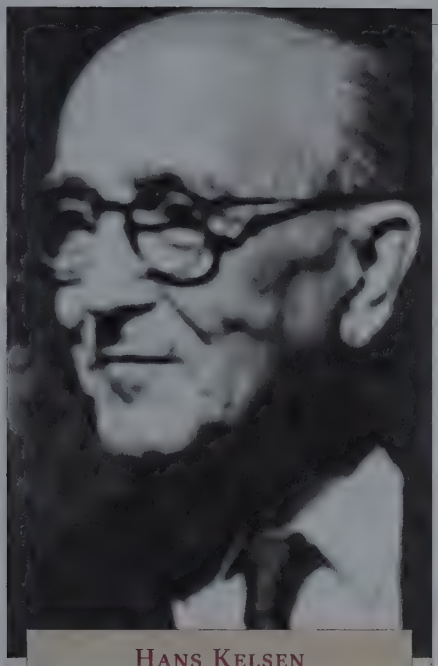
Die Sozialdemokraten verbuchten eine relative Mehrheit, so dass der »Verband der sozialdemokratischen Abgeordneten« sich ermächtigt fühlte, ein »Aktionsprogramm« zu erarbeiten, das Richtlinien für das künftige Staatsgrundgesetz enthielt: Sicherung einer republikanischen Verfassung; das Einkammersystem; das Volk als Souverän, das mit einem allgemeinem und gleichem Verhältniswahlrecht seine Regierung wählte. Diese besaß keinen Staatsrat mehr und kein Staatsoberhaupt. Die Verwaltung war zu demokratisieren; wichtige Gesetze sollten durch Volksabstimmung beschlossen werden; der Bund hatte in der Wirtschafts- und Sozialgesetzgebung sowie in der Landesverteidigung zu entscheiden.

Zentralisten und Föderalisten im Streit

Einige Punkte des Programms lehnte Staatskanzler Karl Renner ab. Um ein parteiinternes Gerangel zu vermeiden, beauftragte er im November 1918 den Universitätsprofessor für Staatsrecht und Rechtsphilosophie an der Universität Wien, Hans Kelsen, mit der Erarbeitung eines Verfassungsentwurfs.

Parallel dazu formulierten auch die Christlichsozialen unter der Federführung ihres späteren Obmanns Ignaz Seipel ein Verfassungsgesetz. Im Gegensatz zu den Sozialdemokraten legten sie den Schwerpunkt ihres Gesetzes auf eine große Eigenständigkeit der Länder: *„Den Ländern und eventuell der Landeshauptstadt Wien* [Wien war zwar Hauptstadt, aber nicht Bundesland, sondern eine niederösterreichische Gemeinde; Anm.] *muss die Selbständigkeit der Gesetzgebung und Verwaltung gewahrt werden. Die Länder untereinander sind gleichberechtigt"*, forderten die Christlichsozialen. Die übrigen Punkte glichen jenen des sozialdemo-

»Das interessante Blatt« vom 7. November 1918 bringt einen Nachruf: Selbstmord wegen Österreichs Zusammenbruch: Der Sektionschef der Kabinettskanzlei, Geheimer Rat Dr. Ottokar



Hans Kelsen

Hans Kelsen (* 11. Oktober 1881 in Prag; † 19. April 1973 in Berkeley/Kalifornien, USA) gilt als einer der bedeutendsten Juristen des 20. Jahrhunderts. Mit Georg Jellinek und dem Ungarn Felix Somlo gehört er zur Gruppe der österreichischen Rechtspositivisten.

1917 wurde Hans Kelsen ao. Professor in Wien, ab 1919 Ordinarius. Im Ersten Weltkrieg plante er unter dem letzten k. u. k. Kriegsminister, Rudolf von Stöger-Steiner, die Umgestaltung der Monarchie in eine Personalunion. In der Ersten Republik übertrug ihm im März 1919 Staatskanzler Renner die Ausarbeitung einer neuen Verfassung. Das Bundesverfassungsgesetz vom 1. Oktober 1920 gestaltete Kelsen maßgeblich mit. Der Vorwurf der Nähe zur Sozialdemokratischen Partei ist ungerechtfertigt.

Der föderalistische Charakter der Verfassung wird durch ein Zweikammernsystem – einen durch allgemeine Wahl ermittelten Nationalrat und eine aus Ländervertretungen zusammengesetzten Bundesrat – bestimmt. Ursprünglich wollten die Christlichsozialen in allen Ländern die gleiche Anzahl von Stimmen gewähren. Die Sozialdemokraten überzeugten schließlich mit einer der Bevölkerung der einzelnen Länder entsprechenden Vertretung. Staatsoberhaupt sollte ein von National- und Bundesrat gewählter Bundespräsident sein, dem nur repräsentative Aufgaben zukamen.

Demokratie: *„Demokratie ist die jenige Staatsform, die sich am wenigsten gegen ihre Gegner wehrt. Es scheint ihr tragisches Schicksal zu sein, dass sie auch ihren ärgsten Feind an ihrer eigenen Brust nähren muss“* (zit. nach Hans Kelsen).

kratischen Aktionsprogramms. Innerhalb der nun fixierten Standpunkte beider Lager bewegten sich in den nächsten eineinhalb Jahren die Verhandlungen. Sie arteten zeitweilig zu einem erbitterten Ringen zwischen Befürwortern und Gegnern des zentralistischen bzw. föderalistischen Staatsgedankens aus. Im September 1919 legten Kelsen und seine Berater fünf Verfassungsentwürfe den Politikern zur Begutachtung vor.

Bei der Bildung des Kabinetts Renner III. am 17. Oktober 1919 erreichten die Christlichsozialen die Ernennung des Innsbruckers Universitätsprofessors Michael Mayr zum Staatssekretär für Verfassungs- und Verwaltungsreform. Mayr fiel die Aufgabe zu, seinen Tiroler und Salzburger Parteifreunden ihre Verfassungsentwürfe aus- und den anderen Ländern eine gesamtstaatliche Verfassung einzureden.

Obwohl Mayr taktisches Geschick und große Sachkompetenz bewies, konnte er die Kluft zwischen Wien, den Ländern und den Parteien nicht schließen. Die Konservativen forderten nach wie vor eine starke Länderkammer unter ihrer politischen Führung und einen mit weitreichenden Kompetenzen ausgestatteten Bundespräsidenten, die Sozialdemokraten stemmten sich dagegen.

Ein Unterausschuss, dem Renner, Vizekanzler Jodok Fink, Mayr und Kelsen angehörten, erarbeitete schließlich den »Renner-Mayr-Entwurf«, und stellten ihn am 8. Juli 1920 vor.

Offen blieben das Grund- und Freiheitsrecht, das an der Spitze der Verfassung stehen sollte.

Mittlerweile hatte das Verhandlungsklima der Parteien den Nullpunkt erreicht. Am 10. Juni 1920 kündigten die Sozialdemokraten die Koalition auf. Ungeachtet dessen musste das Staatsgrundgesetz aus der Taufe gehoben werden. Beide Parteien legten daher ihre Verfassungsentwürfe der Nationalversammlung zur Begutachtung vor.

Immerhin herrschte zwischen den Parteien so viel Einsicht, dass sie einen parlamentarischen Verfassungsunterausschuss mit der weiteren Bearbeitung des Grundgesetzes beauftragten. Ihm standen Otto Bauer als Obmann und Ignaz Seipel als Vizeobmann vor.

Von Juristen der Staatskanzlei unterstützt, reifte das Werk in achtzehn Sitzungen zwischen dem 11. Juli und 23. September 1920, so dass es der Nationalversammlung zur Beschlussfassung vorgelegt werden konnte. Ungelöst blieben nach wie vor Fragen zu Grund- und Freiheitsrechten, zu denen die von den Sozialdemokraten geforderte Demokratisierung der Verwaltung auf Gemeinde-, Bezirks- und Länderebene hinzukam.

Nach dreitägiger Debatte fand das Verfassungswerk am 1. Oktober 1920 als »Bundesverfassungsgesetz« im Parlament einstimmige Annahme. Am 10. November 1920 trat es in Kraft.

Die Kompromisslösung fiel für beide Parteien weitgehend zufriedenstellend aus: Die Sozialdemokraten hatten sich in der Sache behauptet, die Christlichsozialen in der Form.

Von staatstragender Bedeutung war die formale Sicherung der bundesstaatlichen Einheit Österreichs, denn die große Zerreißprobe durch die separatistischen Bewegungen der Bundesländer kam noch auf Österreich zu.

Das Bundesverfassungsgesetz folgt den Grundsätzen des demokratischen (Artikel 1), des bundesstaatlichen (Art. 2) und des rechtsstaatlichen (Art. 18) Prinzips.

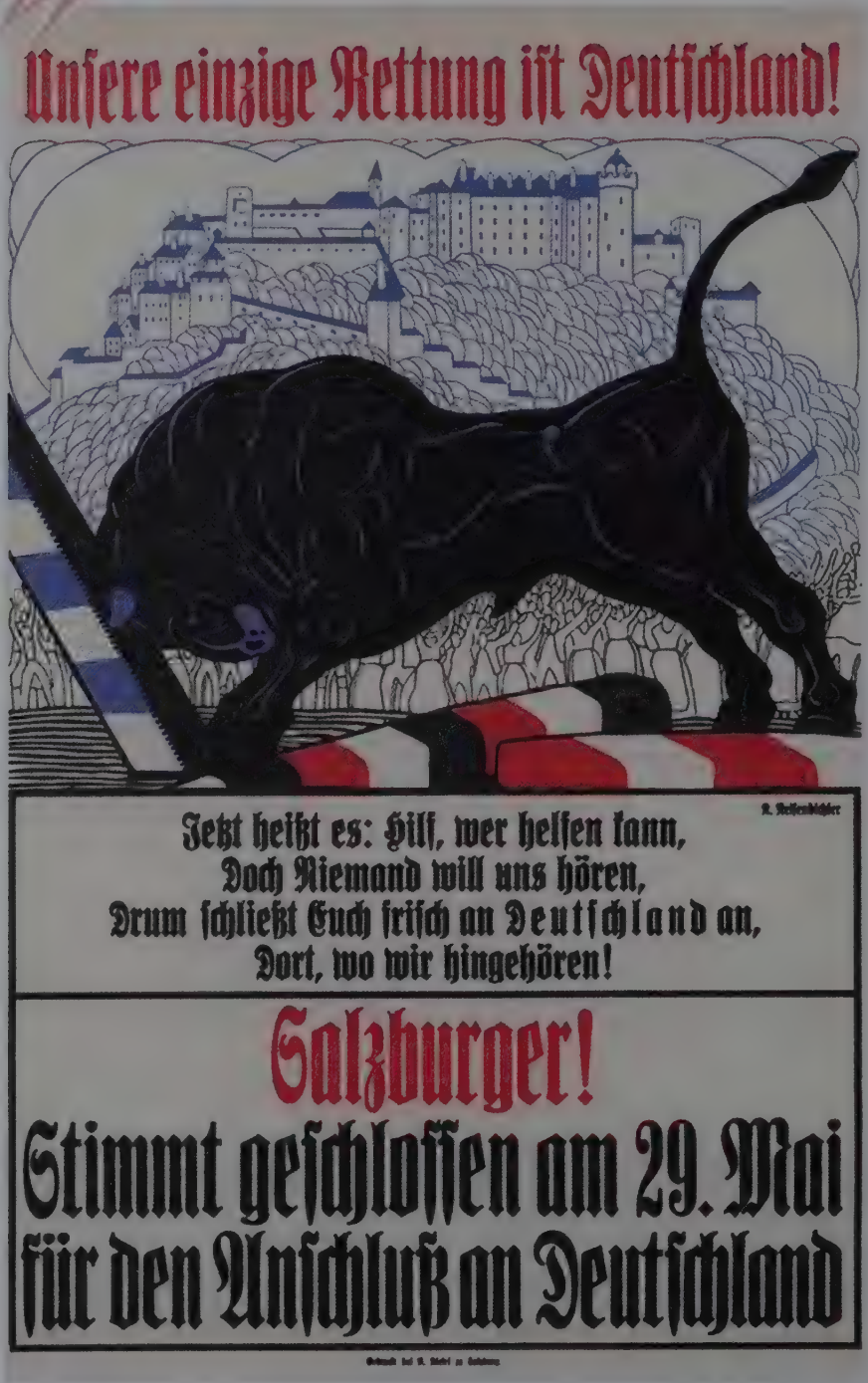
Es umfasst sieben Hauptstücke, die unter anderem die Aufteilung der Staatsfunktionen auf Gesamtstaat und Gliedstaaten, Gesetzgebung und Vollziehung des Bundes und der Länder, die Rechnungskontrolle und die Gerichtsbarkeit regeln.

In den Jahren 1920, 1922 und 1925 überarbeitet, erfuhr die Verfassung 1929 erhebliche Korrekturen. Die wichtigste war die Anhebung der Bedeutung des Bundespräsidenten, der nun das Parlament auflösen, die Regierung ernennen und entlassen, sowie auf Vorschlag des Nationalrats, des Bundesrats bzw. der Bundesregierung Richter des Obersten Verwaltungs- und Verfassungsgerichtshofs bestellen durfte. Der Bundespräsident erhielt den Oberbefehl über das Heer und die Befugnis, Notverordnungen zu erlassen, und er sollte vom Volk gewählt werden. Diese Volkswahl kam im Österreich der Zwischenkriegszeit nicht mehr zur Anwendung. Die Bundespräsidenten wurden von den Abgeordneten des Nationalrats gewählt.

Am 1. Oktober 1920 berichtet die »Reichspost«: „Das Verfassungswerk – erledigt“. Der Artikel weist besonders darauf hin, dass *„die Stellung des Burgenlandes im Bunde eine neue Definition“* erhielt, *„indem es sofort als Gliedstaat angeführt wird. das über seine Stellung im Bunde selbst entscheiden soll“*. Diesem Abschnitt der Verfassung kam große Bedeutung zu. Das Burgenland hieß im normalen Sprachgebrauch noch »West-Ungarn«, um das politisch und mit der Waffe gekämpft wurde. Die Grenzen lagen noch nicht fest, und der von der Tschechoslowakei geplante Korridor nach Jugoslawien, über burgenländisches Gebiet, war noch nicht vom Tisch, dem Separatismus der Bundesländer sollte massiv entgegengetreten werden. Diesem Zwecke diente die föderale Stellung, die ihnen die Verfassung einräumte, und die bis heute erhalten blieb.

Mikes (links), hat sich getötet, nach hinterlassenen Briefen aus Schmerz über Österreichs Zusammenbruch. Die Mehrzahl der Beamten nahm den Umsturz als Gegebenheit hin.

Los von Wien



Das größte Gemeinsame, das die Koalition zwischen 1918 und 1920 hervorgebracht hat, war zweifellos – neben der Sozialgesetzgebung – die Verfassung von 1920. Sie war im Wesentlichen vor dem Zerbrechen der Koalition abgeschlossen. Die Verfassungsfragen, die nach Ferdinand Lassalle und Hans Kelsen auch Machtfragen sind, waren also noch in einer Zeit der Zusammenarbeit beantwortet worden. Und obwohl die neue Verfassung den Einheitsstaat postulierte, gleichzeitig aber den Ländern gewisse föderale Rechte gewährte, versuchten diese stärker denn je, von Wien loszukommen und sich ausländischen Nachbarn anzuschließen.

Am selben Tag, an dem in Wien die zweite Koalitionsregierung der beiden Großparteien stürzte, behandelte der Salzburger Landtag den Antrag des Landratsabgeordneten Christoph.

Dieser forderte, der Landesrat möge den Anschluss des Landes Salzburg an Bayern bzw. Deutschland *„auf das Energischeste betreiben“*. Dem Separatismus der fremdsprachigen Kronländer folgten nun die Bundesländer. Der Trend war so selbstverständlich, dass keiner der Politiker an der »Österreich-Flucht« Anstoß nahm.

Zum Antrag Christophs erklärte der sozialdemokratische Landeshauptmannstellvertreter Kurt Preussler, seine Partei sei entschieden gegen die Zerstückelung Österreichs durch den Sezessionismus einzelner Länder. Die Sozialdemokraten würden alles für den großdeutschen Gedanken einsetzen, aber *„nur über Leichen gehe der Weg zu einer süddeutschen Bauernrepublik, oder besser gesagt, zu einer süddeutschen Bauernmonarchie“*.

Der christlichsoziale Landeshauptmannstellvertreter Franz Rehrl bestätigte im Namen seiner Partei, dass die Deutschen in Österreich zum deutschen Gesamtvolk strebten. Ein Unterschied zwischen SDAPÖ und CP bestünde nur in der Wahl der Wege. Rehrl begründete das Misstrauen der Länder zu Wien: *„... man habe erst jetzt erfahren, dass nicht nur das Staatseigentum, sondern auch die Landesvermögen, die Landesfonds usw. Pfandobjekte des Friedensvertrages bilden“*, ohne die Zustimmung der Länder eingeholt zu haben. Damit gelangte der Antrag Christophs in zwei Teilen zur

„Unsere einzige Rettung ist Deutschland.“ Propaganda für die Abstimmung im Land Salzburg über den Anschluss an Deutschland am 29. Mai 1921. Das Plakat zeigt vor der Festung Hohensalzburg den „Salzburger Stier“, der Grenzpfähle mit den Farben Deutschlands, Österreichs und Bayerns niederreißt.

Abstimmung: Der Anschluss an Deutschland wurde einstimmig, der an Bayern gegen die Stimmen der Sozialdemokraten angenommen.

Ein völlig unnötiges Unterfangen, denn der Artikel 88 des Vertrags von St-Germain untersagte – in krauser Formulierung – jede Art des Anschlusses: Österreich habe *„sich jeder Handlung zu enthalten [...], die im Wege der Teilnahme an den Angelegenheiten einer anderen Macht seine Unabhängigkeit gefährden könnte"*. Das Anschlussverbot stand auf dem Papier, in die Köpfe der Politiker drang es nicht.

Die Anschlussbestrebungen liefen weiter, mehr in Österreich, weniger in Deutschland, nicht vordergründig, sondern hinter den politischen Kulissen. Nicht davon reden, dafür großzügig fördern und Österreich handeln lassen, lautete das deutsche Konzept. Über diplomatische Kanäle, Tarnorganisationen, Zeitungen, Wirtschafsunternehmen und Vereine liefen die Fäden, an denen unterschiedlichste Interessenten zogen.

Das »abtrünnige« Land

Eine Vorreiterrolle in der Anschlussbewegung der Bundesländer spielte Vorarlberg.

Am **13. November 1918** gründete der Lustenauer Lehrer Ferdinand Riedmann einen Ausschuss, der den Anschluss an die Schweiz vorbereiten sollte. In einer am **22. November** abgehaltenen Versammlung stimmten 70% der Anwesenden für das Zusammengehen. Fabrikanten und Unternehmer sprachen sich dagegen aus, kaufmännische Kreise votierten für eine Zollunion. Da der Schweizer Bundesrat politische, wirtschaftliche und religiöse Bedenken zeigte, schlossen Vorarlberger Befürworter des Anschlusses den Übertritt zu Württemberg oder Bayern nicht aus.



Eine aus 300 ehem. k.u.k. Offizieren bestehende Sondereinheit des Staatsamts für Heereswesen sollte 1919/20 dem regen Schmugglerwesen zwischen Vorarlberg und der Schweiz ein Ende bereiten. Dazu wurden entlang der Grenze zahlreiche Postenkommandos errichtet.

Angesichts einer gewaltigen Anschlusskampagne unter dem Motto »Helft euren Brüdern!« und »Brüder in Not!« signalisierte die Schweiz Gesprächsbereitschaft, stellte aber eine Volksabstimmung zur Aufnahme von Verhandlungen zur Bedingung. Diese fand am **11. Mai 1919** nicht den erhofften Zulauf. Immerhin bejahten 80 % der Wähler den Anschluss. Nun reagierte das Kabinett Renner und sprach der Vorarlberger Landesregierung das Recht ab, sich von Österreich loszusagen. Dies könne nur mit Zustimmung der Nationalversammlung erfolgen, klärte er auf. Da auch die Entente Einwände erhob – Clémenceau befürchtete Störungen des Völkergleichgewichts der Schweiz, vor allem Nachteile für die französische Sprachgruppe –, war das Thema vorerst erledigt.

Italiens Absicht, Tirol zu besetzen, rief jedoch Schweizer Militärs auf den Plan, die nun ihrerseits eine Annexion Vorarlbergs zur Sicherung der Schweizer Grenze erwogen. Das italienische Einlenken erübrigte die Schweizer Präventivmaßnahme, zudem **Ende Mai 1919** – als die Räte in Bayern die Oberhand gewannen – die Entente plötzlich ihre bislang anschlussfeindliche Haltung aufgab und die Empfehlung aussprach, Deutschösterreich möge die Abtretung Vorarlbergs mit der Schweiz vor dem Völkerbund verhandeln.

Am **9. Juni 1919** reiste der Vorarlberger Landeshauptmann **Otto Ender** zu Gesprächen nach Bern und wurde mit neuen Bedingungen konfrontiert: Die Wiener Regierung müsse zu allererst das Selbstbestimmungsrecht Vorarlbergs bestätigen. Wien wies die Forderung zurück. Solange sämtliche Vorbedingungen für das Ausscheiden Vorarlbergs, vor allem eine finanzielle Entschädigung, nicht geklärt seien, könne die gewünschte Bestätigung nicht gegeben werden.

Es schien, als wäre die Regierung **Renner** kompromissbereit. In Wirklichkeit aber vermutete sie, dass die Schweiz eine Aufnahme Vorarlbergs nicht ernsthaft erwog. Dies traf tatsächlich zu. Bern erteilte dem Anschlussgedanken am **10. August 1919** eine offizielle Absage. Der aus wirtschaftlichen Motiven betriebene Anschluss würde nicht ausreichen, um in der Bevölkerung ein Nationalbewusstsein für die Eidgenossenschaft zu erzeugen, lautete die Begründung.

Am **21. November 1919** überraschte der Schweizer Bundesrat **Felix Calonder** mit einer Rede, in der er auf die Bereitschaft der Eidgenossenschaft hinwies, dem Anschluss Vorarlbergs wegen der schlechten wirtschaftlichen Lage Österreichs, unter Umständen zuzustimmen.

Die Regierung Renner ging aufs Ganze. Sie erklärte, ein Ansuchen Vorarlbergs um Bewilligung eines Anschlusses an den Völkerbund weiterzuleiten. Der Vorarlberger Landtag beschloss am **5. Dezember** daher, die Anschlussbemühungen voranzutreiben.

Am selben Tag erfuhr Renner, dass Frankreich dem Vorarlberger Sezessionismus nicht zustimmen werde. Es befürchtete weitere Länderabspaltungen, die für die Existenz Österreichs gefährlich wären. Damit hatte Paris allen Anschlusstendenzen eine grundsätzliche Absage erteilt.

Eine aus ehemaligen k. u. k. Offizieren bestehende Sondereinheit des Staatsamtes für Heereswesen sollte ab 1918 das rege Schmugglerwesen zwischen Vorarlberg und der Schweiz über zahlreiche Postenkommandos und Außenstellen eindämmen (oben). Ursprünglich waren die verlässlichen Einheiten zur Eroberung von Deutsch-Westungarn, dem heutigen Burgenland, gedacht.

Zerreissprobe für Österreich



Parallel zur Pariser Protestnote regte sich nun auch in der Schweiz der Widerstand der französischen und der italienischen Bevölkerungsgruppe gegen eine Aufnahme Vorarlbergs. Das deutsche Volkstum würde übergewichtig werden, eine spätere Anschlussbewegung der deutschsprachigen Schweiz an das Deutsche Reich wäre deshalb nicht auszuschließen, lautete der allgemeine Tenor.

Der Vorarlberger Landesrat versuchte dennoch am 26. März 1920, durch ein Memorandum an den Völkerbund den Beitritt zur Schweiz zu erwirken. Bevor aber die Denkschrift dem Landesrat zur Beschlussfassung vorlag, war ein Jahr vergangen und der Völkerbund der Zuständigkeit entbunden: Österreich war am 16. Dezember 1920 als Mitglied aufgenommen worden. Das Memorandum musste deshalb an die Regierung in Wien gerichtet werden.

Mittlerweile befanden sich die Anschlussgegner in Vorarlberg – Deutschnationale und Sozialdemokraten – im Aufwind und der Anschlusswille flaute ab, in Sonderheit die politische Einbindung des Landes auf Bundesebene zunahm – der einfache Bauer **Jodok Fink**, aus dem Bregenzerwald, war in den höchsten Staatsgremien tätig –, damit stieg das Selbstwertgefühl der Vorarlberger.

War der Vorarlberger Separatismus aus wirtschaftlichem Egoismus geboren worden – die Bevölkerung befürchtete von Wien ausgeplündert und zu Reparationsleistungen verpflichtet zu werden –, so stand Tirol angesichts der Abtrennung Südtirols tatsächlich vor der Zerstörung seiner Existenz. Wien war machtlos und konnte keinen Schutz mehr bieten, wie die unangefochtene Besetzung Innsbrucks durch italienische Truppen am 23. November 1918 zeigte.

Dennoch bestätigte der Tiroler Nationalrat zwei Tage später die Zugehörigkeit des Landes zur Republik Deutschösterreich, *„vorbehaltlich der endgültigen Regelung der staatsrechtlichen Gestaltung des Landes"*.

Der drohende Verlust von »Welsch-Tirol« und die Lethargie der Christlichsozialen in Wien bewirkten bei den Christlichsozialen Tirols einen Gesinnungswandel: Sie sprachen sich für ein »Los vom roten Wien« aus und forderten für ihr Land das freie Selbstbestimmungsrecht.

Die Tiroler Sozialdemokraten hielten jedoch an Deutschösterreich fest, solange der Anschluss an ein sozialdemokratisches Deutsches Reich möglich erschien. Die Deutschnationalen schlossen sich ihnen an.

Vom separatistischen Gedanken beherrscht, richteten die Tiroler Landespolitiker am 1. Mai 1919 eine dringende Anfrage an die Regierung in Wien, ob sie einer »selbstständigen demokratischen Republik Tirol«, unter Beibehaltung des bestehenden gemeinsamen Rechts- und Wirtschaftswesens, zustimmen würde. **Renner** warnte Tirol vor dem Schritt, zeigte sich aber bereit, das Land aus der Republik zu entlassen, sollten die Alliierten die Einheit Tirols bewahren. Diese lehnten ab, da sie sich dem Londoner Vertrag von 1915, der Italien die Grenze am Brenner zugesagt hatte, verpflichtet fühlten. Die Tiroler Landesversammlung erklärte deshalb am 2. Mai 1919 das Land Tirol für selbstständig und zum neutralen Freistaat. Beim Verlust Südtirols wollte sich Nordtirol dem Deutschen Reich anschließen.

Am selben Tag, an dem Landeshauptmann **Otto Ender** in Bern über den Anschluss Vorarlbergs an die Schweiz verhandelte, am 9. Juni 1919, fassten der Abgeordnete **Sepp Straffner** aus Innsbruck und der Dritte Präsident der Nationalversammlung, der Linzer **Franz Dinghofer** – beide gehörten der Deutschnationalen Partei an –, den Beschluss, Tirol und Oberösterreich an das Deutsche Reich anzuschließen, sollte die Entente den Anschluss Deutschösterreichs an das Deutsche Reich nicht billigen.

In Tirol nahm mittlerweile schon eine Kommission zur tirolisch-deutschen Vereinigung ihre Tätigkeit auf. Das Ergebnis der Abstimmung vom 24. April 1920 sprach eine deutliche Sprache: 90% der Teilnehmer wollten den Anschluss. Die unterschwellig von Deutschland betriebene Anschlusspolitik, die auf die Abspaltung einzelner Bundesländer hinzielte, in Sonderheit Tirols und Salzburgs, zeigte einen ersten Erfolg.

Den Entschluss des Obersten Rats der Alliierten vom 16. Dezember 1919, sich jedem Versuch zu widersetzen, *„der unmittelbar oder mittelbar gegen die Unverletzlichkeit des österreichischen Staatsgebietes, gegen die Bestimmungen des Artikels 88 des Vertrages von Saint-Germain oder gegen die politische oder wirtschaftliche Unabhängigkeit Österreichs gerichtet ist"*, zu unterlaufen, gelang damit nicht.

Am 9. Mai 1920 vereinigte in Regensburg der bayerische Forstrat **Georg Escherich** bayerische »Selbstschutzverbände« zu einer rechtsradikalen militanten Vereinigung, die »Organisation Escherich« (»Orgesch«). Ihr Vorläufer, die »Formation Escherich«, war unter der Führung des Stellvertreters Escherichs, **Rudolf Kanzler**, an der Nie-

In der Anschlusseuphorie haben Tirol und bayerische Studenten die österreichischen Zolltafeln und das bayerische Wappenschild von der Grenze bei Scharnitz abmontiert (oben). Sie bilden künftig den Kern der bayerischen rechtsorientierten Wehrorganisationen in Tirol.

derwerfung der Münchener Räteregierung wesentlich beteiligt gewesen. Kanzler traf am 21. Februar 1920 mit dem designierten bayerischen Ministerpräsidenten Gustav Ritter von Kahr ein Abkommen, eine wehrhafte Organisation zu gründen, die in Westösterreich tätig sein sollte. Diese »Orka« (auch »Orgka« = »Organisation Kanzler«) unterstand mit dem bayerischen »Grenzschutz Süd« Kanzler. Der »Orka« gehörten später der Heimatschutzverband Kärnten und die Heimwehren Tirols und der Obersteiermark sowie der Selbstschutzverband Salzburg an. Sie hatten den Auftrag, Rätebildungen im Umfeld Bayerns zu verhindern. Die Bewaffnung lieferte Bayern.

Zum Organisationsleiter der Tiroler Heimwehren wurde der ehemalige Major Waldemar Pabst bestellt. Pabst inszenierte 1918 die Morde an den beiden deutschen Kommunistenführern Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg.

Eine Kluft durch Österreich

Ende Juni 1920 trafen die ersten beiden Waffentransporte aus Bayern in Innsbruck ein. »Orgesch« und »Orka« konnten nun Pläne für den Anschluss Tirols an Bayern vorbereiten. Österreich drohte auseinandergerissen zu werden. Westösterreich geriet unter rechtsgerichteten, militanten, bayerischen Einfluss, nach Ostösterreich hingegen griff nach der Machtergreifung Benito Mussolinis 1922 der italienische Faschismus.

Am 8. März 1920 gründete in Wien der ehemalige Oberstleutnant Hermann Hiltl eine »Frontkämpfervereinigung«, mit deutschnationalen, antisemitischen und antimarxistischen Zielen. Über Hiltl schlug der Faschismus Wurzeln in Österreich.

Den Alliierten in Paris entging die Entwicklung nicht. Sie drohten mit wirtschaftlichen Sanktionen, *„falls es der Regierung nicht gelingen sollte, die auf den Anschluss an Deutschland abzielenden Umtriebe einzustellen"*. Der Nachfolger Karl Renners, der seit dem 7. Juli 1920 amtierende Bundeskanzler Michael Mayr, leitete die Demarche kommentarlos nach Innsbruck weiter.

Unbeirrt beschloss der Tiroler Landtag am 20. Jänner 1921 die Anschlussabstimmung. Die Wiener Warnung, verfassungswidrig zu handeln, schlugen die Tiroler aus. Die Volksabstimmung, so begründeten sie, diene der Feststellung der Volksmeinung.

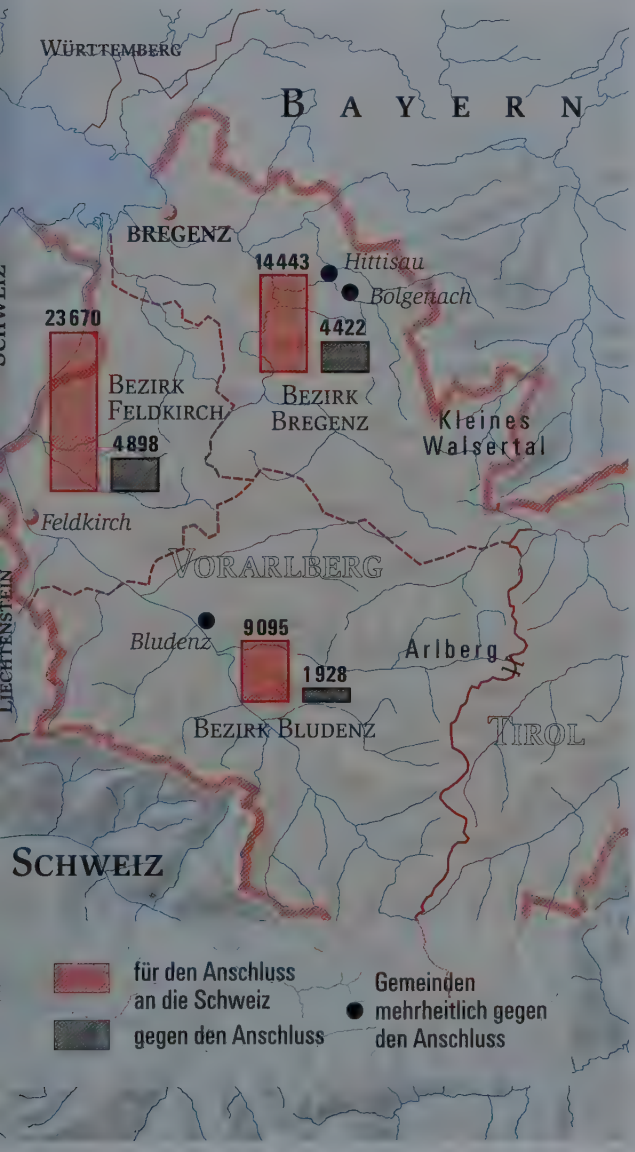
Die Abstimmung am 24. April 1921 übertraf alle Erwartungen. 98,8 % der abgegebenen Stimmen sprachen sich für den Anschluss aus. Doch das Ergebnis täuscht, unter den Abstimmenden befanden sich viele, die nicht in Tirol ansässig, sondern nur heimatberechtigt waren. Tausende reisten am Abstimmungstag von jenseits der Grenzen an, aus Bayern sogar mit Sonderzügen.

Das Ausland reagierte dennoch besorgt. Vom Tiroler Ergebnis alarmiert, eilten Bundeskanzler Mayr und Innenminister Rudolf Ramek nach Salzburg, um die bereits angekündigte Anschlussabstimmung zu verhindern. Vergebens. Landeshauptmann Franz Rehrl hielt an der Abstimmung fest. Die Landesregierung war nur bereit, die Abstimmung zu einer nichtamtlichen, privaten Veranstaltung politischer Parteien zu erklären.

Auch in Salzburg nahmen am 29. Mai 1921, am Plebiszit, Tausende von auswärts anreisende Fremde teil. Das Ergebnis von 99,3 % Ja-Stimmen ist daher – wie in Tirol – verfälscht.

Als gegen den ausdrücklichen Wunsch der Bundesregierung der steirische Landtag unter dem christlichsozialen Landeshauptmann Anton Rintelen eine Volksabstimmung ansetzte – *„Steirer, Steirerinnen! Auf zur Volksabstimmung für den Anschluss an das Deutsche Reich!"* –, wurde Jugoslawien bei der Botschafterkonferenz in Paris vorstellig. Dieses Organ sorgte für die Einhaltung des Friedensvertrags von St-Germain. Belgrad als Mitglied der Kleinen Entente fühlte sich als Verbündeter der Alliierten verpflichtet, dem Erstarken Deutschlands entgegenzuwirken. Durch einen Anschluss der Steiermark an das Reich würde dieses näher an die Adria vorrücken. Jugoslawien müsse daher in Österreich einmarschieren. Es rechne mit alliierter Unterstützung und einer Verlegung seiner Grenze an die Drau. Das konnte Italien nicht zulassen. Es erklärte Teile Südösterreichs, wie 1919, präventiv besetzen zu wollen. Als auch die drohende internationale Eskalation die steirische Landesregierung nicht abhielt, das Plebiszit abzuhalten, trat das Kabinett Mayr, von der scharfen Kritik der »Arbeiter-Zeitung« begleitet, zurück.

Der nächste Kanzler musste ein schweres Erbe antreten. Ignaz Seipel, der christlichsoziale Stratege, überzeugte seine Parteifreunde, Johann Schober, den Polizeipräsidenten von Wien, zum Kanzler zu ernennen. Schober, offiziell parteilos, aber mit Deutschnationalen ebenso sympathisierend wie mit Monarchisten, gab sich großdeutsch, und die anschlussfreudigen Länder wähnten ihre Sache in guten Händen. Am 23. Juni verzichtete die steirische Landesregierung auf die für den 3. Juli 1921 vorgesehene Abstimmung. Damit war auch die Dynamik der Anschlussbewegung in den Bundesländern gebrochen.



Für und gegen den Anschluss an die Schweiz. Abstimmungsverhalten in Vorarlberg, 1919 (oben).

Ohne Orientierung



Die Grenze am Brenner, seit dem 19. Jahrhundert ein erklärtes Ziel Italiens, war der Preis für den Eintritt in den Krieg gegen die Mittelmächte. England, Frankreich und Russland bestätigten ihn am 26. April 1915 im geheimen Londoner Vertrag .

Trotz des – freilich schon sehr lockeren – Dreibundvertrags, der es mit Deutschland und Österreich-Ungarn verband, erklärte Italien am 23. Mai 1915 der Donaumonarchie, am 21. August der Türkei und – erst – am 27. August 1916 auch dem Deutschen Reich den Krieg.

Im Frühjahr 1919 beharrte Italien auf der Erfüllung des Londoner Vertrags und geriet zum »Vierzehnpunkteprogramm« Woodrow Wilsons in Widerspruch.

Einer der wichtigsten Punkte dieser neuen Friedensordnung billigte den Völkern das Recht auf Selbstbestimmung zu; ein anderer Punkt – Punkt 9 – betraf die zukünftigen Grenzen Italiens: *„A readjustment of the frontiers of Italy should be effected along clearly recognizable lines of nationality"* **– Italiens Grenzen sollen entlang von** *„klar erkennbaren Linien der Nationalität"* **gezogen werden.**

Diese *„klar erkennbaren Linien der Nationalität"* verliefen im anglobritischen Verständnis entlang der Volkstumsgrenze an der Salurner Klause, die Südtirol vom Trentino trennt. Das sagt auch ein britisches Memorandum in den Friedensverhandlungen aus: *„The line of demarcation between the two races is remarkably clear, and to all intents and purposes coincides with the administrative boundary between the Trentino and the Alto Adige"*.

Der Gegensatz zwischen dem alliierten Vertragsversprechen und den Wilson'schen Friedensprinzipien bereitete dem damaligen britischen Außenminister Lord Arthur James Balfour Kopfzerbrechen. Er versuchte deshalb eine annehmbare Lösung für alle Betroffenen zu finden: *„Als wir während des Krieges in einer schwierigen Lage waren, baten wir Italien, sich uns anzuschließen und boten dafür einen bestimmten Preis. Italien hat die Ware geliefert, und wenn es sich nun an uns wendet, müssen wir zu unserer Abmachung stehen. Anderseits haben inzwischen sowohl wir uns, als auch die Italiener sich verpflichtet, die Prinzipien Wilsons zu vertreten: diese Prinzipien setzen für den erwähnten Preis eine neue Währung fest. Stimmen die Italiener einer Zahlung in dieser neuen Währung zu, so sind wir damit zufrieden. Bestehen sie aber auf Begleichung zum alten Kurs, dann werden wir unseren Vertrag buchstabengetreu erfüllen müssen."*

Balfours zaghafter Versuch, Italien vom Londoner Vertrag abzubringen, scheiterte. Italiens Forderung konnte auf die Unterstützung Frankreichs bauen, das in der Brennergrenze eine Barriere für eine mögliche Annäherung Deutschlands an Italien sah.

Wilson nahm die Forderung Italiens nach Südtirol kommentarlos hin und erschütterte die Glaubwürdigkeit seines Friedensprogramms. Der US-Präsident gestand später, er habe die Lage nicht gründlich genug studiert.

Die Zuteilung Südtirols an Italien durch die Entente analysierten Südtiroler Politiker im Jänner 1919 realistisch: Die Sieger wollten die *„Schwächung Deutschlands und Zurückdrängung des großdeutschen Gedankens"*, daher werden sie auch einem Anschluss Deutschösterreichs an Deutschland niemals zustimmen.

In der Flucht nach vorne zogen sie eine Selbstständigkeitserklärung Gesamttirols in Erwägung. Diesen Vorschlag lehnte jedoch der Tiroler Landtag ab – er hätte den vollständigen Bruch mit Wien nach sich gezogen. Erst als Wilson am 24. April 1919 Südtirol definitiv Italien zusprach, raffte sich Innsbruck auf und erklärte Tirol am 4. Mai offiziell zum neutralen Freistaat.

Die nach außen gezeigte Einigkeit im Landtag trügte, denn intern stritten die Abgeordneten über die künftige politische Orientierung, die zwischen der Errichtung eines »Süddeutschen Staates« im Zusammenschluss mit Bayern, einem vom Vatikan geförderten »Kirchenstaat Tirol«, einem zur Schweiz gehörenden »Kanton Tirol« und einer »Gefürsteten Grafschaft Tirol« unter der Herrschaft savoyischer Prinzen schwankte.

In einem fatalistisch anmutenden Selbstvernichtungsakt unterstützte die Regierung in Wien den Vorschlag eines neutralen Tirols. Um möglichen

Kundgebung der Schulen Innsbrucks für Deutsch-Südtirol am Bergisel, am 8. Mai 1919 (oben). Kein Wochenende verging in Tirol, an dem nicht Menschenmassen für Südtirol demonstrierten.



Gegenargumenten zu begegnen, schlug sie ein Verbot von Befestigungsanlagen, Munitionsfabriken und Militärmanövern vor und rief die Schweiz auf, im Konfliktfall die Tiroler Neutralität auf Kosten der Störenfriede durch Besetzung des Landes zu verteidigen.

WIEN VERZICHTET

Der deutlich ausgesprochene Verzicht Wiens auf Tirol ermunterte Innsbruck, nach anderen Partnern Ausschau zu halten. Der Verlust Südtirols müsse durch einen Schulterschluss mit Deutschland oder Bayern ausgeglichen werden, eine andere Alternative erlaube die Erhaltung des Volkstums und die Ökonomie nicht, war die allgemeine Meinung.

Eine Resolution vom 4. Juli 1919 wollte vor einer Teilung Tirols noch einmal eindringlich warnen: *„Jede Missachtung des Selbstbestimmungsrechtes und jede Zerreißung des Landes würde einen brutalen Akt der Gewalt darstellen, den das unerschrockene Tiroler Volk in unbeugsamer Entschiedenheit mit allen Mitteln zu bekämpfen entschlossen ist."* Den Aufruf unterstützten alle Gemeinden *„des gegenwärtig von Italien besetzten Südtirols [...] Wie verblendet sind die, die zu solcher Zerreißung geraten, wie schlecht kennen sie Tirolerart!"*

Obwohl französische und britische Diplomaten die »Tirol-Frage« als nicht entschieden bezeichneten, waren die Würfel gefallen.

Im Sommer 1919 beschloss die Pariser Friedenskonferenz, Südtirol mit 8.510 km² und 224.000 deutschsprachigen Einwohnern Italien zu übergeben.

Die deutsche Bevölkerung Tirols hatte sich in Wilsons politischer Redlichkeit getäuscht. Ein Plebiszit über Südtirol war von ihm abgelehnt, das Prinzip vom Selbstbestimmungsrecht der Völker unterlaufen worden. Die strategische Sicherung und die Abrundung des italienischen Staates waren für Wilson von vorrangiger Bedeutung.

Südtirol versuchte trotzdem sein Volkstum zu erhalten. Die Wahlen vom 15. Mai 1921 erlaubten die Entsendung von vier deutschen Abgeordneten – EDUARD REUT-NICOLUSSI, KARL TINZI, FRIEDRICH GRAF TOGGENBURG und WILHELM VON WALTHER – nach Rom ins italienische Parlament. In einer »Rechtsverwahrung« präzisierte Walther vor Beginn der verfassungsmäßigen Tätigkeit des Parlaments den Standpunkt Südtirols: *„[...] Das Königreich Italien hat keinerlei historische oder nationale Rechtstitel auf Südtirol geltend gemacht, sondern ausschließlich unter Berufung auf geographisch-natürliche Grenzzüge und daraus sich ergebende strategische Notwendigkeit die Annexion Südtirols verlangt und erhalten. Da geographische Linien aber für den Verlauf von Staatsgrenzen durchaus nicht eine allgemeine Gültigkeit haben, der Brenner überhaupt noch niemals im Laufe der Geschichte eine Staats- oder Landesgrenze bildete, und jedenfalls geographische Formationen niemals einen Rechtstitel für eine Volkszerreißung bilden können, strategische Erfordernisse aber in anderer Form zu befriedigen möglich gewesen wären, so kann Südtirol in der Vorenthaltung seines Selbstbestimmungsrechtes für immer nur einen Akt der Unterdrückung erblicken, gegen welchen es im Augenblick der Entsendung seiner Vertreter ins römische Parlament seine förmliche ›Rechtsverwahrung‹ einzubringen verpflichtet ist.*

Wir Tiroler kennen die Pflichten, die sich für uns aus der heutigen Lage ergeben, andererseits werden wir aber niemals auf das Recht verzichten, uns an das italienische Volk zu wenden, dem der nationale Gedanke stets das Gesetz war und von ihm zu fordern, dass es unsere nationale Freiheit wiederherstelle [...]."



Das Tiroler Wappen aus der Wappenrolle der Österreichisch-Ungarischen Monarchie (oben). – Wer Tirol bis zum Gardasee besaß, beherrschte Oberitalien und die Adria (unten).

Deutschland, „wohin wir gehören“



Im Oktober 1918 schloss Otto Bauer eine Föderation aller habsburgischen Völker noch nicht aus. Aber ein Monat später, im November, erkannte er die Aussichtslosigkeit. Zwingen könne man sie dazu nicht, meinte er, und tröstete: *„Wir Deutschen können ruhig abwarten, wie die Nationen in voller Freiheit entscheiden! Denn wir werden nicht allein, nicht vereinsamt bleiben, wenn die anderen Völker die Gemeinschaft mit uns nicht wollen; jenseits der Staatsgrenze wohnen sechzig Millionen Deutsche.“*

Der Anschlussgedanke in der Arbeiterschaft gewann mit dem Exodus der Nationen an Gewicht. Die Abdankung der Hohenzollern im Deutschen Reich beseitigte auch die letzte Skepsis gegenüber einem Anschluss.

Am Parteitag der Sozialdemokraten zu Allerheiligen 1918 referierte Otto Bauer über die Lage Deutschösterreichs.

Seine Rhetorik und Überzeugungskraft verdrängten Karl Renners Vision eines viele Völker umfassenden Großraums. Bauers Anschlussgedanke an Deutschland behielt die Oberhand.

Noch am 15. Februar 1918 war Renner in der »Arbeiter-Zeitung« für ein deutsches Österreich in einem Bund freier Nationen eingetreten. Kaum ein Jahr später beugte er sich vor Bauers *„Wiedervereinigung Deutschösterreichs mit dem deutschen Mutterland“*.

An Bauers Anschlussdoktrin kam auch der gemäßigte Sozialdemokrat Karl Seitz – einer der drei Präsidenten des Staatsrats – nicht vorbei. Am 11. November lud er Bauer ein, für die Provisorische Nationalversammlung einen Gesetzesentwurf auszuarbeiten, der Deutschösterreich zur Republik erklärte, aber zugleich den Anschluss an das Deutsche Reich vorweg nehmen sollte. Das widersinnige Anliegen hob de jure die Souveränität der Republik wieder auf. Der von Otto Bauer verfasste Artikel 2 des Provisorischen Staatsgrundgesetzes enthält seine persönliche, politische Absicht, der eine verhängnisvolle Langzeitwirkung anhaftete. Otto Bauer legte 1918 einen »roten Teppich« für »braune Stiefel«, für die er nicht gedacht war. Seine Vision, Deutsche und Österreicher in einem »sozialistischen« Staat zu vereinen, verwirklichte Adolf Hitler, allerdings in einer »nationalsozialistischen« Diktatur.

Bauer klammerte am deutschen Rockzipfel wie kein anderer Politiker der Ersten Republik. In einem am 9. November 1918 auf Betreiben Victor Adlers (so der Historiker Fritz Kaufmann, 1978) an den deutschen Reichskanzler Max Prinz von Baden gerichteten Telegramm drückte er die Hoffnung des österreichischen Staatsrats aus, dass *„an der Wahl der verfassungsgebenden deutschen Nationalversammlung, die die künftige staatliche Ordnung des deutschen Volkes bestimmen soll, auch das deutsche Volk in Österreich teilnehmen“* möge.

Anschluss ans Deutsche Reich

Am 10. November bekräftigte die »Arbeiter-Zeitung« den Anschlusswillen und verwarf jede Alternative: *„Wir wollen nicht wieder gekettet werden an die slavischen Völker […] wir kehren dorthin zurück, wohin wir nach Geschichte, Sprache, Kultur gehören, zu Deutschland […].“* Dem sozialdemokratischen Lager kam das große Verdienst zu, in den entscheidenden Tagen des Umsturzes staatspolitisch umsichtige Schritte gesetzt zu haben. Es fesselte die revolutionär aufgewühlte Arbeiterschaft an sich, disziplinierte sie durch hinhaltende Versprechungen. Nach dem Anschluss sollte mit den »deutschen Brüdern« die soziale Revolution verwirklicht werden. Otto Bauer verhieß den Anschluss als das große Endziel der deutschen proletarischen Revolution.

Aus der Wahl zur Konstituierenden Nationalversammlung 1919, der ersten in der Republik, ging die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Deutschösterreichs als stärkste Partei hervor. Unter der Leitung Karl Renners bildete sie mit den Christlichsozialen eine Koalition. Renner verwies darauf, dass die Sozialdemokratie nur wegen der Not mit den Bürgerlichen zusammenarbeite. Auch eine Art der »Kindesweglegung« wie im »Anschlussparagrafen«.

Trotz des politischen Affronts brachte die »ungewollte« Koalition im »ungewollten« Staat beispielhafte Leistungen hervor, die internationale Anerkennung fanden. Im Juni 1920 hoffte die sozialdemokratische Parteiführung, das Volk würde ihre Leistungen in einer Wahl mit der absoluten Mehrheit honorieren. Sie kündigte die Koalition.

Von Wien bis Lienz in Osttirol erweckten die damaligen Meinungsmacher Nr. 1, die Zeitungen, den Eindruck, dass die gesamte österreichische Bevölkerung den Anschluss an das Deutsche Reich wünsche. Massendemonstration vor der französischen Botschaft auf dem Schwarzenbergplatz (oben links) und Volksabstimmung in Lienz (unten rechts). Es gab aber auch genügend

Im Februar und März zuvor hatte Bauer in Berlin über den Anschluss verhandelt, den die Entente untersagte. Unter strenger Geheimhaltung erörterte Bauer mit dem deutschen Außenminister Ulrich Graf von Brockdorff-Rantzau und mit Reichsbankpräsident Rudolf Emil Havenstein Fragen der Wirtschaft und der Währung, aber auch die Stellung Wiens als zweite Hauptstadt. Mit *„tunlichster Beschleunigung"* sollten die 7 Artikel und 22 Paragrafen des Geheimpapiers beiden Parlamenten vorgelegt werden.

Manch Skurriles war in dem Papier enthalten: Im Artikel I, Paragraph 9 erklärte sich die deutsche Regierung bereit, *„eine möglichst große Anzahl von deutsch-österreichischen Offizieren im Kolonialdienst zu verwenden"*. Selbst große Optimisten wussten zu diesem Zeitpunkt, dass die deutschen Kolonien endgültig verloren waren. Otto Bauer aber kehrte in Hochstimmung heim.

Bei den Nationalratswahlen im Oktober 1920 verloren die Sozialdemokraten ihre relative Mehrheit, Bauer ergriff das Parteiruder und steuerte bis zum Verbot der Partei einen Oppositionskurs – im Glauben, die proletarische Revolution werde in absehbarer Zeit die Sozialdemokratie zum Sieg über das Bürgertum führen oder aber der Anschluss an Deutschland werde doch noch möglich sein.

Die Entente erlaubte nicht einmal die Bezeichnung Deutschösterreich. Frankreich bestand darauf, dass die Republik einfach Österreich hieß.



Gesetz über die Staats- und Regierungsform Deutschösterreichs

Kraft Beschlusses der Provisorischen Nationalversammlung vom 12. November 1918 verordnet der Staatsrat, wie folgt:
Artikel 1. Deutschösterreich ist eine demokratische Republik. Alle öffentlichen Gewalten werden vom Volke eingesetzt.
Artikel 2. Deutschösterreich ist ein Bestandteil der Deutschen Republik. Besondere Gesetze regeln die Teilnahme Deutschösterreichs an der Gesetzgebung und Verwaltung der Deutschen Republik sowie die Ausdehnung des Geltungsbereiches von Gesetzen und Einrichtungen der Deutschen Republik auf Deutschösterreich.
Artikel 3. Die k.u.k. Ministerien und die k.k. Ministerien werden aufgelöst. Ihre Aufträge und Vollmachten auf dem Staatsgebiete von Deutschösterreich gehen unter ausdrücklicher Ablehnung jeder Rechtsnachfolge auf die deutsch-österreichischen Staatsämter über. Den anderen Nationalstaaten, die auf dem Boden der österreichisch-ungarischen Monarchie entstanden sind, bleiben ihre Ansprüche an die erwähnten Ministerien wie auf das von diesen verwaltete Staatsvermögen gewahrt. Die Liquidierung dieser Ansprüche ist völkerrechtlichen Vereinbarungen durch Kommissionen vorbehalten, die aus Bevollmächtigten aller beteiligten Nationalregierungen zu bilden sind. Bis zum Zusammentreten dieser Kommissionen haben die deutschösterreichischen Staatsämter das Gemeinschaftsgut, soweit es sich auf dem Staatsgebiet der Republik Deutschösterreich vorfindet, als Treuhänder aller beteiligten Nationen zu verwalten.
Artikel 5. Alle Gesetze und Gesetzesbestimmungen, durch die dem Kaiser und den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses Vorrechte zugestanden werden, sind aufgehoben.
Artikel 6. Die Beamten, Offiziere und Soldaten sind des dem Kaiser geleisteten Treueides entbunden.
Artikel 7. Die Übernahme der Krongüter wird durch ein Gesetz durchgeführt.
Artikel 8. Alle politischen Vorrechte sind aufgehoben. Die Delegationen, das Herrenhaus und die bisherigen Landtage sind abgeschafft.
Artikel 9. Die konstituierende Nationalversammlung wird im Jänner 1919 gewählt. Die Wahlordnung wird noch von der Provisorischen Nationalversammlung beschlossen, sie beruht auf der Verhältniswahl und auf dem allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Stimmrecht aller Staatsbürger ohne Unterschied des Geschlechts.
Artikel 10. Nach den gleichen Grundsätzen ist das Wahlrecht und das Wahlverfahren der Landes-, Kreis- Bezirks- und Gemeindevertretungen zu ordnen. Die Gemeindewahlordnung wird noch durch die Provisorische Nationalversammlung festgesetzt, die Neuwahl der Gemeindevertretungen erfolgt binnen drei Monaten. Bis zur Neuwahl sind die bestehenden Gemeindevertretungen nach den Anweisungen des Staatsrates durch eine angemessene Zahl von Vertretern der Arbeiterschaft zu ergänzen.
Artikel 11. Dieses Gesetz tritt mit dem Tag seiner Kundmachung in Kraft. Auf Grund des § 7 des Beschlusses der Prosvisorischen Nationalversammlung vom 30. Oktober 1918 über die grundlegenden Einrichtungen der Staatsgewalt wird bekundet, dass der obenstehende Beschluss von der Provisorischen Nationalversammlung am 12. November gefasst worden ist.
Der Präsident: Dinghofer m. p. Der Staatskanzler: Renner m. p. Der Staatsnotar: Sylvester m. p.

Bis in die Gegenwart sorgte der »Anschlussparagraph« (Artikel 2) für Diskussionsstoff, der auf Betreiben von Otto Bauer ins Provisorische Staatsgrundgesetz aufgenommen worden war. Victor Adler und Karl Renner traten ursprünglich für die Bildung eines Bundesstaates aus Ländern der Monarchie ein.

Die Deutsche Regierung verhielt sich gegenüber der Anschlussabsicht reserviert bis ablehnend, da sie eigene Nachkriegsprobleme belasteten und sie Nachteile in den Friedensverhandlungen mit den Ententemächten befürchtete. Die Anschlusserklärung blieb daher ohne staatsrechtliche Folgen, da der Vollzugsakt ausblieb.

Auf die Drohung der Ententemächte, im Falle des Anschlusses die Hilfslieferungen von Lebensmitteln einzustellen, ließ die Befürworter des Anschlusses verstummen, ohne die Idee selbst aufzugeben. Mit dem Argument Deutschösterreich wäre wirtschaftlich nicht lebensfähig, versuchten sie den Anschluss herbeizuzwingen. Verfolgte Otto Bauer die Idee des nationalen Zusammenschlusses, so neigte Karl Renner auch einem multiethnischen Modell zu, das er »Donau-Entente« nannte. Der britische Premier Winston Churchill wird 1945 eine Donauföderation aus der Tschechoslowakischen Republik, Österreich und Ungarn in die Verhandlungen der Alliierten über Österreichs Zukunft einbringen. Gegen diesen Staatenbund erhob Josip Stalin Einspruch.

Den Artikel 2 des Provisorischen Grundgesetzes erklärte Renner nach dem Zweiten Weltkrieg als *„ein politisches Bekenntnis, das sich als gebotener Ausweg aus wirtschaftlicher Bedrängnis ergab"*.

Kein Zweifel, Österreichs Wirtschaft krankte. Die realen Wachstumsraten pro Kopf und Jahr, zwischen 1913 und 1938, betrugen im Durchschnitt: Schweiz +2,3 %, Großbritannien +1,2 %, Frankreich +0,6 %, Italien +1,2 % und Deutschland +1,4 %. Die beiden Letztgenannten boomten durch hohe Rüstungsinvestitionen. Österreichs konsum-, investitions- und wirtschaftsfeindliche Deflationspolitik ließ das Wirtschaftswachstum pro Jahr und Kopf um 0,4 % schrumpfen.

Gegner. Die Christlichsozialen lehnten ihn, durch die Kirche beeinflusst, ab. Die Katholiken fürchteten in einem überwiegend protestantischen Deutschland Macht und Einfluss zu verlieren. Die Monarchisten hofften noch immer auf eine Restauration der habsburgischen Dynastie, die Industriellen bangten um ihre Konkurrenzfähigkeit. Sie alle blieben im schweigenden Hintergrund.

Seipel: „Zu Österreich stehen“



Die Christlichsozialen stellten bis zur Errichtung des Ständestaats die Regierungspartei. Der kurzen Koalitionsphase mit den Sozialdemokraten folgte von 1922 bis 1932 die parlamentarische Zusammenarbeit mit den Großdeutschen bzw. anderen bürgerlichen Parteien. Anders als die Sozialdemokratische Partei, die vorzugsweise die Interessen der Arbeiterschaft vertrat, brachte die Christlichsoziale dieser wenig Aufmerksamkeit entgegen. Sie stand dem Bürgertum, den Großunternehmern, den Bauern und der Kirche nahe.

Die Kirche hatte erstaunlich rasch den Schock des Verlustes der habsburgischen Schirmherrschaft überwunden. Sie fand in der Christlichsozialen Partei einen Ersatzpartner und begann über diese aktiv in das politische Leben der jungen Republik einzugreifen. Der »politische Katholizismus« beeinflusste die Politik bis zum Anschluss an das Dritte Reich. Die Christlichsozialen wieder bedienten sich der vielgliedrigen Verbindungen der Kirche und errichteten ein dichtes Netz unterschiedlicher Organisationen. Sie ketteten sich zwar an den Klerikalismus, bezogen dafür aber loyale Wähler, Funktionäre und Mandatare.

Aus der Symbiose entwickelte sich ab 1920 eine Personalunion aus Führungskräften der Partei und kirchennahen Einrichtungen, die einen, dem sozialdemokratisch-gewerkschaftlichen Schulterschluss ähnlichen, allerdings konträren Interessenkomplex bildete.

Während die Sozialdemokratische Partei monolithisch bzw. betont homogen aufgebaut war, folgte die Christlichsoziale Partei föderalistischen Prinzipien. Landesleitungen besaßen – Wien ausgenommen – einen hohen Grad an Autonomie, und die sich daraus ergebenden internen Interessens- und Meinungskämpfe verwirrten oftmals Wähler und politische Gegner. Unkalkulierbar war die Partei in der Frage um die künftige Staatsform, die Prälat **Hauser** schließlich zugunsten der republikanischen entschied.

Der bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs unbeirrt großdeutsch gesinnte Historiker **Adam Wandruszka** skizzierte 1954 rückschauend ein pluralistisches Bild der Christlichsozialen Partei: *„Sie war die Partei, die sozial die weiteste Spannkraft erwies, die den Adel und die Bauern, Großbürgertum und Kleinbürgertum und sogar Teile der Industriearbeiterschaft zu erfassen vermochte, die in dieser soziale Gegensätze umfassenden, aber nicht aufhebenden Kraft ein Spiegelbild der katholischen Kirche war, als deren politischer Arm sie vielfach aufgefasst wurde, und die doch zugleich auch Nichtkatholiken, ja selbst Nichtchristen anzuziehen und sich einzugliedern vermochte.“*

Die verklärende Sicht trügt. Die CP war harmonisch und »Volkspartei« nur nach eigenem Verständnis: Bauern, unterer Mittelstand (Kleinhandel, Kleingewerbetreibende), Großgrundbesitzer traten überrepräsentiert auf, niedere Angestellte, die Arbeiterschaft hingegen fehlte beinahe ganz und die wenigen christlichsozialen Arbeiter stammten überwiegend aus dem Kleinbürgertum. Unternehmer oder Industrielle waren meist protestantisch und mit den Heimwehren liiert. Den Ratschlag **Karl Luegers**: *„Die Partei möge sich [...] hüten, irgendeine spezifische Berufspartei zu werden, sie darf weder eine agrarische noch eine andere spezifische Partei sein, sondern muss ihr Augenmerk ebenso auf die großstädtische Bevölkerung und Intelligenz richten wie auf den Bauernstand“*, beherzigte sie nicht. Wahlniederlagen waren daher das Ergebnis dieser politischen Einseitigkeit und vorgegeben.

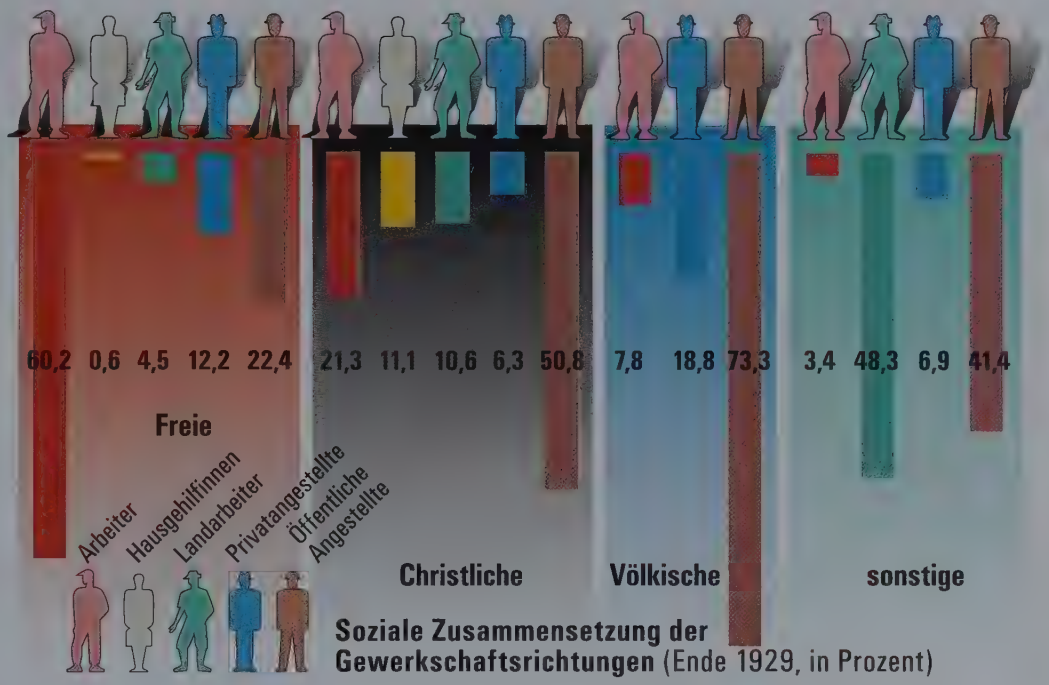
Politik geht vor Demokratie

So wie die integrative Kraft des katholisch-konservativen Lagers von Wandruszka überschätzt wurde, so unterschätzte die Geschichtsschreibung der Gegenseite gelegentlich die politische Flexibilität der Partei oder stellte sie überhaupt in Abrede.

Dass sie viele schwere Krisen überdauerte, verdankte sie der geistigen Beweglichkeit ihres Vordenkers **Ignaz Seipel**, der darin dem wie erstarrt auf die Revolution wartenden **Otto Bauer** überlegen war.

Programmatisch folgte das christlichsoziale Lager – Seipel ausgenommen – den sozialreformerischen Richtlinien der Vogelsang-Schule, deren angedeutete berufsständische Neuordnung der autoritäre Ständestaat zwischen 1934 und 1938 verwirklichte.

Nach dem Mordanschlag von 1924 unterzog sich Ignaz Seipel alljährlich einer Trinkkur im böhmischen Karlsbad. So auch im Jänner 1928 (oben). Zur gleichen Zeit kursierte das Gerücht, dass der Völkerbund seinen Sitz nach Wien verlegen wolle.



Soziale Zusammensetzung der Gewerkschaftsrichtungen (Ende 1929, in Prozent)

In der Anschlussfrage stand die ablehnende Antwort von Beginn an fest. Nicht aus patriotischen Gründen, sondern aus der Sorge, die katholischen Christlichsozialen könnten in einem mehrheitlich protestantischen Deutschland, dem noch dazu die bevorstehende sozialistische Revolution drohte, wie die »Roten« voraussagten, unter die Räder geraten. Seipel war strikte gegen den Anschluss und verhehlte dies auch nicht.

Als Engelbert Krebs, Priester und Professor für Dogmatik an der Universität Freiburg im Breisgau, Seipel Mitte Dezember 1918 aufforderte, energisch für einen Anschluss Deutschösterreichs einzutreten, antwortete ihm der Prälat: *„Bei uns bestand zwischen den Parteien die Abmachung, die Frage, ob Republik oder Monarchie, jetzt überhaupt nicht anzuschneiden, sondern der künftigen definitiven Nationalversammlung zu überlassen. Da kam der Umsturz bei Ihnen, die Abdankung des Kaisers und insbesondere die dumme Schießerei in Berlin. Die Gefahr, dass die bolschewistische Welle zu uns hereinschlage, war groß.*

So blieb nichts übrig, als dass der Kaiser zwar nicht abdankte, aber sich doch von den Regierungsgeschäften zurückzog, und die provisorische Republik proklamiert wurde. Die Parteikoalition blieb bis zur Stunde aufrecht, keinerlei nennenswerte Unruhe störte die bürgerliche Ordnung, aber wir leben in der ständigen Gefahr, dass die Berliner und Münchner Neuordnung auf uns übergreift.

Die kommunistischen Elemente bei uns sind überzeugt, dass Deutschland der Sozialisierung des Staates und des Eigentums viel näher sei als in Österreich. Wir aber haben allen Grund zu bremsen."

Im Schreiben führte Seipel vier weitere Argumente an, die ihm nicht erlaubten, für den Anschluss einzutreten: Die mögliche Bildung einer Donauföderation; der Verlust Südtirols, *„denn die Welt duldet nicht, dass Deutschland über den Brenner"* reicht; der Terror der Soldatenräte in Deutschland und die Unehrenhaftigkeit, würde man jetzt zu einem klein gewordenen Österreich nicht stehen.

Krebs gab den Brief an den seit Dezember 1918 in Berlin akkreditierten deutschösterreichischen Gesandten Ludwig (Ludo) Moritz Hartmann, einen fanatischen Anschlussbefürworter, weiter, der eine Abschrift seinem Vorgesetzten, dem Staatssekretärs für Äußeres, Otto Bauer, übermittelte.

Der Vorwurf, die Christlichsoziale Partei sei für den Niedergang der Demokratie in Österreich in der Zwischenkriegszeit verantwortlich, ist in dieser Form unstatthaft. Die CP verließ in der Praxis nie den Boden der parlamentarischen Demokratie, bis Bundeskanzler Engelbert Dollfuss durch einen wohl überlegten Regierungsputsch einen autoritären Regierungsstil einführte und die Demokratie abschaffte. Die Christlichsoziale Partei war zur Auflösung verurteilt, an ihre Stelle trat die Einheitsbewegung der »Vaterländischen Front«.

Zweifellos bestanden innerhalb der CP gegenüber der Demokratie Vorbehalte. Sie nährten sich zum Teil aus der Angst vor dem Bolschewismus und der vermeintlichen ideologischen Nähe der Sozialdemokratie zu ihm. Als sozialdemokratische Taktiker die Furcht der Bürgerlichen erkannten, stellten sie, immer bedrohlicher werdend, die bolschewistische Rute in ihr Fenster.

Andererseits sympathisierten führende christlichsoziale, demokratisch gesinnte Politiker mit antidemokratischen Putschisten.

Sie verfolgten die gleiche Strategie wie die gemäßigten Sozialdemokraten, durch radikale Phrasen die Radikalen in der Partei ruhig zu stellen. In beiden Parteien standen ideologische Ziele über demokratischem Denken.

So gaben sich Sozialdemokratie und Marxismus der Wunschvorstellung einer klassenlosen Gesellschaft hin, während die Konservativen dem hehren Ideal eines konfliktfreien organisch gegliederten Ständestaats mittelalterlicher Prägung nacheilten. Den selig machenden Gral fanden beide Bewegungen nicht, dafür wuchs ein Konkurrent heran, der beide erdrücken sollte: der Nationalsozialismus.

Karl Vogelsang

Karl Freiherr von Vogelsang, geboren am 3. September 1818 in Liegnitz (Legnica, Polen), gestorben am 8. November 1890 in Wien, war katholischer Sozialpolitiker und Sozialreformer. Vogelsang kam 1864 nach Österreich und schrieb ab 1875 in der Wiener katholisch-konservativen Zeitung »Das Vaterland«. 1879 gründete er die »Österreichische Monatsschrift für Gesellschaftswissenschaft und Volkswirtschaft«. Vogelsang war der geistige Begründer der christlichsozialen Bewegung. Unter Betonung berufsständischer Gesichtspunkte strebte er eine christliche Sozialreform an. Seine Schrift »Die materielle Lage des Arbeiterstandes in Österreich« (mit E. Schneider, 1884) beeinflusste die sozialpolitische Gesetzgebung. Karl Lueger war ein Anhänger von Vogelsangs sozialpolitischem Programm.

Über die soziale Zusammensetzung der Gewerkschaften gibt es nur lückenhafte Angaben. Sie erlauben nur einen fragmentarischen Einblick in die politische Gesinnung eines Teiles der erwerbstätigen Bevölkerung (oben).

Feindbild der Arbeiter: die Kirche



Die Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung durch den Zerfall der Donaumonarchie stürzte die römisch-katholische Kirche Österreichs in Orientierungslosigkeit. Das Episkopat versuchte deshalb im ersten gemeinsamen Hirtenbrief nach der Gründung der Republik, Kirchenvolk und Klerus neue Richtlinien zu geben. Am 23. Jänner 1919 richteten die österreichischen Bischöfe an die Katholiken den Appell, das demokratische Regierungssystem anzuerkennen. Sie forderten Toleranz gegenüber der Staatsgewalt und aktive Mitarbeit am friedlichen Aufbau der jungen Republik.

Ihr Hauptanliegen aber galt der Verteidigung des geltenden Ehegesetzes, das am 24. Jänner, in der Provisorischen Nationalversammlung auf Antrag einer *„sozialdemokratisch-jüdischen Clique"*, wie die »Reichspost« die sozialdemokratischen Antragsteller, den Abgeordneten Walter Reumann und den Freisinnigen Julius Ofner, nannte, diskutiert werden sollte.

Die »Ehereform-Stürmer«, so die Zeitung, forderten die Aufhebung der Untrennbarkeit der katholischen Ehe, und die Debatte explodierte in einer verbalen Schlammschlacht, in der alle polemischen Register, von der Zuweisung der Kriegsschuld über Judenhetze und Schweigegebot für klerikale Abgeordnete, gezogen wurden.

Der Antrag wurde zwar am 25. Jänner durch die christlichsozialen Abgeordneten zu Fall gebracht, aber die Folgen waren absehbar geworden: der Republik drohte ein Kulturkampf zwischen »links« und »rechts«, der die politische Einheit des jungen Staates schon in den ersten Monaten seines Bestandes in Frage stellte, denn noch in der Debatte forderte der christlichsoziale Tiroler Abgeordnete Karl Anton Niedrist für Tirol ein *„Los von Wien!"*, um einem vermeintlich drohenden »Wiener Kulturkampfdiktat« zu entgehen.

Trotz der Aussetzung der Eherechtsreform gestattete Albert Sever vom Mai 1919 bis November 1920 als Landeshauptmann von Niederösterreich mit Hilfe des §83 des Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuchs die Wiederverheiratung geschiedener Katholiken und erteilte Dispens vom Ehehindernis des bestehenden Ehebundes. Sprunghaft stieg die Zahl der Scheidungen und der Ziviltrauungen.

Die von der Kirche nicht anerkannten »Sever-Ehen« führten zu einem Rechtschaos, da viele Ehepartner aus erster Ehe die Gültigkeit dieser Ehen bei Gericht anfochten. Einer dringlichen Reform widersetzten sich die Christlichsozialen und diesmal auch die sonst antikatholisch eingestellten Großdeutschen, die in der Kulturpolitik eine christlichsoziale antisemitische Haltung einnahmen.

Erst das Konkordat vom 1. Mai 1934 zwischen dem österreichischen Staat und dem Vatikan, regelte das Eherecht im Artikel VII, §1 und billigte dem Staat das unausgesprochene Recht zu, jederzeit die fakultative Zivilehe einführen zu können.

Um Ehe und Schule

Die Einführung der Zivilehe und die Abschaffung des staatlichen Zwangs der konfessionellen Erziehung in öffentlichen Schulen waren die Speerspitzen sozialdemokratischer Forderungen auf dem Gebiet der Gesellschaftspolitik der unmittelbaren Nachkriegszeit. Im April 1919 hob Otto Glöckel, sozialdemokratischer Unterstaatssekretär für Erziehung und Unterricht, die Aufsichtspflicht der Lehrer im religiösen Unterricht auf und versetzte die Kirche in beträchtliche Aufregung. Für weitere Unruhen sorgten ein großdeutscher Antrag auf Verstaatlichung des Schulwesens und eine Verordnung des Wiener Stadtschulrats von 1923, die das tägliche Schulgebet abschaffte. Der konsequenten sozialdemokratischen Politik der Eindämmung des politischen Katholizismus (»politisierende Pfaffen«) konnten die Bischöfe nur mit Hirtenbriefen und Parolen begegnen. Unmittelbar vor der Nationalratswahl 1930 wetterte der Bischof von Linz, Johannes Maria Gföllner: *„Kein Katholik kann Freund und Anhänger des Sozialismus sein."* Vergleiche des Sozialismus mit der bolschewistischen Schreckensherrschaft in der Sowjetunion wurden obligat.

Kompromisslos, und von liberalen Kreisen in der »Neuen Freien Presse« unterstützt, rüttelte die Sozialdemokratie am Fundament der katholischen Kirche.

Das »Linzer Programm«, zwischen 30. Oktober und 3. November 1926 auf dem Sozialdemokratischen Parteitag beschlossen, hielt im Kapitel »Religion und Kirche« den Standpunkt der Partei fest:

„Im Gegensatz zum Klerikalismus, der die Religion zur Parteisache macht, um die Arbeiterbewegung zu spalten und breite proletarische Volksmassen in der Gefolgschaft der Bourgeoisie zu erhalten, betrachtet die Sozialdemokratie die Religion als Privatsache des einzelnen. Die Sozialdemokratie bekämpft also nicht die Religion, die Überzeugung und Gefühle der einzelnen, aber sie bekämpft Kir-

Kardinal-Erzbischof Innitzer weiht den Grundstein für den Erweiterungsbau der Pfarrkirche St. Lorenz in Währing. Er soll im Gedenken an die „Wiederverchristlichung Wiens nach den Ereignissen des diesjährigen Februars ›Gedächtniskirche des befreiten Wien‹ benannt werden", heißt es offiziell.

chen und Religionsgemeinschaften, welche ihre Macht über die Gläubigen dazu benützen, dem Befreiungskampf der Arbeiterklasse entgegenzuwirken und dadurch die Herrschaft der Bourgeoisie zu stützen.“

Das hasserfüllte Verhältnis erreichte nach den dramatischen Ereignissen des Justizpalastbrands am **15. Juli 1927** einen Höhepunkt.

Populistische Arbeiterführer hatten Kanzler **Ignaz Seipel** und dem Wiener Polizeipräsidenten **Johannes Schober** die Alleinschuld an der innenpolitischen Katastrophe zugewiesen: Zehntausende Sozialdemokraten traten aus der katholischen Kirche aus und zwangen sie zu Konsequenzen.

Im **Herbst 1933** berief die österreichische Bischofskonferenz auf Betreiben des Bischofs von Linz, **Gföllner**, die Priester aus der aktiven Tagespolitik ab: *„Jene hochwürdigen Herren, die Mandate als Nationalräte, Bundesräte, Landtagsabgeordnete oder Landesräte, als Gemeinderäte oder Gemeindeausschussmitglieder innehaben, werden hiemit aufgefordert, ihre Mandate bis 15. Dezember 1933 niederzulegen. Das Gleiche gilt von jeder führenden politischen Stellung. Geistliche, die sich sonst politisch betätigen wollen, bedürfen der besonderen Erlaubnis ihres zuständigen Ordinarius.“*

Eine neue Ära zwischen Staat und Kirche begann am **30. April 1934** durch den Abschluss eines neuen Konkordats mit dem Vatikan, in der Folge durch die Errichtung eines autoritären Staates sowie durch die Ausschaltung der Sozialdemokratie aus der Politik.

Dem von **Engelbert Dollfuss** errichteten Ständestaat auf christlicher Basis begegnete der Klerus begreiflicherweise mit großer Sympathie. Alle Gläubigen wurden aufgerufen, *„die christlichen Bestrebungen und die Arbeit der Regierung vertrauensvoll und wirksam zu unterstützen“*.

In den Umbruchstagen des Jahres **1938** appellierten die Bischöfe abermals an die Gläubigen, sie mögen sich in der Volksabstimmung am **10. April** zum Deutschen Reich bekennen: *„Wir erwarten auch von allen gläubigen Christen, dass sie wissen, was sie ihrem Volk schuldig sind.“*

Die Hoffnung, durch Willfährigkeit ein Arrangement mit dem Nationalsozialismus zu erreichen, trog, die Kirche musste erfahren: Nicht jedes politische System erlaubte eine Anpassung.

Die feindselige Haltung zwischen katholischer Kirche und Sozialdemokratie geht ins **19. Jahrhundert** zurück, als das Industrieproletariat seine Macht in der Gesellschaft entdeckte und der es unterjochenden Kapitalistenschicht, auf deren Seite historisch bedingt die Kirche stand, die Stirn bot. Im Streben um soziale Besserstellung und gesellschaftliche Anerkennung durch die Kirche nicht unterstützt, wendete sich die Arbeiterschaft von ihr ab und folgte dem klassenkämpferischen Theorem des Marxismus, der die Religion als »Opium fürs Volk« brandmarkte.

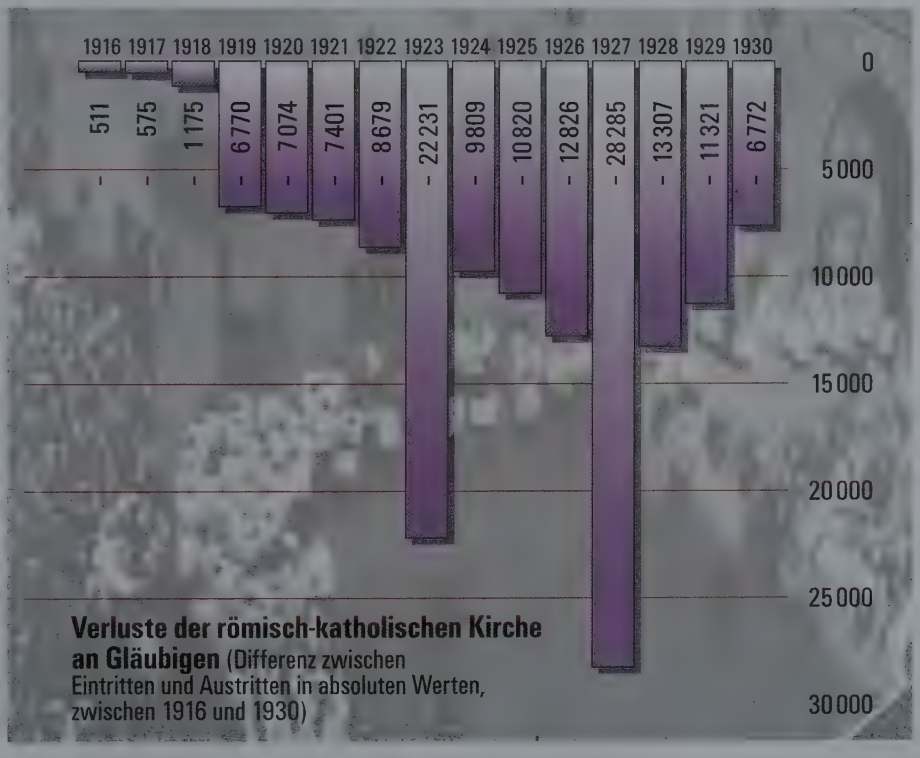
Der Liberalisierungsprozess des ausgehenden **19. Jahrhunderts** lockerte zudem die konfessionellen Zwänge, die bisher die Gesellschaft an die römisch-katholische Kirche gebunden hatten. Begierig machten sich großbürgerliche Intellektuelle die Ansichten der Tiefenpsychologen **Sigmund Freud** und **Alfred Adler** zu eigen, die in der Religion eine Folgeerscheinung neurotischer seelischer Entwicklungen erkannten und Gottes- sowie Teufelsvorstellungen auf übersteigerte narzisstische Phantasien bzw. unterdrückte Wünsche zurückführten.

Die »Los-von-Rom–Bewegung« des großdeutsch gesinnten Radikalen **Georg Ritter von Schönerer** ermunterte die bis dahin ein Schattendasein führende Freidenkerbewegung, an die Öffentlichkeit zu treten. Viele Sozialdemokraten, darunter führende Persönlichkeiten der Partei, erwärmten sich für das Gedankengut der Freidenker, da es in manchen Belangen den sozialdemokratischen Forderungen entsprach. So etwa die Zivilrechtsehe oder die Erziehung der Kinder ohne kirchliche Einflussnahme. Der zwischen **8. und 12. September 1907** in Prag stattfindende XIV. Weltkongress des »Internationalen Freidenkerbundes« erließ eine Abschlussresolution, in der es unter anderem hieß: *„Die mit dem Staat verbündete Kirche und die vom Staat eingerichteten konfessionellen Schulen sind Bestrebungen, den Menschengeist in Knechtschaft und Rückständigkeit zu erhalten, um so der Kirche gedankenlose Nachbeter und dem Staate willenlose und ganz abhängige Kreaturen zu erziehen.“*

Keine der Konfliktparteien war von der Jahrhundertwende an bis in die Tage der Zweiten Republik willens, Toleranz zu üben.

In der Zweiten Republik schloss die Versöhnungspolitik des sozialdemokratischen Bundeskanzlers **Bruno Kreisky** und des Wiener Erzbischofs **Franz Kardinal König** die Kluft der großen ideologischen Kontrahenten: der Arbeiterschaft und der Kirche.

Heute verteilen sozialdemokratische Funktionäre in der tiefroten ehemaligen Steinkohlenbergwerksgemeinde Grünbach am Schneeberg am Tag der Heiligen Barbara, der Schutzpatronin der Bergleute, Barbarazweige an die Bevölkerung, und ein roter Bürgermeister verlegte mit dem schwarzen der Nachbargemeinde Schrattenbach im Pfarrheim den Parkettboden.



Die Austritte aus der katholischen Kirche nahmen ab 1922 Ausmaße an, die von den Bischöfen Gegenmaßnahmen erforderten. Doch erst nach dem Katholikentag (8. bis 11. September 1933), am 6. Dezember 1933, fasste die österreichische Bischofskonferenz den Entschluss, dass alle Priester ihre politischen Mandate bis zum 15. Dezember zurückzulegen haben.

Fortschritte und Rückfall

Um den Einfluss auf Schule und Erziehung stritten sich alle Parteien, und die dritte Kraft im Staat, die Kirche, mischte kräftig mit. Nicht die besten Ausbildungsmethoden bildeten das Thema der zum Teil heftigen Auseinandersetzungen, sondern in welchem ideologischen Dunstkreis die künftigen Wähler heranwachsen sollten. Die ausgeprägten Unterschiede zwischen den Lehrprogrammen schlossen von vornherein jeden Konsens aus.

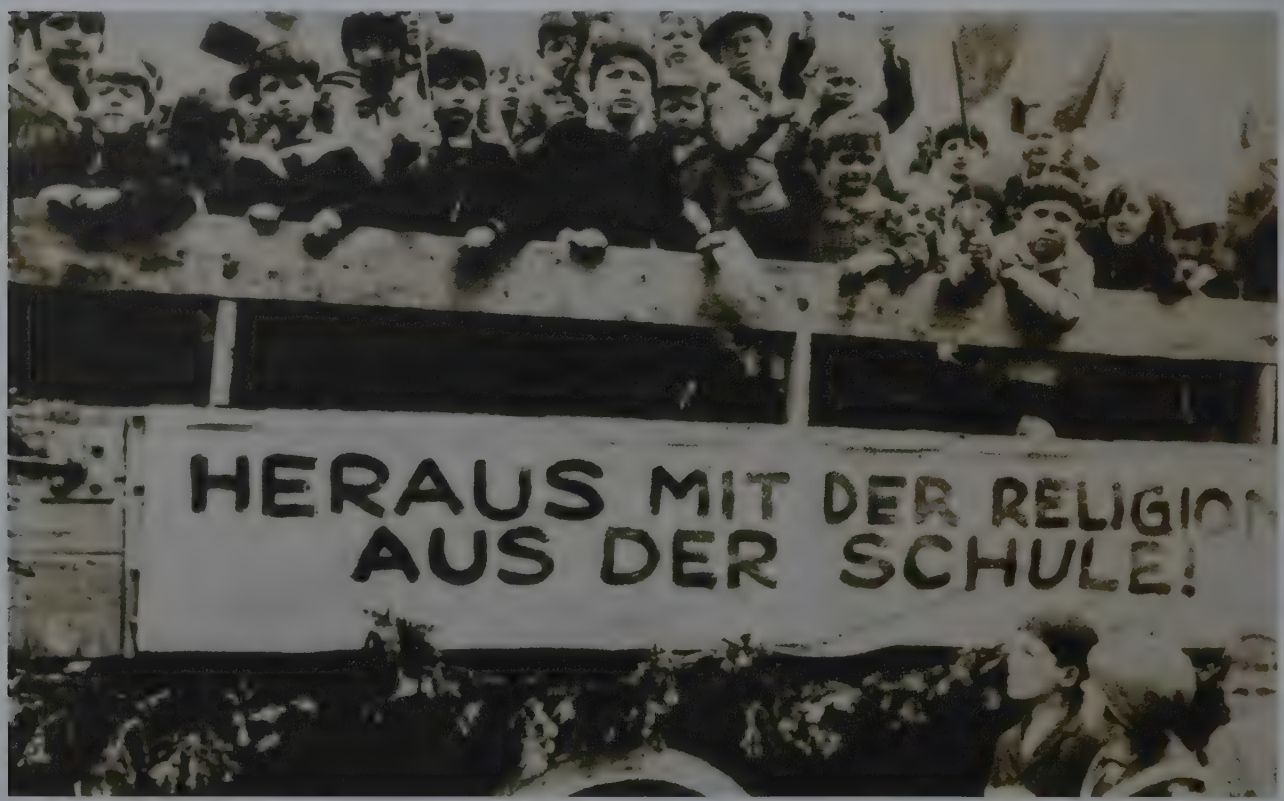
Außer Zweifel steht der ungeheure Reformeifer der Sozialdemokratie, mit dem sie ab 1918 die schulische Erziehung zu revolutionieren begann. Weder die Christlichsozialen noch die Kirche konnte auch nur andeutungsweise ähnliche pädagogische Lösungen anbieten wie die Sozialdemokraten. Erst die Gegenwart erkennt die Weitsicht damaliger sozialdemokratischer Reformbemühungen.

Die Christlichsozialen, eng mit der Kirche verbunden, hielten an ihrem konfessionellen Schulsystem fest und würgten reformpädagogische Überlegungen schon im Ansatz ab. Dagegen nahm sich die Idee der Großdeutschen, über ein einheitliches Schulsystem einer breiten Bevölkerungsschicht individuelle Entfaltungsmöglichkeiten zu bieten, geradezu fortschrittlich aus. Die Christlichsozialen blockten ab und riskierten den Bruch der Koalition, wohl wissend, dass die Großdeutschen klein beigeben werden. Nach einigen heftigen Kontroversen verzichtete der »Juniorpartner« auf die Verwirklichung seines Bildungsprogramms und stimmte den christlichsozialen klerikal-konservativ erstarrten Vorschlägen zu.

Regierungsverantwortlich für das Bildungs- und Schulprogramm war unmittelbar nach dem Zusammenbruch der Monarchie die Sozialdemokratische Partei, die das Ressort im März 1919 dem ehemaligen Reichsratsabgeordneten Otto Glöckel, einem Parteimitglied, übertrug.

Glöckel arbeitete seit 1907 an der Schul- und Sozialgesetzgebung und veröffentlichte seine Studien 1917 in der Schrift »Das Tor der Zukunft«.

1918 begann er sein sozialdemokratisches Erziehungs- und Schulprogramm umzusetzen. Für Volksschulen plante er eine vom Kinde ausgehende schulische Erziehung, die schon frühzeitig schöpferische Veranlagungen erkennen lassen sollte. Er beabsichtigte eine Erziehung der Kinder zur Selbstständigkeit, war bestrebt, musische Begabungen zu fördern, und wollte die Klassen der Mittelschule für Zehn- bis Vierzehnjährige zusammenfassen. Jedes begabte Kind sollte Zugang zur höheren Schulbildung haben. Durch die Mitarbeit von Schülern in Schulgemeinden und in der Schulverwaltung sowie durch die enge Zusammenarbeit von Eltern und Schule wollte Glöckel das demokratische Empfinden stärken. Erfahrene Pädagogen, Viktor Fadrus, Viktor Fischl und Karl Furtmüller – die »drei F der Schulreform« –, beauftragte er, Details zu erarbeiten.



Schule und Erziehung sind bis heute Zankapfel der Parteien geblieben. Aus dem Streit der Tagespolitik (oben) konnte auch der Reformer der Pädagogik, Otto Glöckel (8. Februar 1874 Pottendorf, Niederösterreich; † 23. Juli 1935 in Wien), die Schule nicht heraushalten. Als Verfechter der Gesamtschule und Gegner von Bildungsprivilegien und der reinen Lernschule sowie Kämpfer*



Glöckels ungewöhnliche Reformpläne weckten das Misstrauen der anderen Parteien. Die Umwandlung habsburgischer Kadettenschulen zu Bundeserziehungsanstalten stieß noch auf ihre Zustimmung. Doch schon die nächste Weisung, der so genannte Glöckel-Erlass vom **10. April 1919**, empörte die Kirche. Glöckel untersagte den Lehrern die Aufsicht bei Kirchgängen und Prozessionen und das obligate Morgengebet in der Schule. Die »Arbeiter-Zeitung« berichtet am **12. April 1919**: *„Nach einer Verfügung des Unterstaatssekretärs für Unterricht ist jeder Zwang zur Teilnahme an den religiösen Übungen in allen dem Staatsamt für Inneres und Unterricht unterstehenden mittleren Lehranstalten und allgemeinen Volks- und Bürgerschulen untersagt. Die Nichtteilnahme an einer religiösen Übung darf auf die Klassifikation des Schülers keinen Einfluss nehmen."*

Glöckels Schulreform

Rechtlich war der »Glöckel-Erlass« unanfechtbar, da er auf dem Staatsgrundgesetz vom **21. Dezember 1867**, Reichsgesetzblatt Nr. 142, beruhte. Er blieb auch bis **1933** in Kraft. Dennoch war die schulische Erziehung zum ideologischen Schlachtfeld der Parteipolitik geworden, auf dem unsachliche Argumentation jede konstruktive Reformarbeit unterband und schließlich – nach der Oktoberwahl von **1920**, die eine bürgerliche Regierung zur Folge hatte – auf Bundesebene gänzlich zum Erliegen kam.

Für Otto Glöckel ergaben sich durch die Trennung Wiens von Niederösterreich und die Errichtung einer eigenen Landesschulbehörde, der Glöckel ab **März 1922** als geschäftsführender Zweiter Präsident des Wiener Stadtschulrats vorstand, neue Aufgaben: Er durfte sein pädagogisches Reformprogramm verwirklichen.

Im **September 1922** erprobten sechs Bürgerschulen in Wien die vierjährige »Allgemeine Mittelschule«. Sie war als Fortsetzung der vierklassigen Volksschule gedacht, bestand aus zwei Klassenzügen, in die ohne Aufnahmsprüfung eingetreten werden konnte. Unterrichtet wurden die »Kursfächer« Deutsch, Geschichte, Erdkunde, Naturgeschichte, Rechnen und Raumlehre in zwei der Begabung der Kinder entsprechenden Leistungsgruppen. Im dritten Schuljahr kam der Fremdsprachenunterricht hinzu. Lehrmittel verlieh die Gemeindeverwaltung gratis. Das Gratisschulbuch war keine Erfindung der Ära Kreisky, sondern sie ließ die alte Idee wieder aufleben.

Dem Sonderschulwesen, den Schulen für körperlich und geistig behinderte Kinder, sowie den Taubstummen- und Blindenanstalten wendeten die Schulreformer besonderes Augenmerk zu.

Von ausländischen Experten als beispielhaft gewürdigt, lehnte das inländische bürgerliche Lager das sozialdemokratische Schulsystem kategorisch ab und entfachte **1926** einen »Bildungskampf«, der dank der Einsicht aller Parteien vor einer irreparablen innenpolitischen Eskalation mit einem von allen angenommenen Volksschullehrplan entschärft werden konnte. Durch das »Hauptschulgesetz« und das »Mittelschulgesetz« erhielt das Sekundarschulwesen am **2. August 1927** neue zukunftweisende Formen. An die Stelle der bisherigen dreijährigen Bürgerschule trat eine vierjährige Hauptschule, deren Lehrplan mit der Unterstufe des Gymnasiums, des Realgymnasiums und der Realschule übereinstimmte. Der sozialdemokratischen Forderung nach einem unproblematischen Übertritt von der Hauptschule in die Mittelschule war genüge getan und die mehrjährige Dauer des Gymnasiums blieb unangetastet.

Die Öffentlichkeit nahm den »Schulkompromiss« mit großer Erleichterung auf, ein Konfliktstoff in der Liste von vielen war beigelegt worden und beruhigte den politischen Alltag: Alle Parteien priesen die Reform als ihr Werk, andere Problemstoffe traten für kurze Zeit in den Hintergrund.

Die Entkrampfung auf dem pädagogischen Sektor dauerte bis zur Errichtung des autoritären Ständestaats und dem Erlöschen der Demokratie **1933**. Der danach folgende Rückschritt fand erst mit der rigorosen nationalsozialistischen Schulpolitik **1938** ein Ende.

Schon in den ersten Tagen der Machtausübung ließ das berufsständische Dollfußregime keine Zweifel an ihren schulischen Erziehungsprinzipien aufkommen: Sie folgten ohne geringste Abweichung der Ideologie der neuen Machthaber, die das Aus für aller Errungenschaften der Sozialdemokratie auf ihre Fahnen geheftet hatten.

Am **10. April 1933** fiel der »Glöckel-Erlass«, die Teilnahme an religiösen Übungen war wieder zwingend; die so genannte sittlich-religiöse Erziehung rückte in den Mittelpunkt des pädagogischen Programms. Schüler und Lehrkörper hatten sich den neuen Weisungen zu fügen. Das Lehrpersonal war zum Tragen des Abzeichens der Vaterländischen Front (VF) im und außer Dienst verpflichtet, Entlassung drohte jedem, der nicht der VF angehörte. Die männliche Jugend erhielt im Turnunterricht Unterweisung im Exerzieren, Heldendenkmäler hatte sie militärisch zu grüßen. Ab dem Schuljahr **1937/38** stand in den zwei letzten Klassen der Mittelschule die Schießausbildung auf dem Unterrichtsplan. Gesinnungszwang und schlechte Besoldung wirkte sich nachteilig auf die patriotische Haltung der Erzieher aus, die das Regime vorgab, kräftigen zu wollen. Die Junglehrer wendeten sich – im Untergrund – den Nationalsozialisten zu.

Als **Hitler** in Österreich einmarschierte fand er für seine Kriegspläne eine geistig und körperlich gut gerüstete Jugend und Lehrerschaft vor.

Aus dem christlichsozialen Schulprogramm, 1926

„In einer gründlichen Schulbildung, die sich in harmonischer Weise auf Geistes- und Charakterbildung wie auch auf die körperliche Ertüchtigung der Jugend erstrecken muß, erblickt die Christlichsoziale Partei die Vorbedingung einer gesunden Entwicklung der Nation und des Staates. Sie fordert daher ein in seinen Abstufungen dem Bildungsbedürfnis der verschiedenen Berufsstände und der Eigenart der verschiedenen Gebiete angepaßtes, im Geiste jedoch einheitliches, auf Religion und Volkstum aufgebautes Schulwesen.

Ihr Ziel erblickt die Christlichsoziale Partei in der konfessionellen Schule. Solange und wo dieses Ziel nicht zu erreichen ist, besteht sie mit Nachdruck auf Anerkennung des Religionsunterrichtes samt der religiösen Übungen als Pflichtgegenstand in allen mittleren und niederen Schulen sowie auf Freiheit der privaten konfessionellen Schulen, deren Unterstützung aus öffentlichen Mitteln sie fordert."

(Aus: Helmut Engelbrecht, Geschichte des österreichischen Bildungswesens, Band 5.)

gegen die kirchliche Vormachtstellung in den öffentlichen Schulen, findet er erst heute allgemeine Anerkennung. Er ermöglichte Frauen den freien Zugang zu den Universitäten. Die heutige Sozialdemokratie bemüht sich noch immer, manche seiner Ideen – stärkere Demokratisierung der Schule, Gesamtschule – gegen den Widerstand der Konservativen zu verwirklichen.

Was kostet das Burgenland?

Die Entstehung des Burgenlands aus dem ungarischen Landesteil »Westungarn«, einem verwaltungspolitischen Gebilde aus vier Komitaten, beschäftigte die Friedenskonferenz 1919 in Paris relativ kurz. Umso länger mussten sich die Außenämter gleich mehrerer europäischer Staaten mit dem Ergebnis befassen, das außer Österreich keinen der Beteiligten zufriedenstellte.

Als das duale Band zwischen Österreich und Ungarn riss, sahen sich die Anhänger progressiver politischer Richtungen in beiden Reichshälften am Ziel. Die Budapester bürgerlich-demokratische Revolution im Oktober 1918 (die »Herbstastern-Revolution«) setzte mit der Ausrufung der unabhängigen Ungarischen Republik einen Schlusspunkt hinter die Gemeinschaft; mit der Proklamierung der Republik folgte ihr Deutschösterreich am 12. November 1918 auf dem Fuß.

In Ungarn hielt sich eine erste Regierung unter dem bürgerlich-demokratischen Mihály Graf Károlyi nur bis zum 21. März 1919, die Errichtung der Ungarischen Räterepublik, der ersten ungarischen Arbeiter- und Bauernmacht, bereitete ihr ein rasches Ende.

Die Friedenskonferenz in Paris zeigte sich besorgt: Lenins Ankündigung der baldigen Weltrevolution schien Mittelosteuropa schon erfasst zu haben: Sowjetrussische Truppen paradierten in Budapest neben der »Roten Armee« Béla Kuns.

Die Entente reagierte sofort: Am 16. Mai gingen von französischen Militärs geführte rumänische Einheiten zum bewaffneten Angriff auf die ungarische Räteregierung über. Zeitgleich errichteten unter dem Schutz französischer Soldaten ungarische Konterrevolutionäre ein antibolschewistisches Komitee und in Szeged eine »Nationale Armee«, die der ehemalige k. u. k. Admiral Miklos (Nikolaus) von Horthy befehligte. Die Gelder dazu hatten sie sich unter anderem am 1. Mai durch Raub in der ungarischen Botschaft in Wien verschafft.

Durch die militärischen Erfolge der tschechischen und rumänischen Truppen beruhigt, erklärte die Entente am 2. Juni 1919 der österreichischen Friedensdelegation, dass sie die frühere österreichisch-ungarische Grenze nicht verändern wolle, aber aus strategischen Gründen zwischen Wien, Wiener Neustadt und der Ungarischen Räterepublik dennoch eine Sicherheitszone errichten werde. Westungarn wurde Österreich ohne Plebiszit am 3. Juli 1919 zugesprochen. Am 7. und 11. Juli 1919 manifestiert, hielt die österreichische Delegation die zweite Fassung des Friedensvertrags am 20. Juli 1919 in Händen, und damit den westlichen Teil Westungarns mit rund 345.000 Einwohnern, die zu 71,2 % deutschsprachig waren.

In den letzten Julitagen brach die Front der Räteregierung zusammen.

Am 1. August 1919 übergab sie, bevor die Mitglieder mit ihren Familien nach Österreich ins Asyl flohen, die Regierungsgeschäfte einem Kabinett aus Gewerkschaftern, dem Gyula Peidl vorstand.

Konterrevolutionäre setzten Peidl fünf Tage später ab und halfen am 7. August dem Fabrikanten István Friedrich in den Sattel. Seine Regierung schwankte zwischen Sozialdemokratie und Konterrevolution und ließ Horthy freie Hand.

Horthy festigte seinen Einfluss und nahm Verbindung zum monarchistisch-legitimistischen Lager in Österreich auf.

Kontakte zum steirischen Landeshauptmann Anton Rintelen bestanden schon während der Räterepublik. Mit Rintelens Erlaubnis hatten sich im Sommer 1919 im oststeirischen Feldbach »weiße« Offiziere unter der Führung des Gendarmerieobersten Antal Lehár gesammelt, die in der ersten Augustwoche das Burgenland besetzten. Auf Befehl Horthys übergaben sie Verwaltung und Polizeigewalt früheren Beamten, damit sie die alte ungarische Herrschaft wieder errichteten.

Die Entente befand sich in zwiespältiger Lage. In Ungarn herrschte bürgerliches Chaos, während in Österreich ein stabiles Koalitionskabinett regierte. Dass dieses von einem Sozialdemokraten – Karl Renner – geführt wurde, bereitete Unbehagen. Bürgerliche Stimmen im Ausland, aber auch aus Österreich, warnten, die Sozialdemokraten könnten ins bolschewistische Lager kippen. Das Misstrauen wuchs, als Renner am 14. August 1919 an den französischen Außenminister Clémenceau appellierte, er möge der Entsendung österreichischer Volkswehr- und Polizeieinheiten in das von Horthy besetzte und – terrorisierte – westungarische Gebiet zustimmen. Vorerst hörte Clémenceau auf Ungarns Außenminister Márton Lovászy, der am folgenden Tag Protest erhob: *„[…] das Deutsch sprechende Volk Westungarns ist Fleisch von unserem Fleisch und von unserem Blut."* Von Repressalien und Terror der »Weißen« in Burgenland wisse er nichts. Sie seien *„tendenziöse Gerüchte"*, verniedlichte er.

Am 10. September 1919 unterzeichnete Staatskanzler Karl Renner in Saint-Germain die Friedensbedingungen der Entente. Dem Völkerrecht nach entsprach das Friedenswerk einem Staatsvertrag, da die Republik weder den Krieg erklärt noch geführt hatte. Die Parlamentsdebatten in Wien über die Annahme dauerten drei Wochen. Am 17. Oktober ratifizierte der Nationalrat den Vertrag, einen Monat später, am 16. November 1919, zog Admiral Miklás von Horthy mit seiner »Nationalen Armee« im Triumph in Budapest ein. Am 1. März 1920 wählte das ungarische Parlament Horthy zum Reichsverweser. Er nahm die Position eines Staatsoberhaupts an Stelle des »verhinderten« Monarchen König Karls IV. von Habsburg ein. Sein erklärtes Ziel war die Wiedergewinnung Westungarns.

Es waren daher nicht nur bilaterale Wirtschaftsgespräche, die Staatskanzler Renner am 10./12. März 1920 nach Prag führten. Der mit der ČSR abgeschlossene Geheimvertrag verpflichtete beide Staaten bei einem ungarischen Restaurationsversuch zum gegenseitigen Beistand. Die Sorge vor einer Restauration durch die Habsburger quälte die Nachfolgestaaten bis zum Beginn des Zweiten Weltkriegs. Beneš konnte sogar Hitler, als dieser die Macht ergriff, mehr abgewinnen als dem habsburgischen Thronprätendenten Otto. Die Restaurationsgefahr trieb Jugoslawien in die Arme des Diktators.

Dem Abkommen mit Prag wollte Renner eines mit Laibach hinzufügen, doch als er seine Reise in die slowenische Hauptstadt für den 12. April 1920 ankündigte, erhob die römische Regierung Einspruch, sie argwöhnte eine antiitalienische Allianz, die tatsächlich eine antiungarische werden sollte.

Schacher um das Burgenland?

Bislang geheim geführte Kontakte Horthys zu antirepublikanisch gesinnten Vertretern der österreichischen Christlichsozialen Partei, hatten am 13. März 1920 Konturen angenommen: Die Regierung Renner sollte gestürzt werden.

Davor scheuten die Konservativen allerdings zurück. Sie befürchteten das Eingreifen der »roten« Volkswehr an der Seite der Sozialdemokraten. Dies lassen Verhandlungen vermuten, die Ignaz Seipel und der ehemalige k. u. k. Außenminister Ottokar

Czernin mit dem ungarischen Repräsentanten in Wien, Szilárd Masirevich, und dem ungarischen Außenminister Gustáv Gratz über die Aufrüstung eines bewaffneten österreichischen Heimatschutzes führten, der den Christlichsozialen bei der Übernahme der Regierung als Parteitruppe zur Seite stehen sollte. Ungarn versprach 50 Millionen Kronen, sofern das christlichsoziale Kabinett auf Westungarn verzichten würde.

Das »Burgenland«

Das überwiegend von Deutschen bewohnte Westungarn und spätere Burgenland nahm eine Fläche von 4.350 km² ein und umfasste Teile der Komitate Pozsony (Preßburg), Moson (Wieselburg), Vas (Eisenburg) und Sopron (Ödenburg). Keine dieser Städte, deren Namen auf »-burg« endet, kam zu Österreich, dennoch entschied die Nationalversammlung, das zweitjüngste österreichische Bundesland – das jüngste ist das am 1. Jänner 1922 dazu erhobene Wien – »Burgenland« zu nennen.

Westungarn/Burgenland war jahrhundertelang Bestandteil des historischen Ungarn und unterschied sich gesellschaftlich, wirtschaftlich oder kulturell nicht von diesem.

Die überwiegend deutschsprachige Landbevölkerung stand deshalb der Frage der ethnischen Zugehörigkeit passiv gegenüber. Die einfachen Bauern und Wanderarbeiter konnten sich kaum artikulieren, sie orientierten sich an den Lebensumständen; Regime und Herrschaften waren ihnen gleichgültig, solange sie frei von Schikane und Steuerdruck blieben.

Den wenigen Stimmen vor 1914, die den Anschluss deutschsprachiger Teile Westungarns an Cisleithanien forderten, kam keine Bedeutung zu. Die Wiener Regierung erhob am 22. November 1918, als deutschsprachige Gebiete an die Nachfolgestaaten verloren gingen, offiziell Anspruch auf Westungarn.

Auf diese politische Deklaration folgte der rechtliche Schritt zur Errichtung des Burgenlandes mit der Unterzeichnung des Staatsvertrags von Saint-Germain am 10. September 1919.

Die neue Bundesverfassung vom 1. Oktober 1920 trug dem Anschluss des Burgenlands im Art. 2 Rechnung. Hier findet es neben den anderen Bundesländern in der Republik gleichberechtigte Aufnahme.

Das begleitende Verfassungsübergangsgesetz vom selben Tag formuliert im Art. 12:

„*(1) Das Burgenland wird als selbständiges und gleichberechtigtes Land in den Bund aufgenommen, sobald es seinen Willen zum Ausdruck gebracht hat.*

(2) Die näheren Bestimmungen über die Stellung des Burgenlandes als selbständiges und gleichberechtigtes Land im Bund werden durch ein besonderes Verfassungsgesetz des Bundes festgesetzt.“

Die österreichische Regierung schloss eine Abstimmung in Westungarn über dessen weitere Zugehörigkeit noch nicht aus. Das geht aus den Verhandlungen hervor, die der christlichsoziale Abgeordnete Richard Weiskirchner am 27. Oktober 1920 in Budapest führte. Weiskirchner unterbreitete den Vorschlag, gegen einen Handelsvertrag und eine sofortige Lieferung von 300 Waggon Mehl und gleich vielen Waggon Erdäpfel auf ein Plebiszit zu verzichten, obwohl zu diesem Zeitpunkt eine Entscheidung gegen Österreich ausgefallen wäre. Der Vertrag von Trianon vom 16. November 1920 setzte hinter die Burgenlandfrage einen – vorläufigen – Schlusspunkt. Westungarn kam ohne Volksabstimmung an Österreich. Der Handelsvertrag und die Lieferung der Erdäpfel erübrigten sich.

Ein Korridor von der Donau zur Drau

Der tschechoslowakische Außenminister Edvard Beneš forderte am 15. Februar 1919 von der Pariser Friedenskonferenz die Zustimmung zur Errichtung eines Korridors, der das slowakische Preßburg mit dem kroatischen Varaždin verbinden und der Tschechoslowakischen Republik den Zugang zur Adria ermöglichen sollte. Der Korridor wäre über westungarisches/burgenländisches Gebiet gelaufen.

Der Plan eines »slawischen Korridors«, der West- und Südslawen verbinden sollte, geht auf den tschechischen Historiker František Palacký zurück, der ihn auf dem Slawischen Kongress in Prag, 1848, dem slowakischen Poeten Ján Kollár nahe brachte. Ende des 19. Jahrhunderts erzählten kroatische Studenten in Prag Masaryk davon.

Im Mai 1919 legte die tschechoslowakische Delegation der Friedenskonferenz die Denkschrift Nr. II vor, die eine Aufteilung des österreichisch-ungarischen Grenzgebiets zwischen der Tschechoslowakei und Jugoslawien vorschlug: „*... um in Mitteleuropa ein neues politisches System aufrichten zu können, das einen dauernden Frieden sichern würde, müssen die Deutschen und Magyaren von einander getrennt und die Nachbarschaft zwischen der Tschechoslowakei und Südslawien hergestellt werden [...]. Um zu dieser Lösung zu gelangen, müssen die vier deutschen Komitate in Westungarn [...] der Tschechoslowakischen Republik und dem Südslawischen Staate einverleibt werden.*“ – Hinter dem Korridorplan verbarg sich die Absicht der Tschechen und Jugoslawen, Italien anzugreifen, sollte es Dalmatien besetzen. Der tschechisch-jugoslawische Geheimvertrag vom 24. Mai 1919 sah eine Okkupation Westungarns und seine Angliederung an die ČSR vor. Die Entente wies Italiens sämtliche Forderungen ab und der slawische Korridor blieb Vision.



Ähnlich dem polnischen Korridor zur Ostsee versuchte auch die Tschechoslowakische Republik einen Zugang zum Meer zu erhalten (oben). Dazu führte sie die verschiedensten Argumente an, die von der wirtschaftlichen Notwendigkeit über die Trennung der beiden k. u. k. Mächte Österreich und Ungarn bis zum panslawischen Zusammenschluss gleichartiger Völker reichten.

Wien – Prag

Unmittelbar nach dem Zerfall der Habsburgermonarchie bedienten sich nicht nur die großen Völker des Wilson'schen Dogmas vom Selbstbestimmungsrecht, sondern auch ethnische Untergruppen und Volkstumssplitter wollten Selbstständigkeit bzw. das, was sie dafür hielten.



Die Slowaken deklarierten am 30. Oktober 1918 im mittelslowakischen Turčansky Sväty Martin (ungarisch: Turócz-Szent-Martón) ihre Eigenständigkeit, zur gleichen Zeit organisierten Deutsche und Kroaten in Westungarn unter Führung Geza Zsombors und A. Zaikais eine autonome Bewegung in Ödenburg, Preßburg und anderen Orten.

Die österreichische Nationalversammlung erklärte daher am 12. Oktober 1918 die Ansprüche Österreichs auf Westungarn einschließlich des Bezirks Preßburg, konnte aber die Ausrufung der Autonomie für Westungarn am 22. Dezember 1918 in Ödenburg nicht verhindern. Im Gegenteil, vom deutschen Konsul in Budapest musste Wien erfahren, dass die ungarische Regierung bereits die USA gegen die Ansprüche Österreichs um Hilfe gebeten hatte. Ungeklärt war allerdings die genaue Abgrenzung der slowakischen und späteren burgenländischen Gebiete wie auch die Zugehörigkeit Preßburgs und seiner Umgebung offen blieb. Darüber wurde in Paris durch die »Foch-Demarkationslinie« vom 23. Dezember 1918 entschieden, die Preßburg der Slowakei zusprach, wenngleich Präsident Masaryk in der Zeitung »Déli Hirlap« auf den Einwand eines Journalisten, dass Preßburg keine slowakische Stadt sei, am 9. März 1919 erklärte: *„Das stimmt, aber auch keine magyarische, sondern eine deutsche Stadt. Aber das ganze Hinterland ist slowakisch und unsere wirtschaftlichen Bedürfnisse zwingen uns, Preßburg einzuverleiben. Preßburg wird unser Donauhafen. Ein großer Teil unseres Exports, besonders Holz, Kohle und Zucker, braucht den Wasserweg."* Die Ententemächte hatten den strategischen und wirtschaftlichen Anspruch der ČSR auf Preßburg und das nördliche Donauufer bereits vorweggenommen.



Obwohl die Tschechoslowakei am 1. Jänner 1919 Preßburg (das heutige Bratislava) besetzte und der Minister für die Verwaltung der Slowakei, V. Šrobár, Preßburg am 4. Februar 1919 zur Hauptstadt der Slowakei erklärte, hielt der Streit um die Stadt an und gewann an Schärfe, als auch Ungarn Rechte auf die alte ungarische Krönungsstadt (Posztony) geltend machte.

In letzter Konsequenz erwogen die Kontrahenten sogar ihre Internationalisierung und Umbenennung in Wilson-Stadt, um dem US-Präsidenten gefällig zu sein.

Budapest rang mit allen Mitteln um den Erhalt Preßburgs. In Preßburg, 1405 zur königlich-ungarischen Freistadt erhoben und von 1541 bis 1784 Haupt- und Krönungsstadt des habsburgischen Ungarn, tagte zwischen 1825 und 1848 der ungarische Landtag und die Stadt besaß daher für das Selbstverständnis der Magyaren einen hohen Stellenwert.

Für die Unterstützung, die Slowakei – das ehemalige Oberungarn – und Preßburg zu erhalten, versprach Ungarns Ministerpräsident Mihály Graf

Demonstration für die Angliederung Westungarns. – Kaiser Karl und Familie im Schweizer Exil (oben). Bis zum Zweiten Weltkrieg sorgten sich Nachfolgestaaten, Hitler und Sozialdemokraten vor der Wiederkehr der Habsburger. – Am 9. Jänner 1920 führten Renner (rechts oben) und der tschechoslowakische Außenminister Beneš in Prag Geheimverhandlungen über Deutsch-Westungarn

Károlyi der Regierung in Wien im November 1918 Westungarn mit 20 Gemeinden und rund 23.000 deutschsprachigen Einwohnern. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Entente noch keinen Beschluss über den Verbleib Westungarns getroffen.

In Bratislava entstand parallel zum slowakischen Nationalrat ein deutscher Nationalrat, der am 15. Dezember 1918 für einen Anschluss Westungarns – und Preßburgs – an Deutschösterreich eintrat.

Am 1. November 1918 gründete der Katholik und Donauschwabe Jakob Bleyer den deutsch-ungarischen Volksrat, dem mehrheitlich christlich-konservative, absolut loyale, ungarische Patrioten angehörten. Bleyer übernahm nach dem Fall der Räterepublik das Nationalitätenministerium der konservativen Budapester Regierung.



Wiens geheime Pläne

Wenige Tage später, am 10. November 1918, riefen 150 Vertreter der Ungarländischen Deutschen Volkspartei, des Bauernbundes sowie Splitterparteien unter dem Vorsitzenden der Deutschen Radikaldemokratischen Partei, dem Journalisten Géza Zsombor aus Ödenburg, den »Deutschen Volksrat für Ungarn« ins Leben. Er proklamierte am 22. Dezember in Ödenburg die Autonomie für Westungarn und Preßburg. Der ungarische Ministerpräsident Károlyi ernannte Zsombor, um die Gunst Westungarns für Budapest zu erhalten, zum Gouverneur des Territoriums, bis sie am 27. Jänner 1919 von den Bolschewiki entmachtet wurden.

Zsombor genügte die kurze Zeit, um seine Vorkriegskontakte mit dem slowakischen Politiker Milan Hodža zu intensivieren. Hodža gehörte dem »Belvederekreis« des Thronfolgers Franz Ferdinand an, dachte noch großösterreichisch und nahm – als Spezialist für magyarische Fragen – das Amt eines Staatssekretärs in Prag an.

Über ihn richtete Zsombor – mittlerweile auf der Pariser Friedenskonferenz zum Berater in westungarischen Belangen aufgestiegen – am 23. Juli 1919 an die tschechische Regierung ein Memorandum mit der Bitte, *„in legaler Vertretung der in Westungarn lebenden Deutschen und Slawen und Magyaren"*. Westungarn, insbesondere das Gebiet zwischen Donau, Leitha, Raab und Mur, unter französischem Kommando zu besetzen. Beneš und Masaryk hielten wenig von dem Vorschlag: sie setzten auf eine Annäherung zu Österreich, zumal sie aus Wien positive Signale erhalten hatten.

Der tschechoslowakische Gesandte in Wien, Flieder, informierte Beneš am 15. Mai 1919 in Paris, dass der österreichische Generalstabschef, Oberstleutnant Gerold, den tschechischen Militärattaché Major Votruba von der österreichischen Absicht, Westungarn in Besitz zu nehmen, in Kenntnis gesetzt habe. Gerold wollte die starke pro-österreichische Anschlussbewegung in drei Komitaten Westungarns nutzen, ehe die Pariser Friedenskonferenz gegen eine Angliederung entschied.

Geplant war ein durch österreichisches Militär unterstützter Aufstand der Bevölkerung bei gleichzeitiger Besetzung des so genannten Preßburger Brückenkopfs östlich von Hainburg durch tschechoslowakische Truppen.

Beneš war dieses Unternehmen zu riskant, aber die geschaffene Gesprächsbasis nutzte er. Sie bot Gelegenheit, den südlichen Nachbarn gegen habsburgische und ungarische Revisionspläne zu immunisieren und vom Anschlusswillen abzubringen. Er lud Renner am 12. Jänner 1920 zum Staatsbesuch in die Tschechoslowakei ein. Das dabei geschlossene Geheimabkommen feierte Prag in einem am 18. Jänner 1920 an seine Delegation bei der Pariser Friedenskonferenz gerichteten Telegramm als großen außenpolitischen Erfolg: *„Die Verhandlungen mit Österreich erfolgreich abgeschlossen. Politische Vereinbarung weitreichender Natur. Vorbehaltlose Anerkennung des Friedens von Saint-Germain, Verzicht auf jedwede Ansprüche in politischer oder territorialer Richtung. Gegenseitige Ablehnung einer Erneuerung des alten Regimes in politischer oder territorialer Richtung. Ablehnung jedweder neuer politischer oder wirtschaftlicher Staatenkomplexe. Prag lehnt ab, von einem Canossagang Wiens zu sprechen. Es wird zu einem wichtigen politischen Zentrum Zentraleuropas."*

Im Gegenzug hatte Renner die Frage des Korridors aus der Welt geschafft und Beistand gefunden, der bei einem allfälligen ungarischen Aggressionsakt nützlich sein konnte.



(Burgenland). – Im Jänner 1919 hielt die deutschösterreichische Nationalsozialistische Arbeiterpartei unter ihrem Vorsitzenden Walter Riehl mit Parteigenossen aus Deutschland und der Tschechoslowakei ihren Parteitag im Festsaal des Deutschen Schulvereins ab (unten). Die Partei hatte damals noch kein politisches Gewicht.

Kontakte zur Kleinen Entente

Ab Mitte 1920 traten im Burgenland bewaffnete ungarische Desperados auf, die von der magyarischen Geschichtsschreibung der Zwischenkriegszeit »Freischärler« genannt werden. In der Bevölkerung genossen sie den Ruf, »Banditen« zu sein. Die Verbände rekrutierten sich aus fanatisierten Studenten, Resten der weißungarischen »Brachialeinheiten«, die im Kampf gegen Béla Kuns Anhänger rücksichtslos vorgegangen waren und sich nun nicht minder brutal gegenüber den Einheimischen verhielten.

Unter den Landsknechtnaturen befanden sich viele so genannte Waggonbewohner, Flüchtlinge aus ehemals ungarischen Gebieten, aber auch Kroaten, Bosnier, deutsche und altösterreichische Offiziere. Diese Desperados flankierten zwei Reservegendarmeriebataillone aus regulären Soldaten unter Major Julius Moravek (alias Gyula) von Osztenburg und Rittmeister Ranzenberger in der Stärke von drei bzw. zwei Kompanien, insgesamt etwa 2000 Mann.

Am 14. August 1920 besetzte Osztenburg Ödenburg und Ranzenberger Oberwart. Im Norden operierte Oberleutnant der Reserve Iván Héjjas mit 1.400 Freischärlern, im Süden Oberstleutnant Pál von Prónay mit 1200 Mann. Auf eigene Faust marodierten »Banditen« des ehemaligen Ministerpräsidenten István Friedrich und des Grafen Tamás Erdödy. Seine Einheiten rekrutierten sich als einzige Westungarns aus Einheimischen. Zu ihnen gehörte der aus Bernstein stammende oberste Beamte von Szolnok, Békés.

Prónay und Héjjas nannten sich »freie Königswähler« und waren Anhänger des Hauptmanns Gyula Gömbös und des Reichsverwesers Miklós Horthy, während die anderen »Karlisten«, Gefolgsleute des Exkaisers waren. Die Héjjas-Leute gebärdeten sich am wildesten.

Da sich die Freischaren aus dem Lande verpflegten und keinen Sold erhielten, zeigten sie gegenüber der Bevölkerung bei der Beschaffung von Lebensmitteln oder Geld keine Nachsicht. Sie prügelten die Leute, bedrohten sie mit dem Erhängen und dem Niederbrennen ihrer Häuser und Ortschaften und erpressten dadurch die letzten Wertgegenstände der hilflos Ausgelieferten. Die Prügelstrafe bei Vergehen war auch innerhalb der Truppe ein Züchtigungsverfahren. Einige Freischärler wurden wegen Auflehnung füsiliert.



Am 1. Dezember 1920 trat die österreichische Länderkammer (der Bundesrat) zu ihrer ersten Sitzung zusammen, zu der jedes Bundesland einen Vertreter entsandte. Auch Westungarn war durch den Abgeordneten des Bezirks Neusiedl am See, Johannes Huber, und den Nationalitätenminister Jakob Bleyer vertreten. Sie sollten im Auftrag Budapests die österreichischen Großdeutschen und Beobachter aus Deutschland von der Notwendigkeit des Verbleibens Westungarns bei Ungarn überzeugen. Andernfalls würden die übrigen 500.000 in Ungarn lebenden Deutschen einer radikalen Magyarisierung unterworfen werden.

Inzwischen drangen immer mehr Klagen über das brutale Vorgehen der Freischaren Admiral Horthys in Westungarn nach Wien, vor allem die Einheiten des Oberst Anton von Lehár, des Bruders des Operettenkomponisten Franz Lehár, unterdrückten jede austrophile Haltung.

Den Einsatz des Bundesheeres – damals »Reichswehr« genannt – lehnte das Innenministerium jedoch ab, um den Eindruck einer gewaltsamen Besetzung des Landes zu vermeiden. Nur Zollwache und Gendarmerie waren für die Übernahme des Burgenlands bestimmt.

Frankreichs Doppelspiel

Am 4. Dezember 1920 rang sich das Kabinett Michael Mayr II zu einer Stellungnahme durch: *„[...] die Burgenlandfrage ist für uns eine res judicata, die wir ohne Verletzung der ungarischen Empfindlichkeit, aber im Sinne der uns im Friedensvertrag garantierten Rechte lösen werden“*, und rief – wie erwartet – einen Aufschrei der Empörung der Magyaren hervor.

Die österreichische Regierung handelte bedachtsam, aber konsequent: Mayr zog das Abstimmungsangebot zurück und schuf vollendete Tatsachen: Das Bundesverfassungsgesetz vom 25. Jänner 1921 nennt das Burgenland ein selbständiges und gleichberechtigtes Land im Bund.

Tschechen und Jugoslawen registrierten besorgt die zunehmende Unruhe in der westungarischen Grenzregion und waren vollends alarmiert, als König Karl IV. am 27. März 1921 einen Restaurationsversuch unternahm.

Der ungarische Oberkommandierende des westungarischen Distrikts konzentrierte mit Duldung des zuständigen Regierungskommissärs Antal

Der tschechische Präsident Masaryk und der österreichische Präsident Hainisch sowie die Tochter Masaryks, Alice, am 11. August 1921 in Hallstatt auf dem Weg zum Seehotel (oben).

Graf Sigray seine königstreuen Truppen unter dem Vorwand, eine militärische Sicherheitszone gegen Österreich errichten zu wollen, in Westungarn, während der absolut königstreue Major Gyula von Osztenburg das gut bewaffnete »Reservegendarmeriebattaillon Nr. 2«, angeblich zur *„Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung"*, im Raum Ödenburg-Eisenstadt (ungarisch Sopron-Nagymoson) zusammenzog. Gleichzeitig besetzte der persönliche Freund Karls, Tamás Graf Erdödy, den Raum Güns-Steinamanger mit Einheiten aus westungarischen Weltkriegsteilnehmern.

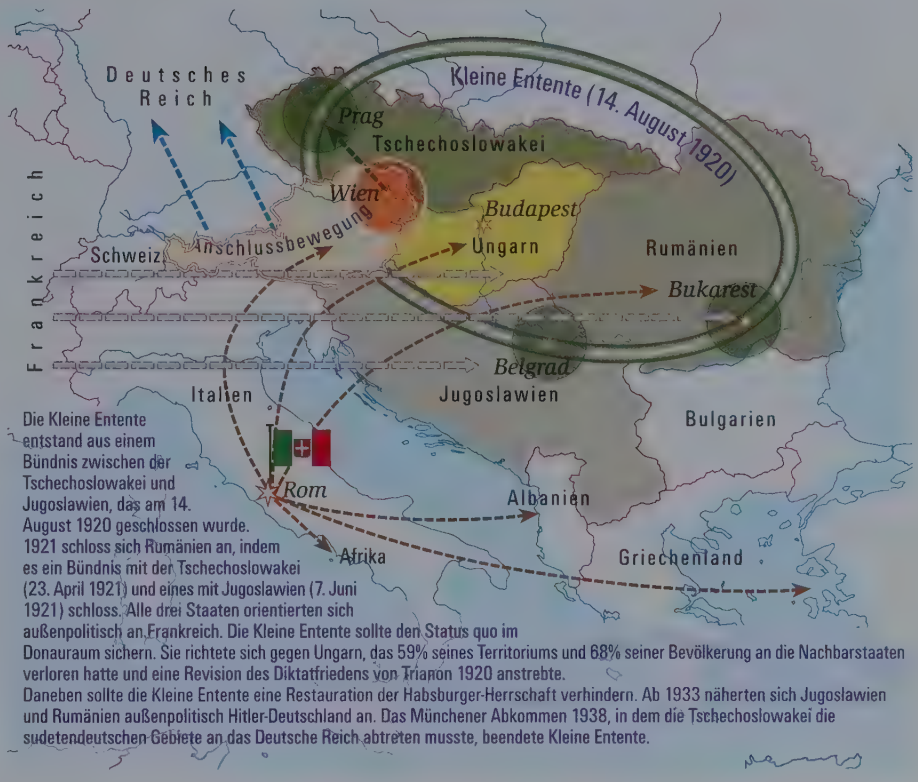
Das Restaurationsunternehmen Karls scheiterte wie auch sein zweiter Versuch am 23. Oktober 1921. Da befand sich jedoch schon Westungarn, von Budapest geduldet, fest in der Hand der Freikorpsführer Paul von Pronay und Iván Hejjas und ihren antihabsburgischen Einheiten aus nationalen Studenten und Vertriebenen anderer Nachfolgestaaten. Sie schikanierten die Bevölkerung, die sie wahllos entweder der Konspiration mit den ehemaligen Bolschewiki oder den Österreichern jenseits der Grenze beschuldigten.

Gegen die Unterdrückung durch den so genannten Weißen Terror erhob Österreich bei der Botschafterkonferenz in Paris Protest. Aber weder England noch die USA zeigten Interesse, im Grenzstreit einzugreifen. Frankreich verlegte sich auf ein Doppelspiel, es ermutigte Budapest, durch immer neue Einwände die Übergabe Westungarns hinzuziehen, wenn auch die Botschafterkonferenz auf der Herausgabe Westungarns bestand.

Die Sympathie Frankreichs für Ungarn war eine Reaktion auf die Anschlussbewegung der österreichischen, vornehmlich westlichen Bundesländer und Otto Bauers Politik. Die ungarische Presse hatte diese Schwachstelle der innenpolitischen Szene in Österreich erkannt und warnte in Paris, das Burgenland dem »roten Wien« in die Hände zu spielen, *„damit es morgen durch den Anschluss an Großdeutschland angegliedert werde"*.

An den gegebenen Tatsachen kamen aber weder Ungarn noch Frankreich vorbei: Die Pariser Vorortverträge waren konsequent einzuhalten.

Am 26. Juli 1921 erfolgte der Austausch der ratifizierten Friedensverträge von Trianon; Österreich besaß nun de jure das Verfügungsrecht über das Burgenland. Die in Ödenburg stationierte »Interalliierte Militärmission« wurde von der Botschafterkonferenz in Paris in eine »Interalliierte Generalkommission« umgewandelt, die für die reibungslose Übergabe Westungarns an Österreich zu sorgen hatte. Der Akt sollte offiziell am 28. August 1921 vollzogen werden.



Die Kleine Entente entstand aus einem Bündnis zwischen der Tschechoslowakei und Jugoslawien, das am 14. August 1920 geschlossen wurde. 1921 schloss sich Rumänien an, indem es ein Bündnis mit der Tschechoslowakei (23. April 1921) und eines mit Jugoslawien (7. Juni 1921) schloss. Alle drei Staaten orientierten sich außenpolitisch an Frankreich. Die Kleine Entente sollte den Status quo im Donauraum sichern. Sie richtete sich gegen Ungarn, das 59% seines Territoriums und 68% seiner Bevölkerung an die Nachbarstaaten verloren hatte und eine Revision des Diktatfriedens von Trianon 1920 anstrebte. Daneben sollte die Kleine Entente eine Restauration der Habsburger-Herrschaft verhindern. Ab 1933 näherten sich Jugoslawien und Rumänien außenpolitisch Hitler-Deutschland an. Das Münchener Abkommen 1938, in dem die Tschechoslowakei die sudetendeutschen Gebiete an das Deutsche Reich abtreten musste, beendete Kleine Entente.

Noch gab die ungarische Regierung nicht auf. Am 3. August übergab ihr Gesandter in Wien, Szilárd Masirevich, in Begleitung des ungarischen Außenministers Gusztáv Gratz dem Nachfolger Michael Mayrs, Bundeskanzler Johann Schober, ein Memorandum, wonach Ungarn den größten Teil des Burgenlands übergeben wolle, mit Ausnahme der Stadt Sopron und ihrer Umgebung, den als Seewinkel bezeichneten Teil des Fertöto (Neusiedler See) und eines 5 km breiten Streifens des Komitats Vas (Eisenburg).

Nach diesem Vorschlag sollten 600.000 von insgesamt 800.000 Katastraljoch an Österreich kommen. Die Annahme des Vorschlags sei die einzige Garantie für eine friedliche Regelung der Beziehungen zwischen beiden Ländern, betonte das Memorandum. Österreich lehnte ab. Es könne der Forderung Ungarns nicht entsprechen, das ein von Deutschen bewohntes Gebiet ohne Entschädigung verlange. Am 13. August kündigte die Regierung an, erst nach der Übergabe des Burgenlands zum festgesetzten Termin mit Ungarn über die endgültige Grenzziehung verhandeln zu wollen.

Die österreichische Regierung, die der hinhaltenden Taktik ungarischer Politiker müde war, hatte sich auf der Basis des von Renner ausgehandelten Geheimvertrags mit Prag an Außenminister Edvard Beneš, gewandt, um über einen Beitritt bei der »Kleinen Entente«, einer Allianz aus Rumänien, Tschechoslowakei und Jugoslawien, ins Gespräch zu kommen. Der seit 21. Juni 1921 im Amt befindliche Bundeskanzler Johannes Schober stellte damit eine Rute ins Budapester Fenster.

Das Treffen, an dem Schober, Beneš, Präsident Tomáš Garigue Masaryk und Bundespräsident Michael Hainisch am 11. August 1921 im oberösterreichischen Hallstatt teilnahmen, löste in Ungarn große Bestürzung aus: *„Hallstätter Entrevue beschäftigt hiesige Öffentlichkeit in hohem Maße und hat namentlich in wirtschaftlichen Kreisen große Beunruhigung in dem Sinne hervorgerufen, dass ungarische Politik nun auch Österreich in die Arme der Kleinen Entente getrieben und damit Ring um Ungarn geschlossen habe"*, telegrafierte Österreichs Gesandter in Budapest, Hans Cnobloch, nach Wien.

Schober konnte zufrieden sein, er hatte die von Beneš erhoffte Rückversicherung: Die ČSR würde Österreich bei der Erlangung Westungarns unterstützen. Er konnte sie als politisches Druckmittel gegen Ungarn einsetzen.

Der Konflikt zwischen Österreich und Ungarn wegen Westungarn, das die Pariser Botschafterkonferenz Österreich zugesprochen hat, wird zu einem Kräftemessen zwischen Wien und Budapest. Die Interessen Frankreichs und Italiens auf dem Balkan kreuzen sich und entfremden die Weltkriegspartner (oben).

Kampf ums Burgenland



Unter dem Titel »Die Übergabe Westungarns« meldet die »Reichspost« am 10. August 1921: *„Nach den aus Westungarn einlangenden Nachrichten wird die Räumung des Burgenlandes am 26. d. abends beendet sein. Die tatsächliche Übernahme des Landes durch Österreich wird im Verlaufe des 27. und 28. August erfolgen [...] Allem Anscheine haben die Ungarn bereits mit der Räumung des Burgenlandes begonnen."*

Als am 27. August 1921 die ungarische Gendarmerie das Burgenland räumen musste, schien tatsächlich die Übergabe friedlich zu verlaufen. Die am Morgen des 29. August 1921 in Westungarn einrückenden elf Kolonnen der österreichischen Gendarmerie und Zollwache, insgesamt etwa 2.000 Mann, trafen auf keinen ungarischen Widerstand.

Gegen Mittag aber erreichten sie erste alarmierende Nachrichten. Ungarische »Banditen« hätten den künftigen Landesverwalter des Burgenlands, Robert Davy, auf der Rückfahrt von Ödenburg bei Agendorf (Agfalva) angehalten und trotz alliiertem Begleitschutz mit dem Aufhängen bedroht. Im Seewinkel war eine Gendarmerieeinheit von 150 Desperados überfallen worden, bei Siegendorf verschleppten Ungarn zwei Gendarmen, in St. Margarethen fiel ein Gendarm im Feuergefecht. Ein Wiener, der auf Besuch bei Verwandten weilte, wurde ermordet. Auf ganzer Linie flammten Scharmützel auf, denen die österreichische Exekutive nicht gewachsen war. Örtlich musste sie das Feld räumen und den Rückzug nach Niederösterreich antreten. Die ungarischen Freischaren hatten die Schwäche der Österreicher entdeckt: Die Wachmannschaften besaßen für den offenen und aus dem Hinterhalt geführten Kampf keine Erfahrungen.

Am 30. August fuhren die Ungarn im Raum Jennersdorf mit schwerer Artillerie auf. Ein Panzerzug – er kam nie zum Einsatz – und ein Straßenpanzer bezogen Stellung; die Garantie der Entente für eine unblutige Übergabe des Burgenlandes war Wunschdenken geworden.

Die Botschafterkonferenz in Paris stand tatsächlich der eskalierenden Gewalt ratlos gegenüber. Nur eine bewaffnete Intervention konnte ihr Einhalt gebieten. Doch keine der Mächte zeigte sich zu diesem unpopulären Schritt bereit. So ging sie einen unproblematischen Weg. Sie mahnte Bundeskanzler Schober über Telefon: *„Es kann nicht Aufgabe Österreichs sein, Westungarn mit bewaffneter Hand zu besetzen."* Österreich möge warten, bis Ungarn imstande sei, das Burgenland zu übergeben. Der für die Mächte einfachste Weg, war für Österreich zu riskant. Denn in der Zwischenzeit bewegten sich die ungarischen Freischaren bereits bedenklich nahe der österreichischen Grenze. Fürstenfeld und Fehring lagen ihrem Zugriff offen.

Die steirische Landesregierung forderte den Schutz des Bundesheeres an. Jetzt wurde das Heer mobilisiert. Auch Ebenfurth, das Kohlenrevier von Zillingdorf und sein kalorisches Kraftwerk, das Wien mit Strom versorgte, waren gefährdet. Wiener Neustadt besann sich auf eigene Kraft und rekrutierte Arbeiterwehren und bewaffnete sie aus alten Beständen, die nach dem Zusammenbruch nicht abgeliefert worden waren.

Gewiss nur Vorsichtsmaßnahmen, aber zur rechten Zeit getroffen. Am 31. August 1921 fielen ungarische Freischaren bei Hohenbrugg, östlich von Fehring, in die Steiermark ein. Österreichisches Territorium war angegriffen worden und Heeresminister Carl Vaugoin konnte jetzt, ohne Sanktionen der Entente befürchten zu müssen, Heereskräfte einsetzen.

Bundesheer an die Front

Schon am nächsten Tag ging das Bundesheer unter Oberstbrigadier Rudolf Vidossich entlang der Grenze in Stellung. Vom seinem Hauptquartier in der Wiener Neustädter Militärakademie befehligte Vidossich den Abschnitt zwischen Kirchschlag in der Buckligen Welt und Hainburg an der Donau. Den steirischen Teil kommandierte Oberst Wilhelm Medicus von Hartberg aus.

Drei Tage später, am 4. September, gaben Gendarmeriepatrouillen im Raum von Deutsch Gerisdorf und Polgersdorf Alarm. Hektisches Treiben im Lager des Gegners deutete auf einen Angriff hin.

Im Morgengrauen des 5. September 1921 stürmten die Ungarn vor. Zahlenmäßig überlegen drängten sie die österreichischen Gendarmeriekräfte nach Kirchschlag zurück. In Panik floh die Bevölkerung. Eilig herangeführte Bundesheereinheiten riegelten zwar das Zöbernbachtal ab, mussten aber gegen Mittag ebenfalls weichen.

Die Stabilisierung der reichlich verworrenen Lage gelang nicht überall. In der ersten Septemberwoche befand sich ganz Burgenland in ungarischer Hand. Auf die Proteste der Entente reagierte die ungarische Regierung mit Bedauern. Sie könne nichts gegen das eigenmächtige Vorgehen der Freischaren unternehmen. Aber sie werde den Konflikt rasch beilegen, sollte Österreich auf Ödenburg (Sopron) verzichten. Die Androhung der Entente, die geschlossenen Verträge zu erzwingen, kommentierte Ministerpräsident Bethlen vor dem Budapester Ministerrat ironisch: Man müsse vor der Note nicht erschrecken, sie setze keine Termine für die Räumung des Gebietes, und ein Einschreiten der Kleinen Entente sei höchst fraglich.

Die aufgepflanzten Bajonette wirken martialisch, die Abteilung der Bahngendarmerie (oben) selbst nicht. Sie war Teil der zur Besetzung Westungarns vorgesehenen Zoll- und Gendarmerieeinheiten. Die Regierung schickte 2.000 im Kampf unerfahrene Exekutivbeamte gegen 30.000 zu allem bereite ungarische Freischärler ins Feld.



Bethlen baute auf das Nachgeben der österreichischen Regierung. Wohl hatte **Beneš** Österreich die Hilfe der ČSR angeboten – tschechoslowakische Soldaten campierten bereits im Raum Kittsee –, aber Kanzler Schober winkte ab. Er hoffte, ohne Kraftakt, einvernehmlich mit Ungarn, das Burgenland in Besitz zu bekommen.

Insgeheim lehnten die Christlichsozialen die Vermittlung durch Beneš ab. Der monarchistische Flügel der Partei hoffte auf eine friedliche Beilegung des Konflikts und auf *„eine gemeinsame Habsburgerrestauration"* mit Ungarn, so der ungarische Historiker Lajos Kerekes.

Präsident Masaryk brachte dies **Anfang September** gegenüber dem österreichischen Gesandten in Prag, **Ferdinand Marek**, klar zum Ausdruck. Seiner Ansicht nach würden die Ungarn den offenen Widerstand nicht wagen, würden sie die österreichischen Karlisten dazu nicht ermutigen. Diese Haltung eines Teiles der Christlichsozialen, sagte Masaryk, schwäche die Position der Regierung Schober ungemein.

Hilfe aus Prag lehnten auch die Großdeutschen ab, weil sie ihre Anschlusspolitik gefährdet sahen. Gleiches galt für die Sozialdemokraten. Sie kritisierten Schober wegen der Ablehnung des Hilfsangebots, schwörten aber ihren von den Tschechoslowaken verurteilten Anschlussambitionen nicht ab.

Die Pattsituation nutzte der italienische Außenminister **Paolo Tomaso Marchese Torretta**. Er bot beiden Kontrahenten Vermittlerdienste an: Westungarn sollte an Österreich fallen, über den Raum Ödenburg solle das Volk entscheiden.

Am **19. September 1921** antwortete Wien. Man werde auf Ödenburg nicht verzichten, sei aber für ein Plebiszit unter Aufsicht der Entente bereit.

Das Einverständnis veranlasste am **22. September** die Botschafterkonferenz, Ungarn ultimativ aufzufordern, das Burgenland bis zum **4. Oktober** Österreich zu übergeben.

Einen Tag vor dem festgesetzten Termin zog Budapest seine regulären Truppen aus Westungarn zurück und überantwortete es der Alliierten Generalskommission. In das entstandene Machtvakuum drängten sofort die ungarischen Freischaren nach, deren Kommandant **Prónay** im Handumdrehen ein »unabhängiges« Leitha-Banat proklamierte und Felsöör (heute Oberwart) zur Hauptstadt erhob. Frankreich setzte nun den ungarischen Winkelzügen ein Ende – allerdings auf Kosten Österreichs.

Der stellvertretende Leiter der Politischen Abteilung im französischen Außenministerium, **Jules Laroche**, bat den österreichischen Gesandten **Johann Andreas Eichhoff**, Österreich möge doch *„[...] den Ungarn irgendwelche Konzessionen machen, um wenigstens etwas von Westungarn zu bekommen"*. Er meinte Ödenburg.

Auch Italien stellte sich als Vermittler im ungarisch-österreichischen Konflikt zur Verfügung. Außenminister **Toretta** riet Österreich zum Verzicht auf Ödenburg. So auch der tschechoslowakische Außenminister Edvard Beneš bei einem Treffen mit Bundeskanzler Johannes Schober am **23. September**, in Hainburg. Beneš gab vor, auf Ersuchen des ungarischen Außenministers **Miklós Graf Bánffy** gehandelt zu haben.

Hinter den gleichlautenden Empfehlungen der Tschechen und Italiener stand imperiales Streben. Prag versuchte den Einfluss der Kleinen Entente auf Ungarn auszuweiten, Rom hingegen trieben Großmachtallüren an, es wollte Südosteuropa in seinen politischen Wirkungsbereich einbeziehen. Beide erwarteten sich den Dank Ungarns für ihre Vermittlerrolle und für den Zuspruch von Ödenburg/Sopron.

Weder Wien noch Budapest hegten für Prag große Sympathien. Von den alten Ressentiments aus der Zeit der Doppelmonarchie schwieg die Vernunft. Politischer Weitblick war von den politisch und gesinnungsmäßig indoktrinierten Parteien auch nicht zu erwarten. Allesamt, einschließlich der Sozialdemokratie, wollten die tschechische Vermittlung nur im äußersten Fall annehmen.

»Patriotische« ungarische Banden beschießen österreichische Gendarmen, die Deutsch-Westungarn für Österreich in Besitz nehmen wollen (oben).

Gewitztes Rom

Karl Renner, der Anfang Oktober 1921 nach einer Tagung aus Prag zurückkehrte, riet zur Annahme des italienischen Vergleichsangebots und zum Verzicht auf Ödenburg. Auch Beneš hatte den Verzicht empfohlen, aber der ČSR wollte Renner den außenpolitischen Vermittlungserfolg nicht gönnen – aus Rücksicht auf die deutschen Sozialdemokraten in der Tschechoslowakei: Die tschechischen Nationalisten könnte ein Erfolg stärken und sie verleiten, die Deutschen noch härter zu unterdrücken. Ungarn lotete den tschechischen Vorschlag aus, lehnte aber die Bedingung kategorisch ab, auf seine revisionistischen Ziele zu verzichten.

Die Entscheidung, welches Vermittlungsangebot die Zustimmung der Botschafterkonferenz finden und Österreich angeraten werden sollte, traf Frankreich: Es empfahl den italienischen Vorschlag. Die Franzosen spekulierten mit einem Scheitern des italienischen Vergleichs. Dadurch hätte das Ansehen Italiens im Donauraum Schaden genommen und Frankreichs Einfluss auf dem Balkan wäre gestiegen. Paris unterlief jedoch ein taktischer Fehler: Es ließ zu, dass die »Alliierte Generalskommission« in Ödenburg unter italienische Leitung kam. General Carlo Antonio Ferrario freundete sich sogeich mit den Ungarn an, er ließ die ungarischen Freischärler schalten und walten und übersah ihren Terror an der Bevölkerung. In Ödenburg hauste Osztenburg, und von der Stadt nordwärts bis zur tschechoslowakischen Grenze der Bandenführer Iván Héjjas. Den Raum von Eisenstadt beherrschte Friedrichs und Südburgenland Pál Prónay.

Am 22. September rang sich die Pariser Botschafterkonferenz zu einer Note durch, die den Übergabetermin für Westungarn mit dem 4. Oktober festsetzte. Wie der deutsche Militärattaché in Budapest, Wilhelm Kundt, nach Berlin berichtete, dachte die ungarische Regierung aber nicht daran, das umstrittene Gebiet aufzugeben. Sie unterstützte nach Kräften die Freischaren, beurlaubte reguläre Soldaten, die in deren Verbände eintreten wollten, und stellte den Banden das Eisenbahnnetz für Transporte von Mannschaften und Gütern zur Verfügung. Als verlängerter Arm des Staates drohten die Freischarführer sogar mit der Besetzung Wiens und der Errichtung einer rechtsradikalen, ihnen hörigen Regierung, die sie zum Verzicht auf ganz Burgenland zwingen wollten. Monarchistisch orientierte, ehemalige k.u.k. Offiziere munterten sie dazu auf.

Am selben Tag, an dem Budapest das Burgenland übergeben sollte, am 4. Oktober 1921, erteilte die Pariser Botschafterkonferenz den streitenden Parteien die Genehmigung auf Basis des italienischen Vergleichsvorschlags Verhandlungen zu führen.

Der Vertrag von Venedig

Italiens Außenminister Pietro Paolo Tomasi della Torretta lud zu einem Gipfeltreffen der Außenminister am 11. Oktober im Palazzo Corner in Venedig.

Die Konferenz, an der Bundeskanzler Schober in seiner Funktion als österreichischer Außenminister, Ministerpräsident István Graf Bethlen und Außenminister Miklós Bánffy für Ungarn unter italienischem Vorsitz teilnahmen, behandelte nur noch die Durchführungsmodalitäten der Übergabe Westungarns. Der Verzicht Österreichs auf Ödenburg war bereits vorweggenommen.

Schober stand unter zu großem innenpolitischen Druck, als dass er ablehnen hätte können: Eine Geldentwertung erschütterte Österreichs Wirtschaft und erforderte die Aufnahme ausländischer Kredite, die nur – das deutetet Torretta an – nach einer friedlichen Beilegung des Burgenlandstreits zu erwarten war. Natürlich wirkten sich auch die starken separatistischen Tendenzen der Bundesländer auf die Wirtschaft aus. Ausländische Unternehmen investierten nicht in ein Land, das zerrissen zu werden droht.

Schober unterzeichnete am 13. Oktober den Vertrag: *„Sobald das burgenländische Gebiet von den Banden gesäubert sein wird, soll es in vollster Ruhe und Sicherheit von Österreich in Besitz genommen werden. Es wird der interalliierten Generalskommission obliegen, festzustellen, wann diese Pazifizierung durchgeführt ist und wann demzufolge Österreich zur Besitznahme des Landes schreiten soll […] Der italienische Minister des Äußeren wird die zur Entsendung von Ententetruppen notwendigen Schritte bei den Mächten unternehmen. Acht Tage, nachdem die Generalskommission die vollständige Pazifizierung des Landes konstatiert haben wird, wird in der Stadt Ödenburg und Umgebung eine Volksbefragung erfolgen […].“*

Nun konnte das österreichische Bundesheer im Burgenland einrücken. Der Einsatz der 20.000 Soldaten zur Grenzsicherung hatte täglich 20 Millionen Kronen gekostet.

Am 14. November 1921 erfolgte die amtliche Meldung: *„Auf Grund des von der Regierung erhaltenen Auftrages hat das Bundesheer heute die Be-*



Wahlplakat, das für eine proösterreichische Abstimmung wirbt (oben). Die ungarische Wahlpropaganda hatte den Lebensmittelreichtum Ungarns gegenüber der Not in Österreich zum Schwerpunktthema gemacht. Die österreichische Werbung brachte hingegen die Schreckensherrschaft der Räteregierung in Erinnerung.

sitznahme des Burgenlandes mit Ausschluss des Abstimmungsgebietes von Ödenburg begonnen [...] Bei dem heute begonnenen Einmarsch in das Burgenland ist das Bundesheer nirgends auf Widerstand von Freischaren oder Banden gestoßen. Die Bevölkerung hat die Truppen überall freudig empfangen. Die Bewegungen des heutigen Tages sind dispositionsgemäß durchgeführt worden. Die Truppen erreichten die Orte Edelsthal, Neudorf, Parndorf und Neusiedl am See und rückten um 1/2 2 Uhr nachmittags in Eisenstadt ein. Südlich dieser Linie sind die Truppen in Zillingsthal, Pötsching und Sauerbrunn eingezogen [...].“

Der **3. Dezember 1921** war ein für die Entstehung des Burgenlands entscheidender Tag: Truppenbefehlshaber und Vertreter der Ententekommission unterzeichneten die Urkunden, die den Übergang der westungarischen Territorien in österreichischen Besitz bestätigten. Noch am selben Tag erklärte die »Alliierte Generalskommission« in Ödenburg die so genannte Befriedung des Burgenlands für abgeschlossen. Nur die Abstimmung in Ödenburg selbst und in acht Gemeinden über ihren Verbleib stand noch aus.

Hier verweigerten die ungarischen Freischaren die Entwaffnung. Bei ungünstigem Ausgang der Abstimmung würden sie den Kleinkrieg erneut entfachen, drohten sie. Die 500 Mann der Entente zur Aufrechterhaltung der Ordnung hielten sie davon nicht ab, erklärten ihre Anführer.

Das österreichische Bundesheer ging in Bereitschaft. Etwa 800 Offiziere und 14.000 Soldaten zogen um Ödenburg einen Sicherheitsring, um die Stadt zu verteidigen, sollte sich die Bevölkerung für Österreich entscheiden.

Am **14.** und **15. Dezember**, für umliegende acht Gemeinden am **16. Dezember 1921**, fand die Abstimmung statt. Der Ausgang des Plebiszits stand schon fest, bevor die ersten Abstimmungszetteln in die Urne fielen. Das amtliche Ergebnis von 72,8% der Stimmen für einen Verbleib bei Ungarn und 27,2% für Österreich entsprach dem Willen der Franzosen, Italiener und der umworbenen Ungarn. Dass die Landgemeinden mit 54,6% für Österreich und mit nur 45,4% für Ungarn stimmten, war belanglos. Die Stadt- und Landergebnisse wurden zusammengezählt.

Der Urnengang selbst glich einer Groteske: Deutschsprachige Ödenburger waren aus den Wählerlisten gestrichen, dafür viele magyarophile Ortsfremde – Studenten, Militärs und eilig aus Budapest herbeigeholte Arbeiter – in sie eingetragen worden. Längst verstorbene Stadtbewohner erwachten für den Urnengang zu neuem Leben und votierten für Ungarn. Die internationale Wahlaufsicht, unter dem italienischen General **Carlo Antonio Ferrario**, vermerkte keine Manipulationen. Das promagyarische Resultat neutralisierte das Intermezzo des habsburgischen Restaurationsversuchs von Exkaiser Karl vom **23. Oktober 1921**. Von Frankreich und Ungarns Reichsverweser **Horthy** angehalten, dachte er Ungarn in Besitz nehmen zu können.

Der Putsch scheiterte, wie schon der erste, an Karls falscher Einschätzung der Verhältnisse und der doppelbödigen Politik der Ententemächte. Nach den ersten Schüssen zerstob der Traum vom ungarischen Königreich. Horthy ließ den naiv-gutgläubigen Monarchen festnehmen und samt seiner Familie Vertretern der Entente übergeben. Eine britische Donauflottille brachte die Habsburger zum Schwarzen Meer; in Quinta do Monte auf der portugiesischen Atlantikinsel Madeira lebte **Karl** in der Verbannung, bis ihn wenige Monate nach dem ungarischen Abenteuer ein Lungenleiden am **1. April 1922** erlöste.

Wohl protestierte die Regierung Schober bei der Botschafterkonferenz gegen die Abwicklung der Ödenburger Abstimmung, die aufgebrachten Gemüter in Ostösterreich besänftigte der formale Einspruch freilich nicht. Im Volk wuchs die Bereitschaft, Widerstand gegen das vermeintliche Unrecht zu leisten, abenteuerliche Pläne entstanden.

Ein nach dem Beispiel des »Kärntner Heimatdienstes« gegründeter »Ödenburger Heimatdienst« entwarf Strategien, Ödenburg im Handstreich zu nehmen. Die Revisionisten beriefen sich auf den Friedensvertrag von St-Germain und fühlten sich im Recht. Das Vorbild des italienischen Irredentisten **d'Annunzio**, der die jugoslawische Hafenstadt Fiume (heute Rijeka) unter die italienische Oberhoheit brachte, geisterte durch ihre Köpfe. Die militärische Führung des Unternehmens übernahmen der Kärntner Abwehrkämpfer Oberleutnant **Hans Steinacher** und der Wiener Neustädter Vizebürgermeister und Arbeiterwehrführer **Josef Püchler**. Den operativen Plan erarbeitete der Oberbefehlshaber der Grenzwachen, Oberstbrigadier **Rudolf Vidossich**.

Waffen waren reichlich vorhanden, die Arbeiterwehren hatten die ihnen im **September** zum Schutz der Grenze vor den Freischaren ausgefolgten Waffen nicht wieder abgegeben.

Kriegserfahrene Eisenbahner bildeten eine Spezialtruppe. Sie sollten auf der Raaber Bahn von Ebenfurth und von der Südbahn mit jeweils zwei Panzerzügen nach Ödenburg durchbrechen und das Abstimmungsgebiet an seiner engsten Stelle, bei Kohlnhof und Wolfs, abriegeln. Von dreihundert Fliegersoldaten des Fliegerhorstes Wiener Neustadt gedeckt, wäre eine 3.000-köpfige Arbeiterwehr aus Arbeitern der Wiener Neustädter Daimler-Werke nach Ödenburg vorgegangen. Ein schweres Festungsgeschütz hätte ihnen vom Schießplatz in Sollenau Feuerschutz gegeben.

Aus dem Sandkastenspiel wurde nichts. Die Regierung Schober hatte Ungarn schon drei Wochen vor dem Plebiszit, am **21. November**, die versöhnliche Hand gereicht: *„Die westungarische Frage scheint nun endlich ihrer definitiven Lösung entgegen zu gehen und damit wird, wie immer das Ödenburger Plebiszit ausfallen mag, das Terrain für eine Revision der politischen und wirtschaftlichen Beziehungen der beiden Schicksalsverwandten und trotz allem aufeinander angewiesenen Staaten frei.“*

Budapest antwortete im **Dezember 1921**: *„Die königliche ungarische Regierung würde es mit Freude begrüßen, wenn die österreichische Regierung sich veranlasst sehen würde, die Ödenburger Angelegenheit aufgrund der erfolgten Abstimmungsergebnisse auch ihrerseits einem endgültigen Abschlusse zuzuführen und dadurch die Möglichkeit einer ehebaldigsten Aufnahme [...] eines aufrichtigen freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Österreich und Ungarn [...] zu eröffnen.“*

Püchler und Steinacher mussten gestoppt werden. **Friedrich Adler** intervenierte, nun erst verwarf der Wiener Neustädter Kreisarbeiterrat die Eroberungspläne.

Das Plebiszit anerkannte die Botschafterkonferenz am **24. Dezember**, am **1. Jänner** war Ödenburg/Sopron ungarisch.

Ungarn hatte das Signal, das Italien in der Ödenburg-Affäre aussandte, verstanden: Über Rom und und Wien konnte es die Umklammerung der Kleinen Entente durchbrechen und zurück zur aktiven Außenpolitik finden. Als **Benito Mussolini** in Italien die Macht ergriff, und einen aggressiven, imperialistischen außenpolitischen Kurs einschlug, trafen sich Rom und das revisionistische Budapest auf gleicher Ebene. Von Mussolini mit der Vermittlerrolle betraut, nahm Ungarns Ministerpräsident **István Bethlen** Verbindungen zur österreichischen Heimwehr und hochrangigen Regierungsmitgliedern – Schober, **Seipel**, **Vaugoin** – auf. Mit Hilfe Roms und Budapests sollten die Rechtskonservativen an die Macht kommen.

Burgenland und Sopron waren mehr als nur eine österreichische Episode der Nachkriegszeit. Über sie entschied sich das Schicksal eines Teils von Ostmitteleuropa.

»Wehrhaftes Proletariat«

Der Zusammenbruch der Monarchie und die Auflösung der staatlichen Ordnung überraschte alle politischen Parteien, mit Ausnahme der Sozialdemokratie. Sie war die einzige Bewegung, die eine radikale Änderung der Staatsform vorausgesehen hatte und sie mit gereiften Konzepten erwartete.

Obwohl die offizielle Politik des sozialdemokratischen Parteivorstands auf keine Revolution hinarbeitete – wie dies die beruhigende Haltung während des »großen Jännerstreiks« von 1918 bewies –, etablierten sich die Sozialdemokraten von der Stunde null an zu Trägern des neuen Staats.

Dagegen versagten die bolschewistisch indoktrinierten Separatisten. Ihre »Roten Garden« trachteten zwar, mit den ideologisch gleichgesinnten militanten Revolutionären in Ungarn und Bayern einen räterepublikanischen Block von der Isar bis zur Theiß zu errichten und eine Verbindung zur Sowjetunion herzustellen, doch zwischen München und Budapest lag Wien, und die hier dominanten Sozialdemokraten dachten nicht daran, den gleichen blutigen Terror auszuüben. Da den österreichischen Linksradikalen *„eine revolutionäre Organisation mit der nötigen Massenverankerung, welche dem instinktiven Drängen der Arbeiterklasse eine bewusste Stoßrichtung hätte geben, und die Machtfragen hätte stellen können"*, **fehlte, scheiterte in Österreich der Rätegedanke, erklärte die marxistische Zeitschrift »Der Funke« am 16. November 2003.**

Auch der Prager Journalist Egon Erwin Kisch, den die Nachwelt den *„rasenden Reporter"* **nennt, konnte das Führungsdilemma der Rotgardisten nicht beseitigen.**

Hingegen erwies sich der von der Nationalversammlung zum Unterstaatssekretär für das Heerwesen ernannte Sozialdemokrat Julius Deutsch als Führernatur, der nicht nur das Kräftepotenzial der Roten Garden – und ihre Gefahr für die junge Republik – erkannte, sondern es verstand, sie von der Straße weg in die neu gegründete paramilitärische Volkswehr zu holen.

Auf der Basis des am 18. März 1920 verabschiedeten Wehrgesetzes konnte eine neue »österreichische Armee« aufgestellt werden. Sie erhielt 1922 die offizielle Bezeichnung »Österreichisches Bundesheer«.

Neben dem Heer bestand die Volkswehr weiter, die nach dem Ausscheiden der Sozialdemokraten aus der Regierung, am 10. Juni 1920, die Aufgaben einer Schutztruppe der Partei übernahm. Zu ihr stießen lokale »Arbeiterwehren«. Zu Arbeiterbataillonen zusammengefasst und dem Reichsarbeiterrat unterstellt, zählten die Verbände 1920 rund 2.000 Mann. Mitte 1921 gehörten der Truppe schon 47.200 Mann an. Sie verfügten über ein beachtliches Arsenal. Etwa 26.000 Gewehre, 225 Maschinengewehre, zweieinhalb Millionen Schuss Munition reichten für einen Kleinkrieg.

Mit der Bewaffnung stieg die Bereitschaft zur Aggression, die in der Kriegserkenntnis wurzelte: den Gegner vernichten, bevor er es tut.

Diese Einstellung blieb mangels anderer Sichtweisen und demokratischer Reife nach dem Krieg erhalten. In den Köpfen, den Fäusten und im Um-



Josef Püchler, Vizebürgermeister und Schutzbundkommandant von Wiener Neustadt am 7. Oktober 1928 (unten).



gang mit den Waffen. Sie beherrschte das Volk, die Politik und ihre Führer, die wie im Krieg »Fronten« zwischen den Parteien aufbauten und pflegten. Krieg führen hatten alle gelernt, den Umgang mit demokratischen Spielregeln nicht. Das hieß, anders Gesinnte meiden, um nicht an der eigenen Gruppe zum Verräter zu werden. Die mahnenden Worte der Eltern an ihre Kinder: *„Gib dich nicht mit ›denen‹ ab!"*, fielen auf allen politischen Seiten. Die Politik der Sozialdemokratie, deren Parteidisziplin bekannt war, bemühte sich ihre Anhänger konsequent von jeder Berührung mit den »Anderen« abzuschirmen. Einer Lockerung der Fronten diente dies nicht und ging am Prinzip des Internationalismus, der »alle Menschen zu Brüdern erklärte«, vorbei.

Die Kluft wird breiter

Bereitschaft zu Kompromiss, Ausgleich, Versöhnung kannte die politische Kultur Österreichs in der Zwischenkriegszeit nicht. Sie wurde zwar von der Gegenseite gefordert, doch selbst nicht gegeben. Ein Prälat »ohne Milde« musste diese Kritik hinnehmen, während die Kritiker den rücksichtslosen Klassenkampf und die baldige Revolution predigten. Über allem stand der Begriff der Wehrhaftigkeit, »für Volk, Freiheit und Partei«. Daraus ein für »Führer, Volk und Vaterland« zu formulieren fiel den nationalsozialistischen Parteistrategen nicht schwer.

Die Rechten stellten sich gegen die Linken, weil diese drohten, ihren Besitz an jene zu verteilen, die nichts besaßen. Die Linken wieder sorgten sich darum, die sozialen Errungenschaften und Sicherheiten, die sie in zähen Verhandlungen »erkämpft« hatten, an die Rechten zu verlieren. Linke und Rechte verschanzten sich hinter Frontlinien, die auf der einen Seite die »Heimwehr«, auf der anderen den »Schutzbund« errichteten.

Am 12. April 1923 genehmigte der großdeutsche Innenminister Felix Frank einen Antrag der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Österreichs um die Genehmigung, einen Verein gründen zu dürfen, der sich »Republikanischer Schutzbund« nannte. Aufgabe des Vereins war, die Republik vor revisionistisch-monarchistischen Anschlägen zu schützen. Er versinnbildlichte die »Wehrhaftigkeit des Proletariats« als Gegenstück zum Bundesheer und den bürgerlichen Heimwehren.

Der Widerspruch zwischen einer demokratischen Partei und einer bewaffneten kommandohörigen Organisation mit einer ausgeprägten Militärhierarchie war damals der Sozialdemokratie nicht bewusst. Anders ist Julius Deutsch nicht zu verstehen, als er auf dem sozialdemokratischen Parteitag am 25./27. November 1921 in Wien zur Steigerung der Wehrhaftigkeit des Proletariats aufrief und den *„verschwommenen Pazifismus"* verurteilte.

Julius Deutsch, der ehemalige k. u. k. Generalstabsoffizier Theodor Körner und der k. u. k. Offizier Alexander Eifler Edler von Lobenstedt standen an der Spitze des Schutzbundes. In Kompanien, Bataillone und Regimenter gegliedert, unterstand die paramilitärische Truppe den jeweiligen Landesleitungen in den Bundesländern, die ihrerseits von der Zentralleitung in Wien abhängig waren.

Für die politische Leitung zeichnete der Parteivorstand verantwortlich. Julius Deutsch wurde Obmann des Schutzbundes, ihm zur Seite standen Karl Heinz als politischer und Rudolf Löw als militärischer Sekretär.

Die wachsenden wehrhaften Aufgaben erforderten alsbald einen vergrößerten Mitarbeiterstab. Eifler übernahm die militärische Leitung. Eifler – er wird nach dem Februaraufstand 1934 verhaftet, 1935 amnestiert, am 16. März 1938 als illegaler Sozialdemokrat von den Nationalsozialisten verhaftet und im KZ Dachau ermordet – entwarf ein Konzept, das den Schutzbund militärisch gliederte und ihm einen straffen Befehlsapparat gab und eine strenge Disziplin auferlegte. Kritiker in der Parteizentrale warnten vor einer zu starken militaristischen Ausrichtung, sie fürchteten ein Wettrüsten der Parteien und eine Verschärfung der politischen Gegensätze.

Der sozialdemokratische Politiker Wilhelm Ellenbogen hegte andere Bedenken, *„dass der Schutzbund auf die Dauer ein Mittel zur Einschläferung der Kampfkraft und des Kampfwillens der zur Revolution berufenen Masse des Proletariats ist, das sich an den Gedanken gewöhnt, dass er dazu da sei, um an Stelle der Volksmassen selbst den Barrikadenkampf zu führen."*

Die innenpolitische Katastrophe rund um den Justizpalastbrand vom Juli 1927 gab Deutsch und Eifler den Anstoß zur Reorganisation des Schutzbunds und ihn auf einen offenen Konflikt mit den bewaffneten bürgerlichen Mächten vorzubereiten. Theodor Körner – er war 1924 der SDAP beigetreten und beriet sie in Wehrfragen – riet davon ab: Eine Konfrontation mit einem militärisch überlegenen Gegner würde zur Niederlage führen, sagte er. Er trat für eine Guerillataktik ein, die von der Bevölkerung getragen werden sollte. Den Vorschlag lehnte die Parteileitung ab.

In den Februarkämpfen von 1934 machte sie die bittere Erfahrung, dass Körners Anregung richtig gewesen war. Der 80.000 Mitglieder zählende Schutzbund erlitt gegenüber der bewaffneten Macht des Staates eine vollständige Niederlage. Sie besiegelte das Schicksal nicht nur des Republikanischen Schutzbunds, sondern aller sozialdemokratischen Organisationen.



Alexander Eifler Edler von Lobenstein, wehrpolitischer Stratege der SDAP (oben). – Jeder Schutzbündler fühlte sich in der Sozialistischen Internationale (rechts) als Teil eines weltumspannenden Ganzen. Der Brückenschlag im eigenen Land gelang hingegen nicht.

»Ewige Marschierer«

Unmittelbar nach dem Zusammenbruch der österreichisch-ungarischen Monarchie entstanden im November 1918 in der Provinz Wehrverbände, die sich dem Bürgertum und der römisch-katholischen Kirche verpflichtet fühlten. Sie übernahmen deren Schutz vor marodierenden heimkehrenden Soldaten und entlassenen Kriegsgefangenen, da sich auch die öffentliche Ordnung auflöste.

Den Gruppen und Grüppchen gehörten bis auf die Arbeiterschaft, die Landarbeiter und die kleinen Angestellten, alle Schichten der Bevölkerung an. Je nach Gutdünken führten sie die Bezeichnung Heimatschutz oder Heimwehr, bis der nicht differenzierende Sammelbegriff »Heimwehr« entstand, der fälschlicherweise alle bürgerlichen Wehrverbände zusammenfasste und sogar auf das autoritäre Regime zwischen 1933 bis 1938 übertragen wurde. Innerhalb der Verbände, die sich zumeist bundesländerweise präsentierten, traten mitunter beträchtliche Meinungsverschiedenheiten und erhebliche Spannungen auf, die kaum unter eine gemeinsame Führung gebracht werden konnten.

Viele falsche Klischees hielten sich bis in die Gegenwart. Die »Heimwehr« war weder eine christlichsoziale Parteigarde noch ein Exekutivorgan der »Vaterländischen Front« oder ein Träger des »konservativ-katholisch-agrarischen Lagers« und auch kein Übergangsinstrument zum Nationalsozialismus. Die katholische Gesinnung trugen die Heimwehrleute zwar bei manchen Gelegenheiten zur Schau, ohne sich jedoch auf den Katholizismus festzulegen.

Agrarisch durchsetzt war gewiss das »Fußvolk«, in der Führung war die Bauernschaft aber in der Minderzahl. Auch die Zuordnung zur konservativen Geisteswelt ist falsch. Die Heimwehrbewegung beabsichtigte die Gesellschaft zu verändern. Karl Renner **schrieb am 30. Oktober 1929 an den marxistischen Theoretiker** Karl Kautsky: *„Die ganzen Heimwehren sind, marxistisch gesehen, in Österreich eine Revolution gegen die bürgerliche Führung."*

Im Gegensatz zum Republikanischen Schutzbund fehlte den Heimwehren eine einheitliche ideologische Ausrichtung, ein Manko, das sie nie befriedigend beseitigen konnten. Nur die unter Kommando des steiermärkischen Anwalts Walter Pfrimer und seines Stabschefs Oberleutnant Hanns Albin Rauter (dem späteren Höheren SS- und Polizeiführer in den von Deutschland besetzten Niederlanden) stehenden Kontingente gaben sich ein Ziel: »Kampf gegen Marxismus, Judentum und Demokratie«. Als äußeres Zeichen führten sie eine schwarz-weiß-rote Standarte oder das Hakenkreuz.

Richard Steidle rekrutierte seine Tiroler Heimwehr überwiegend aus verarmten Bauernsöhnen, Studenten und Offizieren, ohne zu wissen, wofür. Erst im »Korneuburger Eid« erhielten sie 1930 eine ideologische Zielsetzung und Orientierung.

Mit Ausnahme der Kärntner Heimwehren, die am 5. Dezember 1918 von der Kärntner Landesversammlung zum bewaffneten Widerstand gegen die Südslawen aufgerufen wurden, blieb den anderen Heimwehren eine Feuertaufe erspart.

Der Abwehrerfolg der Kärntner stärkte aber das Selbstvertrauen aller Heimwehren, so dass sie sich den deutschen Freikorps ebenbürtig fühlten, die in Berlin und München einen Kleinkrieg gegen Sozialdemokraten, Bolschewiki und Kommunisten führ-



Das martialische Gehabe der Heimwehrleute (im Bild oben beim großen Aufmarsch im Oktober 1928 in Wiener Neustadt), die wegen des Spielhahnstoßes auf ihren Hüten auch »Hahnenschwanzler« genannt wurden, machte der Arbeiterschaft ebensoviel Angst wie den Bürgerlichen die Marschkolonnen des Republikanischen Schutzbundes. – Der Südtiroler Rechtsanwalt Richard



ten. Sie ermunterten die österreichischen Heimwehrkader, Kontakte mit den deutschen militanten Kreisen aufzunehmen. Diese nahmen die Gelegenheit zur Bildung einer »fünften Kolonne« wahr und öffneten den Zugang zu den rechtsorientierten Organisationen »Escherich« und »Orka«. Ab Februar 1920 lieferten diese Waffen an die Heimwehren in Tirol und Salzburg, in der Erwartung, dass der Anschluss der Länder an Deutschland beschleunigt würde. Über diese gut funktionierenden Verbindungen fanden im März 1920 zahlreiche deutsche Putschisten in Österreich Aufnahme, die nach der Niederschlagung ihres Umsturzversuchs in Berlin (»Kapp-Putsch«) das Deutsche Reich verlassen mussten.

Major Waldemar Pabst – er rühmte sich, den Mord an den deutschen Kommunistenführern Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg organisiert zu haben – und Oberst Max Bauer – die rechte Hand Ludendorffs – ließen sich in Tirol nieder. Sie reorganisierten die Heimwehren, die Pfrimer, Rauter und der Kärntner Militärkommandant Hülgerth befehligten und seit Sommer 1920 zu radikal-großdeutschen Tendenzen neigten. Münchener Rechte, österreichische Großgrundbesitzer und Industrielle standen als Finanziers zur Verfügung. Dafür nahmen Tiroler und steirische Heimwehrkompanien 1921 am deutschen Volkstumskampf in Oberschlesien gegen Polen teil.





Auch Bundeskanzler Ignaz Seipel zeigte verstärktes Interesse an den Heimwehren. Über sein Sekretariat flossen ihnen Gelder von Großindustriellen zu.

Die Monotonie allwöchentlicher Aufmärsche und die Eintönigkeit der pseudomilitärischen Feldübungen, das kindliche »Trapper-und-Indianer-Spiel« für Erwachsene, unterbrach die Gründung des Republikanischen Schutzbundes am 19. Februar 1923 durch die Sozialdemokraten. Unvermutet war den Heimwehren eine gleichwertige, straff organisierte Konkurrenz erstanden, die sie zwang, ihre Position zu überdenken.

Im April 1923 versuchten sie ihre Zersplitterung durch die Ernennung eines Bundesführers zu kleistern. Der designierte Steidle geriet aber alsbald ins Schussfeld nationalsozialistischer Kritik. Die Nationalsozialisten nannten ihn Verräter, weil er eine Teilnahme der Heimwehren am Novemberputsch 1923 in München, den Adolf Hitler und Erich Ludendorff inszenierten, verweigert hatte.

Dem Attentat, das die Nationalsozialisten an Steidle am 11. Juni 1933 verübten, entging der Heimwehrführer. Seiner Ermordung im KZ Buchenwald am 30. August 1940 nicht. Steidles Gegenspieler, der steirische Heimwehrführer Pfrimer, hingegen traf mit Hitler am 20. Mai 1932 ein Kooperationsabkommen und zog 1938 als ostmärkischer Abgeordneter im Deutschen Reichstag ein.

Steidle (ganz oben, links) gründete 1920 die Tiroler Heimwehr. Am 30. August 1940 wurde er im KZ Buchenwald ermordet. – Opfer politischer Zusammenstöße (oben rechts). – Die Kirche marschierte eifrig mit den Heimwehren und später bei den »Ostmärkischen Sturmscharen« mit. Fahnenweihe im Mai 1934 auf dem Heldenplatz, Minister Fey und Kardinal Innitzer (oben).

Auf Betteltour

Der Erste Weltkrieg hinterließ ein wirtschaftlich völlig entkräftigtes Land. Der Krieg hatte Unsummen von Geld für unproduktive Güter verschlungen und Millionen Menschen im schaffenskräftigsten Alter der Wirtschaft entzogen. Die Staat als größter Verbraucher trieb die Preise in die Höhe und glich den Kapitalmangel durch die Banknotenpresse aus. Im gleichen Maße, wie die Geldmenge stieg, sank die Kaufkraft. Bei Kriegsende stand die Nachfrage still, das viele Geld blieb, es war wertlos geworden, weil es nichts zu kaufen gab. Die kurze Phase einer Scheinkonjunktur ging 1919 zu Ende. Am Ende war auch die Wirtschaft.

Das Staatshaushaltsdefizit betrug 1919 etwa 20 %, 1921 36 % und es stieg weiter. Dazu fiel der Wert der Krone bis zum Herbst 1922 um mehr als das 14.000fache, gegenüber 1913. Die Inflation traf alle Bevölkerungsschichten, die Verarmung war ungeheuer. Das Elend drückte auf die Arbeitsmoral. Fleiß, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit wichen Resignation und Lethargie. Teile der Arbeiterschaft resignierten, andere riefen zum Widerstand auf.

Die Zwischenkonjunktur hatte die Politiker aller Lager sorglos gemacht. Dank der Inflation war die Exportwirtschaft im Ausland konkurrenzfähig geworden, die Aufträge hatten die Arbeitslosigkeit eingedämmt. Doch das Wirtschaftspendel schlug zurück und zog die alten Probleme mit sich: das steigende Haushaltsdefizit, die Arbeitslosigkeit, die rasch steigenden Lebenshaltungskosten. Nicht nur die Bürgerlichen waren jetzt ratlos, auch die Sozialdemokraten. Mit der Forderung nach höherer Besteuerung der Vermögenden und Reichen reagierten sie klassenkämpferisch, beruhigten den linken Parteiflügel, aber Wirtschaftskonzept war dies keines. Seit sie im Oktober 1920 abgewählt worden waren und auf der Oppositionsbank saßen, wogen ihre Forderungen nicht mehr viel. Die bürgerliche Koalitionsregierung dachte nicht daran, Teile ihrer Wählerschaft zu vergrämen. Sie verharrte in der fatalistischen Gottergebenheit, dass Österreich, durch den Schiedsspruch von St-Germain auf ein Minimum einstiger Größe reduziert, eben nicht überlebensfähig sei. Nachdem der einzige Ausweg, der Anschluss an Deutschland, gesperrt worden war, gab es nur noch die Möglichkeit des Weiterwurstelns mit Auslandskrediten, zu deren Rückzahlung wieder Kredite notwendig waren. Eine verhängnisvolle Spirale begann sich zu drehen. Offenen Auges steuerten die Politiker das Land dem Staatsbankrott zu.

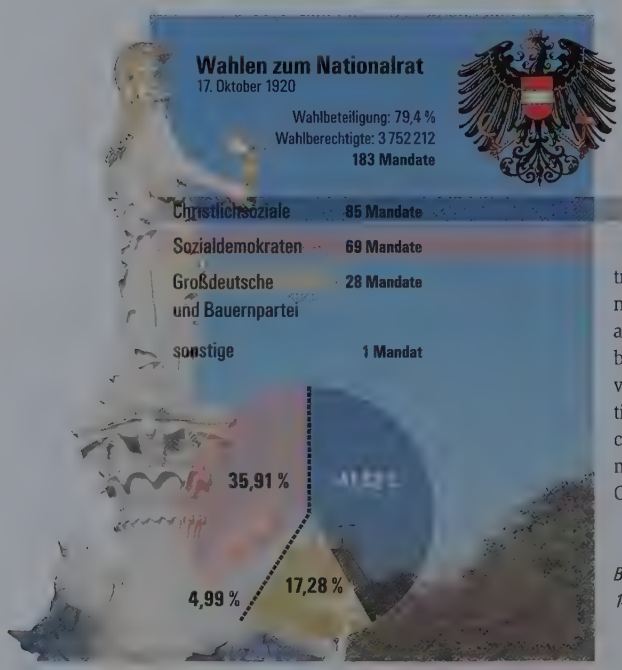
Auf das Kabinett Mayr I (7. Juli 1920 bis 22. Oktober 1920) folgte eine Monocolore Regierung aus Christlichsozialen und Beamten, das Kabinett Mayr II (20. November 1920 bis 1. Juni 1921), danach das »Fachmänner-Kabinett« Schober I (21. Juni 1921 bis 26. Jänner 1922), das Eintagekabinett des Vizekanzlers Walter Breisky (26. bis 27. Jänner 1922) und das Beamtenkabinett Schober II (27. Jänner 1922 bis 24. Mai 1922).

Johann Schober scheiterte an den Großdeutschen, die seit dem Vertrag von Lana bei Prag, am 14. Dezember 1921, an seinem Sturz arbeiteten.

Schober hatte in Lana die Verträge von St-Germain und Trianon anerkannt und endgültig auf die deutschsprachigen Gebiete in der Tschechoslowakei verzichtet. Beide Länder garantierten ihre Grenzen und versicherten, auf ihren Gebieten keine militärischen und politischen Organisationen zu dulden, die gegen den anderen Staat gerichtet wären. Weiters versprach Schober der ČSR wohlwollende Neutralität im Falle des Konfliktes mit Ungarn. Zwar verstieß das Lana-Abkommen zum Teil gegen den Vertrag, den Karl Renner mit dem italienischen Ministerpräsidenten Francesco Salverio Nitti am 8. April 1920 abgeschlossen hatte, dies behauptete jedenfalls Nitti und erhob heftige Vorwürfe. Aber Schober beruhigte, der Vertrag verpflichte Österreich keineswegs, der antiitalienisch ausgerichteten Kleinen Entente beizutreten. In Wien konnte Schober jedenfalls zwei Erfolge vermelden: Die Annäherung an die Tschechoslowakei würde die Großmächte zum Überdenken ihrer Haltung gegenüber Österreich anregen und er hatte ein Darlehen von 500 Millionen Tschechenkronen in Aussicht. Tatsächlich unterzeichnete Finanzminister Alfred Gürtler am 8. Februar 1922 die nach ihm benannte »Gürtler-Anleihe«. Zwar war dies noch nicht der außenpolitische Durchbruch, wie das Außenamt auf dem Ballhausplatz frohlockte – *„Wir sind seither nicht mehr ein politisch zu vernachlässigendes Objekt ununterbrochener Ausbeutung“* –, aber der ČSR-Kredit veranlasste Frankreich der österreichischen Regierung 55 Millionen Francs zur Verfügung zu stellen. Worauf auch Großbritannien mit 2,25 Millionen Pfund Sterling winkte und Italien einen Kredit von 60 bis 90 Millionen Lire zusagte.

Die wirtschaftliche Blockade schien durchbrochen. Eine geschickt taktierende Regierung





Bundeskanzler Schober (im Bild oben links) und Staatspräsident Masaryk auf Schloss Lana bei Prag am 14. Dezember 1921. – Die Nationalratswahlergebnisse von 1920 (links).

konnte nun an die Sanierung der Wirtschaft herangehen, zumal vom 10. April bis zum 19. Mai 1922 die Weltwirtschaftskonferenz in Genua tagte, die neue Verhandlungsmöglichkeiten eröffnete. Schober hoffte eine Aufhebung des Generalpfandrechts zu erreichen. Diese im Vertrag von St-Germain verankerte Auflage erklärte sämtliche Anlagen der Republik und ihre Staatseinnahmen zum Pfand der Siegermächte, sollte sie den Reparationszahlungen nicht pünktlich nachkommen. Die Aussetzung des Generalpfandrechts wäre eine Vorbedingung für einen langfristigen Kredit des Völkerbundes gewesen.

Die Konferenz erfüllte die Erwartungen Schobers nicht; das Generalpfandrecht blieb aufrecht.

Zurück aus Genua, erwartete Schober am 21. Mai 1922 eine Regierungskrise, die seit dem Vertrag von Lana schwelte und nun den Höhepunkt erreicht hatte. Just die Großdeutschen, denen Schober ideologisch nahe stand, warfen ihm vor, in Lana durch den Verzicht auf das Sudetenland österreichisches Staatsgebiet verkauft zu haben. Wie Italien befürchteten auch die Deutschnationalen, er würde die Alpenrepublik in die Abhängigkeit einer Donauföderation führen. Die Sozialdemokraten, die ursprünglich den Vertrag begrüßten, witterten die Chance, Schober zu stürzen. *„Regierung Seipel, genannt Schober"*, höhnte **Karl Seitz** im Parlament, und die „Arbeiter-Zeitung" setzte nach: *„Es ist der Herr Prälat, der uns regiert."* Ihre Taktik, den Mann, der im Hintergrund die politischen Fäden in der Regierung zog, ins Licht der Verantwortung zu zerren, ging auf. Seipel versuchte zwar, mehr halbherzig als ehrlich gemeint, Schober zum Bleiben zu überreden, doch insgeheim hatte er sich schon mit den Großdeutschen auf eine neue Koalition geeinigt, der er als neuer Kanzler vorstehen sollte. Schober nahm am 24. Mai den Hut, Ende Mai wählte der Nationalrat die Koalitionsregierung Seipel. In der Regierungserklärung betonte der Kanzler, dass die neue Regierung wie ihre Vorgängerinnen bestrebt sein wird, *„die, Gott sei Dank, bereits weit fortgeschrittenen Verhandlungen zur Erlangung von Auslandskrediten […]"* fortzuführen. Doch seit Genua stockten die Kreditverhandlungen. Der im Frühjahr 1922 nach Wien entsandte britische Regierungsvertreter **Owen D. Young** kam mit leeren Händen. Als die Inflation im Sommer 1922 außer Kontrolle geriet, die Krone auf den 15.000sten Teil ihres Goldwertes sank und die internationale Kredithilfe ausblieb, stand Österreich vor dem endgültigen Zusammenbruch. Weder Paris noch London kümmerte die Not Österreichs. Die deutsche Reparationsfrage hätte Vorrang, antwortete lapidar der britische Premierminister **David Lloyd George** gleich lautend mit seinem französischen Amtskollegen **Raymond Poincaré**, und beide verwiesen auf den Völkerbund. Damit schloss sich der Teufelskreis.

Der Schilling ersetzt die Krone







Entwürfe von **Rudolf Junk**. Porträtentwurf von **Rudolf Rössler**.

Papier ohne Wasserzeichen.

Erste Banknote der neugegründeten Oesterreichischen Nationalbank, noch auf Kronenwährung lautend. Eine 2. Auflage mit dem Aufdruck »Ein Schilling« auf der Vorderseite wurde infolge des »Schillingumrechnungsgesetzes« vom 20. Dezember 1924 – mit dem ab 1925 die Schillingwährung in Österreich eingeführt wurde – notwendig. Ab dem Jahr 1927 waren nur noch Scheidemünzen zu 1 Schilling in Umlauf, da die Banknoten mit gleichem Nennwert (bzw. zu 10.000 Kronen) ab dem 31. Dezember 1926 eingezogen wurden. Letzter Umtauschtermin beider Werte: 31. Dezember 1929.

Die Abbildungen rechts:

Avers und Revers der Scheidemünze zu 1 Schilling, Prägejahr 1924.

Nicht verausgabte Banknote zu 1.000.000 Kronen vom 1. Juli 1924.

Im Dezember 1923 erteilte der Nationalrat der Regierung Seipel III die Ermächtigung, Silbermünzen zum Nennwert von 5.000, 10.000 und 20.000 Kronen mit den Bezeichnungen Halbschilling, Schilling und Doppelschilling auszuprägen. Dies war der Start für eine neue Geldpolitik, die die Christlichsozialen zur Währungssanierung anstrebten. Gleichzeitig leitete sie den Übergang zur Schillingwährung ein.

Eine umfassende Währungsreform erfolgte ein Jahr später, als das »Schillingrechnungsgesetz« vom 20. Dezember 1924 den Schilling einführte, der am 1. März 1925 die Krone ablöste.

Der am 1. Jänner 1925 eingeführte Schilling zu 100 Groschen entsprach 10.000 Papierkronen. Die daneben noch bestehende Goldkrone wurde mit 1,41 Schilling umgerechnet. 1 kg Gold hatte den Wert von 6000 Schilling. Die Einführung des Schillings setzte den Schlusspunkt der Inflation. Die Krone konnte noch bis 13. Mai 1937 umgetauscht werden.

Der erste eigentliche Schillingwert war eine Banknote mit einem Nominale von 100 Schilling, die 1925 in Umlauf kam und den Auftakt zur Emission weiterer Schillingnoten bildete. 1926 folgten Goldmünzen zu 100 und 25 Schilling, 1928 erfolgte die Prägung einer Serie von 2-Schilling-Silbermünzen, zum Gedenken des 100. Todestages von Franz Schubert.

Der Begriff »Schilling« ist ungeklärt. Eine Ableitung vom altdeutschen Wort »Scellon« oder »Scellan«, mit der Bedeutung »tönen« oder »schallen« ist denkbar. Münzprofis können heute noch am Klang einer auf harten Untergrund fallenden Münze echte von falschen unterscheiden. Eine andere Erklärung leitet das Wort vom lateinischen »Solidus« ab, das soviel wie »solide« oder »hart« bedeutet. Die römische Münze »Solidus« wurde auch als Schmuckstück getragen und im Gotischen »Skillings« genannt.

Arbeiter in Aufruhr

Der Sturm zeichnete sich ab. Die »Wiener Sonntags-Zeitung« machte am 28. November 1921 mit dem Bericht »Eine Warnung der Sozialdemokraten« ihre Titelseite auf. Der sozialdemokratische Abgeordnete zum Nationalrat Matthias Eldersch prophezeite Katastrophen der schlimmsten Art, eine Verelendung der Massen und ungeheure Arbeitslosigkeit, sollte sich die wirtschaftliche Lage und die Finanzpolitik der Republik nicht ändern.

Mit dem »Ja« zum stufenweisen Abbau der Lebensmittelzuschüsse des Staates – ein *„Danaergeschenk"* –, die nur die Notenpresse in Gang halten, verband Eldersch die Forderung nach dem Schutz der Reallöhne, ein Festhalten an der staatlichen Bewirtschaftung und eine gleichmäßige Verteilung der Lebensmittelrationen. Nach dem Willen der Regierung hingegen sollten die Zuschüsse sofort fallen und hätte sich die Wirtschaft den Weltmarktpreisen anzupassen. Eldersch warnte abermals: Die Einstellung auf die Weltmarktpreise würde eine wilde Preistreiberei hervorrufen. Zudem müssten „die Riesenprofite der Agrarier" besteuert und der Industrie und der Bautätigkeit zugeführt werden.

Mit dem Aufmacher »Teuerung ohne Ende – Weitere sprunghafte Erhöhung der Fleisch- und Fettpreise« wartete das »Neue 8 Uhr Blatt« am 30. November auf. Ähnlich wie bei der Mehlrationierung im »Großen Jännerstreik« von 1918 beginnt die Volksseele zu kochen. Hier stand es schwarz auf weiß: Speck und Filz, die Arme-Leute-Zukost, *„wurden im Großhandel gleich um 150 K. [Kronen, Anm.] pro Kilogramm in die Höhe gesetzt"*. Dass im Detailhandel *„Speck und Filz 1200 bis 1700 K."* kostete, verstanden die Leute nicht mehr.

Am 1. Dezember 1921 brachen die schwersten Teuerungsunruhen aus, die Wien je erlebt hatte. Auslösende Momente waren mehrere Faktoren. Die Regierung stellte gegen den Willen der Sozialdemokraten die staatlichen Lebensmittelzuschüsse ein, und der Forderung nach Beibehaltung des Reallohns und der Fürsorgemaßnahmen kam sie nicht nach. Die Arbeiter traten in den Streik.

Der Ausstand war von langer Hand vorbereitet. Am Morgen des 1. Dezember legten die Arbeiter der Floridsdorfer »Fiatwerke« die Arbeit schlagartig nieder. Abordnungen eilten zu den Großbetrieben in Stadlau und Floridsdorf und forderten die Arbeiterschaft auf, sich dem Ausstand anzuschließen. Kurz später ruhte die Arbeit in der Lokomotivfabrik, bei AEG-Union, Siemens und Halske, Wagner-Biro und Kurz, Clayton & Schuttleworth. Im Floridsdorfer Arbeiterheim hielten Agitatoren aufpeitschende Reden über die Teuerung, während Boten nach Ottakring eilten, um die Arbeiter der Warchalowski-Werke aufzufordern, um 13 Uhr vor dem Parlament zu demonstrieren.

Doch schon gegen 10 Uhr formierten sich erste Demonstrationszüge in Stadlau und marschierten über die Taborstraße in Richtung Innere Stadt. Auf dem Weg zertrümmerten sie das Café »National«. Auf dem Rückweg verwüsteten sie ein Wäsche- und Herrenmodengeschäft und einen Nähmaschinenladen.

Um 13.30 Uhr sprach eine Abordnung beim Abgeordneten zum Nationalrat Karl Seitz im Parlament vor und übergab ihm eine Resolution: Durchführung des sozialdemokratischen Finanzplanes, Anforderung aller ausländischen Valuten des im Lande befindlichen Goldes, einschließlich des Kirchenvermögens, Verbot der Einfuhr aller Luxuswaren, geregelter Abbau der Lebensmittelzuschüsse und Einführng einer Kinderversicherung (im heutigen Sinne einer Kinderbeihilfe).

Seitz führte die Delegation zu Kanzler Schober, der Finanzminister Gürtler und die Abgeordneten Friedrich Adler und Otto Bauer zur Anhörung hinzubat. Vor dem Parlament wurden die Demonstranten unruhig. Wütend schlugen sie auf die geschlossenen Tore. Über die Stadiongasse rückte ein Trupp heran, den die »Reichspost« den Kommunisten zuordnete, ohne den Beweis dazu zu führen. Er trug einen Galgen samt einer Schlinge voran mit der Aufschrift: *„Nur für Schieber."*

Galizische Juden und Schieber

Vom Schottentor bis zur Bellaria füllte sich die Ringstraße mit einer johlenden, schreienden und pfeifenden Menge, die ihrem Grimm über die Teuerung in Hassparolen Luft machte: *„Nieder mit den Polnischen! Nieder mit den Juden!"* Die wachsende Erregung begnügte sich nicht mit Rufen. Wie von unsichtbarer Hand gelenkt, teilte sich die Menge in mehrere Gruppen, die nach verschiedenen Richtungen zogen. Die Zerstörungswut kannte ab den Mittagsstunden keine Grenze mehr. Vorwiegend jugendliche Arbeiter demolierten Lokale, Hotels und Kaffeehäuser an der Ringstraße, das Militärkasino



Die Zerstörungswut der Demonstranten hinterließ an der Fassade des Cafés Sacher deutlich sichtbare Spuren (oben). Auch das Innere des Gebäudes wurde schwer in Mitleidenschaft gezogen. Geplündert wurde alles, was in Taschen und Säcken Platz fand. Nicht nur Treffpunkte einer vermeintlich besser situierten Schicht waren Ziele des Vandalismus, wie das Kasino am



auf dem Schwarzenbergplatz, auf der Kärntner Straße, der Taborstraße, der Rotenturmstraße und in der Wollzeile. Wer mit dem Auto fuhr, musste aussteigen und sein Heil in der Flucht suchen. Passanten wurden Pelze vom Leib gerissen, verprügelt und davongejagt. Ein Wiener Geschäftsmann hatte Glück, dass ihm nichts Arges passierte. Dem Inhaber eines großen Möbelhauses gelang es noch rechtzeitig, *„durch Herablassen der Rollbalken sein Lokal zu schützen, worauf er selbst sein kostbarstes Stück, einen Pelzmantel im Wert von mehreren Millionen anzog und sich auf die Straße begab"*, berichtet des »Volksblatt für Stadt und Land« am **11. Dezember 1921**. Er geriet sofort unter Demonstranten, die ihn neugierig musterten, so dass ihm unheimlich wurde, bis ihm plötzlich einer kameradschaftlich zurief: *„Geben S' acht, lieber Herr, Ihnen hängt noch der Preiszettel rückwärts 'runter"*.

William Goode, der ehemalige Vorsitzende der österreichischen Reparationskommission, Gast im Hotel »Bristol«, kam weniger glimpflich davon. Er wurde bis auf das, was er am Körper trug, ausgeraubt.

Gegenüber den Demonstranten war die Polzei machtlos. Die auf der Straße eingesetzten 3.000 Mann schützten vornehmlich das Parlament und andere öffentliche Gebäude. Militärassistenz gab es keine, das Heer nahm zu dieser Zeit das Burgenland in Besitz. Daher konnten 147 Geschäfte verwüstet bzw. geplündert werden. 20 Wachebeamte und 26 Zivilisten erlitten zum Teil schwere Verletzungen. 74 Plünderer und 176 Personen wurden wegen Hausfriedensbruchs, Diebsstahls oder anderer Delikte festgenommen. Viele Kaffeehäuser mussten wegen der Zerstörungen schließen, 5.000 bis 6000 Dienstnehmer wurden brotlos, der Sachschaden betrug etwa 1,25 Milliarden Kronen.

Noch während der Verhandlung mit der Abordnung hatte Finanzminister Gürtler zugesichert, die Vermögenden stärker zu besteuern und die Spekulationsgewinne steuerlich zu erfassen. Dies war ein besonderes Anliegen der Sozialdemokraten. Gürtler versprach die Einführung einer »Kinderversicherung« – nach heutigem Sinn eine Kinderbeihilfe – und eine besondere Berücksichtigung kinderreicher Familien bei der Zuteilung von Lebensmittelzuschüssen. Weiters sollte der Valuten- und Devisenverkehr unter strenge staatliche Kontrolle gestellt werden. Und dies war die eigentliche Geburtsstunde der Oesterreichischen Nationalbank, der diese Aufgabe zukam, und die am **14. November 1922** ihre Tätigkeit aufnahm.

Nicht nur in Wien demonstrierten die Massen. Am **5. Dezember** glich Innsbruck einem Hexenkessel. Die Bevölkerung stürmte Stifte und Klöster. Italienische Truppen mussten zu ihrem Schutz eingreifen und den Hungerkrawall niederringen.

Die Unruhen ließen das Ausland unbeeindruckt. Elend und Massenaufstände waren auch in den Siegerländern an der Tagesordnung. Europa war aus den Fugen geraten.



Schwarzenbergplatz (oben), in dessen Räumen einige Exzedenten von der Polizei beim Plündern festgenommen werden konnten. Auch das einfache Hutmachergeschäft J. Engel in der Alser Straße 46 fiel der Demolierung anheim (unten). Hier und vor allem in den zertrümmerten Lokalen der Taborstraße im 2. Bezirk brach gestauter Hass der Arbeiter gegen Juden durch.

„Sein oder nicht sein …“



Bundeskanzler Johann Schober hatte zu seinem Pech die ihm versprochenen Auslandskredite nicht bekommen. Damit stürzte er vom Kanzlersessel und Österreich in eine katastrophale Inflationsspirale. Der Vertrag von Lana, der den endgültigen Verzicht auf das Sudetenland bedeutete, war für Großdeutsche und Sozialdemokraten nur ein Vorwand, um Schober zu Fall zu bringen.

An seine Stelle trat am 31. Mai 1922 Prälat Ignaz Seipel. Zu diesem Zeitpunkt lag der Kurswert der Krone so tief wie nie zuvor, im Gegenzug erklommen die Preise ungeahnte Höhen, während Löhne und Gehälter zurückblieben.

Um Österreichs Wirtschaft zu sanieren, gab es zwei Möglichkeiten. Seipel und der »Bürgerblock« aus Christlichsozialen und Großdeutschen sahen in umfassenden, großzügigen Auslandskrediten die Rettung, der Finanzplan der Sozialdemokraten baute auf die Selbsthilfe, die Kraft und Opferbereitschaft des Volkes. Diese durchaus akzeptable Strategie der Sozialdemokratie hätte Österreich die wirtschaftliche und politische Handlungsfreiheit erhalten. Im gleichen Atemzug aber beklagten die sozialdemokratischen Führer die Lebensfähigkeit des Landes, schielten nach Deutschland und hofften auf den Anschluss. Damit spielten sie dem Vorsitzenden der österreichischen Sektion der Reparationskommission, Sir William Goode, in die Hände, der am 22. Oktober 1920 erklärte, bekäme Österreich keine Finanzhilfe, müsse es aufgeteilt werden.

Seipel hielt an seinem Plan, mit Auslandskrediten Österreichs Wirtschaft hochzubringen, fest. Ein dringender Hilferuf um einen Kredit in der Höhe von 15 Millionen Pfund Sterling stieß allerdings beim Vorsitzenden der Inter-Alliierten Konferenz, Lloyd George, auf taube Ohren.

Eine Woche nach dem abschlägigen Bescheid – *„dass keine weitere Aussicht auf finanzielle Hilfe an Österreich seitens der Alliierten Mächte besteht“* – traten am 23. August 1922 in Wien Vertreter der sozialistischen Arbeiterorganisationen zusammen und veröffentlichten ein Manifest, das die wirtschaftliche Situation Österreichs in den düstersten Farben schilderte und sie boten der Regierung einen Koalitionspakt an: *„[…] Erst wenn die bürgerlichen Parteien endlich die Gefahr des vollständigen Zusammenbruchs unserer Volkswirtschaft erkennen; erst wenn sie sich dessen bewusst werden, dass, wenn alles zusammenbricht, sich auch die besitzenden Klassen nicht aus dem Zusammenbruch retten können; erst wenn die Furcht vor dieser Katastrophe die besitzenden Klassen dazu zwingt, die notwendigen Opfer zu bringen, und sie bereit macht, unsere wichtigsten und dringendsten Forderungen zu erfüllen und ihre Sabotage gegen alle wirtschaftlichen und sozialen Notwendigkeiten aufzugeben, erst dann und nur dann besteht die Möglichkeit, in Vereinbarungen mit den bürgerlichen Parteien durchzusetzen, was durchgesetzt werden muss, erst dann und nur dann könnte eine zeitweilige Kooperation mit den bürgerlichen Parteien für uns ein Mittel sein, die Republik und die Volkswirtschaft aus der schwersten Gefahr zu retten.“* Seipel ignorierte das Angebot und ging dafür in die außenpolitische Offensive.

Taktisch wendig und begabt, versicherte er sich der Unterstützung des Deutschen Reichs, der Tschechoslowakei und Italiens, dann reiste er nach Genf zum Sitz des Völkerbundes und hielt dort eine viel beachtete Rede: *„[…] Es hieße […] den Friedensverträgen ans Leben greifen, wenn das durch sie geschaffene neue Österreich als lebensunfähig nicht nur für den Augenblick, sondern für alle Zukunft erwiesen würde, er hieße, ein Loch mitten in die Karte Europas reißen; […]“* Seipel warnte: *„Ich gestehe offen, ehe das Volk Österreichs in seiner Absperrung zugrunde geht, wird es alles tun, um die Schranken und Ketten, die es beengen und drücken, zu sprengen. Dass dies ohne Erschütterung des Friedens und ohne die Beziehungen der Nachbarn Österreichs untereinander zu trüben geschehe, dafür möge der Völkerbund sorgen!“*

Die Rede zeigte Wirkung. Am 4. Oktober wurden die so genannten Genfer Protokolle unterzeichnet, die Österreich eine Anleihe des Völkerbunds in der Höhe von 650 Mio. Goldkronen – nach heutigem Geldwert etwa 1,5 Mrd. Euro – gewährten. Der Völkerbund – vertreten durch die vier Signatarmächte des Vertrags von St-Germain – garantierte die Unabhängigkeit Österreichs und die Republik verpflichtete sich, diese für die nächsten zwanzig Jahre einzuhalten.

Das aus drei Teilen bestehende Protokoll barg in seinem dritten Abschnitt eine demokratisch höchst fragwürdige Bestimmung. Demnach habe das österreichische Parlament jeder in den nächsten zwei Jahren im Amt befindlichen Regierung außerordentliche Vollmachten einzuräumen. Für die Dauer der Sanierung wurde das Budget daher nicht von der Volksvertretung, sondern auf dem Verordnungsweg beschlossen. Seipel dürfte der Urheber dieses Passus gewesen sein, der das Parlament ausschaltete. Die Idee vertrat er schon am 26. Mai

Die Rede Bundeskanzler Seipels vor den Mitgliedern des Völkerbundes in Genf (10 ständige Ratsmitglieder, 40 nationale Delegationen) beeindruckte die Mächte. Der »Blaue Montag« karikierte Seipel als Hamlet (oben). – Sir William Goode erwog eine Teilung Österreichs entlang der Donau, falls eine Sanierung der österreichischen Wirtschaft missglücken sollte. Entlang der Grenze mar-

1919 und war von der konservativ-bürgerlichen »Neuen Freien Presse« deswegen scharf gerügt worden.

Die Bestimmung blieb den Sozialdemokraten nicht verborgen, und löste in der Partei heftige Diskussionen aus. **Otto Bauer** erklärte auf dem Parteitag am **14. Oktober 1922**: *„Wir können, ohne einen Selbstmord zu begehen und uns selbst in die Hungerkatastrophe zu stürzen, Genf nur verwerfen, wenn wir gleichzeitig die energischeste Finanzpolitik machen. Wir können sie nur machen, wenn wir ein starkes Kraftzentrum, eine starke Regierung bilden. Die Bildung einer solchen Regierung ist derzeit schlechterdings unmöglich, das ist die wirkliche Zwangslage. Nicht so, wie es die Bürgerlichen behaupten, dass es nicht möglich wäre, das Land aus eigener Kraft zu retten. Es ist wirtschaftlich möglich. Eine Zwangslage ist da, weil die Kraft nicht da ist, die diese Rettung in Angriff nimmt. Diese Zwangslage hat ihren Grund nicht in der ökonomischen Unfähigkeit des Landes zur Selbsthilfe, sondern im nationalen Verrat der bürgerlichen Parteien."*

Sanierung oder nicht

Den innerparteilichen Kompromiss fanden **Renner** und **Seitz** vom gemäßigten Flügel. Sie handelten mit Seipel eine »österreichische« Lösung aus. Die Durchführung des Sanierungsprogramms übernahm ein »außerordentlicher Kabinettsrat«, dem auch Sozialdemokraten angehörten. Sie konnten zwar überstimmt werden, aber der Regierung Konzessionen abringen, vor allem die Ausschaltung des Parlaments war umgangen. Seipel stimmte dem Vorschlag zu, denn zur Sanierung war eine Verfassungsänderung notwendig, die im Parlament eine Zweidrittelmehrheit erforderte, die war nur mit Hilfe der Sozialdemokraten zu erreichen.

Das »Genfer Sanierungswerk« brachte Ordnung in die Währungsverhältnisse, die Strukturprobleme der Wirtschaft beseitigte es jedoch nicht. Es verschärfte im Gegenteil den sozialen Konflikt. Unbestritten ist, dass die Sozialdemokratie den Klassenkampf beschwor, allerdings auf gewaltlosem und demokratischem Weg.

Ob auch Seipel den Klassenkampf wollte, ist unbewiesen, aber nicht ganz von der Hand zu weisen. Er stand unter dem Einfluss der Unternehmer, die über die Kosten der sozialen Leistungen, die von den Sozialdemokraten ab **1919** errungen worden waren, monierten. Schon im Laufe des Jahres **1922** legten sie der Arbeiterschaft Restriktionen auf. Sie senkten die Löhne – in der Metallbranche bis zu 12,5 % –, und im November forderten Industrielle eine weitere Senkung um 15 %. Dazu erklärte der Vertreter des Industriellenverbands **Oskar Taussig**, um Einzelschicksale brauche man sich nicht zu kümmern. Zehntausend Arbeitslose bedeuten nicht viel und unter ihnen gebe es Arbeitsscheue. Die steirischen Industriellen erklärten, dass *„nur eine Verlängerung der Arbeitszeit über den Achtstundentag hinaus und eine überdies hinzutretende Intensivierung der Arbeit unsrer Wirtschaft und damit unseren Staat vor dem Untergang retten kann"*.

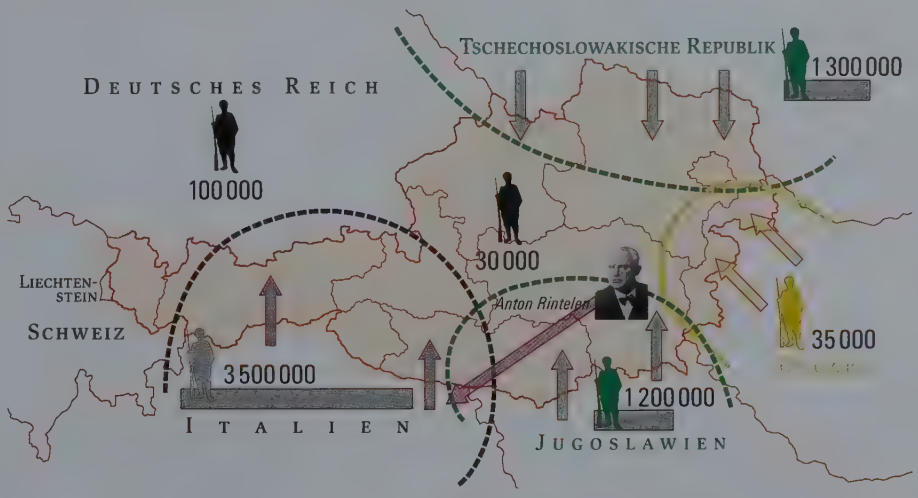
Der Klassenkampf wurde von beiden Seiten aufgenommen und führte in direkter Linie in den Bürgerkrieg. Der Priester und Theologe Ignaz Seipel *„war dem Denken des hl. Augustinus tief verpflichtet. Er übernahm von Augustinus [...] die Lehre von der ›massa damnata‹, mit der er im Verlauf seiner politischen Laufbahn [...] die Masse der sozialdemokratischen Arbeiterschaft identifizierte"*, charakterisiert der Historiker **Friedrich Weissensteiner** **1990** den wohl bedeutendsten Staatsmann der Christlichsozialen Partei.

Im Zuge der Genfer Sanierung verringerte sich rasch das Budgetdefizit, da die Regierung als eine der ersten Maßnahmen über 80.000 Beamte entließ. Die Genfer Bedingungen, die Österreichs Demokratie und Unabhängigkeit stärken und die Gesundheit der Wirtschaft bewirken sollten, erreichten alles andere als das. Die Opfer, die Österreichs Bevölkerung zu erbringen hatte, waren überaus hart.

Österreich musste rund 9 bis 10 Prozent Zinsen zahlen, das war mehr als auf dem freien Finanzmarkt üblich. Der nicht verwendete Teil der Anleihe durfte nur bei ausländischen Banken zu geringem Zinssatz angelegt werden. Für die gewährte Anleihe von 650 Millionen Goldkronen mussten 789 Millionen Goldkronen bezahlt werden. Als Garantie musste Österreich alle Einnahmen aus Zöllen, dem Tabak- und Salzmonopol und den staatlichen Forsten als Pfand zur Verfügung stellen. Die Mächte gaben zwar das Generalpfandrecht frei, gleichzeitig nahmen sie alles wieder in Pfand. Der mehrfach geäußerte Verdacht Frankreichs, Österreich ruiniere seine Wirtschaft selbst, um den Anschluss an Deutschland zu erzwingen, mutet in diesem Zusammenhang seltsam an. Zur Verhinderung dieser möglichen Absichten hatte Österreich eine weitere Bedingung hinzunehmen: die Einsetzung eines Kontrollkomitees und eines Generalkommissärs des Völkerbundes. Er allein war zuständig für die Verwendung der Anleihe. Durch ihn war nicht nur das Parlament neutralisiert, sondern sogar die Regierung in vielen Bereichen ausgeschaltet.

Zum »Generalkommissär des Völkerbundes für die finanzielle Rekonstruktion Österreichs« wurde am **16. Dezember 1922** der frühere Bürgermeister von Rotterdam, der Holländer **Alfred Zimmermann**, ernannt.

Das Foreign Office in London hatte ihn zum »Berater« der österreichischen Regierung wegen seiner herrischen Natur (im britischen Persönlichkeitsdiagramm: »domineering«) empfohlen. Er wachte bis zum **30. Juni 1926**, dass die österreichische Regierung die Sparmaßnahmen, den Beamtenabbau und die Verminderung der Staatsämter und der Staatsausgaben einhielt. Vom Funktionieren einer Gesamtwirtschaft verstand Zimmermann nichts. Wirtschaftswachstum, Produktivität, Exporterlös und Beschäftigung maß er keine Bedeutung zu, solange das Budget eine ausgeglichene Bilanz auswies.



schieren Tschechen, Ungarn, Jugoslawen und Italiener auf, um sich die Beute zu teilen. Der steirische Landeshauptmann Anton Rintelen wünschte bei Zerfall der Republik den Anschluss der Steiermark an Italien. Die Heeresstärken Italiens, Jugoslawiens und der Tschechoslowakischen Republik zeigen ihre militärische Überlegenheit (oben).

Scheinerfolge und düstere Anzeichen

Am 14. November 1922 genehmigte der Nationalrat die Änderung der Statuten im Nationalbankgesetz. Die Gründung der österreichischen Notenbank bzw. »Oesterreichischen Nationalbank« (OeNB) wurde damit ermöglicht. Sie löste die Österreichisch-Ungarische Bank ab und übernahm die Zahlungsverpflichtungen des österreichischen Staates mit dem Ausland und die Regelung des Geldumlaufs im Inland.



Der drastische Sparkurs des Staates, gesetzlich durch das »Wiederaufbaugesetz« vom 27. November 1922 gedeckt, ließ nur etwa ein Drittel der Völkerbundanleihe in zukunftsorientierte Investitionen, wie den Ausbau der Wasserkräfte, in den Straßenbau und in die Elektrifizierung der Eisenbahn, fließen. Statt die Wirtschaft zu beleben, verursachte er eine Deflation, die eine am 1. April 1923 eingeführte Warenumsatzsteuer noch verschärfte. Sie belastete zuerst die Betriebe, danach die Konsumenten, auf die die Abgabe umgewälzt wurde. Die hervorgerufene Teuerungswelle hemmte den Konsum, verteuerte die Produktion, die Waren hielten auf dem Weltmarkt der Konkurrenz nicht mehr stand, die Aufträge wurden weniger und führten zur Entlassung der Arbeitskräfte und die Arbeitslosigkeit stieg.

Die Stabilisierung der Währung, die Hebung der Spareinlagen im November von 38 Millionen Kronen auf 60 Millionen, die Wandlung der Krone von der instabilsten Währung Europas zum international anerkannten Zahlungsmittel (dem »Alpendollar«) pries die Regierung als großen Erfolg ihrer Finanzpolitik, der durch Arbeitslosigkeit und Demoralisierung des Volkes teuer erkauft worden war.

Am 31. Jänner 1923 gab Bundeskanzler Ignaz Seipel der französischen Zeitung »Le Temps« ein Interview über die wirtschaftliche Lage Österreichs. Die Kreditverhandlungen mit ausländischen Bankiers, die er mit seinem Finanzminister Viktor Kienböck geführt hatte, waren erfolgreich verlaufen. Österreich hatte die zweite von vier geplanten Sanierungsperioden aus Mitteln der eigenen Volkswirtschaft bewältigt und benötigte keine Vorschüsse auf künftige Auslandsanleihen. Die sprunghafte Zunahme der Arbeitslosigkeit führte Seipel auf die internationale Wirtschaftskrise zurück. Im vertraulichen Gespräch aber bezeichnete der Kanzler sein Sanierungswerk *„bloß als einen schwankenden Notsteg über einem gähnenden Abgrund"*. Dennoch: Seipel galt bei den Bürgerlichen als der »Retter des Vaterlandes«.

Seipels Konzept der Sanierung folgte einem einfachen Prinzip: Heben der Einnahmen des Staates durch Steuern und Senken der Ausgaben durch Abbau sozialer Leistungen sowie Kündigung von Staatsbediensteten. Bis 1926 ließen sich 96.000 Beamte, teils durch Rangerhöhung, zur »freiwilligen« Pensionierung bewegen, vertraglich Bedienstete wurden in großer Zahl gekündigt, sie alle vergrößerten das Heer der Arbeitslosen.

Seipel geriet zunehmend ins Feuer sozialdemokratischer Kritik, die von einfachen, unkritischen Menschen als Aufforderung zum Mord verstanden werden konnte. Jugendliche erinnerten sich eines Revolutionsliedes von 1848, das die Ermordung des Kriegsministers Theodor Graf Baillet-Latour bejubelte, dessen Leiche der Pöbel an einen Laternenmast gehängt hatte, und dichteten es auf den »politisierenden Pfaffen« Seipel um: *„Auf jede Gaslatern,/ da hängt man jetzt hinauf einen Herrn,/ ja, ja, so ein Herrn, auf jede Gaslatern,/ ja auf jede Gaslatern./ Der erste von den Herrn,/ der erste von den Herrn,/ das wird der Herr von Seipel sein,/ ja, ja Seipel sein, […]."*

Flugblätter mit Schmähungen und Zeitungsartikel – *„[…] solche Leute […] die müssen als gemeingefährlich entfernt werden, und, wenn es nicht anders geht, auch mit Gewalt […]"* (»Technische Union«, Zeitschrift des »Verbandes der in öffentlichen Betrieben und Verkehrsbetrieben sowie im privaten Funk-, Telegraphen- und Telephondienst stehenden Organe«).

Die Gewaltbereitschaft, zunächst durch Worte gutgeheißen, wuchs. Am 25. Mai erschossen in Wien-Favoriten Nationalsozialisten beim Zusammenstoß mit sozialdemokratischen Arbeitern einen jungen Eisenbahner. Der Täter wurde zu einer Geldstrafe verurteilt, bei Nichteinbringung musste er 24 Stunden in den Arrest. Menschenleben waren billig geworden.

Am 1. Juni 1924 feuerte der arbeitslose Textilarbeiter Karl Jaworek (er nannte sich später Jawurek) auf dem Südbahnhof zweimal auf Seipel. Eine Kugel durchschlug den rechten Lungenflügel.

Jaworek sei zwar sozialdemokratisch organisiert gewesen, aber charakterlich und geistig labil, ein Opfer politischer Verhetzung, hieß es. Otto Bauer bedauerte den Vorfall und distanzierte sich auch im Namen der SDAPÖ.

Seipels Zuckerkrankheit, zu der sich Lungentuberkulose gesellte, erschwerte den Genesungsprozess, so dass er bis 3. Juli ans Spitalsbett gefesselt blieb. Zur gleichen Zeit mehrten sich Anzeichen neuer Wirtschaftsprobleme.

Am 25. Mai brach die großdeutsch-christlichsoziale Bodenbank zusammen und stürzte die christlichsoziale Parteileitung, das Handelsministerium sowie den Deutschen Schulverein in Turbulenzen. Am 5. Juni folgte ihr die Volkswirtschaftliche Ar-

Anfang November 1924 ging eine sonst friedfertige Bevölkerungsschicht auf die Straße und demonstrierte gegen erlittenes Unrecht. Vor dem Parlament (oben) demonstrieren 3.000 Kleinrentner, um auf ihre katastrophale finanzielle Lage aufmerksam zu machen. Durch die Entwertung der Krone waren ihre Sparguthaben in Form von Anlagepapieren wertlos geworden.

beiterbank in Linz, kurz danach, am 14. Juni, die Oberösterreichische Handels- und Gewerbebank.

Noch nahm die Öffentlichkeit die Zahlungsunfähigkeit der Banken nicht ernst. Im September reiste Seipel nach Genf, um die Einstellung der Kontrolltätigkeit des Völkerbundkommissärs Zimmermann zu erreichen. Zimmermann aber ging in die Offensive, er forderte nun die Finanzaufsicht auch über die Länder. Im christlichsozialen Lager formierte sich die Opposition gegen Seipel, als bekannt wurde, er würde gegen die Einschränkung ihrer fiskalischen Rechte durch Zimmermann keine Einwände erheben.

Seipel stürzt

Tatsächlich war Seipels Sanierungswerk an einem Punkt angekommen, an dem die Bundesverwaltung allein nicht mehr sparen konnte. Die Garantiemächte der Genfer Protokolle verlangten daher in den Bundesländern eine Verwaltungsreform. Die Länder aber, in denen die Christlichsozialen dominierten, verteidigten ihre föderalen Rechte, und versagten Seipel die Unterstützung. Vor allem sein Parteifreund Anton Rintelen, Landeshauptmann von Steiermark, opponierte gegen ihn. Offiziell nahm Seipel einen für den 9. November angekündigten Eisenbahnerstreik zum Anlass, um einen Tag zuvor zu demissionieren.

Der Ausstand der Eisenbahner konnte Kanzler Seipel nicht gelegener kommen. Seine Niederlage im Tauziehen mit den Landeshauptleuten über die vom Völkerbund gewünschte Abgabenteilung wollte Seipel nicht eingestehen. Er behauptete, der Streik gefährde seine Politik der wirtschaftlichen Sanierung und er lege daher die Kanzlerschaft zurück. Insgeheim hoffte er auf den Protest der Bevölkerung und auf eine von einer nationalen Sammlung getragene Rückkehr in gestärkter Position. Seipel hatte sich verspekuliert. Er hatte nicht bedacht, dass er den Zorn seiner Anhänger nicht auf die Sozialdemokraten als Drahtzieher des Streiks ablenken konnte: Diese hatten mit dem Ausstand nichts zu tun. Er ging auf die Initiative der nationalsozialistisch dominierten deutschen Verkehrsgewerkschaft zurück. Die Verkehrsgewerkschaft war mit einer Teuerungsabgeltung nicht zufrieden, sondern forderte eine umfassende Neuregelung der Bezüge und einen Kündigungsstopp. Ihren Forderungskatalog hatten Sozialdemokraten und Christlichsoziale gleichermaßen angenommen.

Der Streik endete am 13. November, beschleunigt durch eine Drohung Italiens, für Deutschland bestimmte verderbliche Waren unter militärischem Begleitschutz und mit eigenem Fuhrpark durch Tirol zu transportieren. Seipel musste bis zum 20. November ein Übergangskabinett bilden und einen Kompromiss mit den Streikenden schließen.

Die Sozialdemokraten hatten abermals ein politisches Meisterstück geliefert. Seipel war von seinen Parteifreunden gestürzt worden und die Eisenbahner hatten ihre Forderungen durchgedrückt, ohne dass die SDAPÖ einen Finger rühren musste. So nebenher war der eigene äußerste linke Flügel kalt gestellt worden.

Der Parteitag, den die SDAP in Salzburg zwischen 31. Oktober/2. November 1924 abhielt, hatte sich die Auflösung der Organisation der Arbeiterräte vorgenommen. Ihrer Ordnungskraft und Schutzfunktionen bedurfte die Partei nicht mehr, seit ihr der im Februar 1923 gegründete Schutzbund zur Verfügung stand. Der Vorsitzende des »Reichsarbeiterrates«, Friedrich Adler, hatte dies bestätigt. Adler lebte, seitdem er im Mai 1923 zum Sekretär der Sozialistischen Arbeiterinternationale gewählt worden war, in London, und widmete sich kaum mehr den Arbeiterräten. Ein Versuch, sie reanimiert ins Rampenlicht öffentlichen Interesses zu stellen, war im Herbst 1922 gescheitert, als es ihnen nicht gelang, die österreichische Bevölkerung gegen die »Genfer Sanierung« zu mobilisieren. Die Arbeiterräte fristeten ein Statistendasein am linken Flügel der SDAP.

Nur noch 56 Delegierte des so genannten Reichsarbeiterrates fanden sich zum Parteitag der SDAP in Salzburg ein. Unter ihnen die Wiener Sozialreformerin Käthe Leichter und der Linzer Richard Bernaschek sowie Kolomann Wallisch aus Bruck an der Mur.

Die Resignation der führenden Arbeiterräte klang in ihren Referaten durch. Selbst Friedrich Adler bot in seiner Rede nur einen Rückblick auf die historische Entwicklung der Organisation und ihre kontrollierende Tätigkeit auf dem Wohnungs- und Ernährungssektor während der letzten Kriegsjahre. Für die ideologische Nähe der Partei zum Bolschewismus entdeckte Adler angesichts des kommunistischen Unrechtsregimes in der Sowjetunion eine neue Erklärung: Sie war zur *„Überwindung der Kommunistischen Partei"* notwendig gewesen, sagte er.

SDAP-Vorsitzender Karl Seitz fügte seinen Dankesworten an die Arbeiterräte Kritik hinzu, *„dass ihre Kundgebungen und ihre Taten nicht immer der Inbegriff aller Tugend und Weisheit gewesen seien"*. Damit hatte sich der gemäßigte Flügel der Sozialdemokratie in dem seit 1918 anhaltenden Diskurs durchgesetzt.

Am 20. November 1924 bildete ein Rechtsanwalt aus Salzburg, der christlichsoziale Rudolf Ramek, mit den Großdeutschen ein so genanntes Länderkabinett, dessen Finanzressort Jakob Ahrer, ein Vertrauter Rintelens, übernahm. Ramek versprach den Ländern in der Abgabenteilung mit dem Bund einen Kompromiss und den Großdeutschen eine Förderung ihrer Anschlusspropaganda.

Anfang Jänner 1925 reisten die beiden Führer der Großdeutschen, Franz Dinghofer und Hans Frank – er war unter Seipel Vizekanzler –, nach Berlin und sprachen in der Anschlussfrage bei der Deutschnationalen Partei und der Deutschen Volkspartei vor. Reichspräsident Friedrich Ebert, Reichskanzler Wilhelm Marx und Reichsaußenminister Gustav Stresemann bequemten sich lediglich eine Vertiefung der deutsch-österreichischen Beziehungen auf kulturellen und wirtschaftlichen Gebieten zuzusagen. Einen Monat später wagte Stresemann allerdings deutlichere Worte.

Am 20. Februar 1925 betonte Reichsaußenminister Stresemann im Reichstag jedoch die Anschlussabsichten beider Staaten: *„Wir wollen ein Land und eine Wirtschaftsgemeinschaft sein."* Damit trat der Anschlussgedanke in eine neue, von Deutschland geprägte Phase, die vor dem Hintergrund der tristen österreichischen Wirtschaft in der Alpenrepublik bereitwillig Aufnahme fand.

Die österreichischen Nationalsozialisten fassten wieder Fuß. Am 26. Februar 1925 gründete der nach seinem missglückten Umsturzversuch vom 9. November 1923 zu Festungshaft verurteilte und vorzeitig entlassene Adolf Hitler im Münchener Bürgerbräukeller die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei (NSDAP). Zwei Tage später verschied Friedrich Ebert, eine Neuwahl des Reichspräsidenten stand an.

In die Präsidentschaftswahl vom 26. April griff Hitlers Bewegung nicht ein, aber sie unterstützte den von anderen Rechtsparteien nominierten Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg, der mit 48,3% die relative Mehrheit erreichte.

Hindenburg, Galionsfigur für alle völkischen Bewegungen, animierte die österreichischen Nationalsozialisten, in Wien eine Anschlusskundgebung unter dem Motto »Heim ins Reich« abzuhalten. Am 28. April sprachen im Lokal »Zum Auge Gottes« im 9. Wiener Gemeindebezirk der *„Parteiobmann* Karl Schulz, *Pg.* [Parteigenosse, Anm.] Walter Gattermayer *und Pg.* Richard Suchenwirth". Die Veranstaltung sollte *„dem Herrn Außenminister, aber auch aller Welt deutlich zeigen, welches der wahre Wille des deutschen Volkes von Wien tatsächlich ist"*. Juden war der *„Eintritt verboten"*.

Wien bis zum Semmering

Im Wahljahr 1920 zählte Wien 1,842 Millionen Einwohner. Aus parteipolitischen Gründen erwogen die Politiker eine Trennung Wiens von Niederösterreich. Die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Deutschösterreichs (SDAPDÖ), aus den Neuwahlen vom 4. Mai 1919 mit 100 von 165 Sitzen als stärkste Fraktion hervorgegangen, stellte im Wiener Rathaus die Alleinregierung. Wien ist zu diesem Zeitpunkt noch eine niederösterreichische Gemeinde. Im Niederösterreichischen Landtag nahmen die Sozialdemokraten 64, die Christlichsozialen 45, die Deutschnationalen 5, die Nationaldemokraten 2 und die tschechischen Sozialisten 3 Sitze ein. Die Nationalsozialisten mischten bereits mit einem Mandat mit.

Anfang 1919 dürfte der Gedanke einer Trennung Wiens von Niederösterreich zum ersten Mal ausgesprochen worden sein. Zwischen 15. und 17. Februar 1920 stand auf der Länderkonferenz in Salzburg neben allgemeinen Verfassungsfragen auch die Wien-Frage zur Debatte. Dabei bildeten sich zwei Lager: Die historisch argumentierenden Konservativen betrachteten die einzelnen Länder als politische Realität, die fortschrittlichen Sozialdemokraten hingegen vertraten die Ansicht, ein moderner Staat müsse nach den Siedlungsverhältnissen und nicht nach traditionellen Verwaltungseinteilungen gegliedert werden. Blieben die historischen Ländergrenzen bestehen, könnte die Arbeiterschaft auf die Zentral- bzw. Bundesregierung keine Einflüsse mehr nehmen.

Eine von der sozialdemokratischen Kreisvertretung nach Liesing bei Wien einberufene Versammlung der Vertrauensleute des Wahlkreises Wiener Neustadt brachte am 27. März 1920 eine weitgehende Übereinstimmung der Meinungen: Die Mehrheit der zweihundert Delegierten stimmte für die Bildung eines Bundeslandes Wien und seine Trennung von Niederösterreich. Die klare Entscheidung warf jedoch neue Fragen auf. Der zweite Präsident des niederösterreichischen Landtags, der Bürgermeister von Wiener Neustadt – eine Hochburg der Sozialdemokratie – Anton Ofenböck, wies auf die Problematik einer Trennung hin: Für das Land Niederösterreich bedeutete die Loslösung Wiens den Verlust des größten Teils seiner Einkünfte, und die Arbeiterschaft würde in dem überwiegend agrarischen Bundesland eine Minderheit bilden. Zum anderen war es unvorstellbar, Wien nur in der Fläche des gegenwärtigen Stadtgebiets abzutrennen, es würde ihm an Entwicklungsmöglichkeiten fehlen, die eine Millionenstadt benötige. Ofenböck hielt es zweckmäßiger, nicht eine Trennung Wiens von Niederösterreich zu vollziehen, sondern Niederösterreich in ein agrarisches und ein industrielles Gebiet aufzuteilen. Die Industrielandschaft entlang der Südbahn böte sich hier besonders an. Dieses geschlossene Siedlungsgebilde könnte wahrhaft sozialdemokratisch verwaltet werden, meinte Ofenböck.

Ähnlich argumentierte der Abgeordnete des Wiener Gemeinderats, Robert Danneberg. Ein »Wienerland«, das unter Einschluss des gegenwärtigen Stadtgebiets und der gesamten Industrieregion entlang der Südbahn bis über Gloggnitz hinausreiche, wäre eine ideale Lösung. Eine Eingemeindung der in diesem Bereich liegenden Ortschaften schloss Danneberg aus: Dafür sei gegenwärtig kein Geld vorhanden.

Am 7. April trafen einander Vertreter aus vierundsechzig Städten und Großgemeinden in St. Pölten zu weiteren Beratungen. Abgeordnete aus christlichsozialen Gemeinden blieben fern.

»Anschluss« an das Wienerland

Nun drängten auch Kommunen entlang der Westbahn, einschließlich St. Pölten, zum »Wienerland«, so dass der Feuilletonist der »Neuen Freien Presse« am 14. April feststellte: *„Im Wiener Gemeinderate wird jetzt ebenfalls eine Verfassung erarbeitet und ein neues Kleid für eine Stadt gemacht, die gar keine Stadt mehr ist, sondern ein Staat, und außerdem einer, dessen Größe man noch gar nicht kennt; der nach dem Willen der einen Partei ein Land werden soll mit einem Industriegebiet und nach dem Willen der anderen seine jetzige Art behalten soll."*

Immer mehr sozialdemokratische Kommunen wollten dem »Wienerland« beitreten. So Klosterneuburg, Stockerau, Pottendorf und Ebenfurth.

Unter den Debattenrednern machte Gemeinderat Sirotek, der Vertreter der tschechischen Minderheit in Wien, auf sich aufmerksam. Wien müsse mit der Tschechoslowakei und Ungarn verbunden werden, sagte er, und erntete Gejohle und Gepfeife. Auf die Tschechoslowakei ist man wegen des Verlustes des Sudetenlandes nicht gut zu sprechen. Sirotek erhält allerdings durch den Hauptredner der Christlichsozialen, Leopold Kunschak, unerwartete Schützenhilfe. Kunschak meinte, nicht den Semmering solle man ins Weichbild der Stadt holen. Was Wien brauche, ist ein Weg nach den genannten Staaten, denn die lieferten die Lebensmittel für die Wiener Bevölkerung; und dieser Weg werde, würde er gebaut werden, durch den Donau-Oder-Kanal eröffnet. *„Wenn man aber nach Einbeziehung des Industriegebietes südlich von Wien auf das ganze Marchfeld verzichte, weil dort nur Bauern wohnen, habe man sich den Weg in die Tschechoslowakei ein für allemal verrammelt und dadurch ein Verbrechen an der Stadt Wien begangen"*, plädierte Kunschak.



In dieser unausgewogenen Atmosphäre begann am 20. April 1920 die Länderkonferenz in Linz. Unvermutet kam ein Rückzieher der sonst so angriffsfreudigen Sozialdemokraten, die zu Sitzungsbeginn festgehalten wissen wollten, dass die Linzer Vereinbarungen unverbindlich seien. Auch die Christlichsozialen schwenkten um, sie stimmten der Trennung Wiens von Niederösterreich plötzlich zu. Es sei der Wunsch der Agrarier, ihre Angelegenheiten künftig ohne Wiener Bevormundung zu erledigen, begründete ihr Sprecher, Gemeinderat Schmitz, und traf sich mit den Wienern auf halbem Wege, die unabhängig vom Niederösterreichischen Landtag entscheiden wollten.

Der Sozialdemokrat Danneberg beharrte zwar noch auf einer Teilung Niederösterreichs, aber dem Appell des christlichsozialen Landesrates Zwetzbacher, nicht die Trennung des Landes in einen industriellen und agrarischen Teil wäre sinnvoll,

Anton Ofenböck, zweiter Präsident des niederösterreichischen Landtags und Bürgermeister von Wiener Neustadt (oben), war ein Befürworter der Teilung Niederösterreichs in eine agrarische, von den Christlichsozialen dominierte, und eine industrielle, sozialdemokratisch dominierte Region.

sondern nur die Zusammenarbeit aller, konnte er nichts entgegensetzen. In den schweren Nachkriegsjahren war Wien schließlich von den niederösterreichischen Kornkammern abhängig.

Die Wien-Frage dämmerte erneut vor sich hin. Nur kurz schreckten die Christlichsozialen auf, als der Abgeordnete **Kollmann** behauptete, die Sozialdemokraten beabsichtigten, eine Verbindung zwischen der Wiener Zentrale und der Industrieregion der Nordoststeiermark herzustellen.

Tatsächlich aber lag die Entscheidung über die Zukunft Wiens bei der Nationalversammlung und dem Verfassungsausschuss. Der Zusammenbruch der rot-schwarzen Koalition hatte zwar beschleunigende Wirkung auf die Fertigstellung der neuen Verfassung, nicht jedoch auf die Lösung des Problems Wien-Niederösterreich. Ein Entschluss musste aber gefasst werden, um die Verabschiedung der Verfassung nicht zu verzögern. Beide Großparteien fanden einen Konsens: Der Artikel 2 des Grundgesetzes – es trat am **10. November 1920** in Kraft – führt Niederösterreich nicht mehr als Bundesland an, sondern teilt es in zwei Kurien, in Niederösterreich-Land und Wien. Und der Artikel 114 bestimmt, dass ein eigenes Bundesland Wien durch gleich lautende Gesetze, vom Landtag von Niederösterreich-Land und vom Wiener Gemeinderat, gebildet werden kann. Dieses Trennungsgesetz ließ noch auf sich warten. Erst am **29. Dezember 1921** wurde es beschlossen und am **1. Jänner 1922** vollzogen. Die Wien-Frage war vom Tisch, eine Gebietserweiterung hatte sich erübrigt. Den Ausschlag gab die Nationalratswahl vom **17. Oktober 1920**. Die SDAP verlor von ihren bisherigen zweiundsiebzig Mandaten drei, die Christlichsozialen bekamen zu ihren neunundsechzig Mandaten weitere sechzehn hinzu. Der neuen Regierung unter Bundeskanzler **Michael Mayr** aus Tirol gehörten keine Sozialdemokraten mehr an.

„Durch diese Entwicklung in der österreichischen Innenpolitik war es noch aussichtsloser geworden, die Zustimmung der Christlichsozialen zu einem »Wienerland« zu erlangen", stellt der Wiener Stadthistoriker **Rudolf Till** fest. Das spiegelte der niederösterreichische Landesparteitag der SDAP wider, der am **19. Dezember 1920** im Arbeiterheim in Wien-Favoriten stattfand. Die Reden bestätigten zwar, dass in der Verfassung die Interessen Wiens gewahrt blieben, nicht aber die der Arbeiter und Angestellten in den niederösterreichischen Industriegebieten. Der Plan der Errichtung eines »Wienerlandes«, von Beginn an als politische Machtfrage betrachtet, musste in dem Augenblick scheitern, in dem sich die Machtverhältnisse im Staate verschoben. Robert Danneberg, der sich um ein »Wienerland« überaus bemüht hatte, bekannte dies in seinen Ausführungen im Favoritener Arbeiterheim ein. Die Delegierten, erinnerte sich **Oskar Helmer**, gingen in gedrückter Stimmung auseinander.

Als letzte Frist für die Trennung legte das Bundesverfassungsgesetz den **31. Dezember 1921** fest. Die Entscheidung fiel tatsächlich zu Silvester. *„Es war ein eiskalter Wintertag"*, berichtet Oskar Helmer, und die Verhandlungen im Bürgermeisterzimmer des Wiener Rathauses schleppten sich, immer wieder von Pausen unterbrochen. *„Eine dieser Pausen benützte Landeshauptmann Johann Mayer [...] dazu, für das leibliche Wohl der Unterhändler zu sorgen."* Der Landwirt **Mayer** aus Bockfließ im Weinviertel breitete Wein und lang entbehrte Lebensmittel auf dem Verhandlungstisch aus, das Eis zwischen den Abgeordneten war gebrochen.

In der Silvesternacht **1921** trennten sich Wien und Niederösterreich. Die Verlautbarung darüber erfolgte am **2. Jänner 1922**, am **4. Jänner 1922** trat der gemeinsame Landtag zur letzten Sitzung zusammen, um sich zu trennen, er verabschiedete das Trennungsgesetz und begrüßte gleichzeitig Wien als das jüngste Bundesland. Das »Wienerland«, um das zwei Jahre heftig debattiert wurde, geriet in Vergessenheit.



Einer der vielen Vorschläge zur Errichtung des neuen Bundeslandes Wien. Schließlich beschränkte sich sein Territorium auf die Grenze der niederösterreichischen Gemeinde Wien, in der Karte als geplantes »Zentrum Wien« ausgewiesen (oben).

»Rotes Wien«

Die Vornamen, die Wien zum Teil charakterisieren, zum Teil mythologisieren, sind von deutlichem Widerspruch, dennoch treffend und wahr. Das »Neu-Wien« der »Ringstraßen-Ära«, das »Jung-Wien« der Zeit des Jugendstils, das »Alt-Wien« aus der Biedermeierzeit, einer Epoche des Widerstands gegen das Moderne, das »Rote Wien« der Zwischenkriegszeit, als die ungeheure Bautätigkeit der sozialdemokratischen Stadtregierung die Haupt- und Residenzstadt der österreichisch-ungarischen Monarchie bis an den Stadtrand zu verändern begann. Mehr als aktuelle andere Pseudonyme steht der Begriff »Rotes Wien« für ein Programm, in dem der Farbe »Rot« eine besondere Bedeutung zukommt. Rot symbolisiert nicht nur die Revolution, rot war in der Architektur eine Farbe, die Kasernen, allenfalls in der Farbe der Ziegeln auch Fabriken oder bestimmten Etablissements zugeordnet wurde.

Es war daher ungewöhnlich, dass die Wiener Architekten Siegfried Theiss & Hans Jaksch das Arbeiterheim des »Vereins gewerkschaftlich organisierter Arbeiter« in Bruck an der Mur knallrot färbten. Hubert und Franz Gessner, die Erbauer des Verlagshauses »Vorwärts« und »Arbeiter-Zeitung«, 1907, ahmten das provokante Farbenspiel nach, hielten aber, von der Wirkung überrascht, beim ersten Stockwerk inne.

In Wien besaßen die Sozialdemokraten ein einzigartiges »Vorzeige-Modell« für ihre Regionalpolitik, mit beispielhaften finanziellen, wirtschaftlichen und sozialen Leistungen. Den Rückhalt dafür bot die Wiener Arbeiterschaft, die der SDAP bereits in der ersten demokratischen Gemeinderatswahl am 4. Mai 1919 54,2 % aller Stimmen gab, so dass sie 100 Sitze von 165 einnehmen konnte. Entscheidend für den Eintritt in eine neue Ära war jedoch die Erhebung Wiens zur Hauptstadt und zum Bundesland am 1. Jänner 1922 – bis dahin war es kaiserliche Residenz und nur eine Gemeinde des Landes Niederösterreich gewesen –, nun aber besaß es Finanzoberhoheit.

Die Wiener Sozialdemokraten schritten zur Tat. Manches ihrer neuen Politik ragte noch aus der Zeit des zwischen 1895 und 1910 regierenden christlich-sozialen Bürgermeisters Karl Lueger herüber, dessen Augenmerk zwar auf den kleinbürgerlichen Mittelstand gerichtet war, nun aber als Leitgedanke auf die Bedürfnisse der Arbeiterschaft gelenkt werden konnte.

Dies problemlos, weil die Sozialdemokratie in Lueger ein historisches »Vorbild« für das Rote Wien erkennt. *„Dr. Lueger wurde zum Wegbereiter des kommunalen Sozialismus, der seine Blüte zehn Jahre nach Luegers Tode erreichen sollte, als Ausdruck der schöpferischen Kraft der sozialdemokratischen Arbeiterschaft Wiens“*, meint der Geschichtswissenschafter Hans Riemer. Der Wiener »Gemeindesozialismus« beruht auf Luegers *„Impetus und Weitblick für die Bewältigung kommender verkehrstechnischer, infrastruktureller und kommunaler Aufgaben im Industriezeitalter“*, erkennt Helmut Weihsmann 1985.

Schon der erste sozialdemokratische Wiener Bürgermeister, Karl Reumann, stellte trotz der katastrophalen Lage unmittelbar nach dem Krieg die Weichen für eine Verbesserung der Lebensqualität der Wiener Bevölkerung.

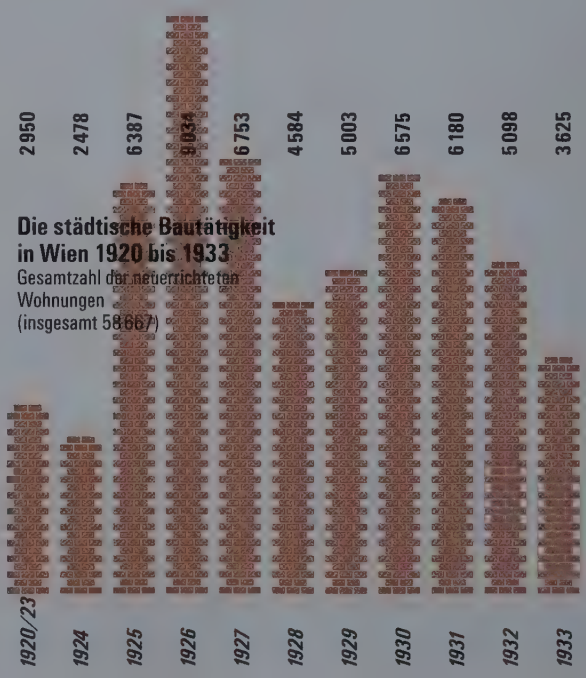
Sein Nachfolger Bürgermeister Karl Seitz (er hatte das Amt vom 13. November 1923 bis 12. Februar 1934 inne) und dessen Finanzstadtrat Hugo Breitner stellten den städtischen Finanzhaushalt von der indirekten Massensteuer auf direkte Steuern um. Diese »Breitner-Steuer« richtete sich gegen die kleine, aber wohlhabende Schicht Wiens, die sich einen aufwendigen Lebensstil leistete.

Eine von der christlich-sozialen Opposition scharf kritisierte Abgabe war Breitners Wohnbausteuer, die am 20. Jänner 1923 die Mietzinssteuer aus der Vorkriegszeit ablöste.

Bis dahin lag die Mietzinssteuer für alle Wohnungen gleich, mit 8 1/4 Heller auf jeder Mietzins-Krone. Luxuswohnungen machten 0,5 % des gesamten Wohnungsbestandes aus. Nun kamen ihre Besitzer für 45 % der Wohnbausteuer auf, während auf 82 % billige Wohnungen nur 22 % des Steueraufkommens entfielen.



Aus den Mitteln der Wohnbausteuer konnte die Stadt Wien zwischen 1919 und 1934 über 64.000 Wohnungen errichten und die ungeheure Wohnungsnot etwas mildern. Mieterschutz, das Verbot einer Wohnungsablöse, die Preisregelung aller Nebenkosten und andere gesetzliche Auflagen hatten die private Wohnbautätigkeit zum Erliegen gebracht. Dafür konnten sich die Mieter eines niedrigen Zinses und Schutzes vor Kündigung erfreuen. Freilich vergammelten die privaten Zinshäuser, da Mittel für ihre Erhaltung fehlten. Eine Hypothek, die die Stadt Wien auf Basis neuer Mietgesetze und hoher Förderungen (»Althaussanierung«) gemeinsam mit anderen öffentlichen Insti-



*Hugo Breitner (oben, * 9. November 1873, Wien; † 5. März 1946, Clairemont, Kalifornien), revolutio-*

tutionen in der Zweiten Republik abzutragen hatte. Die Unterbindung der privaten Bautätigkeit zog aber auch einen Verfall der Bodenpreise nach sich. Die Grundstücksbesitzer, die durch Krieg und Inflation ihr Vermögen verloren hatten, mussten, um zu überleben, ihr im Boden gebundenes Kapital frei machen,

Die Gemeinde Wien erwarb wertvolle Baugründe im Stadtgebiet zu Preisen, die oft nur einen Bruchteil, etwa 10 bis 15%, des Friedenswertes von 1914 darstellten. Der Kauf erfolgte dabei über Mittelsmänner, um überhöhte Bodenpreise zu vermeiden. Die bedeutendsten Ankäufe dieser Jahre waren der »Drasche-Gürtel«, der von Meidling bis Kaiserebersdorf reichte und 800.000 m² umfasste, sowie die so genannten Frankl-Gründe im Ausmaß von 1.800.000 m².

Bis 1922 vergrößerte die Gemeinde Wien ihren Grundbesitz von 5.487 ha auf 57.670 ha, Ende 1928 betrug er 70.920 ha. Nicht weniger als 66,8 Millionen Schilling investierte die Stadt zwischen 1923 und 1931 in den Ankauf von Gründen; schließlich befanden sich 38,9 % der gesamten Stadtfläche in ihrem Besitz. Fortschritt und Nützlichkeit des sozialdemokratischen Wohnbauprogramms waren nicht zu übersehen.

Hugo Breitners Reichensteuer

Nach dem Prinzip: *„Die Reichen sollen zahlen"*, führte Breitner eine Abgabenstaffelung auf Einkommen in der Beschäftigung von Hauspersonal ein. Für eine Hausangestellte war keine, für die zweite 50, für jede weitere 250 Schilling, für männliche Angestellte das Doppelte pro Jahr zu entrichten. Diese wenig überlegte Besteuerung hatte allerdings zur Folge, dass Haushalte überzählige Angestellte entließen, die ungeschult keinen Arbeitsplatz mehr fanden und das Heer der Arbeitslosen vergrößerten.

Breitner besteuerte alles, was die normalen Lebensbedürfnisse eines Arbeiters überstieg, ungeachtet, dass manche Abgaben auf diesen zurückfielen: Die Lustbarkeitssteuer, die um 30 bis 40 % die Eintrittspreise von Oper, Varieté, Theater und Kino erhöhte, hemmte die Entwicklung der Arbeiterkultur, aber auch die Qualität der Aufführungen und die Löhne der Angestellten. Zur Groteske geriet die Regelung der Speise- und Getränkesteuer, die Finanzbeamte auf Grund der Lage der Lokale vornahmen.

Da Breitner aber auch beharrlich auf die Aufnahme von Fremdkrediten verzichtete – er meinte, sie würden durch Zinsen und Tilgungsdienste unnötigerweise das Gemeindebudget belasten – geriet er abermals ins Schussfeld der kapitalistisch orientierten Opposition, die ihn des »Steuerbolschewismus« bezichtigte.

Neben Karl Seitz nahmen sich eine Reihe befähigter und berufserfahrener sozialdemokratischer Politiker den Bedürfnissen der Wiener Bevölkerung an: der Anatom und Universitätsprofessor Julius Tandler, als amtsführender Gesundheitsstadtrat, der Schulreformer Otto Glöckel, Ferdinand Hanusch in der Sozialgesetzgebung (Achtstundentag, Frauen-, Kinder- und Nachtarbeit, Urlaub, Sozialversicherung, Invaliden- und Arbeitslosenfürsorge, Betriebsrätegesetz, Kollektivverträge, Arbeiterkammer, Berufsschutz, Mitsprache- und Kontrollrecht der Arbeiter in Betrieben). Wien konnte sich alsbald »Weltstadt des sozialen Gewissens« nennen und genoss wegen seiner sozialen Leistungen hohe internationale Anerkennung.

Verständlich, dass das Bürgertum die rege Bautätigkeit der Stadt Wien, in einer Zeit allgemeiner Stagnation, neidvoll beobachtete. Aber auch mit Sorge, da die Bauten eine Unbezwingbarkeit des Proletariats suggerierten (Helmut Weihsmann).

Arbeiterheime, Wohnhäuser, Schulen, Arbeiterkammer, Badeanstalten, Kindergärten, Krematorien, Arbeiterkrankenkassen, Kinderspielplätze, Mütterberatungsstellen oder Verlagshäuser schossen aus dem Boden. Im Aussehen wuchtig, eine monumentale Baumasse inmitten einer dem Verfall preisgegebenen Bürger-Stadt.

Die Angst der Konservativen gibt 1930 der Publizist El Rubin, genannt »Sozius«, wieder: *„Die asiatische Pest des Marxismus hat Österreich ergriffen. Asiatische Gehirne haben einen wüsten Götzendienst aus Menschenhass und Gier ausgebrütet, wie aus beklemmend riechenden Höhlen dunstet Übles aus den Raubburgen des österreichischen Marxismus [...]* [In Wien] *türmen sich, zyklopenhaft aufgeschichtet, die Würfelkolosse der marxistischen Wohnbauten, zumeist blutigrot, dunkelrot wie frisch vergossenes Blut [...] Diese ganze Stadt ist eine einzige furchtbare Festung."*

Als das erste große Bauwerk des »Roten Wiens« in Auftrag gegeben wurde, empfanden es Freund wie Feind als ein bedenkliches Symbol für die sozialdemokratische Bewegung und ihrer Erneuerungsabsicht, just ein Krematorium zu errichten. Auf dem Gelände des in Resten erhaltenen Renaissanceschlosses auf der Simmeringer Heide entstand es nach dem Kernspruch des Arbeiterbestattungsvereins »Die Flamme«: *„Proletarisch gelebt, proletarisch gestorben und dem Kulturfortschritt entsprechend eingeäschert."* 1921 war der Bau öffentlich ausgeschrieben worden.

Obwohl nur mit dem dritten Preis ausgezeichnet, erhielt Clemens Holzmeister den Zuschlag – aus taktischen Überlegungen. Der Bau eines Krematoriums musste auf die Katholische Kirche, die der Feuerbestattung strikt ablehnend gegenüber stand, wie eine Kampfansage wirken. Clemens Holzmeister war ein angesehener Architekt und – Katholik. Was niemand ahnte, seine Gestaltungselemente fanden Eingang in die Architektur der Wiener »Volkswohnungspaläste« der Zwischenkriegszeit, der »Gemeindebauten«. Der von vielen befürchtete Kulturkampf blieb aus.

Mieterschutz und Wohnbauprogramm

Der Mieterschutz blieb für die SDAP ein Anliegen, das die SPÖ auch in der Zweiten Republik nicht aus der Hand gab. Er war während des Krieges durch die kaiserliche Verordnung vom 24. Juli 1917 und die Ministerialverordnungen vom 20. Jänner 1918 und 26. Oktober 1918 ins Leben gerufen worden, um die Wohnungen der zum Heer Einberufenen, deren Frauen und Mütter von den staatlichen Unterhaltsbeiträgen leben mussten, vor der Mietzinswillkür der Hausbesitzer zu schützen. Das am 7. Dezember 1922 erneuerte Mietengesetz bildete danach die Basis für den Mietzins in Altbauten bis zu dessen Freigabe 1968. Obwohl das fortschrittliche sozialdemokratische Wohnbauprogramm seine Nützlichkeit unter Beweis stellte – von 1923 bis 1933 bezogen rund 220.000 Personen helle und vergleichsweise große und mit allen Sanitäreinrichtungen versehene Wohnungen inmitten großflächiger Grünanlagen –, sah sich die christlichsoziale Abgeordnete zum Wiener Gemeinderat Anna Motzko im Dezember 1925 bemüßigt, Kritik an der Stadtverwaltung zu üben: *„[...] Sie bauen viele Wohnungen, aber kleine Wohnungen, so dass Familien darin gar nicht hausen können. Sie bauen Wohnungen für Ehepaare, aber nicht in solcher Ausdehnung, dass sich darin auch ein paar kleine Kinder tummeln können."*

Motzko übersah gefließentlich die bisherige triste Wohnungssituation: Etwa 92 % der Wiener Wohnungen besaßen Gemeinschaftsklosetts auf einem Korridor (»auf dem Gang«), auf dem sich auch der einzige Wasseranschluss (»Bassena«) befand, und die Zimmer-Küche-Behausungen maßen durchschnittlich 20 m², sie waren damit etwa so groß wie das Zimmer einer Gemeindewohnung. Für die Stadtverwaltung war der Wohnbau nicht nur eine soziale Notwendigkeit, sondern auch eine moralische Verpflichtung.

nierte als Amtsführender Stadtrat für Finanzen und sozialdemokratisches Mitglied des Gemeinderats den kommunalen Wohnbau und seine Finanzierung. – Die städtische Bautätigkeit der Gemeinde Wien (links unten) hätte unter einer der Realität verpflichteten Regierung Vorbild für ganz Österreich sein können.

Die »Judenfrage« lösen

Zu den unerklärbaren Phänomenen der Geschichte der Menschheit gehört der bis in die Antike reichende Antisemitismus.

Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus Flavius berichtet schon 100 vor Christus in seiner »Antiquitates Judaicae« von heidnischem Antijudaismus. Juden galten als menschenfeindlich, die sogar von den Göttern gehasst wurden, weil sie zur Erhaltung ihrer Identität jegliche Vermischung, selbst Tischgemeinschaften, mit Heiden vermieden und weder an deren Festen noch Götterdiensten teilnahmen.

Der Philosoph und Apologet des Judentums Philo von Alexandrien wurde 41 n. Chr. in seiner Heimatstadt Zeitzeuge wildester Pogrome.

Der Grieche Hekataios von Abdera schrieb um die Wende vom 4. zum 5. Jh. v. Chr. über die Vertreibung von vielen Fremden, weil sie eine Pestepidemie verursacht hätten, den einheimischen Göttern nicht opferten und *„eine menschen- und fremdenfeindliche Lebensweise"* führten. Unter Mose waren sie nach dem unbewohnten Judäa abgezogen.

Um die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. betrieb der ägyptische Priester Manetho eine antijüdische Polemik, die selbst den schlimmsten nationalsozialistischen Judenhassern – Julius Streicher und Joseph Goebbels – Vorbild hätte sein können. Manetho bezeichnete die Juden Ägyptens als Schädlinge und Auswurf der Menschheit.

Der Antijudaismus fand keine Unterbrechung mehr. Um 1880 kam der Begriff »Antisemitismus« auf, der jüdisches Leben bis heute auf grausame und Menschen verachtende Weise begleitet.

Die österreichisch-ungarische Monarchie anerkannte die Juden in der Verfassung vom 21. Dezember 1867 als gleichberechtigte Staatsbürger.

Zu dieser Zeit nahmen die Juden bereits führende Rollen in Wirtschaft und Kultur ein, weniger auf dem Lande, wo sie überwiegend im Kleinhandel tätig waren, mehr in den großen Städten Wien, Prag und Budapest.

Aus der Enge der Ghettos befreit, eigneten sich die nun emanzipierten Juden alles Wissen und Gelehrsamkeit an, dessen sie habhaft werden konnten. Den traditionellen Lernhunger, der bislang im Dienste der Überlieferung des Glaubens der Väter stand, übertrugen sie auf das irdische Wissen. Folglich nahmen die Juden der Donaumonarchie bald nicht nur in der Finanz, im Handel und in der Industrie Spitzenpositionen ein, sondern eroberten sich auch vorderste Plätze in den Künsten, der Wissenschaft, der Literatur und im Presse-, später auch Filmwesen. Im Jahre 1888/89 bekannte sich ein Drittel der Studenten an der Wiener Universität zum jüdischen Glauben, an der medizinischen Fakultät waren Juden in absoluter Mehrheit vertreten. Zu dieser Zeit waren mehr als die Hälfte der Wiener Ärzte und Rechtsanwälte Juden. Dem Schriftsteller Jakob Wassermann fiel im Wien von 1898 vor allem auf, dass in der Literatur, im Theater, in der Presse und in den gesellschaftlichen Salons fast nur Juden den Ton angaben. Zwar waren Juden fast zur Gänze vom öffentlichen Dienst ausgeschlossen, so dass es kaum jüdische Beamte gab, dafür führten sie in kulturellen und wirtschaftlichen Bereichen bis 1938.

In den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts überraschte die Juden der so genannte Rassenantisemitismus, der nun nicht nur gläubige Juden, sondern auch assimilierte und zum Christentum konvertierte Juden und sogar deren Nachkommen, die zum Judentum keinen Bezug mehr hatten, an Leben und Existenz bedrohte. Die Identifizierung als »Rasse« wurde zunächst belächelt, da sie mangels klar identifizierbarer äußerer Merkmale auf den vagen Angaben von Geburtsdokumenten der Vorfahren fußte.

Das von Adolf Hitler in Auftrag gegebene und in wenigen Stunden – anlässlich des Nürnberger Parteitages von 1935 – verfasste »Gesetz zum Schutz von Deutschem Blut und Ehre« vom 15. September 1935, als »Nürnberger Rassegesetze« 1938 auch im »angeschlossenen« Österreich eingeführt, ließ alsbald jedes Lächeln über etwaige irrationale Denkweisen von Bürokraten und den Glauben an die menschliche Vernunft ersterben.

Im Österreich der Zwischenkriegszeit zeichneten sich schon Besorgnis erregende Entwicklungen ab, als die Rolle von Juden in der kapitalistischen Wirtschaft zu einer Synthese von Antikapitalismus und Antisemitismus führten.

Diese vor allem von der breiten Masse kolportierte Zusammenführung ließ den Wiener Sozialpolitiker Ferdinand Kronawetter den Ausspruch *„Der Antisemitismus ist der Sozialismus der dummen Kerls"* prägen.

Die Koppelung von Antikapitalismus und Antisemitismus geht auf Karl Marx zurück, der das Überleben des Judentums in der Diaspora als eine Folge der Rolle der Juden im Wirtschaftssystem der vorindustriellen Gesellschaft ansah. Marx definierte die gesellschaftliche Emanzipation der Juden als eine *„Emanzipation der Gesellschaft von den Juden"* und er erwartete durch den Kapitalismus die völlige Assimilation der Juden, und in einer weiteren Stufe das totale Aufgehen des Judentums in der klassenlosen Gesellschaft der Zukunft.

Das geistige Erbe des Judentums stellte für ihn – den vollständig assimilierten Nachkommen einer Familie aus Rabbinern – nur einen Teil eines »Überbaues« dar, der im »Unterbau« von Produktion und



Aufmarsch des Antisemitischen Bundes 1919 auf der Wiener Lastenstraße (oben). Der Bund wurde vom christlichsozialen Abgeordneten Anton Jerzabek und dem Großdeutschen Robert Körber geleitet. Der Antisemitismus in der Zwischenkriegszeit war in allen städtischen Schichten vorhanden. Auch die sozialdemokratisch organisierte Arbeiterschaft und die Kommunisten bedien-

Organisation verankert war. Seine Bemerkungen über das so genannte Finanzjudentum flochten schon vor seinem Tod österreichische und deutsche Politiker in ihre Argumentationen ein, wenn sie Antisemitismus mit Antikapitalismus polemisch verquickten. Joseph Goebbels bediente sich gerne in seinen Hasstiraden auf Judentum und Kapitalismus der Marx'schen Thesen.

Begreiflicherweise war der Marxismus den Angehörigen des jüdischen Bürgertums ein Gräuel. Welcher private Unternehmer lässt sich schon als »Parasit« und sein Privateigentum als nutzlos bezeichnen. Desgleichen war der antireligiöse Marxismus für Juden, die traditionell am Glauben der Väter hingen, unakzeptabel.

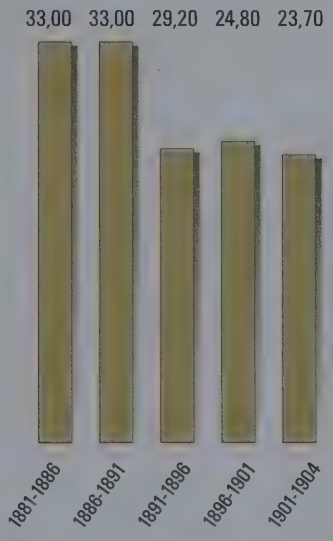
Juden und Sozialismus

Am Ende der liberalen Zeit sah sich das jüdische Bürgertum unvermutet den Angriffen einer antijüdisch aufgestachelten Öffentlichkeit gegenüber. Nur die Sozialdemokratie bot leidlich Schutz, obwohl auch sie darauf hinwies, dass die »jüdische Frage« in der kommenden klassenlosen Gesellschaft im marxistischen Sinne durch Assimilation gelöst werden müsse.

Merkwürdigerweise unterstützten jüdische Sozialdemokraten ihre nichtjüdischen Genossen in der Abwehr antisemitischer Bewegungen nicht. Manche bemühten sich sogar ihre jüdische Herkunft – so Julius Deutsch – nicht publik zu machen.

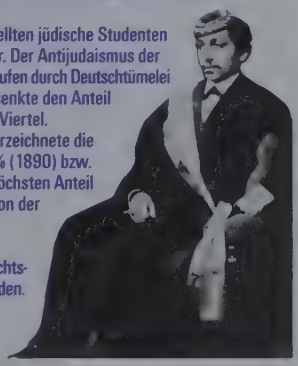
Hingegen übte die Sozialdemokratie besonders auf jüdische Intellektuelle eine große Anziehungskraft aus. Sie begeisterten sich daran, den nach Weiterbildung hungernden Arbeitern entsprechende Bildungsprogramme zur Verfügung zu stellen. In den ersten zugelassenen Arbeitervereinen Österreichs, den 1867 gegründeten Arbeiterbildungsvereinen, entwickelten sich zwischen den oftmals jüdischen Vortragenden und ihren Hörern über die Studienzeit hinaus enge Beziehungen.

Das starke Aufkommen nationaler Strömungen am Ende der liberalen Ära ging auch am Judentum nicht vorbei. Hatten sich viele assimilierte Juden bisher vorbehaltlos zum Deutschtum und seiner Kultur bekannt, wendeten sie ihr Interesse nun der eigenen geistig-kulturellen Identität zu. Die Forderung nach Anerkennung einer jüdischen Nation und die Zulassung der jiddischen Sprache als Umgangssprache, welche von Jiddisch sprechenden Juden in Galizien und der Bukowina erhoben wurde, stieß bei der Wiener Zentralregierung aber auf Ablehnung, da die assimilierten Wiener Juden einem jüdischen Nationalismus kritisch gegenüberstanden. So auch der Schriftsteller und Redakteur der »Neuen Freien Presse«, Theodor Herzl. Er ging andere Gedankenwege. Im Jahr der Bestellung Karl Luegers zum Wiener Bürgermeister, 1896, erklärte Herzl, der vom Antisemiten und christlichsozialen Lueger wenig Gutes für die Juden erwartete: *„Wir sind ein Volk – der Feind zwingt uns dazu, ob wir wollen oder nicht. Das war immer so. Aber in der Not halten wir zusammen und entdecken dabei plötzlich unsere eigene Kraft. Ja, wir haben die Kraft, einen Staat zu bilden und zwar einen mustergültigen Staat."* Die Mehrheit der Wiener Juden zeigte für Herzls Idee keine Sympathie. Erst im November 1932 überzeugten die Wiener Zionisten ihre Glaubensbrüder von der Sinnhaftigkeit der Wahl eines Vorstands der Israelitischen Kultusgemeinde aus ihren Reihen. Nur wenige Jahre später waren die zionistischen Siedlungen in Palästina und Eretz Israel letzte Zufluchtstätten vor dem nationalsozialistischen Genozid.



Anteil jüdischer Studenten an der Wiener Universität 1881 bis 1904
(in Prozent aller Studenten)

Die Wiener Universität galt in der österreich-ungarischen Monarchie als angesehene Ausbildungsstätte. Die Studentenschaft war eine nationale und keine Wiener Elite.
In den späten achtziger Jahren stellten jüdische Studenten ein Drittel aller Inskribierten Hörer. Der Antijudaismus der Wiener Studentenschaft, hervorgerufen durch Deutschtümelei und deutschnationale Egoismen, senkte den Anteil jüdischer Studenten auf etwa ein Viertel.
Bis nach dem Ersten Weltkrieg verzeichnete die medizinische Fakultät mit 48,00 % (1890) bzw. 33,84 % (1926) den bei weitem höchsten Anteil an jüdischen Studenten, gefolgt von der juridischen und philosophischen Fakultät.
1936 waren in Wien 62 % aller Rechtsanwälte und 47,18 % aller Ärzte Juden.





ten sich seiner, wenn sie namentlich Spekulanten und Schieber oder Großindustrielle angriffen. – Seipel beschwor 1919 die „jüdische Gefahr" und befürwortete einen Numerus clausus für jüdische Studenten als »Notwehrantisemitismus«. Die Burschenschaft »Arminia« mit Victor Adler, 1874 (oben). – Der Anteil jüdischer Studenten an der Wiener Universität (Mitte).

Kleines Land, geistige Grösse



Dem Begründer der Individualpsychologie, dem österreichisch-jüdischen Psychologen und Nervenarzt Alfred Adler (geb. 7. Februar 1870 in Wien; gest. 28. Mai 1937 im schottischen Aberdeen) wird die ironische Bemerkung zugeschrieben: *„Wer lacht und singt, gehört in Therapie."*

Damit traf Adler zweifellos den Nagel auf den Kopf angesichts der Lage der Bevölkerung im Österreich der Zwischenkriegszeit: Zum Lachen und Jubilieren gab es wahrlich keinen Anlass.

Adler, von 1902 bis 1911 Mitarbeiter des Tiefenpsychologen Sigmund Freud, danach dessen schärfster Kritiker, legte noch in einer Ära unzweifelhafter habsburgischer Größe – 1907 – einen Forschungsbericht zur Tiefenpsychologie und Psychosomatik vor, die etwas mehr als zehn Jahre später einen Blick in die Seele eines ganzen Volkes erlaubte: »Studie über Minderwertigkeit von Organen«. Kernthema der Untersuchung war die Kompensation und Überkompensation körperlicher und geistiger Unzulänglichkeiten des Menschen. Adler fand die Wurzeln des Minderwertigkeitskomplexes: Sie liegen zufolge seiner Studie in einer vermeintlichen »Organminderwertigkeit«, die zur Unterschätzung der eigenen Möglichkeiten und damit des gesamten Lebensplans führt. Der Begriff der »Kleinheit«, wirkt deshalb deprimierend, da aus ihm der Schluss mangelnder Leistungs-, Entwicklungs- und Lebensfähigkeit gezogen wird.

Da Individuen bzw. Gemeinschaften dazu neigen, in ihren Gruppen Größen- und »Kleinheits«-Vergleiche anzustellen, ergeben sich fortwährende Spannungen und Gegensätzlichkeiten, die auf Dauer zu Neurosen führen: Die Störungen zeigen sich im Wechsel von Allmachts- und Ohnmachtsgefühlen, die, außer Kontrolle geraten – etwa durch Wegfall eines gleich starken Widerparts –, in Aggression sowohl nach außen als auch nach innen (Selbstzerstörung) ausufern können. Die mildere Form der Selbstaufgabe schlägt den Weg des neurotischen »Kleinseinwollens« ein, um sich den Forderungen des Lebens – »Verpflichtungen« zu erfüllen, »aktiv zu sein, Verantwortung zu tragen« – zu entziehen.

Adler erklärt weiter, dass die Angst vor dem Alleinsein, vor dem Herabgesetztwerden oder vor dem Gefühl der Kleinheit »hypostasiert« (»vergegenständlicht«) wird und funktionelle Störungen erzeugt. In diesen Störungen *„stellt sich symbolisch die pseudo-masochistische Art des Patienten dar, zur Geltung zu kommen oder einer gefürchteten Entscheidung auszuweichen"*.

Adler zog den Schluss: *„Immer findet man die Ausschaltungstendenz am Werke, die nach erleichternden Situationen trachtet. Der Blick des Neurotikers richtet sich auch – wegen des Gefühls der Unsicherheit – viel weiter in die Zukunft. Alles gegenwärtige Leben scheint ihm nur Vorbereitung."* Nach Freud und Adler weichen Neurotiker der Gegenwart und ihren Herausforderungen aus und fliehen in die Traumwelt einer besseren Zukunft, weil sie wegen ihrer Traumatisierung und Fixierung zu stark in der Vergangenheit leben, von der sie nicht loskommen: Das Volk des Zwischenkriegsösterreichs, das zur Hälfte die Vergangenheit verklärte und zur anderen die Zukunft idealisierte, war insgesamt ein Volk von Neurotikern, das sich einmütig weigerte, die Realität des Kleinstaates zur Kenntnis zu nehmen.

Ein erfolgreiches Meistern der kleinstaatlichen Existenz wäre möglich gewesen, hätten sich beide Teile kaufmännisch auf eine Bilanzierung vorhandener sachlicher Güter und ideeller Werte geeinigt. Dazu waren weder die Rechte in nostalgisch-romantisierender Haltung zum alten Reich noch die Linke in der Glorifizierung des Anschlusses an ein sozialistisches Deutschland bereit.

Statt dessen nahmen sie das Schlagwort von der mangelnden Lebensfähigkeit Österreichs gedanken- und bedenkenlos auf, weil es bequem alle Probleme erklärte und es ein Kopfzerbrechen darüber ersparte, wie man diesen Staat, trotz seiner Kleinheit, zur neuen Heimat mit einer neuen Identität machen konnte.

Der sozialdemokratische Vordenker Friedrich Austerlitz schrieb im »Kampf«, dem theoretischen Organ der Sozialdemokratie, in den Jahren 1919 und 1920: *„In der schweren Katastrophe, die das deutsche Volk betroffen hat, braucht es eines Trostes, und die Erfüllung des alten deutschen Traumes von der nationalen Einheit wäre allein die große Erbauung, die wir alle brauchen, sollen wir über das Unheil, das vermessene Staatslenker angerichtet, nicht in dumpfe Verzweiflung geraten [...] Die Vereinigung Deutschösterreichs mit Deutschland ist, obwohl gegen sie die Friedensverträge von Versailles und Saint-Germain eine anscheinend unübersteigliche Mauer aufgerichtet haben, ganz bestimmt die allergewisseste Tatsache der europäischen Verhältnisse; wenn wir auch nicht wissen, wann der Anschluss erfüllt werden wird, so wissen wir doch: Er wird kommen, weil er kommen muss. Schon deshalb ist eine Umkrempelung Deutschösterreichs, ehe es seine endgültige Gestalt gewonnen hat, ein Unding."*

Alfred Adler lehrt, dass menschliches Seelenleben vom Streben beherrscht ist, aus einer Minus-

Die Wiener Universität war ein Hort der nationalsozialistischen Bewegung. Schlägereien und Krawalle störten nicht nur den Lehrbetrieb, sie arteten zu Misshandlungen an jüdischen Studentinnen und Studenten sowie am wissenschaftlichen Personal aus. Ein von nationalsozialistischen Studenten belagerter Hörsaal musste von jüdischen Studierenden mit Hilfe des Pedells durch das

situation zu einer Plussituation zu gelangen. Ein Weg besteht darin, eigene Schwächen zu erkennen, die aber nicht tatsächlichen (nicht eingebildeten) Minderwertigkeiten zu einem psychischen Gesamtdefizit zu summieren, sondern zu einem positiven Ergebnis zu bringen. Dieser Weg ist der schwierigste von allen, der Lohn aber ist eine anhaltende und große Erfüllung des Ich.

Gerade an der Bereitschaft, die Mängel der Kleinstaatexistenz in Stärke umzufunktionieren, fehlte es, obwohl es hinweisende Stimmen gab. Der Soziologe und Historiker Friedrich Hertz, Berater des Bundeskanzleramtes in internationalen Fragen, versuchte in Wort und Schrift die Lebens- und Entwicklungsfähigkeit Österreichs zu beweisen. Es war ihm nicht gegönnt, den Weg vorwegzunehmen, den die Zweite Republik in besserer Einsicht tatsächlich nach 1945 beschritt.

„Die Österreicher der Zweiten Republik haben diese Lektion gelernt, haben ihren Staat von allem Anfang als ein Positivum empfunden und damit einen Weg beschritten, dem auch Alfred Adler als Therapeut das Attest der Reife und seelischen Gesundheit ausgestellt hätte" (Norbert Leser, 1982).

Dazu bedurfte es aber Politiker von anderem Format, als es Otto Bauer oder Ignaz Seipel waren. Vielleicht auch eines anderen Volkes. Leopold Figl 1945 an das österreichische Volk: *„Ich bitte euch nur eines, glaubt an dieses Österreich!"*

Geistige Weltmacht Österreichs

Der alljährlichen Verleihung des Nobelpreises kommt zwar kein Maß über die Bewertung nationaler geistiger Potenz zu, und deshalb führt das Büro der Nobelpreiskommission in Stockholm keine offiziellen Statistiken, welche Länder wie viele Preisträger für sich reklamieren können, aber die Herkunft der Preisträger lässt trotzdem Rückschlüsse auf ihre nationalen Wurzeln zu.

Das »kleine« Österreich kann mit einer langen Reihe von Ausgezeichneten aufwarten.

Die Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner steht am Anfang (1905), die Literatur-Nobelpreisträgerin Elfriede Jelinek (2004) am (vorläufigen) Ende einer Liste von 23 Namen. Die Träger der Auszeichnungen waren in beinahe allen Bereichen der Wissenschaft und Kunst tätig, die von der Jury bewertet werden.

Das Zwischenkriegsösterreich: groß an Leistung und Können, durch fähige, begabte Köpfe ausgezeichnet und gleichzeitig mit Neurotikern in politischen Führungspositionen gestraft, wie kaum ein anderes Land.

Österreichische Nobelpreisträger

Der Nobelpreis wird seit 1901 aus den Zinsen der Stiftung des schwedischen Industriellen und Erfinders des Dynamits, Alfred Nobel, verliehen. Nobel errichtete die Stiftung auf Anregung Bertha von Suttners. Alljährlich werden Leistungen auf den Gebieten Physik, Chemie, Medizin und Literatur sowie die erfolgreichsten Bemühungen um den Weltfrieden in Stockholm bzw. Oslo gewürdigt.
Österreich hat im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl die meisten Preisträger.

1905 **Bertha Freifrau von Suttner – Friedensnobelpreis**
(9. Juni 1843, Prag, bis 21. Juni 1914, Wien), schrieb: »Die Waffen nieder!«.

1911 **Alfred Hermann Fried – Friedensnobelpreis**
(11. November 1864, Wien, bis 4. Mai 1921, Wien), gründete 1892 die Deutsche Friedensgesellschaft.

1914 **Robert Bäräny – Medizin und Physiologie**
(22. April 1876, Wien, bis 8. April 1936, Uppsala), Physiologe, Ohrenarzt, für Arbeiten über den Bogengang des Ohres.

1923 **Fritz Pregl – Chemie**
(3. September 1869, Laibach, bis 13. Dezember 1930, Graz), Chemiker, Pionier der Mikroanalyse, für die Methode der quantitativen Mikroanalyse organischer Verbindungen.

1925 **Richard Zsigmondy – Chemie**
(1. April 1865, Wien, bis 23. September 1929, Göttingen), Chemiker, für den Nachweis der heterogenen Natur der kollioden Lösungen und für die dabei angewandten Methoden.

1927 **Julius Ritter Wagner von Jauregg – Medizin und Physiologie**
(7. März 1857, Wels, bis 27. September 1940, Wien), Psychiater, Begründer der Fiebertherapie, für die »Entdeckung der therapeutischen Bedeutung der Malariaimpfung bei progressiver Paralyse«.

1930 **Karl Landsteiner – Medizin und Physiologie**
(14. Juni 1868, Baden bei Wien, bis 26. Juni 1943, New York), Arzt, Serologe, für die Entdeckung der Blutgruppen.

1933 **Erwin Schrödinger – Physik**
(12. August 1887, Wien, bis 4. Januar 1961, Wien) Physiker, Begründer der Wellenmechanik, gemeinsam mit dem Engländer Paul Dirac für die Entdeckung fruchtbarer Prinzipien zur Entwicklung der Atomtheorie - in seiner 1926 erschienenen Arbeit »Quantisierung als Eigenwertproblem«.

1936 **Otto Loewi – Medizin und Physiologie**
(3. Juni 1873, Frankfurt am Main, bis 25. Dezember 1961, New York), Physiologe und Pharmakologe, gemeinsam mit Sir Henry Hallet Dale für die Entdeckung der chemischen Übermittlung der Nervenimpulse. (Die nationalsozialistischen Machthaber erpressten von ihm 1938 für die Ausreisebewilligung die Übertragung der in Stockholm hinterlegten Summe des Nobelpreises.)

1936 **Victor Franz Hess – Physik**
(24. Juni 1883, Schloß Waldstein, Steiermark, bis 17. Dezember 1964, Mount Vernon bei New York), Physiker, Strahlungsforscher, gemeinsam mit Carl David Andersen für Entdeckung und Erforschung der kosmischen Strahlung.

1938 **Richard Kühn – Chemie**
(3. Dezember 1900, Wien, bis 31. Juli 1967, Heidelberg), Biochemiker, für die Forschung über Vitamine und Carotinoide - wies die Verbindung zwischen Vitaminen und Fermenten nach. (Durch den Druck der nationalsozialistischen Machthaber musste er 1938 auf den Nobelpreis verzichten – wurde 1948 übergeben.)

1945 **Wolfgang Pauli – Physik**
(25. April 1900, Wien, bis 15. Dezember 1958, Zürich), Physiker, Quantentheoretiker, Entdecker des Pauli-Prinzips der Quantentheorie: In einem Atom können nie zwei Elektronen mit derselben Elektronenzahl vorhanden sein.

1962 **Max Perutz – Chemie**
(19. Mai 1914, Wien), Chemiker, gemeinsam mit John Kendrew für Arbeiten auf dem Gebiet der Globularproteine. Bestimmte die Struktur von Proteinmolekülen mit Hilfe von gebrochenen Röntgenstrahlen.

1973 **Karl von Frisch und Konrad Lorenz – Medizin**
Karl von Frisch (20. November 1886, Wien), Zoologe und Tierpsychologe, Konrad Lorenz (7. November 1903, Altenberg an der Donau, Niederösterreich), Tierpsychologe, Mitbegründer der vergleichenden Verhaltensforschung gemeinsam mit dem Holländer Nikolaas Tinbergen.

1974 **Friedrich August von Hayek – Wirtschaftswissenschaften**
(8. Mai 1899, Wien), Nationalökonom, gemeinsam mit dem Schweden Gunnar Myrdal für Arbeiten zu Geld- und Konjunkturtheorien; Analyse wechselseitiger Abhängigkeit ökonomischer, sozialer und institutioneller Phänomene.

2004 **Elfriede Jelinek – Literatur** (20. Oktober 1946, Mürzzuschlag)

Fenster verlassen werden (oben). Der Exodus der Juden begann. In wenigen Jahren wird er zum Wettlauf um das Leben.

Die Gewalt der Strasse

Der Erste Weltkrieg veränderte grundlegend die Landkarte Europas und die Psyche der Menschen, die das Grauen an der Front und die Not in der Heimat erlebten. Er prägte vor allem Kinder und Jugendliche in einer entscheidenden Phase ihrer Entwicklung.

Der Krieg war 1918 formell zwar zu Ende, an den elenden Lebensumständen der Bevölkerung änderte sich aber nichts. Die Not blieb allgegenwärtig. Otto Bauer erklärte die neuen Verhältnisse: *„Der Krieg hatte die Struktur und die Geistesverfassung des Proletariats wesentlich verändert. Er hatte die Arbeiter aus Fabrik und Werkstatt herausgerissen. Im Schützengraben litten sie Unsägliches. Im Schützengraben füllten sie ihre Seelen mit Hass gegen die Drückeberger und Kriegsgewinner […] und gegen die Generale und Offiziere, die üppig tafelten, während sie hungerten. […] Die Jahre im Schützengraben hatten sie der Arbeit entwöhnt, sie an gewalttätige Requisitionen, an Raub und Diebstahl gewöhnt […], sie mit dem Glauben an die Gewalt erfüllt."*

Der ehemalige k. u. k. Finanzminister Alexander Freiherr von Spitzmüller-Harmersbach spricht in seinen 1955 erschienenen Erinnerungen auch andere Ursachen des gesellschaftlichen Niedergangs an: *„Das größte Verbrechen, das in den Jahren 1914 bis 1918 begangen wurde, war nicht so sehr der Krieg selbst […], als die Zerstörung der Rechtsordnung und des Rechtsgefühls […], eine Entwicklung, die bereits teilweise durch die Einführung von Militärgerichten an Stelle der ordentlichen zivilen Gerichte eingeleitet wurde, ohne dass dies immer durch Kriegserfordernisse unbedingt gerechtfertigt gewesen wäre. In der Nachkriegszeit wirkte dann die böse Tat fortzeugend."*

Der besonnenen österreichischen sozialdemokratischen Führung ist es zu danken, dass die »österreichische Revolution« gewaltfrei verlief. Sie wendete die Taktik der »Verhältnismäßigkeit der Mittel« an, um mit den gewaltärmsten Möglichkeiten das entfernteste Ziel zu erreichen.

Als sich die Zustände normalisierten und die gesellschaftliche Hierarchie überschaubar wurde, versagte diese Strategie. Die Menschen erkannten wieder die Ungleichheiten in der Gemeinschaft, fühlten sich zum Teil ungerecht behandelt und benachteiligt. Sie liefen jenen politischen Parteien zu, die ihnen versprachen, für ihr Recht zu sorgen. *„Soziale Ungleichheit"* tendiert dahin, *„manifeste physische Gewalt zu erzeugen"*, so der Sozialwissenschafter Wolf-Dieter Narr, 1973.

Politische Gewalt zeigt sich in vielfältigen Formen und reicht vom Attentat, Fememord und Bombenterror der Einzelperson bis zum organisierten Staatsstreich oder Putsch und zum spontanen (amorphen) Aufruhr vieler Beteiligter.

Das Österreich der Zwischenkriegszeit wurde so gut wie von allen Formen politischer Gewaltanwendung erschüttert. Mord, Brandlegung, Lynchjustiz, Bombenterror und Überfall beherrschten den Alltag. Zwischen 1918 und 1933 ereigneten sich 234 schwere Gewalttaten mit 215 Toten und 640 Schwerverletzten.

Das autoritäre Regime verzeichnete zwischen 1934 und 1938 die höchste Zahl an Opfern. In den knapp viereinviertel Jahren seines Bestandes verloren 621 Menschen das Leben, das ist dreimal soviel wie in der 15-jährigen demokratischen Periode. In der gesamten 20-jährigen Zwischenkriegszeit gaben 836 Menschen aus politischen Gründen ihr Leben, über 2.000 erlitten mehr oder weniger schwere Verletzungen.

Nach den Massendemonstrationen, den gewalttätigen Putschversuchen der Kommunisten und den von der Roten Garde initiierten Unruhen und Hungerkrawallen, Attentaten und Plünderungen der unmittelbaren Nachkriegszeit nahm ab 1923 die Gewaltszene eine neue Form des Terrors an: Mit Feuerwaffen ausgerüstete, gut organisierte, rechtsradikale Stoßtrupps attackierten zunehmend sozialdemokratisch gesinnte Arbeiter. Am 17. Februar 1923 überfiel in Wien-Hietzing der radikale monarchistische Wehrverband »Ostara« eine Gruppe von Arbeitern. Der 44-jährige sozialdemokratische Betriebsrat Franz Birnecker fand den Tod. Auf dem Exelberg in Wien-Hernals schossen am 2. April 1923 Nationalsozialisten unter Führung des Münchener NS-Terroristen Hans Lechner mit Pistolen auf 90 Mitglieder des sozialdemokratischen Schutzbundes. Aus Rache sprengten am 4. Mai 1923 sozialdemokratische Arbeiter eine nationalsozialistische Werbeveranstaltung im Arbeiterheim in Wien-Favoriten. Der Arbeiter Karl Still wurde getötet, 35 Polizisten erlitten Verletzungen.

In dieser Phase eskalierenden Terrors fanden am 21. Oktober 1923 die Parlamentswahlen statt. Drei Wochen zuvor, am 1. September, hatten sich in Spillern bei Korneuburg Nationalsozialisten und sozialdemokratische Arbeiter ein Feuergefecht geliefert, bei dem der 16-jährige Arbeiter Franz Kovarik tödlich getroffen wurde. Er befand sich auf dem Weg ins Werksbad seiner Firma und gehörte keiner der rivalisierenden Lager an.

Am 21. Jänner 1923 demonstrierten rund 17.000, die den Christlichsozialen nahe stehende »Reichspost« spricht von 100.000, Frontkämpfer, Wehrmänner, Hakenkreuzler und *„zahlreiche Eisenbahner und Straßenbahner im Dienstkleid"* (so die »Reichspost«) vor dem Wiener Rathaus. Ihr Sprecher, der ehemalige Reichsratsabgeordnete Karl Hermann Wolf, forderte, die Juden mögen als völkische Minderheit betrachtet werden und rief zum *„praktischen Antisemitismus"* auf, eine Forderung, die am 9. Dezember die deutschvölkische Studentenschaft in Wien zu einem Verbot des Studiums von Juden an Hochschulen erweitert sehen wollte.

Krawalle, Schießereien, Messerstechereien und andere Gewalttaten setzten sich bis zum Wahltag fort und ließen beide Großparteien um die Wahlbeteiligung fürchten. Die »Reichspost« suggerierte am Wahltag ihren Lesern »Wahlpflicht!«, *„für alle, die es mit ihrer, ihrer Familien und des Vaterlandes Zukunft wohlmeinen […]"*.

Christlichsoziale und Sozialdemokraten hatten gleiche Chancen, die Regierung zu bilden. Die einen erhofften sich dank der Währungssanierung die absolute Mehrheit, die anderen rechneten mit der Anerkennung ihrer großen Leistungen auf dem Sozial- und Wohnbausektor in ihrer Hochburg, dem »Roten Wien«.

Enttäuschung und Zufriedenheit hielten sich die Waage, als das Ergebnis feststand. Sozialdemokraten und Christlichsoziale gewannen je rund 240.000 Stimmen bzw. etwa 4 %-Punkte auf Kosten der Großdeutschen und der Kleinparteien. Die Wähler votierten ausgeglichen, bis zum Ende des



Gewaltanwendung aus politischen Motiven, von 1918 bis 1933 (rechts). Bevorzugte Ziele nationalsozialistischer Anschläge waren jüdische Kaufläden und Juweliergeschäfte. Bei einem Sprengstoffanschlag in Meidling fanden der Juwelier Futterweit und ein Passant den Tod. Wenige Tage später verwüstete eine Bombe das Kaufhaus Hak in der Favoritenstraße 64 (Bild).

Jahrhunderts. Nur der Einbruch in die gegnerische Stammwählerschaft konnte das Resultat verschieben. Die Sozialdemokraten wurden unruhig. Ihre erfolgreiche Arbeit in Wien vor Augen, wollten sie diese auf ganz Österreich übertragen sehen.

Otto Bauer unter Zugzwang

Das »Beispiel Wien« stellte den sozialdemokratischen Chefideologen Otto Bauer gehörig unter Druck. Zur absoluten Mehrheit fehlten 350.000 Wählerstimmen. Diese mussten bis zur nächsten Wahl im Jahre 1927 angeworben werden. Bauer entwarf eine neue Doktrin: *„Der Klassenkampf zwischen dem Proletariat und den Herrenklassen ist immer ein Kampf um die Seele des Kleinbürgertums und der Bauernschaft."*

Vorerst war die ideologische Einheit der Partei wieder hergestellt. Vom linken, von Max Adler geführten Flügel bis zum rechten Karl Renners, herrschte Einmütigkeit, das reichlich utopische Ziel eines 20%igen Zuwachses zu erreichen.

Otto Bauer begann die größte, den Christlichsozialen nahe stehende Standesgruppe zu umwerben: Bauern und Landarbeiter. Für sie entwarf er ein Agrarprogramm, das der Parteitag im Arbeiterheim in Wien-Favoriten zwischen dem 13. und 16. November 1925 verabschiedete: Hebung der landwirtschaftlichen Produktion, Ausbau des Genossenschaftswesens, Erweiterung der agrarischen Schulung, Verbesserung der Lebensbedingungen des Landproletariats durch ihre Einbeziehung in das Sozialsystem der Industriearbeiter sowie Überführung des gegenwärtigen Systems in eine sozialistische Gesellschaftsordnung, die so genannte Sozialisierung des Großgrundbesitzes.

Die Ankündigung, ein Agrarprogramm zu veröffentlichen, beunruhigte die christlichsoziale Parteispitze. Der Parteitagsbericht des sozialdemokratischen Abgeordneten Ferdinand Skaret vom 14. November wirkte auf die Christlichsozialen alarmierend: Die Mitgliederzahl der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei hatte sich im laufenden Jahr von 566.124 auf 576.107 erhöht, besonders die Kleinbauernorganisationen verzeichneten großen Zuwachs. Die wahltaktische Speerspitze Bauers schien den empfindsamen Punkt der Christlichsozialen getroffen zu haben.

Im Abschlussreferat des Parteitags konnte Otto Bauer freilich nicht umhin, in austromarxistischer Rhetorik die »Sozialisierung des Großgrundbesitzes« zu erklären: *„Dass wir das alles aus dem Raub der Herren entstandene Eigentum der Esterhazy, Liechtenstein, Rothschild und Gutmann, das Eigentum der Stifte und Klöster der Gesellschaft wieder erobern müssen, darüber ist für uns kein Streit. Fraglich könnte nur sein, was wir mit diesem Eigentum anfangen, wenn es in unseren Händen ist."*

Gewollt oder nicht, Bauer hatte das russische Schreckgespenst der Bolschewiki – Enteignung, Vertreibung, Mord und Gewalt – beschworen, von dem täglich die Gazetten berichteten. Die Bauern schreckten zurück.

Die Bauernschaft war für die Sozialdemokratie durch Otto Bauers unbedachte Worte auf lange Sicht verloren.



»Ehrenwerte« Männer

Der Regierungswechsel in Italien kam praktisch über Nacht. Am 28. Oktober 1922 marschierten 40.000 »Schwarzhemden« der Partei der Faschisten auf Befehl ihres Führers (»Duce«) Benito Mussolini nach Rom und zwangen die italienische Regierung zum Rücktritt. König Victor Emanuel III. ernannte Mussolini zum Ministerpräsidenten. Die Folgen für Österreich waren nicht absehbar.

Mussolini irritierten die Anschlusstendenzen der österreichischen Sozialdemokraten. Manche kannte er noch aus der Vorkriegszeit, als er selbst sozialdemokratischer Parteigänger war. Als im Mai 1925 die »Deutsche Stiftung«, eine 1920 gegründete deutsche Finanzierungsstelle für die Unterstützung des Deutschtums im Ausland, dem Auswärtigen Amt in Berlin vorschlug, mit Hilfe von Finanz- und Industriekreisen auf die österreichische Wirtschaft Einfluss zu nehmen, protestierte Mussolini scharf. Er stimmte ein in den Chor Frankreichs und der Kleinen Entente, die argwöhnisch jede österreichische Anschlussbewegung beobachteten.

War bisher Österreich in der Anschlussfrage der aktive Part gewesen, trat seit der Wahl des Weltkriegsgenerals Paul von Hindenburg zum Reichspräsidenten das Deutsche Reich anschlussfreudig in den Vordergrund.

Im April 1925 war die »Österreichisch-deutsche Arbeitsgemeinschaft« erneuert worden, im Juni erfolgte die Gründung des »Österreichisch-deutschen Volksbundes«. Beide Organisationen trafen Vorbereitungen für eine Vereinheitlichung der deutschen und österreichischen Gesetzgebung und Verwaltung sowie für gemeinsame politische, wirtschaftliche, kulturelle und soziale Einrichtungen. Der »Volksbund« verzeichnete alsbald viele Anhänger, unter ihnen Karl Renner und der spätere nationalsozialistische Statthalter für Österreich, Arthur Seyss-Inquart.

Bis auf die Anhänger der Kommunistischen Partei und einige wenige politisch unbedeutend gewordene Monarchisten stimmte zu dieser Zeit die österreichische Bevölkerung durchwegs dem Anschlussgedanken zu. Der dem klerikal-monarchistischen Flügel der Christlichsozialen angehörende Außenminister Heinrich Mataja gab im Juni 1925 in Paris ein Interview, das die Siegermächte, von deren Wohlwollen Österreich noch immer abhängig war, verstimmen musste: *„In der Theorie bin ich Anhänger des Anschlusses Österreichs an Deutschland. In der Praxis glaube ich jedoch nicht, dass sich dieser Anschluss in den nächsten Jahren vollziehen kann. Ich muss daher meine Politik so einrichten, dass der österreichische Staat während dieser Jahre, in denen aus den verschiedensten Gründen ein Anschluss Österreichs noch nicht stattfinden kann, in die bestmöglichen wirtschaftlichen und staatlichen Möglichkeiten versetzt werde. Wenn ich somit auf die Hilfe der Alliierten noch mindestens drei Jahre angewiesen bin, so darf ich während dieses Zeitraumes nicht den Eindruck erwecken, als ob ich den Anschluss vorbereite. Ich bin daher gezwungen, nach außen hin, um die Politik eines selbständigen Österreichs zu vertreten, den gegenwärtigen Weg einzuschlagen, da die Alliierten sonst keinerlei Interesse hätten, die von uns erwünschte Hilfe zu gewähren."*

Mataja hatte im Mai den Großdeutschen Hans Frank zum Gesandten in Deutschland bestellt und in Berlin mitteilen lassen, einem Anschluss positiv gegenüberzustehen.

Als Argument für den Anschluss führten die Befürworter stets die wirtschaftliche Lebensunfähigkeit des Landes ins Treffen. Die triste Wirtschaftslage war dem Völkerbundrat nicht unbekannt. Um mehr Details zu erfahren, beauftragte er im September 1925 zwei Ökonomen, den Briten Sir Walter Layton und den Franzosen Charles Rist, eine Studie zu erstellen. Sie kamen zu erstaunlichen Erkenntnissen: Nicht die wirtschaftliche Lebensfähigkeit stünde zur Debatte, sondern ob die Bevölkerung in erträglichen Umständen leben könne oder in fortwährender Armut, ohne Aussicht auf Besserung. Sie wiesen auch den Unternehmern nach, dass nicht überhöhte Soziallasten und hohe Löhne die schlechte Wirtschaftslage hervorriefen, wie sie stets behaupteten, sondern Zollbarrieren, die von den Nachbarstaaten nach dem Krieg errichtet worden waren. Der Bericht bewirkte im Grunde nichts. Nur der Generalkommissär des Völkerbundes, Alfred F. Zimmermann, wurde Mitte Juni 1926 abberufen. Keine Erwähnung fand das Schieberunwesen und das Spekulantentum, die den Staat ungemein schädigten. Aber diese unsauberen Money-Maker-Methoden waren, solange es keine gesetzliche Handhabe gegen sie gab, Teil der freien Marktwirtschaft.



Finanzhasardeure wie Camillo Castiglioni, Sohn des Triestiner Oberrabbiners, oder Si(e)gmund Bosel konnten daher ungehindert ihren dubiosen Geschäften nachgehen und waren Mitglieder der feinen Gesellschaft.

Castiglioni hatte sein Vermögen bei der Abwicklung der Demobilisierung des k. u. k. Heeres erworben, mit den Geldern erfolgreich spekuliert und nun investierte er in Wirtschaftsbetriebe. Er gründete die Bayerischen Motorenwerke (BMW) und einige Flugzeugfirmen in Deutschland und brillierte als Kunstmäzen, indem er den Umbau des Theaters in der Josefstadt finanzierte, das er am 1. April 1924 als »Theater der Schauspieler unter der Leitung von Max Reinhardt« festlich eröffnete.

Dass mit den Machenschaften der Schieber involvierte Banken zusammenbrachen und ungeheurer Schaden für Österreich entstand, stellten erst die angestrengten Untersuchungen fest.

In die Regierungszeit Bundeskanzler Rameks fiel eine Reihe von Bankzusammenbrüchen, in die auch der vom steirischen Landeshauptmann Anton Rintelen protegierte Finanzminister Jakob Ahrer verwickelt war.

Lauterkeit und Ehrlichkeit fehlten damals vielen Spitzenpolitikern und Wirtschaftsbossen. Ein integerer Lebensstil und bedachtsame, zukunftsorientierte Entscheidungen unterlagen oftmals der Gier nach dem »schnellen Geld«.

Die Verlockungen dazu waren auch zu groß, als durch die Völkerbundanleihe hohe Geldsummen

*Camillo Castiglioni (oben, * 22. Oktober 1879, Triest; † 18. Dezember 1957, Rom). Inflationsmilliardär, zu dessen Imperium die Alpine-Montan, Steyr, Semperit, Brown-Boveri, Veitscher Magnesit, Leykam, Zeitungen, Filmfirmen und Banken zählten.*

ins Land flossen und Banken, Finanzhaie, aber auch die so genannten kleinen Sparer zur Spekulation an der Börse verleiteten. Unzählige winzige Kontore, räumlich oft nicht größer als ein Tabaksladen, schoben an allen Ecken und Enden ihre Rollläden hoch. Anfang **1923** gab es in Wien nicht weniger als 1.500 solcher »Bankinstitute«. In der Mariahilfer Straße und in ihren Nebengassen registrierte das Handelsregister zwischen **März und Dezember 1923** rund 80 neue »Bankgründungen«. Sie trugen die Geldanlagen der Sparer an größere Banken heran, die mit den Großbanken kooperierten. Die Geschäfte gingen gut, da eine kräftige Inflation die weltweite Konjunktur anheizte. Die Schieflage des Geld- und Finanzmarktes betraf vor allem Deutschland und Polen. Findige Börsenspekulanten kauften deren Währungen mit niedriger Anzahlung an, blieben einen Großteil des Kaufbetrages schuldig, und beglichen ihn wenige Wochen später mit stark abgewertetem Geld.

Spekulationen ohne Ende

Auch in Österreich ließen sich gute Spekulationsgeschäfte machen. Die Anleihe hatte die Währung stabilisiert.

Als die Inflation in Deutschland Ausmaße erreichte, die keine lukrativen Geschäfte mehr versprachen, wendeten sich die Spekulanten Frankreich zu, dessen Währung durch die deutschen Reparationsleistungen in den inflationären Abgrund gestürzt war: Der Wirbel an den Börsen um französische Aktien und den Franc tönte über den Atlantik und ließ beim US-Großkapital die Alarmglocken läuten. Seine Kredite, die Frankreich zur Finanzierung der Kriegskosten in Anspruch genommen hatte, drohten Makulatur zu werden.

Die US-Finanzmagnaten traten die Flucht nach vorne an. Sie stützten – allen voran die Morgan-Bank – mit harten Dollars den Franc, der tatsächlich in Erwartung eines steigenden Franc-Kurses an Wert zulegte. Panik erfasste die Währungsspekulanten, sie verkauften. Der Kurs der Aktien fiel, gleichzeitig mussten sie aber mit harten Währungen ihre Schulden begleichen. Der Börsenkrach, der nun Österreichs Wirtschaft erschütterte, traf alle. Über Nacht sperrten 30 von 66 mittleren Wiener Banken. Großhändler, die ihre Waren in großen Mengen gegen geringe Anzahlung eingekauft hatten, gingen in Konkurs, ihre Mitarbeiter landeten auf der Straße.

Zwei Jahre balancierten die Großbanken über alle Turbulenzen hinweg, dann erreichte der Börsenkrach auch sie: die »Centralbank der deutschen Sparkassen« (**Juni 1926**) und die Postsparkasse (**November 1926**) mussten ihre Zahlungsunfähigkeit bekannt geben. Das gesamte österreichische Bankenwesen drohte von den Insolvenzen mitgerissen zu werden. Die Bundesregierung sprang ein. Sie übernahm die Haftung für 62,5 Millionen Schilling. Die Eigenmächtigkeit rief den heftigen Protest der Sozialdemokraten hervor. Denn die Entscheidung hätte der Zustimmung des Nationalrats bedurft. Die Opposition erzwang einen parlamentarischen Untersuchungsausschuss. Seine Prüfung ergab nicht nur Fahrlässigkeit der Regierung in der Bankenaufsicht, sondern auch eine Verquickung christlichsozialer Landespolitiker.

Die Affäre der Postsparkasse war noch nicht ausgestanden. Die PSK hatte mit dem zwielichtigen Bankfachmann und Inflationsmillionär **Si(e)gmund Bosel** dubiose Geschäfte getätigt. Der aus dem Textilgeschäft hervorgegangene Bosel hatte die Majorität der Wiener Großbank »Union« erworben und sich zu ihrem Präsidenten gemacht. Der Bank führte er Kredite anderer Bankinstitute zu und ging pleite. Die Steuerzahler mussten für Bosels Schulden von 125 Millionen Schilling aufkommen. In den Skandal war der Protegé des steirischen Landeshauptmanns **Anton Rintelen**, der vom **20. November 1924** bis **15. Jänner 1926** amtierende Bundesfinanzminister **Jakob Ahrer**, verwickelt. Ahrer entzog sich einer Untersuchung, er floh nach Kuba.

Dagegen nahmen sich vergleichsweise Verfehlungen der Sozialdemokraten harmlos aus. Die Umstände des Verkaufs der Wiener Hammerbrotwerke an den Börsenspekulanten Sigmund Bosel **1923** wurden nie aufgeklärt.

Große Mühe kostete es der SDAP ihren Anhängern ein Übereinkommen mit Kanzler Seipel – er war nach der Demission Rameks am 20. Oktober 1926 wieder Kanzler – annehmbar zu machen: Für eine gesetzliche Regelung der Altersversorgung der Arbeiter verpflichtete sie sich zum Stillschweigen über den Postsparkassenskandal. Damals wurde der Begriff der parteipolitischen »Packelei« geboren.

Nicht nur Ahrer und die Spekulationsgeschäfte unlauterer Finanzhaie belasteten Rameks Kabinett. Außenminister Heinrich Mataja stand im Kreuzfeuer sozialdemokratischer Kritik, die ihn der Verwendung öffentlicher Gelder für die Förderung der privaten Biedermann-Bank bezichtigte. Ein schuldhaftes Verhalten konnte nicht nachgewiesen werden. Am **15. Jänner 1926** bildete Ramek das Kabinett um, der Ruf der Unlauterkeit haftete ihm aber weiter an.

Die Postsparkasse

„Gestern hat ein Unterausschuss des Finanzausschusses die von den Sozialdemokraten geforderte Untersuchung der Postsparkasse begonnen [...] Der Präsident der Nationalbank hat gestern folgende Tatsache mitgeteilt: Die Postsparkasse hat bei einem Gesamtvermögensstand von 1870 Milliarden Kronen einen Abgang von 1100 Milliarden Kronen! Also ein Defizit von mehr als einer Billion! Herr Dr. Reisch sagt mit Recht, dass die Einleger keine Angst zu haben brauchen; für die Postsparkasse haftet ja der Staat! Aber wenn die Einleger nichts zu fürchten haben, so haben die Steuerzahler desto mehr zu fürchten. Beinahe eine Billion wird uns die Hilfsaktion der Regierung für die Zentralbank kosten, eine weitere Billion kostet dem Staat die Schandwirtschaft bei der Postsparkasse! Wie ist es zu dieser unglaublichen Verschleuderung von Steuergeldern gekommen? Dr. Reisch selbst bestätigt, dass sich die Postsparkasse auf Riesenspekulationen mit Bosel eingelassen hat [...] Erstens hat sie Bosel große Geldbeträge für seine Spekulationen geborgt. Zweitens hat sie mit Bosel zusammen in »Effekten«, dass heißt in verschiedenen Wertpapieren spekuliert, wobei diese Aktien von Bosel an die Postsparkasse und von der Postsparkasse an Bosel hin und her verkauft wurden. An diesen Spekulationen allein hat die Postsparkasse nicht weniger als 430 Millionen verloren. Drittens hat die Postsparkasse, wie Dr. Reisch sagte, auch mit Bosel ›Devisengeschäfte‹ gemacht. [...] Sie hat daran 310 Millionen verloren!“ Arbeiter-Zeitung, 7. November 1926

Bankzusammenbrüche (Auswahl)

25. Mai 1924: Zusammenbruch der großdeutsch-christlichsozialen Bodenbank. Christlichsoziale Parteileitung, Handelsministerium und Deutscher Schulverein wegen Misswirtschaft und Fehlspekulation schwer beschuldigt.

7. Oktober 1924: Zusammenbruch der Nordisch-österreichischen Bank. Besitzt Effektendepots, die Schwedenstiftung in Perchtoldsdorf (Heim für 50 behinderte Kinder) und den staatlichen Wohn- und Siedlungsfonds.

24. Oktober 1925: Zusammenbruch der »Innsbrucker Alpenländischen Vereinsbank«.

12. November 1925: Zusammenbruch der Grazer Genossenschaftsbank. »Arbeiter-Zeitung«: *„Wieder ein christlich-sozial-großdeutscher Bankkrach [...] Minister a. D. Kraft, Abgeordneter Pfarrer Gimpel, Landeshauptmann Rintelen beteiligt.“*

10. Juni 1926: Zusammenbruch der »Centralbank deutscher Sparkassen«.

30. September 1926: Gerüchte über Zahlungsunfähigkeit der »Allgemeinen Sparkasse«. Vollversammlung der Sparkasse beschließt Auszahlung aller gewünschten Beträge an die Kunden. Innerhalb von 9 Stunden werden 24 Millionen Schilling ausbezahlt.

Eine Botschaft aus Linz

Am 8. August 1926 sorgt ein Artikel des Linzer »Tagblattes« für Unruhe in der christlichsozialen Parteizentrale in Wien: Die Zeitung veröffentlichte einen Entwurf des neuen Parteiprogramms der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei. Das vom Chefideologen der Partei, Otto Bauer, entwickelte Programm sollte das alte Hainfelder Programm in der Fassung von 1901, das so genannte Wiener Programm, ablösen. Die Absicht Bauers war, im Vorfeld der Nationalratswahl von 1927 das Programm einer breiten Öffentlichkeit vorzustellen. Die Sozialdemokraten machten sich zur Regierungsübernahme bereit, denn die Zeichen standen dafür gut. Das Kabinett Ramek war das schwächste und korrupteste, das die Christlichsozialen je aufgestellt hatten. Nur ein Mann war befähigt, dem Angriff der Sozialdemokratie standzuhalten: Ignaz Seipel.

Seipel war auch nach seinem Rücktritt am 8. November 1924 mit Kanzler Ramek in ständigem Kontakt, so dass Wiens Bürgermeister Karl Seitz spöttisch von einer *„Telefonregierung“* sprach.



Am 15. Oktober 1926 ließ Ramek daher Gehaltsverhandlungen mit den Bundesangestellten platzen und trat zurück, der Sessel für Seipel war frei. Dieser zierte sich noch: *„Österreich geht es nicht so schlecht, dass ich das Kanzleramt übernehmen müsste, aber auch nicht so gut, dass ich es ablehnen dürfte“*, sagte er, doch dann trat er das Amt an, obwohl er nun auf die Bischofswürde verzichten müsste, spöttelte er.

Seipel bildete am 20. Oktober seine vierte Regierung unter dem Aspekt, mit den Beamten in der Gehaltsfrage rasch einig zu werden: Er bot ihnen eine 12,5 %-ige Gehaltserhöhung.

Die Reaktion der Sozialdemokraten auf diesen Seipel'schen Erfolg ließ bis zum 29. Oktober auf sich warten. An diesem Tag beschloss der Wiener Gemeinderat im Rahmen eines außerordentlichen Arbeitsprogramms die Errichtung von weiteren 5.000 Wohnungen; die Gemeinde hatte am 21. September 1923 ihr festgesetztes Plansoll schon erfüllt. Ein gigantisches Projekt sollte verwirklicht werden: ein Monumentalbau von einem Kilometer Länge, mit 1.382 Wohnungen für 5.000 bis 6.000 Menschen, der spätere Karl-Marx-Hof.

Die Bekanntgabe des Bauvorhabens elektrisierte die Arbeiterschaft. Mit großen Erwartungen blickte sie auf die Eröffnung des Reichsparteitags der SDAP im Linzer Volksgartensaal, der für die Zeit vom 30. Oktober bis 3. November 1926 anberaumt war. Sein Höhepunkt war zweifellos die Abstimmung der Delegierten über Bauers Programm. Acht Jahre hatte er für die Fertigstellung gebraucht. Eine neue Zeitenwende sollte mit dem Programm anbrechen, prophezeite die »Arbeiter-Zeitung«: *„In der Entwicklung der Arbeiterbewegung lassen sich drei Stufen des Aufstieges der Arbeiterklasse unterscheiden. Die erste ist die der Erweckung und Sammlung des Proletariats, das sich zum Klassenbewusstsein durchringt: Das war das Programm von Hainfeld* [1888/89, die Geburtsstunde einer von Victor Adler geeinten sozialdemokratischen Arbeiterbewegung, Anm.]. *Die zweite ist die des Aufbaues der sozialdemokratischen Parteien, die zum geordneten Kampfe um die Rechte der arbeitenden Menschen, um das Wahlrecht, um den Acht-Stundentag aufmarschieren: Das bedeutete das Programm von Wien. Die dritte ist die des entscheidenden Ansturms gegen die bürgerliche Herrschaft, des Kampfes um die Macht: Das ist das Programm der Machteroberung.“*

Der Leitartikel der Zeitung verrät mehr über die Ziele der Partei: *„Die Wahrheit ist, dass wir werben wollen um die Mehrheit, dass wir uns aber die Macht, die wir einmal errungen haben, mit keinem Mittel mehr entreißen lassen wollen: Nicht mit Mathematik, nicht mit Maschinengewehren.“* Die Partei hatte die internen Kämpfe zwischen Gemäßigten und Radikalen noch nicht überstanden.

Bauer führte in Abschnitt III des Programms, »Kampf um die Staatsmacht«, aus: Zwar sei die Partei bemüht, zur Arbeiterklasse die Kleinbauern, das Kleinbürgertum und die Intelligenz als Bundesgenossen zu gewinnen und mit Hilfe des allgemeinen Wahlrechts die Staatsmacht zu erobern, doch könnte die herrschende Bourgeoisie *„versucht sein, die demokratische Republik zu stürzen, eine monarchistische oder faschistische Diktatur aufzurichten“*, sobald die Arbeiterklasse dank des Wahlrechts an die Macht gelangen könne. Dann müsse die Arbeiterschaft wehrhaft genug sein, diese Gegenrevolution abzuwehren. *„Die Sozialdemokratische Arbeiterpartei muss daher die Arbeiterklasse in ständiger organisierter geistiger und physischer Bereitschaft zur Verteidigung der Republik erhalten, die engste Geistesgemeinschaft zwischen der Arbeiterklasse und den Soldaten des Bundesheeres pfle-*

Das auf dem Linzer Parteitag der SDAP vorgestellte Programm schrieb zwar eindeutig vor, die Macht im Staate auf legale Weise erringen zu wollen und die demokratische Republik nur dann mit der Waffe in der Hand zu verteidigen, wenn sie die bürgerliche Seite in ihrem Bestande gefährde. Manche Hitzköpfe im sozialdemokratischen Lager wollten dieses kalmierende Dogma aber nicht

gen, sie ebenso wie die anderen bewaffneten Korps des Staates zur Treue zur Republik erziehen und dadurch der Arbeiterklasse die Möglichkeit erhalten, mit den Mitteln der Demokratie die Klassenherrschaft der Bourgeoisie zu brechen."

Problematische Formulierungen

Die Linken in der Partei zweifelten an der republikanischen Verlässlichkeit des Bundesheeres und der Exekutive. Bauer musste sich zu Konzessionen bequemen: *„Wenn es aber trotz allen diesen Anstrengungen der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei einer Gegenrevolution der Bourgeoisie gelänge, die Demokratie zu sprengen, dann könnte die Arbeiterklasse die Staatsmacht nur noch im Bürgerkrieg erobern [...]*
Wenn sich aber die Bourgeoisie gegen die gesellschaftliche Umwälzung, die die Aufgabe der Staatsmacht der Arbeiterklasse sein wird, durch planmäßige Unterbindung des Wirtschaftslebens, durch gewaltsame Auflehnung, durch Verschwörung mit ausländischen gegenrevolutionären Mächten widersetzen sollte, dann wäre die Arbeiterklasse gezwungen, den Widerstand der Bourgeoisie mit den Mitteln der Diktatur zu brechen."
Die extremen Linken der Partei hatten erreicht, was sie bezweckten: die verbale Garantie, Anschlägen der Konservativen auf die Republik mit der Waffe begegnen zu dürfen.

Die gemäßigten Sozialdemokraten um **Karl Renner** gaben sich über das Vokabel von der »Diktatur des Proletariats« betreten. Renner, der am Programm mitgearbeitet hatte, erachtete es zwar als *„unermesslichen"* Fortschritt, doch nach der Parteitagseuphorie teilte er die Zweifel von **Julius Deutsch**, dem Gründer und Obmann des Republikanischen Schutzbundes: *„Die Durchschnittsmenschen werden stets die Sowjetherrschaft vor Augen haben. Man wird uns mit den Kommunisten in einen Topf werfen."*

Genau das tat die Gegenseite. Sie bauschte die unbedachtsamen Worte Otto Bauers von *„Widerstand brechen"* und *„Diktatur"* zu einem Horrorszenario einer künftigen sozialdemokratischen Herrschaft auf. Die psychologische Wirkung des Parteiprogramms auf die Anhänger der SDAP und die Parteigänger der Bürgerlichen ist bislang nicht untersucht worden.

Die kurz danach einsetzende Eskalation der Gewalt lässt aber den Schluss zu, dass die Menschen den defensiven Charakter des Programms nicht erkannten, sondern die Androhung von Gewalt: Die Schüsse im burgenländischen Schattendorf, die am **30. Jänner 1927** die eine Seite abgab, oder die Brandlegung am Justizpalast am **15. Juli** von der anderen und – als Langzeitfolge – der Bürgerkrieg von **1934** können als Bestätigung dafür gelten.

Dem Linzer Programm stellten die Christlichsozialen unter dem Vorsitz Seipels am **29. November 1926** ihr Programm gegenüber und veröffentlichten es am **1. Jänner 1927**.

Den Wahlkampf für die auf den **24. April 1927** anberaumten Nationalratswahlen führten die Parteien mit gewohnter Härte. Er stand im Zeichen einer bürgerlich-marxistischen Konfrontation.

Seipel bildete mit den Großdeutschen eine bürgerliche Einheitsliste, der sich ein Teil der gespaltenen Nationalsozialisten anschloss. Der Landbund, eine Partei national gesinnter Groß- und Mittelbauern, trat dem Wahlkampfbündnis nicht bei. Er war mit plus 4 Mandaten – von vorher fünf auf neun – der eigentliche Gewinner.

Die anderen Parteien enttäuschte das Wahlergebnis. Die Sozialdemokratie errang mit 42,3 % der Stimmen wohl den bisher höchsten Anteil und 71 Sitze, um drei mehr als **1923**, dennoch erreichte sie ihr Wahlziel – die absolute Mehrheit – nicht. Nach wie vor fehlten ihr dreihunderttausend Stimmen. Die Christlichsozialen verloren neun Mandate, die Großdeutschen erhöhten die ihren von zehn auf zwölf. Obwohl die Einheitsliste über 85 Mandate und die absolute Mehrheit verfügte, lockte Seipel auch den Landbund in die Regierung. Einem sozialdemokratisch-marxistischen Lager stand ein bürgerlich-antimarxistisches gegenüber.

Ganz links warteten die Kommunisten auf ihre Chance. Am **8. März** hatten sie dem SDAPÖ-Vorstand die Unterstützung seiner Kandidaten angeboten, falls ihre Forderungen nach entschlossenem Kampf gegen Faschismus, Entwaffnung der Bourgeoisie, Auflösung aller faschistischen Organisationen und Bewaffnung der Arbeiter in den Betrieben erfüllt werden würden. Die SDAPÖ hatte abgelehnt. Nach der Bluttat in Schattendorf rechnete sie mit starkem Wählerzulauf.

Doch abermals hielt die Regierung einen Trumpf in den Händen. Am **1. April** verabschiedete der Nationalrat das Gesetz über die Altersversicherung für Arbeiter und erfüllte damit einen lang gehegten Wunsch der Sozialdemokratie. In den Genuss eines Betrages in der Höhe von 2/3 der Arbeitslosenunterstützung kamen Arbeiter ab dem 60. Lebensjahr. Die Bindung an einen so genannten Wohlstandindex nahm niemand so recht wahr. Die Rente wurde erst wirksam, wenn die Arbeitslosenzahl unter 100.000 sank.

Das Linzer Programm

Bauers Programm gliedert sich in acht Kapitel, die die Aufgaben der Sozialdemokratie definieren.
Gefordert wurden:
- Im Sozialbereich die lückenlose Durchführung des 8-Stunden-Tages, für besonders gesundheitsgefährdende Berufe eine weitere Arbeitszeitverkürzung.
- In der Lehrlingsausbildung Lehrlingsinspektoren und -inspektorinnen, Verkürzung der Ausbildungszeit auf ein notwendiges Maß und die Errichtung von Urlaubsheimen.
- In der Frauenpolitik gleicher Lohn für gleiche Arbeit, der Ausbau von Kinderbetreuungseinrichtungen sowie Straffreiheit bei Schwangerschaftsabbrüchen und deren kostenlose Durchführung, weiters die Gratisvergabe von Verhütungsmitteln.
- Schulbesuch und Lehrmittel sollten gratis sein, Aufhebung der Trennung geistiger und körperlicher Arbeit in Lehrwerkstätten. Begrenzung der Klassenschülerhöchstzahl auf 30 Kinder, gemeinsamer Unterricht aller 6 bis 14-jährigen (Gesamtschule). Ausklammerung der Kirche aus den Schulen.
- Die Kirche dürfe keinen Einfluss auf den Staat haben. Gleichwertigkeit aller Religionsgemeinschaften.
- Das Hauptziel des Programms der SDAP war der Umsturz des Gesellschaftssystems.

Julius Deutsch warnt

Julius Deutsch warnte bei der Abfassung des Programms vor propagandistisch fragwürdigen Formulierungen. Zum Begriff »Diktatur« erwartete er negative Reaktionen:
„Otto Bauer fand einen Kompromiss. Er wollte das Wort ›Diktatur‹ in das neu zu schaffende Programm aufnehmen, ihm aber einen anderen Sinn geben [...] Ich wandte dagegen ein: Wenn wir in unserem Programm das Wort ›Diktatur‹ gebrauchen, dann werden nur politisch Geschulte an den geistvollen Kommentar Otto Bauers denken. Die Durchschnittsmenschen werden stets die Sowjetherrschaft vor Augen haben. Man wird uns mit den Kommunisten in einen Topf werfen, so sachlich unberechtigt das auch sein mag [...] In späterer Zeit haben Bauer und ich oft darüber gegrübelt, ob der Linzer Beschluss ein politischer Fehler gewesen sei. Wir waren beide überzeugt davon, dass Situationen entstehen können, in denen eine Gewaltanwendung auch von unserer Seite unvermeidlich sei. Eine andere Frage war, ob man klugerweise eine solche Situation vorwegnehmen und die durchaus berechtigte Verteidigung der Demokratie mit dem Begriff ›Diktatur‹ – wenn auch verklausuliert – verbinden dürfe. Über diese Frage sind wir nie einig geworden."
Aus: J. Deutsch, Ein weiter Weg

wahrhaben und steuerten auf eine Konfrontation zu. Die Umwandlung der Gesellschaft von der bürgerlichen zur marxistisch-sozialdemokratischen ging ihnen zu langsam. Die Sozialdemokratie unter Otto Bauer verstand zwar revolutionär und radikal zu formulieren, aber nicht zu handeln.

Schüsse aus dem Hinterhalt







Die Monate zwischen dem Linzer Parteitag und der Nationalratswahl am 24. April 1927 kennzeichnete ein hart geführter Wahlkampf. Die Sozialdemokraten beschuldigten die Regierung, nichts gegen die wirtschaftliche Stagnation und die hohe Arbeitslosigkeit zu unternehmen, warfen ihr Korruption und Verquickung in Bankenskandale vor und verurteilten die Christlichsozialen als »Hausherrenpartei«, die den Mieterschutz abschaffen wolle. Die Gegenseite spielte die »bolschewistische Gefahr« hoch, die das Linzer Programm vermeintlich beschwor.

Am 2. März 1927 dramatisierten die Christlichsozialen die »rote Bedrohung«. Heeresminister **Carl Vaugoin** wies Einheiten des Bundesheeres an, das Arsenal überraschend nach versteckten Waffen zu durchsuchen. Nun war es kein Geheimnis, dass seit 1918/19 im Arsenal Waffen aus dem Krieg verborgen waren. Die Parteien hatten sie damals übereinstimmend dem Zugriff der Alliierten entzogen und der Kontrolle der Sozialdemokraten unterstellt. Vaugoins Aktion verlief daher erfolgreich, aber sie beschwor beinahe einen handfesten Konflikt herauf. Die Elektrizitätswerke nahmen das Arsenal vom Netz und Arbeiter aus Favoriten stellten sich den Bundesheersoldaten entgegen. Die SDAPÖ-Führung war dennoch dermaßen überrascht, dass sie einige Zeit über die zu treffenden Maßnahmen beraten musste, ehe sie in einer Presseaussendung den Fund alter, verrosteter Waffen bestätigte. **Otto Bauers** parlamentarische Beschuldigung, Vaugoin habe im Arsenal Hausfriedensbruch begangen, ging im Plenum unter dem Gelächter und wüsten Kommentaren der Abgeordneten der Regierungsparteien unter.

Bundeskanzler Ignaz Seipel hatte abermals seinen Widerpart Otto Bauer ausgetrickst.

Resignierend schrieb **Karl Renner** an den führenden Theoretiker des Austromarxismus, **Rudolf Hilferding**: *„Wir in Österreich haben glücklich so manövriert, dass der Seipel wieder oben und der absolute Herr in seiner Partei ist. Wir haben also glücklich so lange manövriert, bis unsere Gegner eine Phalanx sind."*

Im Vergleich zu anderen europäischen Ländern können 1926 die politischen Verhältnisse in Österreich noch als erträglich bezeichnet werden. Denn mit Ausnahme der Tschechoslowakei griffen antidemokratische Tendenzen um sich. In Italien stattet sich **Mussolini** mit diktatorischen Vollmachten aus. Im Deutschen Reich arbeitete der nach dem missglückten Putschversuch von 1923 wieder aus der Festungshaft entlassene Führer der Nationalsozialisten, **Adolf Hitler**, an der Demontage der demokratischen Errungenschaften der Republik. In Portugal schwang sich **António Salazar** zum Chef einer Militärdiktatur auf. In England legte ein Generalstreik das öffentliche Leben wochenlang lahm. In Polen riss Marschall **Józef Klemens Pilsudski** nach schweren Kämpfen die Macht an sich. Auch Österreich ging unruhigen Zeiten entgegen.

Nach dem Linzer Parteitag wuchs das Misstrauen beider Großparteien und die innenpolitische Situation wurde spürbar angespannter. Die Furcht vor gewaltsamen Übergriffen des politischen Gegners beeinflusste zunehmend die Politiker. Zu ihrem Schutz und den der Partei, vor allem aber um ihre Programme gesichert zu verbreiten, rekrutierten sie Milizen. Der ehemalige

Die von der Gendarmerie aufgenommenen Fotos vom Tatort zeigen den Gasthof Tscharmann mit der Hofeinfahrt (oben), die rekonstruierten, blindlings abgebenen Schüsse in den Hof (Mitte) und die Stelle, an der ein Schutzbündler und ein Kind, von Kugeln getroffen, starben (unten). – Nach einer Skizze der Gendarmerie rekonstruierter Schauplatz der Tat in Schattendorf (rechts oben).

Außenminister Heinrich Mataja sagt am 6. November 1926 über den Schutzbund, dieser sei eine Privatarmee der Sozialdemokratie, dem keine *„gleichartige oder gleichwertige Gegenorganisation"* der bürgerlichen Parteien gegenüberstünde. Die Bürgerlichen gingen daran, auch eine parteinahe Truppe aufzubauen.

Eskalation im Burgenland

Im Sommer 1926 gründeten Vertreter der »Frontkämpfer« – eine rechtsorientierte militante Vereinigung ehemaliger Offiziere und Soldaten – im Auftrag ihrer Wiener Leitung in Schattendorf eine Ortsgruppe. Die »Frontkämpfer« standen mit dem rechts-konservativen Reichsverweser Miklos von Horthy in Budapest in Kontakt und machten sich für eine Rückgliederung Burgenlands an Ungarn stark. Vermutlich sah die Frontkämpferzentrale im Standort Schattendorf eine strategisch gute Position für die Beherrschung der Bahnlinie Wiener Neustadt–Ödenburg.

Einen Monat nach der Errichtung des Frontkämpferstandortes in Schattendorf errichtete auch der Republikanische Schutzbund im Ort eine Außenstelle. Beide Bünde vereinbarten getrennte Versammlungsstätten – die Frontkämpfer im Gasthaus Tscharmann, die Schutzbündler im Gasthof Moser – zu benutzen und alternierend in 14-tägigen Abständen zu tagen.

Dem Abkommen entsprechend meldeten die Frontkämpfer für den 30. Jänner 1927 eine Großversammlung an, zu der sie Abordnungen aus den Nachbarorten und aus Wien einluden. Für den gleichen Tag beriefen aber auch die Sozialdemokraten eine Versammlung ein, an der Gesinnungsgenossen aus Draßburg, Klingenbach und Baumgarten teilnehmen sollten. Dieses Treffen genehmigte die Behörde nicht.

Als bekannt wurde, dass die von auswärts anreisenden Frontkämpfer von Hermann Ritter von Hiltl angeführt wurden, beschlossen die Schattendorfer Schutzbündler den ankommenden Frontkämpfern den Zutritt zum Ort zu verweigern.



Oberst Hiltl, Führer der Frontkämpfervereinigung Deutschösterreichs (links), Feindbild des Republikanischen Schutzbundes. Er kam nicht nach Schattendorf.

Etwa 200 Schutzbündler machten sich auf den Weg zum Bahnhof Loipersbach-Schattendorf. Einige von ihnen stürmten unterwegs das Gasthaus Tscharmann und begannen mit den anwesenden Frontkämpfern Raufhändel. Zwei Warnschüsse eines Sohnes des Gastwirts trieb die Streitenden auseinander. Am Bahnhof nahmen mittlerweile die Schutzbündler Aufstellung. Vor der zahlenmäßigen Übermacht kehrten die von Loipersbach anmarschierenden vierzig Frontkämpfer um.

Die Ruhe schien einigermaßen wieder hergestellt zu sein, bis gegen 14.45 Uhr der erwartete Zug mit 10 Frontkämpfern eintraf. Hiltl war nicht unter ihnen. Sie reisten unter der Führung des Hauptmanns a. D. Anton Seifert und des Sekretärs der Frontkämpfervereinigung, Josef Landgraf, an.

Als die Schutzbündler zum Angriff schritten, suchten die angekommenen Frontkämpfer Schutz im Bahnhofsgebäude und marschierten schließlich, auf Anraten der Gendarmerie, in Richtung Mattersburg ab.

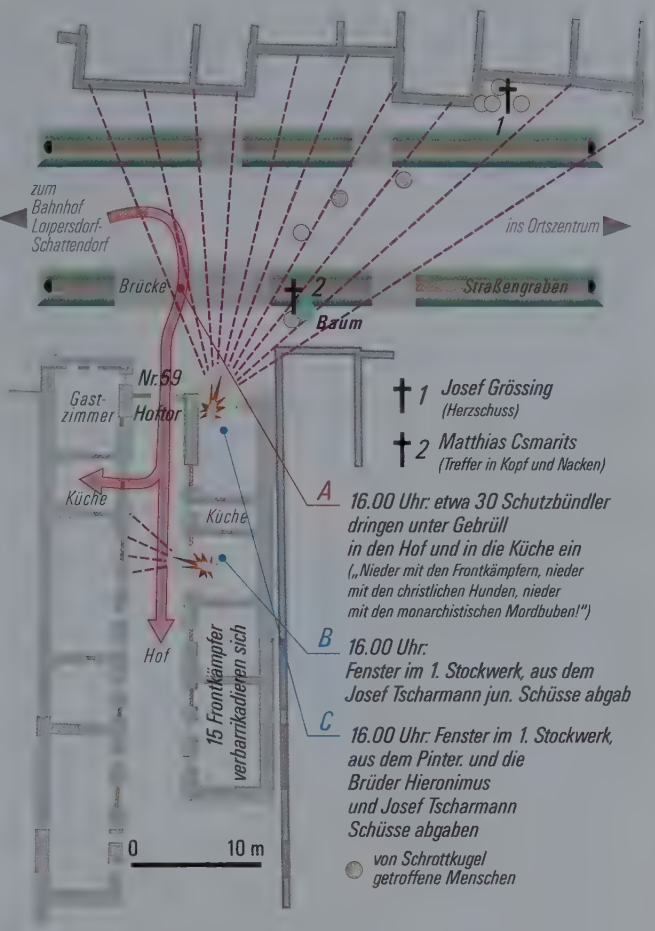
Dieser Triumph stellte die Schutzbündler nicht zufrieden. Sie nahmen vor dem Gasthof Tscharmann Aufstellung und stimmten laute Schmährufe an: *„Nieder mit den Frontkämpfern, nieder mit den christlichen Hunden, nieder mit den monarchistischen Mordbuben!"* Etwa Dreißig von ihnen drangen in den Hof und in die Küche des Gasthauses ein.

Die beiden Söhne des Wirts, Josef und Hieronimus Tscharmann, sowie etwa fünfzehn anwesende Frontkämpfer ergriffen die Flucht und verbarrikadierten sich in der Privatwohnung Tscharmanns, im Haus auf der anderen Hofseite.

Hier ergriff Josef Tscharmann ein Jagdgewehr und schoss blindlings in den Hof, in dem sich etwa dreißig Schutzbündler befanden, ohne jemanden zu treffen. Nun eröffneten auch Hieronimus Tscharmann und dessen Schwager Johann Pinter von einem straßenseitig gelegenen Fenster das Feuer auf vorbeikommende Schutzbündler. Auch Josef Tscharmann schoss auf diese.

Die Schrotladungen trafen den kriegsinvaliden 40-jährigen kroatischen Hilfsarbeiter und Schutzbündler Matthias Camarits (auch Zmaritsch) aus Klingenbach und den achtjährigen Schattendorfer Volksschüler Josef Grössing, der am Straßenrand den Tumult beobachtete, tödlich. Fünf weitere Personen erlitten schwere Verletzungen.

Auseinandersetzungen zwischen dem bewaffneten Wehrverband der Sozialdemokratie und den konservativen Frontkämpfervereinigungen sowie den Heimwehren waren seit 1924 an der Tagesordnung. Schattendorf aber machte besonders betroffen, weil im Burgenland bisher – mit einigen Ausnahmen – »Burgfriede« geherrscht hatte. Nun holten Gewalt und Terror auch das Land an der Grenze ein.



Die Zeichen stehen auf Sturm

Das Schattendorfer Ereignis veranlasste die Sozialdemokraten ab 1. Februar 1927 intensiv für den Beitritt zum Republikanischen Schutzbund zu werben. Die »Arbeiter-Zeitung« forderte: *„Antwort auf den feigen Arbeitermord: Hunderttausend neue Mitglieder für den Schutzbund!"*

Am 2. Februar wurden die Toten von Schattendorf beerdigt. Die SDAPÖ demonstrierte Stärke und rief zum Generalstreik auf: In ganz Österreich ruhte für fünfzehn Minuten die Arbeit.

Die Tragödie von Schattendorf beschäftigte am 3. Februar 1927 das Parlament. Bundeskanzler Ignaz Seipel verurteilte die Vorkommnisse in der burgenländischen Grenzgemeinde in einer Regierungserklärung:

„Wir wünschen eine derartige Austragung von Kämpfen, welcher Art immer sie seien, in unserem Lande nicht und ich kann gleich am Anfang meiner Ausführungen eine Erklärung abgeben, die sich freilich von selbst versteht, dass in diesem Falle von den zuständigen Behörden und von den Gerichten alles geschehen wird, damit die Tat so gesühnt wird, wie sie es verdient, und die Regierung ist sich ihrer Pflicht bewusst, darauf zu sehen, dass es so sei ..."

Diese im besten Bewusstsein abgegebene Versicherung, die Regierung würde auf die Sühne der Tat achten, wurde ebenso missverstanden wie Otto Bauers Linzer Parteiprogramm. Die Sozialdemokraten interpretierten Seipels Worte in dem Sinne, dass die Regierung unabhängige Gerichte und Geschworene beeinflussen könne und werde. Ein halbes Jahr später erfolgte die Reaktion auf Seipels unbedachtsam ausgesprochene Worte. Am 15. Juli legten empörte Wiener Feuer an den Justizpalast, den sie – als Symbol der herrschenden vermeintlichen »Unrechtsregierung« wie weiland die Pariser Revolutionäre (einen Jahrestag zuvor) am 14. Juli 1789 die Bastille, das Symbol des Despotismus – erstürmten.

In der Debatte des Nationalrats ergriff Karl Renner das Wort: *„Abermals stehen wir hier, um über Arbeitermord Klage zu führen. [...] Am Montag, als die Nachricht nach Wien kam, hat eine leidenschaftliche, eine furchtbare und gefahrdrohende Erregung die ganze Wiener Bevölkerung ergriffen. Ganz Wien hat vor möglichen Folgeerscheinungen dieser Untat gezittert. [...] Trotz dieser Herausforderung hat die Arbeiterschaft in ihrer Weise geantwortet, [...] die es klar macht, dass sie die Frage an das Kulturgewissen unseres Volkes gerichtet hat, wie es über diesen Fall urteilt. Weit von sich gewiesen hat die Arbeiterschaft den Gedanken einer individuellen Vergeltung, vor der sich die Öffentlichkeit ja am meisten gefürchtet hat ..."* (»Arbeiter-Zeitung«, 4. Februar 1927).

Renner betonte, dass die Tat eine *„brutale Äußerung eines bestialischen Mordwillens"* bedeute, der die *„bewunderungswürdige Haltung der Arbeiterschaft"* gegenüberstehe, deren Selbstbeherrschung der Volkserziehung durch die österreichische Sozialdemokratie zu verdanken ist. Renner irrte an der Macht der Partei, die Arbeiterschaft im Zaum halten zu können.

Dem Drama von Schattendorf waren andere Gewalttaten an Sozialdemokraten vorangegangen, die ungesühnt geblieben waren und die Renner in der Parlamentsdebatte am 3. Februar der Regierung vorhielt: *„Noch ist nicht die gewaltsame Tötung Birneckers vergessen* (17. Februar 1923, bei Kämpfen zwischen sozialdemokratischen Arbeitern und dem monarchistischen Wehrverband »Ostara«), *der Mord an Still* (4. Mai 1923, durch Nationalsozialisten), *an Kowarik* (30. September 1923, beim Zusammenstoß zwischen sozialdemokratischen Arbeitern und Nationalsozialisten) *und der Überfall in Mödling mit dem Mord an unserem Gemeinderat Müller* (20./21. Mai 1925, beim Zusammen-





Zum Begräbnis des getöteten Schutzbündlers Camarits und des achtjährigen Schülers Grössing am 2. Februar 1927 in Schattendorf kamen Tausende Trauergäste (oben). – Arbeiterordner als Ehrenwache am Tatort (unten rechts).

stoß einer völkischen Wehrorganisation mit sozialdemokratischen Arbeitern)." Renner beschuldigte die christlichsozialen Abgeordneten, dass die Täter von Schattendorf von ihrem Geist angesteckt seien: *„... und das ist mit Ihre Schuld."*

Das war zuviel. Die Bürgerlichen erhoben wütenden Protest und die Debatte endete in gegenseitigen Beschuldigungen, Gewalt und Terror Vorschub zu leisten.

Die »Arbeiter-Zeitung« zog am nächsten Tag den Schluss, der keineswegs zur Beruhigung der erregten Stimmung beitrug: *„Erstens: Da von der Regierung nichts zu erwarten ist, müssen wir uns selbst schützen [...] mit aller Kraft Ausbau des Republikanischen Schutzbundes! Zweitens: Diese Regierung muss gestürzt werden, wenn das Leben der Arbeiter vor Mörderbanden geschützt werden soll!"* Noch am selben Tag forderte der Wiener Industriellenverband die Errichtung einer antimarxistischen Einheitsfront. Unter solchen Vorzeichen war eine Fortsetzung der parlamentarischen Tätigkeit ausgeschlossen: Regierung und Opposition einigten sich auf eine Vorverlegung der Nationalratswahlen auf den **24. April 1927**.



Seipel taktiert

Den Wahlkampf führten die Parteien mit gewohnter Härte. Er stand bereits ganz im Zeichen kommender Konfrontationen zwischen Marxisten und Antimarxisten. Umso enttäuschender für beide Großparteien fiel das Wahlergebnis aus.

Die Sozialdemokraten verbesserten sich zwar gegenüber **1923** um drei Mandate und hatten nun 42,2 % der Stimmen bzw. 71 Sitze, aber zur absoluten Mehrheit fehlten noch immer 271.374 Stimmen. Die Christlichsozialen verloren neun Sitze, die Großdeutschen erhöhten die ihren von zehn auf zwölf, der Landbund von fünf auf neun. Insgesamt war die Einheitsliste zu schwach, um eine dauerhafte Regierung zu bilden. Der rechte Parteiflügel der Sozialdemokratie stellte daher eine Kooperation mit dem Landbund zur Diskussion, unterlag aber der linken Gruppe um Bauer.

Keineswegs war jedoch die Lage so verfahren, dass ein Konsens zwischen den beiden Großparteien unmöglich gewesen wäre. Bis zum Bürgerkrieg im **Februar 1934** boten sich einige Möglichkeiten an.

1931 unterbreitete Seipel der SDAPÖ ein Koalitionsangebot, doch Bauer lehnte ab: Die Annahme *„würde uns in die große Gefahr bringen, dass wir in dieser Regierung nur die Geschäfte des zusammenbrechenden Kapitalismus mitadministrieren sollten und nicht in der Lage wären, wirklich den Interessen der Arbeiterklasse und den Idealen des Sozialismus in ihr entsprechend zu dienen".* Bauer ließ sich vom Dogma nicht abbringen, dass der Marxismus dem Kapitalismus überlegen sei und ihn in naher Zukunft besiegen werde.

Seipel handelte politisch flexibler, um seinem Ziel, dem Sieg der Bürgerlichen über den Austromarxismus, näher zu kommen. Damit er **1927** ein regierungsfähiges Kabinett bilden konnte, bot er dem Obmann des Landbundes, dem 41-jährigen Bauern **Karl Hartleb** aus dem obersteirischen St. Georgen bei Neumarkt, das Amt des Vizekanzlers und des Innenministers an. Abermals war die sozialdemokratische Partei kaltgestellt. Trotz des Machtzuwachses verblieb sie in der Opposition.

Empörung erfasste die Basis der Partei. Die Aprilwahlen hatten die innenpolitische Szene nicht entspannt, sondern noch verschärft. Nun hakten die Kommunisten nach. In der Wahl verloren sie zwar 4.000 Stimmen und erhielten mit insgesamt 16.181 Stimmen kein Mandat, aber ihrer Agitation tat dies keinen Abbruch. In immer neuen Hetzartikeln in ihrem Parteiorgan »Die Rote Fahne« putschten sie die Sozialdemokraten auf: Sie wären untätig und ihre Parteiführer seien *„Bremser"* auf dem Weg zur Revolution. Die Werktätigen mögen selbst das Ruder der Partei in die Hand nehmen. Diese und noch mehr Sticheleien fallen bei den unzufriedenen Parteigängern der Sozialdemokratie auf fruchtbaren Boden. Die nächste Attacke der Bürgerlichen versetzte den Sozialdemokraten einen weiteren, empfindlichen moralischen Schlag. Auf Grund einer Vereinbarung zwischen der Regierung und dem sozialdemokratischen Parteivorstand wurden am 19. Mai im Arsenal gelagerte Waffen – etwa 30.000 Gewehre und einige hundert Maschinengewehre – von Exekutivorganen abtransportiert. Wie zum Hohn führten Angehörige des Schutzbundes die Aufsicht über die reibungslose Räumung des Waffenlagers. Dadurch fühlte sich die Regierung zu weiterer Waffensuche ermuntert. Just an diesem Tag stellte Seipel sein fünftes Kabinett vor. In ihm waren alle bürgerlichen Parteien vertreten. Nun war das Maß endgültig voll. Der linke Flügel der Sozialdemokratischen Partei stand vor der Revolte. Der gestaute Grimm musste frei werden und sich entweder gegen die bürgerliche Clique oder, wenn nicht anders, die eigene Parteiführung richten. Besonnene Köpfe mahnten, man möge noch das Ergebnis des Prozesses gegen die Täter von Schattendorf abwarten. Mit ungeheurer Spannung sah die Arbeiterschaft dem Tag der Urteilsverkündung entgegen.

Präsident Miklas nimmt am 18. Mai, nachdem der provisorische Schriftführer Sever diese Eidesformel verlesen hat, die Angelobung der neu gewählten Abgeordneten zum Nationalrat vor.

Austerlitz: „Wir warnen sie alle!“



Am 4. Juli 1927 nahm das Geschworenengericht, vor dem sich die drei des Mordes angeklagten Täter, die Gastwirtssöhne Josef und Hieronimus Tscharmann sowie der Müllerbursche Johann Pinter, zu verantworten hatten, im Wiener Landesgericht für Strafsachen seine Tätigkeit auf. Die Anklage lautete auf öffentliche Gewalttätigkeit. Elf Tage dauerte das Beweisverfahren, das die Bevölkerung Ostösterreichs mit Hochspannung verfolgte. Eine Verurteilung der Angeklagten stand außer Zweifel, forderte der Staatsanwalt in der Schlussrede doch die Geschworenen auf, sie vor dem Gesetz schuldig zu sprechen. Aber, so fügte er hinzu, die moralische und politische Verantwortlichkeit liege beim Republikanischen Schutzbund. Walter Riehl, der Hauptverteidiger, bat jedenfalls um milde Strafen. Sicherheitshalber versetzte Polizeipräsident Johannes Schober die Exekutive in Alarmbereitschaft, rechnete aber mit dem Einsatz des Schutzbundes bei der Aufrechterhaltung der Ordnung.

Am 14. Juli ist das Beweisverfahren im Schattendorfer Prozess abgeschlossen. Nach dreieinhalbstündiger Beratung verkündete der Vorsitzende der Geschworenen um 21.30 Uhr den Wahrspruch:

Hauptfrage: Öffentliche Gewalttätigkeit durch boshafte Handlungen unter besonders gefährlichen Umständen. Geschworene: 9 nein, 3 ja.

Eventualfrage: Verbrechen der versuchten schweren Körperbeschädigung. Geschworene: 6 nein, 6 ja.

Eventualfrage: Vergehen gegen die Sicherheit des Lebens. Geschworene: Josef Tscharmann, Johann Pinter 5 nein, 7 ja; Hieronimus Tscharmann 7 nein, 5 ja.

Da keine Zweidrittelmehrheit für einen Schuldspruch zustande kam, war die Schuldfrage verneint und der Vorsitzende verkündete den Freispruch. Die Geschworenen hatten auch nicht die Überschreitung der Notwehr erkannt.

Die Nachricht vom Freispruch der Angeklagten verbreitete sich wie ein Lauffeuer und schlug in der Öffentlichkeit wie eine Bombe ein. Eine ungeheure Erregung erfasste die Bevölkerung. Verhaltene Zufriedenheit auf der einen Seite mischte sich mit heller Empörung auf der anderen. Unter der Arbeiterschaft kursierte das Schlagwort einer »Klassenjustiz«, hinter der die Regierung stünde. Die Presse reagierte unterschiedlich, jedoch überwiegend ablehnend – bis auf die konservative »Reichspost«, die den Freispruch als *„Sieg der Gerechtigkeit“* begrüßte. Für den Chefredakteur der »Arbeiter-Zeitung«, Friedrich Austerlitz, war das Urteil Anlass, um das gesamte bürgerlich-kapitalistische System mit flammenden Worten zu verdammen. Sein Leitartikel hetzte die Arbeiter zum Aufruhr.

Die Nachtarbeiter der Wiener Städtischen Elektrizitätswerke bekamen den Artikel von Austerlitz als erste zu lesen, entnahmen ihm aber keine Hinweise, welche Maßnahmen die Partei zu ergreifen gedenkt. Noch zu später Stunde eilten Vertrauensleute ins sozialdemokratische Partei- und Pressehaus auf der Rechten Wienzeile, um von der Parteileitung eine Stellungnahme und Verhaltensrichtlinien zu erfahren. Das »Vorwärtsgebäude«, in dem sonst Betriebsamkeit herrschte, wirkte wie ausgestorben. Otto Bauer befand sich im Haus, wich aber der Delegation aus. Der AZ-Redakteur Ernst Fischer nahm sich ihrer an. Fischer stand auf dem linken Flügel der Partei. Angeblich empfahl er der Abordnung, den Generalstreik auszurufen, allerdings nicht auf Weisung der Partei, sondern spontan, *„aus dem revolutionären Empfinden der Arbeiter“*. Da keine anderen Weisungen des Parteivorstandes vorlagen, versicherten die Delegierten, zum Streik fest entschlossen zu sein, und kehrten an ihre Arbeitsstätte zurück.

Die SDAPÖ, die stets für die Geschworenengerichte eingetreten war, befand sich in einer zwiespältigen Lage. Sie konnte das Urteil nicht in Frage stellen, da sonst das System der Geschworenengerichtsbarkeit in Zweifel gezogen worden wäre. Sie beschloss daher, abzuwarten und den Dingen ihren Lauf zu lassen.

Bauer, Karl Seitz und Austerlitz rechneten mit lokalen Streiks, allenfalls mit Protestkundgebungen auf der Ringstraße, vor dem Parlament, die sie, wie so oft zuvor, mit einigen geharnischten, an den »Klassenfeind« gerichteten Worten im Zaume zu halten gedachten. Der dem linken Flügel der Sozialdemokratie zugehörende Journalist Otto Leichter skizzierte 1934 die Haltung der SDAPÖ-Führung: *„Man kann die Arbeiter nicht immer zurückhalten […] Sollen die Bürgerlichen nur einmal sehen, dass sich die Arbeiter nicht alles gefallen lassen. Es wird schon nichts geschehen …“*

Aber die Parteispitze hatte die aufwühlende Wirkung des Kommentars von Friedrich Austerlitz unterschätzt. Er schloss mit den Worten: *„Die bürgerliche Welt warnt immerzu vor dem Bürgerkrieg; aber ist diese glatte, diese aufreizende Freisprechung von Menschen, die Arbeiter getötet haben, weil sie Arbeiter getötet haben, nicht schon selbst der Bürgerkrieg? Wir warnen sie alle! Denn aus einer Aussaat von Unrecht, wie es gestern geschehen ist, kann nur schweres Unheil entstehen.“*

1934 triumphierte der Ständestaat über die stärkste Kraft im Lande, die Sozialdemokratie. Als sichtbares Zeichen wurde das Symbol des Ständestaates, der doppelköpfige Adler, an den wichtigsten öffentlichen Gebäuden angebracht, auch am wieder hergestellten Justizpalast, an dem er heute noch über dem Haupteingang zu sehen ist (oben).

Das Unheil nahm seinen Gang: Die Betriebsräte des E-Werks in der Wiener Mariannengasse setzten ein Zeichen des Protestes und schalteten für ganz Wien den elektrischen Strom ab. Bürgermeister Karl Seitz, den man um 3 Uhr früh weckte, um ihm die Protestaktion zur Kenntnis zu bringen, eilte mit Schutzbundobmann Julius Deutsch zu den E-Werk-Arbeitern und überredeten sie, den Strom nur für die Straßenbahn zu unterbrechen.

Unterdessen kursierte der AZ-Leitartikel von Austerlitz schon in anderen Großbetrieben und sorgte unter der Arbeiterschaft für heftige Diskussionen. Stunde für Stunde stieg ihr Groll. Ein sachliches Für oder Wider gab es nicht mehr, sondern nur noch hitzige Debatten über das Unrecht, das der arbeitenden Klasse widerfahren war. Dagegen musste demonstriert werden. Die Belegschaften rüsteten zum Aufmarsch. Nach wie vor blieb die SDAP-Zentrale im Hintergrund und verharrte in Untätigkeit, selbst den für Ordnungsaufgaben zuständigen Republikanischen Schutzbund berief sie vorsorglich nicht ein.

Als zwischen 8 und 9 Uhr Vormittag die Straßenbahnen still standen, war das für die Arbeiter das Signal zur Arbeitsniederlegung.

Julius Deutsch dachte an die Hungerkrawalle vom Dezember 1921 und alarmierte die Polizeidirektion, sie möge umgehend Kontingente bereitstellen, um, wie er sagte, *„Hitzköpfe in Schranken zu halten"*. Diese *„Hitzköpfe"* zogen einstweilen zu Tausenden von den Außenbezirken in Richtung Innere Stadt.

Der 15. Juli 1927 stellt einen entscheidenden Wendepunkt im politischen Klima der Ersten Republik dar. Das bis dahin leidlich vorhandene Gleichgewicht der Kräfte kippte auf die bürgerliche Seite, während die Sozialdemokratie in die Defensive geriet, aus der sie bis zur Errichtung des Ständestaates nicht wieder herausfand.

Nach dem Schicksalstag – einer von vielen im Österreich der Zwischenkriegszeit – änderte sich auch die Struktur der politisch motivierten Gewaltanwendung: Die spontanen kleinen »Zusammenstöße« – so die damals gebräuchliche Bezeichnung – ideologischer Gegner und die Gewalthandlungen einzelner Täter wichen zentral gelenkten Aktionen, die eine andauernde Bürgerkriegsatmosphäre erzeugten.

Das zweifellos krasse Fehlurteil im Schattendorf-Prozess musste bei den Arbeitern den Eindruck einer »Klassenjustiz« hinterlassen, die sie in der Rechtsprechung benachteiligte. Denn es war in der Jurisdiktion beinahe schon Regel, rechts orientierte Gewalttäter milder zu bestrafen als linke.

»Die Mörder von Schattendorf«

Friedrich Austerlitz, der wortgewaltige Chefredakteur der auflagenstarken täglich erscheinenden »Arbeiter-Zeitung« hatte sich nach der Verkündung des Freispruchs für die Schattendorfer Angeklagten *„seine Empörung in den flammenden Worten eines Leitartikels vom Leibe geschrieben"*, meint der Zeithistoriker Gerhard Botz 1983. Der Soziologe Walter B. Simon nennt 1984 den von Austerlitz unter dem Titel »Die Mörder von Schattendorf freigesprochen« am 15. Juli 1927 veröffentlichten Leitartikel *„ein Beispiel journalistischer Verantwortungslosigkeit"*.

Der Historiker Charles A. Gulick sah 1947 die Stellungnahme Austerlitz' anders: *„Es besteht wenig Zweifel, dass der Leitartikel nicht als Aufruf zu aktivem Handeln gedacht war, sondern als ein Ersatz dafür. In dieser Art ausgelegt, wurde er zuerst von vielen für ein Zeichen sozialistischer Mäßigung angesehen. Erst später änderte sich diese Haltung."*

Austerlitz schrieb: *„... Nichts wird den drei Angeklagten, die am 30. Jänner in Schattendorf in eine Menschenmenge hineingeschossen, mit vollem Vorsatz die todbringenden Schüsse auf Menschen abgefeuert haben, die zwei Menschenleben vernichtet und fünf Menschen verletzt haben, geschehen, kein Haar wird ihnen gekrümmt werden: Die eidbrüchigen Gesellen auf der Geschwornenbank haben sie von allen Schuldfragen freigesprochen und unter dem Siegesgeheul der anwesenden Frontkämpfer sind sie, die zwei Menschenleben auf dem Gewissen haben, sofort in Freiheit gesetzt worden.*

Eine Schurkerei ist diese Freisprechung, [...] Nach Ansicht dieser Geschwornen bedeutet es also gar nichts, auf Menschen zu schießen; das ist, wenn die Schießenden Frontkämpfer sind, wohl ein erlaubtes Jagdvergnügen! Die aber den Eid, den sie geleistet haben, so schnöde mit Füßen treten; die sich über Recht und Gerechtigkeit so frech hinwegsetzen, die sind keine Geschwornen, sind ehrlose Gesetzesbrecher, denen für ihren schamlosen Freispruch Hass und Verachtung aller rechtlich denkenden Menschen gebührt. Diese Verdammung wird ihnen auch werden. Denn die Wahrheit, die aus dieser Freisprechung, die die ganze Rechtssprechung schändet, so erschütternd und aufreizend hervorgeht, ist die, dass Hakenkreuzler und Frontkämpfer, wenn sie auf Arbeiter schießen, wenn sie Sozialdemokraten ermorden, der Freisprechung anscheinend immer gewiss sein können [...] derart frech hat sich die kunstgemäße Beeinflussung der Geschwornen nie hervorgetraut wie in diesem Prozess, die ärger ist, als wenn die Geschwornen, die die Mörder freigesprochen haben, bestochen worden wären.

Was aber noch zu leisten war, das hat die Regierung durch ihre Zeitungen besorgt; denn an der infamen Hetze der zwei Regierungsblätter, des christlichsozialen, das Herr Seipel, des großdeutschen, das Herr Dinghofer befehligt, ist die Regierung geradezu unmittelbar mitschuldig. Diese Hetze war sorgsam vorbereitet, planmäßig angelegt [...] Fluch und Schande allen denen, die an dieser Verhöhnung der Gerechtigkeit, an der Vereitlung der Sühne für eine Tat, die an Mord grenzt, Anteil haben [...] Aber ihnen allen, die der Geduld des arbeitenden Volkes mit der Freisprechung der Arbeitermörder eine so schwere Belastung zufügen, ihnen allen sei gesagt, dass sie da ein frivoles, ein gefährliches Spiel treiben. Denn wenn die Arbeiter erkennen müssten, dass es für sie in dieser kapitalistischen Ordnung keine Gerechtigkeit gibt, dass die Justiz zur Komödie herabsinkt, wenn ein den arbeitenden Menschen zugefügtes Unrecht zu sühnen ist, dann wird der Glaube an diese Gerechtigkeit vernichtet und das Vertrauen zu ihr erschüttert [...] Die bürgerliche Welt warnt immerzu vor dem Bürgerkrieg; aber ist diese glatte, diese aufreizende Freisprechung von Menschen, die Arbeiter getötet haben, weil sie Arbeiter getötet haben, nicht schon selbst der Bürgerkrieg? Wir warnen alle! Denn aus einer Aussaat von Unrecht, wie es gestern geschehen ist, kann nur schweres Unheil entstehen."

Geschworenengerichte

Die Verfassung vom 11. April 1848 führte Geschworenengerichte ein, die zunächst nur bei Pressedelikten aufgerufen wurden.

Die Geschworenengerichte wurzeln im germanischen Recht und fußen auf der These Herders, die dem Volksempfinden Unfehlbarkeit zuspricht. Über die Geschworenen nahm das Volk indirekt an der Rechtsprechung teil. Sie entschieden mit einer Zweidrittelmehrheit (1927), bei schweren Verbrechen und politischen Delikten, für die das Gesetz eine Strafe von fünf Jahren bis lebenslänglich vorsah. Der Wahrspruch sollte endgültig sein und bedurfte keiner Begründung. Auf Grund des Wahrspruchs fällte der Richter das Urteil. 1872 erhielten die Geschworenengerichte neue Richtlinien, die von der Ersten Republik übernommen wurden. Von den Sozialdemokraten vorbehaltlos bejaht, stellten die bürgerlichen Parteien die Geschworenengerichte in Frage. Sie wandelten die Einrichtung 1934 in Schöffengerichte um. Die Schöffen nahmen an der Urteilsfindung nur noch beratend teil.

Justizpalast in Flammen

Der Richtspruch im Schattendorf-Prozess fiel in einer Zeit der Verblendung und Verhetzung der Massen. Eine Argumentation auf Basis der Vernunft und gegenseitiger Achtung der Meinungen gab es nicht mehr. Dazu kamen Intoleranz und Unwissenheit. Der Richter wurde zum Sündenbock des Fehlurteils gemacht, obwohl es die Geschworenen zu verantworten hatten. Diese setzten sich aus vier Gehilfen (einem Selcher, einem Zimmermann, einem Spengler, einem Drucker), zwei Gewerbetreibenden (einem Zimmermann, einem Friseur), zwei Landwirten, drei Beamten (einem Sekretär, einem Oberoffizial, einem Pensionisten) und einer Hausfrau zusammen. Der Richter – *„bleich und verstört“*, berichten Augenzeugen – verkündete nur das gesetzlich vorgegebene Urteil, den Freispruch. Hochkarätige Juristen hatten ihn aufgrund der Fakten erwartet.

Die Eskalation musste aber kommen, weil die Arbeiterschaft sich durch vielerlei Entscheidungen der bürgerlichen Regierung und der Untätigkeit der eigenen Parteiführung hintergangen fühlte. Viele Unzufriedene wollten auf den von Otto Bauer angekündigten Zusammenbruch des kapitalistischen Systems nicht länger warten. Andere Demonstranten ließen ihrem Protest gegen die langanhaltende Arbeitslosigkeit freien Lauf, unter ihnen kriminelle Elemente und Kommunisten, die im Auftrag Moskaus jeden Tumult nutzen sollten, um die Bereitschaft der Bevölkerung zur Revolution auszuloten.

Also marschierten am **15. Juli 1927** *„entschlossene, ernste, zornerfüllte Menschen, die ihre Stärke und ihren Willen den Provokateuren vordemonstrieren wollten“*, erinnert sich die Mittelschuldirektorin und sozialdemokratische Politikerin Stella Klein-Löw. *„Ihr Marschtritt war schwer, ihre Gesichter finster. Man sah geballte Fäuste.“*

09.00 Uhr: E-Werk-Arbeiter aus der Mariannengasse erreichen über die Alser Straße bei der Universität die Ringstraße und treffen hier auf Studenten und Wachleute, die sie in ein Handgemenge verwickeln. Die Polizeisperre zwischen Volksgarten und Rathauspark wird überrannt, Arbeiter aus der Stadiongasse gehen mit Straßenbaumaterial gegen Polizisten vor. Daraufhin reiten etwa 25 Polizisten in die Menge; es gibt erste Verwundete.



09.50 Uhr: Julius Deutsch ersucht Polizeipräsident Schober, die Wachleute abzuziehen und verspricht die Ordnung herzustellen. Der SDAP-Vorstand beschließt auf sein Drängen die Teilmobilisierung des Schutzbundes.

10.00 Uhr: Polizei drängt Demonstranten von der Stadiongasse und vom Schmerlingplatz zur Ringstraße ab. Dabei geraten Fliehende in anmarschierende Arbeitergruppen. Chaos entsteht. Einzelne Demonstranten werden festgenommen.

Im Bundeskanzleramt tagt der Ministerrat. Bundeskanzler Seipel ist für eine gewaltsame Unterdrückung des Aufruhrs und überträgt die Verantwortung Vizekanzler und Innenminister Hartleb. Von Bürgermeister Seitz fordert er den Einsatz des Bundesheeres. Seitz weigert sich.

10.30 Uhr: Demonstranten greifen die Wachstube in der Lichtenfelsgasse an, ebenso die Redaktionsräume der »Wiener neueste Nachrichten« in der Josefsgasse und das Gebäude der »Hausherrenzeitung« in der Rathausgasse.

11.00 Uhr: Hartleben und Schober wollen die Polizei mit Gewehren des Bundesheeres ausrüsten. Seipel weist Heeresminister Vaugoin an, die Polizei mit Gewehren zu bewaffnen. Demonstranten errichten um den Justizpalast Barrikaden, um die berittene Polizei zu behindern. Schutzbundeinheiten geraten in Konflikt mit Demonstranten. Rettungsgesellschaften richten im Parlament und Rathaus Ambulanzen ein. Verletzte werden mit Privatfahrzeugen in Spitäler transportiert.

12.00 Uhr: Polizisten fliehen aus der in Brand gesetzten Wachstube in der Lichtenfelsgasse. Schutzbund ermöglicht Löschaktion. Jugendliche stürmen den Justizpalast, hissen rote Fahnen an den Portallöwen, werfen Akten und Möbel aus den Fenstern und legen in mehreren Zimmern Feuer. Theodor Körner berät im Gebäude mit Parlamentariern, Polizei und Schutzbündlern.

12.45 Uhr: 600 mit Gewehren bewaffnete Polizisten rücken von der Polizeidirektion am Schottenring zum Schmerlingplatz ab. Sie bekamen von Schober die Erlaubnis, gezielte Salven abzugeben.

Demonstranten legen am Gebäude der »Reichspost« in der Strozzigasse Feuer. Der Brand wird gegen **14.30 Uhr** gelöscht.

13.00 Uhr: Der Schmerlingplatz wird von Tausenden Personen besetzt, so dass die Feuerwehr nicht zum Justizpalast durchkommt. Der Brand breitet sich rasch aus, eingeschlossene Richter, Wachleute, Anwälte, Beamte, Besucher sind in Lebensgefahr. Bürgermeister Seitz versucht vergeblich, den Löschfahrzeugen einen Weg zu bahnen. Eine Gruppe von Polizisten gibt Warnschüsse ab.

Der brennende Justizpalast (links). Demonstranten verhinderten die Löscharbeiten der Feuerwehr. Sie blockierten Zufahrten und zerschnitten die Wasserschläuche.

14.00 Uhr: Deutsch erzwingt mit der Assistenz von Schutzbundeinheiten die Zufahrt für die Feuerwehr. Eine zweite Gruppe bewaffneter Polizisten geht in Kette gegen die Demonstranten auf dem Schmerlingplatz vor und schießt, die Menge flieht. Die Polizisten feuern auf die Fliehenden und treffen auch Feuerwehrautos.

15.00 Uhr: Im Landesgericht versuchen Häftlinge vergeblich auszubrechen. Umgebung des Justizpalastes von Demonstranten geräumt, die Löschaktion beginnt.

Kundmachung der Polizeidirektion über schärfstes Vorgehen bei Störung der öffentlichen Ruhe. SDAP-Vorstand, Gewerkschaft und Körner lehnen bewaffneten Widerstand ab, befürworten Streik.

18.00 Uhr: Justizpalast mit Ausnahme des rechten Seitentraktes in Flammen. Nun auch Nebenstraßen geräumt, Schutzbund marschiert ab. Bundesheer bewacht Parlament und andere öffentliche Gebäude. Seitz und Bauer beim Ministerrat auf dem Ballhausplatz. Ihren Antrag auf Rücktritt der Regierung lehnt Seipel ab.

In der Nacht Überfälle auf Wachzimmer (17. Bezirk, Hauptstraße 158, 10. Bezirk, Waldgasse). In Waidhofen an der Ybbs, in Ybbs und Mödling Protestkundgebungen ohne besondere Vorfälle.

23.15 Uhr: SDAP und Gewerkschaft beschließen Generalstreik ab 00.00 Uhr.

00.00 Uhr: Brand im Justizpalast eingedämmt. Streik beginnt bei Telefon- und Telegrafenämtern. Verbindung ins Ausland nur über die ungarische Botschaft durch stündlichen Kurier nach Budapest. Wohlhabende Wiener fliehen per Taxi (500 bis 1000 S) und Bahn – unter Mitnahme von Schmuck, Geld und Aktien – nach Preßburg, zum Semmering (800 S), nach Bad Ischl (1400 S) oder nach Baden (300 S). Ausländische Gäste verlassen Wien.

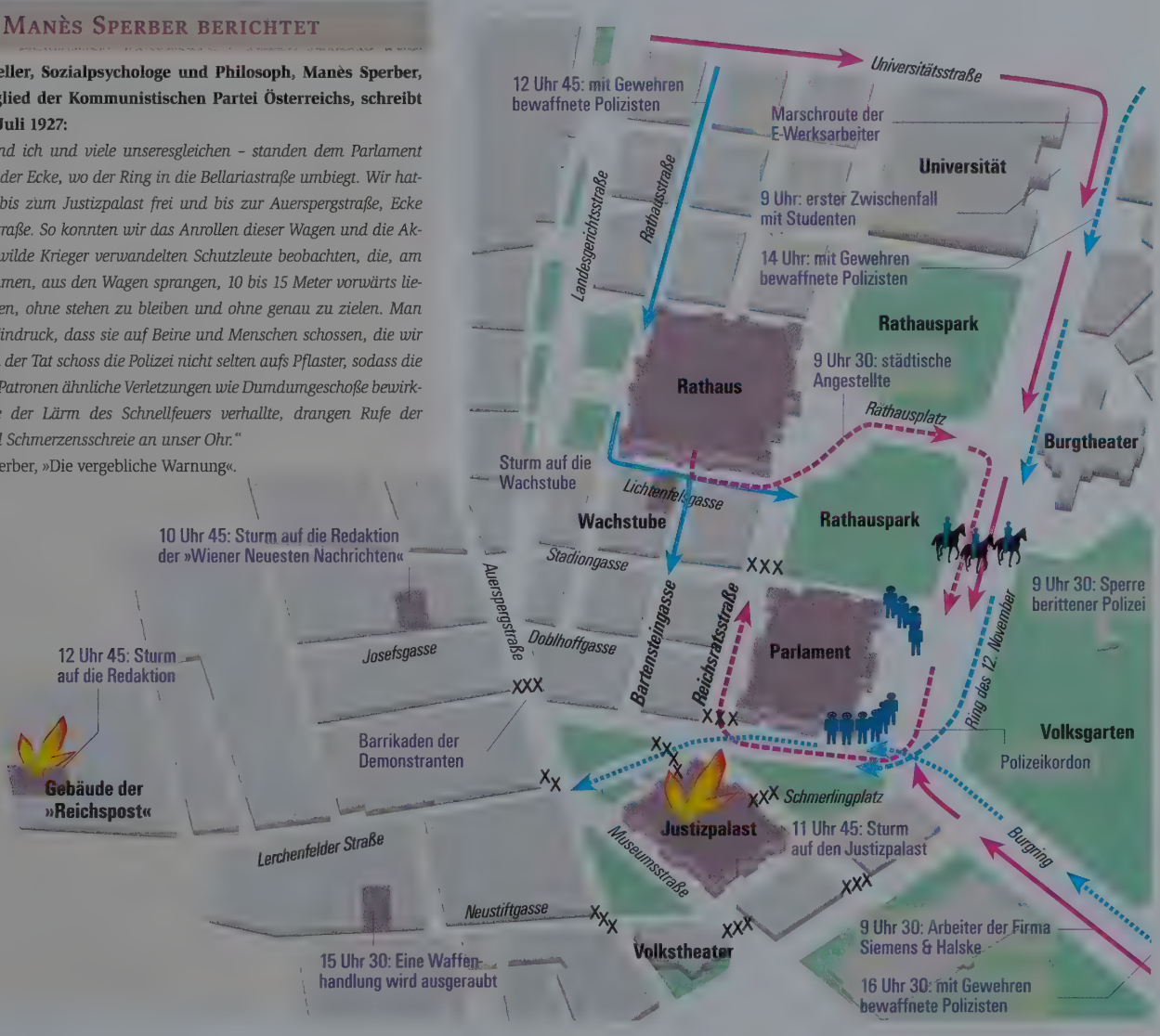
Die Bilanz: 97 Demonstranten und 5 Polizisten tot; mehrere hundert Demonstranten und 430 Polizisten zum Teil schwer verletzt. Vernichtet: Jahrhunderte alte Gesetzbücher, Geheimkorrespondenz von Renner, Seipel, Mayr und Schober, alte Landkarten, historische Akten der Nachfolgestaaten und politische Dokumente des Staatsarchivs. Schwere Schäden am Gebäude.

Manès Sperber berichtet

Der Schriftsteller, Sozialpsychologe und Philosoph, Manès Sperber, bis 1937 Mitglied der Kommunistischen Partei Österreichs, schreibt über den 15. Juli 1927:

„Wir – Alex und ich und viele unseresgleichen – standen dem Parlament gegenüber, an der Ecke, wo der Ring in die Bellariastraße umbiegt. Wir hatten den Blick bis zum Justizpalast frei und bis zur Auerspergstraße, Ecke Lerchenfelderstraße. So konnten wir das Anrollen dieser Wagen und die Aktionen der in wilde Krieger verwandelten Schutzleute beobachten, die, am Platz angekommen, aus den Wagen sprangen, 10 bis 15 Meter vorwärts liefen und feuerten, ohne stehen zu bleiben und ohne genau zu zielen. Man empfing den Eindruck, dass sie auf Beine und Menschen schossen, die wir nicht sahen. In der Tat schoss die Polizei nicht selten aufs Pflaster, sodass die aufprallenden Patronen ähnliche Verletzungen wie Dumdumgeschoße bewirkten. Noch ehe der Lärm des Schnellfeuers verhallte, drangen Rufe der Empörung und Schmerzensschreie an unser Ohr.“

aus: Manés Sperber, »Die vergebliche Warnung«.



Der Sturm auf den Justizpalast (oben). Von den Garnisonen in Niederösterreich herangeholtes Bundesheer wurde nach den Unruhen nur zur Sicherung öffentlicher Gebäude eingesetzt.

Die Gräben bleiben tief



In den bisherigen gewalttätigen Unruhen und Empörungen einer zum Teil verhetzten und von konspirativen Elementen aufgewiegelten Arbeiterschaft war die Exekutive maßvoll vorgegangen und hatte mitunter ihren Einsatz mit Leben und Gesundheit bezahlt. In den Unruhen vom 15. Juli machte sie hingegen vom scharfen Schuss und dem blanken Säbel Gebrauch. Am Höhepunkt der Unruhe im Laufe des Nachmittags, feuerte die Exekutive auf jede Menschenansammlung, die ihr bedrohlich erschien. Viele Tote und Verletzte hatten Schusswunden im Rücken, im Kopf, in der Brust oder im Unterleib. Der Forderung der Demonstranten nach Bewaffnung gab die SDAP-Leitung nicht nach. Das hätte Bürgerkrieg bedeutet.

Um die Arbeiterschaft wieder unter Kontrolle zu bekommen und Druck auf die Regierung auszuüben, rief die Parteileitung einen eintägigen Generalstreik und einen unbefristeten Verkehrsstreik aus.

Etwa um 00.30 Uhr Nachts informierte Bürgermeister Karl Seitz Bundeskanzler Ignaz Seipel vom Streikaufruf der SDAP. Der Verkehrsstreik, zunächst lückenlos durchgeführt, stieß in den konservativ regierten Bundesländern jedoch auf scharfen Widerstand. Aus Sorge, die Unruhen könnten auf ihren Hoheitsbereich übergreifen, mobilisierten sie Bundesheer, Gendarmerie und, als »Hilfspolizei«, die Heimwehren. Bahnhöfe wurden besetzt und ein provisorischer Eisenbahn- und Postverkehrsdienst eingerichtet. Ein Teil der steirischen Heimwehr stand mit Gewehren und Maschinengewehren bewaffnet zum Marsch auf Wien bereit. Unter diesem Eindruck brach die SDAP-Leitung am 19. Juli den Verkehrsstreik ab.

In den Morgenstunden des 16. Juli, ein Samstag, veröffentlichte die SDAP ein »Mitteilungsblatt«, in dem sie die Schuld der Eskalation des Vortags der Polizei zuwies. Gestand aber auch ein, dass ein *„paar hundert Burschen Handlungen begangen haben, die nicht zu den zweckdienlichen und der Arbeiterschaft würdigen Kampfmitteln zählen"*.

Wenige Stunden später wurde Seipel in seinem Auto auf dem Mariahilfer Gürtel während der Fahrt zum Bundeskanzleramt von einer wütenden Menschenmenge attackiert.

Mittag: Das Feuer im Justizpalast ist gelöscht, nur im Keller glost noch Kohle. Das Gebäude brannte nicht ganz aus. Der Kassensaal, Teile des Staatsarchivs, der Bibliothek, zwei Sitzungssäle und das Depositenamt blieben unbeschädigt.

Nachmittag: In den Außenbezirken rotten sich Jugendliche zusammen und überfallen das Polizeikommissariat in der Rötzergasse und die Wachstube in der Rosensteingasse (beide im 17. Bezirk). Demonstranten in der Mariahilfer Straße und Lerchenfelder Straße werden von der Polizei vertrieben. Schießereien in der Josefstadt, auf der Wieden, in Gumpendorf und in Hietzing.

Abend: Im Gebäude der Rundfunkanstalt RAVAG wird ein Militärsender für Chiffretelegramme eingerichtet. Bei einer Hausdurchsuchung im Sekretariat der Kommunistischen Partei werden 23 Personen, unter ihnen 9 Bürger der Sowjetunion, festgenommen.

Durch den Generalstreik wurden auch die Bundesländer von den Wiener Vorkommnissen betroffen: In Niederösterreich ruhte in allen Industriebetrieben die Arbeit, zum ersten Mal streikten auch Landarbeiter. In Oberösterreich befolgten nur die Post- und Bahnbediensteten den Streikaufruf. In der Steiermark fanden 15 Massenversammlungen statt, in Bruck an der Mur riss der Landtagsabgeordnete Koloman Wallisch die Macht an sich und beherrschte die Stadt bis zum Montag. Sein Plan, eine Diktatur zu errichten, scheiterte allerdings. In Scheifling versuchen Schutzbündler den Bahnhof zu besetzen. In Vorarlberg streiken Eisenbahner. In Tirol halten Eisenbahner die Bahnhöfe besetzt. Ausländische Gäste fliehen in Autos zur deutschen Grenze. Das italienische Militär plant abermals Transitzüge nach Deutschland unter militärischer Bedeckung selbst zu führen. Zur Bestätigung halten etwa 10.000 Carabinieri am Brenner Manöver ab. Die Tiroler Landesregierung ließ daraufhin alle Bahnhöfe durch Bundesheer oder Gendarmerie besetzen und versuchte die Eisenbahnergewerkschaft zur Aufgabe des Streiks zu bewegen.

An der burgenländischen Grenze verhindern Bundesheer, Gendarmerie und Schutzbündler Grenzübertritte von ungarischen Freischärlern. Einem Einmarsch der Ungarn in Österreich will die Tschechoslowakei begegnen und versetzt entlang der österreichischen Grenze das Militär in Alarmbereitschaft.

Am Sonntag, dem 17. Juli, übernehmen in Vorarlberg und Tirol die Heimwehren die Bewachung der Bahnhöfe. Auch in anderen Bundesländern werfen sich die Heimwehren zu Schutzformationen auf. In der Steiermark formiert die Heimwehr

„Die Beisetzung der gefallenen Wachleute". 1. Bundeskanzler Seipel, 2. Bundespräsident Hainisch, 3. Polizeipräsident von Wien Johann Schober. Die Beisetzung erfolgte am 21. Juli 1927 auf dem Zentralfriedhof.

20.000 Mann zum Marsch auf Graz, sollte die Regierung den Streik nicht umgehend abbrechen. Im Wiener Stadtbild kehrt die Ruhe zurück. Bürgermeister Seitz bildet aus Schutzbündlern, Arbeitern und Angestellten eine Gemeindewache, die mit Zustimmung von Polizeipräsident Schober städtische Einrichtungen und Betriebe schützen und auf den Straßen für Ordnung sorgen soll. Damit werden die von den Arbeitern als Provokation empfundenen Wachorgane von den Straßen geholt – hinter den Kulissen tragen besonnene Politiker aus gegensätzlichen Lagern einvernehmlich zur allgemeinen Beruhigung bei.

18. Juli: Bei Schifffahrt, Post, Telefon, Telegraf und zum Teil bei der Bahn dauert der Streik noch an, in den übrigen Betrieben wird die Arbeit wieder aufgenommen. Seitz und Bauer schlagen Seipel die Beendigung des Streiks für 24.00 Uhr vor. Seipel verspricht dafür die baldige Einberufung des Kabinetts und die Einsetzung eines parlamentarischen Untersuchungsausschusses für die Vorgänge des 15. Juli und der folgenden Tage. Der Kanzler versichert, die sozialen Rechte der Arbeiterschaft nicht anzutasten.

Ende des Streiks

Am **20. Juli 1927** wurden die zivilen Opfer der Unruhen auf dem Wiener Zentralfriedhof auf einem eigenen Gedenkplatz zu Grabe getragen. Die Bestattung der fünf gefallenen Sicherheitsbeamten erfolgte einen Tag später. An der Totenfeier nahmen Bundespräsident **Michael Hainisch**, die Bundesregierung, Polizeipräsident Schober und zahlreiche Abordnungen teil.

Während der Unruhen behauptete der Schilling seine international angesehene Stellung und die außenpolitischen Aktivitäten verliefen normal: Der Visumzwang im Reiseverkehr mit Großbritannien und Finnland wurde aufgehoben und zwischen Österreich und der Tschechoslowakei konnte ein neuer Handelsvertrag unterzeichnet werden.

Umso schwerwiegender waren die innenpolitischen Auswirkungen: Die Führung der SDAP hatte eine schwere Niederlage erlitten und abermals Unfähigkeit bei der Entscheidungsfindung gezeigt. Gewohnt, dass die Massen nur dann marschierten, wenn sie dazu aufgefordert wurden, musste sie die bittere Erkenntnis hinnehmen, dass ihr die Herrschaft über ihre Gefolgschaft entglitten war. Das Dilemma gibt das Protokoll des Parteivorstandes vom 18. Juli wieder: *„Der verschärfte Verkehrsstreik könne nur angewendet werden, wenn es sich um einen ernsten und großen Kampf handle. Einen solchen können wir aber nicht wagen, weil wir jetzt die Schwächeren sind. Die politischen Gründe sind für den Abbruch des Streiks. Wir seien durch die Freitagsereignisse desorganisiert, man müsse alle Machtmittel der Arbeiterschaft revidieren."*

Der politische »Sieger« dieser Tage war Kanzler Seipel. Er hatte sehr rasch die politischen Schwächen der Sozialdemokraten erkannt. Im christlichsozialen Parlamentsclub sagte er: *„Während dieser Tage haben wir den Eindruck bekommen, dass die Sozialdemokraten in sich zerfahren und schwach sind und in einem Zustande, wie er in den vergangenen Jahren nicht zu beobachten war."*

Am **26. Juli** trat das Parlament zu einer Sondersitzung zusammen. Zur Debatte standen die Ereignisse rund um den Justizpalastbrand. In ihrem Verlauf hielt Kanzler Seipel eine denkwürdige Rede. *„Ich richte an die Opposition im Namen der verwundeten Republik eine dringende Bitte: Ziehen Sie einmal den Trennungsstrich deutlich zwischen einer demokratischen Opposition und Beschützern von Revolten [...] Nicht eine Regierungsverfügung, nicht irgendein Streitfall, der das Parlament beschäftigt hätte, hat eine blutig ausgehende Volksbewegung ausgelöst, sondern ein Schwurgerichtsurteil ist es gewesen [...].*

Verlangen Sie nichts vom Parlament und von der Regierung, das den Opfern und den Schuldigen in den Unglückstagen gegenüber milde erscheint, aber grausam wäre gegenüber der verwundeten Republik [...] Verlangen Sie nichts, das Demonstranten und denen, die sich ihnen anschließen, um zu plündern und Häuser in Brand zu stecken, den Mut machen könnte, ein anderes Mal wieder so etwas zu tun, weil ihnen ohnehin nicht viel geschehen kann [...]." Die Rede, oftmals tendenziell aus dem Zusammenhang gerissen wiedergegeben, brachte Seipel den Beinamen »Prälat ohne Milde« ein. Seipels Gegenredner, Otto Bauer, rührte an den Gefühlen: *„... meine Herren, es gibt Stunden, in denen in jedem fühlenden Menschen und in jedem, dem die Politik Mittel zum Zweck, zum Zwecke der Erhebung des Volkes in seinem Sinne ist [...] das starke Gefühl ist, dass alles Politische hinter das Moralische zurücktritt ..."*

Auf dem alljährlich stattfindenden Parteitag der SDAP **Ende Oktober 1927** kamen die Ereignisse des Juli nochmals zur Sprache. Bauer verteidigte die von ihm vorgegebene Parteilinie der sanften Revolution, Karl Renner stellte sie nachdrücklich in Frage: *„Wir sind in Bezug auf die Verkündigung der Revolution in Österreich in einer merkwürdigen Lage. Als Sozialisten und Marxisten ist uns die Revolution das hervorragendste Mittel der Entwicklung der Gesellschaft, die Lokomotive der Geschichte. Aber zugleich muss man in Österreich sagen, dass hier in diesem Land eine Revolution auf absehbare Zeit eine Unmöglichkeit ist.*

Man muss also das rhetorische Pathos des Vordersatzes im Nachsatz aufheben. Es ist eine Gefahr und ein Widerspruch, immer von Revolution zu reden und zugleich behaupten zu müssen, dass man sie nicht machen könne, ein Widerspruch, der von uns höchste Vorsicht in dieser Art Propaganda fordert [...]."

Bauer hielt weiter an seiner auf den Zusammenbruch des Kapitalismus ausgerichteten fatalistischen Ideologie und Strategie fest (**Norbert Leser**, 1979).

Seipel, in Kenntnis der zerstrittenen sozialdemokratischen Bewegung, arbeitete nun vollends auf deren Ausschaltung hin. Die Gräben zwischen dem »marxistischen« und »antimarxistischen« Lager wurden tiefer und unüberbrückbar.



Originaltext: „Begräbnis für die Opfer der Schreckenstage: Nach den Trauerreden werden an den gesenkten Fahnen vorbei die ersten Särge durch das Tor des Zentralfriedhofes zu den Gräbern getragen" (oben rechts). Die Fahnenträger sind Abordnungen der SDAPÖ. Die Beisetzung erfolgte am 20. Juli 1927 auf einem eigenen Gedenkplatz auf dem Zentralfriedhof.

Nutzloses Kräftemessen



Am 13. Jänner 1928 erfolgte der Urteilsspruch über die angeklagten Demonstranten vom Juli des vergangenen Jahres. Wieder urteilte ein Geschworenengericht und fällte abermals milde Strafen. Damit schien der Vorwurf der Arbeiterschaft, die österreichische Rechtsprechung würde »Klassenjustiz« betreiben, entkräftet zu sein. Die milden Urteile sind keinesfalls auf politische Motivationen der Geschworenen zurückzuführen, sondern auf ihre Scheu, durch einen Schuldspruch für deren zukünftiges Leben verantwortlich zu sein.

Diese *„Erfahrung hätte den Politikern des Jahres 1927 gebieten müssen, auf ein Fehlurteil der Geschworenen gefasst zu sein, und auf die Reaktionen jener, deren Rechtsempfinden dadurch verletzt werden würde"* (Hugo Portisch, 1989). Doch die Uneinsichtigkeit der Politiker beider großen Lager setzte sich auch nach dem Juli-Drama fort. Eine Versöhnungsgeste über die Gräber der Opfer hinweg vermochte keine der beiden Seiten zu setzen. Während die Bürgerlichen Bundeskanzler Ignaz Seipel abermals als »Retter des Vaterlandes« feierten, bezeichnete ihn die Gegenseite als »Prälaten ohne Milde« und Polizeipräsident Johannes Schober als »Arbeitermörder«. Eine von der Sozialdemokratie propagierte Kirchenaustrittsbewegung vermengte Politik und Kirche noch mehr, als es bisher Christlichsoziale und Klerus mit der »Politik von der Kanzel« schon vermochten: 1927 traten 28.837 Gläubige aus der katholischen Kirche aus.

Im Schatten dieser Ereignisse wuchs die Heimwehr zur neuen innenpolitischen Kraft heran.

Von den bürgerlichen Parteien, der Kirche und durch Unternehmer massiv unterstützt (der Österreichische Bankenverband überwies in der ersten Zeit monatlich 25.000, später 36.000 Schilling), schob sich die Heimwehr nach der Julikrise vor allem in den Bundesländern als Hüter von Recht und Ordnung in den politischen Vordergrund.

Die locker auf die Länder verteilten Heimwehrgruppen erhielten durch den Rechtsanwalt und christlichsozialen Landtagsabgeordneten in Tirol, Richard Steidle, eine straffe Führung, dem der »Volkstribun aus Judenburg«, Walter Pfrimer – er besetzte in den Julitagen Bruck an der Mur und mobilisierte seine Verbände zum »Marsch auf Wien« –, zur Seite stand.

An der Spitze der Heimwehr stand der aus Deutschland nach Innsbruck geflüchtete ehemalige Offizier der kaiserlich-deutschen Armee, Major a. D. Waldemar Pabst, gegen den ein Haftbefehl wegen Teilnahme an einem rechts gerichteten Umsturzversuch im März 1920, dem so genannten Kapp-Putsch, lief. Pabst hatte nach eigenen, 1962 getätigten Angaben am 15. Jänner 1919 die Ermordung der Mitbegründer der Kommunistischen Partei Deutschlands, Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, durch regierungstreue Truppen in Berlin inszeniert.

Pabst hob die militärische Schlagkraft der Heimwehr. Ihr Machtbewusstsein trug sie mit Vorliebe in Massenaufmärschen in sozialdemokratischen Hochburgen provokant zur Schau.

Der Republikanische Schutzbund der Sozialdemokraten stand in der Demonstration seiner Stärke der Heimwehr nicht nach. Ein Zusammenstoß beider Organisationen wurde immer wahrscheinlicher.

Die Zahlen schwanken. Etwa 20.000 Heimwehrmänner, davon 16.000 aus der Steiermark, und rund 15.000 Schutzbündler sollen an den Aufmärschen teilgenommen haben. Um eine Begegnung beider Gruppen zu verhindern, ging das Bundesheer mit Maschinengewehren und Gasmasken auf dem Hauptplatz in Wiener Neustadt in Stellung (oben).

Anfang Oktober 1928 trieb diese Großmannsucht Österreich an den Rand eines Bürgerkriegs. Für den 7. Oktober hatten sowohl die Heimwehr als auch der Republikanische Schutzbund um die Genehmigung von Aufmärschen in Wiener Neustadt angesucht. In der Hochburg der Sozialdemokratie wollten beide Wehrverbände ihre Kampfbereitschaft vorführen.

Auf Österreich warten fremde Mächte

Dem Auftritt der Heimwehr waren mehrere geheime Unterredungen vorangegangen. Im April hatte Italiens Staatschef Benito Mussolini den ungarischen Ministerpräsidenten István Bethlen zu sich nach Mailand gerufen. Mussolini plante die österreichische Heimwehr finanziell zu unterstützen und mit Waffen zu versorgen, damit sie durch einen Rechtsputsch die Sozialdemokratie ausschalte. Ungarn sollte die politische Organisation übernehmen. Im August teilte Bethlen dem Heimwehrführer Steidle den Plan mit. Steidle entwarf ein Memorandum, das die Beseitigung des Einflusses der Sozialdemokraten, die Abschaffung der Demokratie und den Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich beinhaltete.

Bereits am 3. Juli 1927 hatte Steidle eindeutige Worte gefunden: *„Wir leben in einem Staat, den wir nicht wollen […], der heute schon als das zweite bolschewikische Land Europas bezeichnet wird und […] der wohl die feigsten und unentschlossensten bürgerlichen Schichten aufweist […]."*

Diese rabiaten Töne verstörten die Christlichsozialen und stärkten ihre ablehnende Haltung gegenüber den Heimwehren. Seipel hingegen, der die Abneigung der Heimwehr zur Demokratie teilte, gefielen die Worte. Ebenso den Industriellen, die sich durch eine starke Sozialdemokratie in der Existenz bedroht fühlten.

In Wiener Neustadt prallten zwei unterschiedliche Ideologien und gegenläufige Interessen aufeinander. Insgeheim hofften die Sozialdemokraten auf ein Verbot der beiden Aufmärsche und stießen auch beim Landbund und den Bauernorganisationen auf Verständnis. Beide Organisationen bedrängten Seipel, die Demonstrationen zu verbieten.

Seipel – hinter dem die »christliche Arbeiterbewegung« stand – entdeckte jedoch plötzlich seine demokratische Ader und beharrte darauf, dass »die Straße« allen gehöre, und genehmigte beide Aufmärsche. Seipel, der stellvertretende Heeresminister, General Artur Schiebel, der Heimwehrorganisator Waldemar Pabst sowie Polizeipräsident Johann Schober entwickelten am 20. September folgenden Gedankengang: *„Wenn der Heimwehrtag am 7. Oktober in Wiener Neustadt stattfindet, dann haben die ›Zweieinhalben‹* [das heißt die »Austromarxisten«, Anm.] *bereits eine Niederlage erlitten […]. Erfahrungsgemäß werden diese Aufmärsche das Ansehen Bauers und seiner Genossen derart ins Wanken bringen und so viele Schwankende zurück in die Reihen der Patrioten treiben, dass ihre Macht tatsächlich ohne physischem Kampf gestürzt werden kann."*

Die Sozialdemokraten waren im Nachteil. Seipel hatte der Heimwehr zugesagt, sie im Falle eines Zusammenstoßes mit »Brachialtruppen«, das heißt dem Bundesheer, zu unterstützen. Ob Seipel von den Putschplänen der Heimwehr wusste, ist unbekannt.

Die Sozialdemokraten befürchteten nach ihren Erfahrungen vom Justizpalast-Drama Schlimmstes. Um den Heimatfrieden zu retten, boten sie sogar Verhandlungen über den Abbau des Mieterschutzes an. Seipel blieb unbeugsam. Er wies den für seine Gesprächsbereitschaft bekannten christlichsozialen Landeshauptmann von Niederösterreich, Karl Buresch, an, ausgleichende Angebote der Sozialdemokraten abzuweisen.

Vier Tage vor dem Aufmarsch – am 3. Oktober – appellierte Karl Renner im Parlament nochmals eindringlich die »innere Abrüstung« einzuleiten. Seipel nickte zustimmend, aber zunächst wolle er den 7. Oktober abwarten, und erst danach, am 11. Oktober, darüber beraten.

Einflussreiche Private griffen im letzten Augenblick ein. Die liberale Presse und von ausländischem Kapital abhängige Konzerne vermittelten. Am 3. Oktober trafen Heimwehr und Schutzbund ein Abkommen, die Aufmärsche räumlich und zeitlich zu trennen. Vormittags sollten die Heimwehrmänner marschieren, Nachmittags die Schutzbündler. Die Versammlungsräume der beiden politischen Wehrverbände trennten spanische Reiter und Stacheldrahtverhau. Rund 8.000 Gendarmen, Polizisten und Bundesheersoldaten nahmen Aufstellung, bereit, im Ernstfall scharf zu schießen. In der Nacht vor dem Aufmarsch fiel tatsächlich ein Schuss und erzeugte gewaltige Aufregung, bis die Ursache feststand: Ein Gendarm hatte ihn beim Gewehrreinigen versehentlich ausgelöst.

Der »Tag von Wiener Neustadt«, für die Heimwehr der *„Beginn einer wahrhaften Demokratie im besten Sinne des Wortes und einer wirklich freien Republik"*, kostete die Regierung zwischen 395.000 und eine Million Schilling.

Den so genannten Kampf um die Freiheit der Straße ließ sich Italiens Mussolini 126.784,74 Schilling kosten. Die SDAP berappte ihren »Arbeitertag« mit einer halben Million Schilling, für die zum Teil der »7.-Oktober-Fonds« der Gewerkschaft aufkam. Nirgendwo kam es zu Konflikten. Alle waren zufrieden über den ihrer Meinung nach ungeheuren Eindruck, den sie in der Bevölkerung hinterlassen hätten. Im Untergrund schwelte die Feindseligkeit weiter.

Das Jahr 1928 offenbarte, dass die innenpolitische Zerrissenheit die Republik zum Opfer des Auslands machen würde. Da die Kluft zwischen den beiden großen Gesellschaftsgruppen nicht geschlossen werden konnte, war Österreich den fremden Mächten Italien, Ungarn und Deutschland hoffnungslos ausgeliefert. 1938 erfüllte sich das Schicksal des Staates.



Als die Schutzbündler durch Wiener Neustadt marschierten (im Bild oben beim Appell auf dem Hauptplatz), empfing sie in der Hochburg der Sozialdemokratie brausender Jubel, während die Heimwehr Stunden zuvor eine »tote Stadt« vorfand. Dennoch kann Heimwehrführer Steidle verkünden: Das Monopol der Roten auf die Beherrschung der Straße ist gebrochen.

Kampf der Heimwehr

Der Aufmarsch in Wiener Neustadt brachte nur den beteiligten Gruppen Erkenntnisse. Staatspolitisch war er ein Nullsummenspiel. Die Heimwehr fühlte sich stärker denn je, die Sozialdemokraten hatten die innerparteiliche Disziplin nach dem Desaster vom 15. Juli des Vorjahrs wieder hergestellt, Heer und Exekutive gingen im Bewusstsein vom Platz, Hüter der Ordnung gewesen zu sein. Rundum zufrieden, ermüdet von den Anspannungen der vergangenen Monate, eine gute Konjunktur und ein Tiefstand in der Arbeitslosigkeit beruhigten die aufgewühlten Gemüter, zumal die christlichsoziale Partei mit interner Zänkerei beschäftigt war.



Der christlichsoziale Nationalratsabgeordnete Leopold Kunschak verwirklichte am 3. Juni 1928 die Idee des Sozialpolitikers Franz Hemala, und gründete den so genannten Freiheitsbund. Kunschak, Leiter des christlichsozialen Arbeitervereins, war ein Verfechter der Demokratie und daher ein Gegner der Heimwehrbewegung – später auch des autoritären Dollfuß-Regimes. Um Vermittlung zwischen den Parteien bemüht, sollte der Freiheitsbund neben der Heimwehr eine eigene Wehrformation zum Schutz christlichsozialer Arbeiterversammlungen und Veranstaltungen bilden. Obwohl sich der Freiheitsbund dem alten Heimwehrprogramm – *„Befreiung der Arbeiterschaft vom sozialdemokratischen Terror"* – verschrieben hatte, stellte er ein Gegengewicht zur Heimwehr dar. Da diese am Gängelband der Großindustrie hing, lehnten sie die christlichsozialen Arbeiter ab. Um dennoch Zugang zu den christlichsozialen Arbeitern zu finden, rief die Heimwehrführung am 19. Mai 1928 eine eigene Arbeitervertretung, die »Unabhängige Gewerkschaft« (UG) – in Konkurrenz zur sozialdemokratischen »Freien Gewerkschaft« (FG) – ins Leben. Die UG, wegen ihrer Kooperation mit den Unternehmern die »Gelben« genannt, bekämpfte die rote »FG« und die schwarze »Christliche Gewerkschaft«. Wo sie konnte, drangsalierte die UG die Angehörigen der anderen Gewerkschaften. Die Hauptaufgabe des »Freiheitsbundes« war daher, die christliche Arbeiterschaft davor zu schützen. Der sozialdemokratische Politiker Oskar Helmer – wie Kunschak um den Ausgleich zwischen den politischen Lagern bemüht – sah in der Einrichtung des Freiheitsbundes daher auch keine Aktion gegen den Republikanischen Schutzbund, sondern eine Abwehr gegen das Vordringen der Heimwehr in die christliche Arbeiterbewegung. Die Rivalität zwischen Heimwehr und dem Freiheitsbund belastete daher das Verhältnis zwischen Kunschak und Kanzler Seipel, dem Förderer der Heimwehr. Seipel bekannte sich zur Heimwehr, in der er ein Werkzeug sah, um die Sozialdemokratie unter Druck zu setzen, aber keine politische Kraft, die der Republik gefährlich werden könnte. Mehrmals betonte Seipel, dass die Heimwehr die *„wahre Demokratie"* und die *„politische Konsolidierung"*, die wirkliche Befriedung des Landes wolle.

Kunschak hingegen erkannte in der Heimwehr eine Gefahr für das parlamentarische System. Unversehens sah sich Heimwehrführer Steidle in der eigenen Partei den Angriffen eines ernst zu nehmenden Gegners ausgesetzt, jetzt ging es um seine und die Macht der Heimwehrbewegung: Er sagte Kunschak den Kampf an.

Anlässlich einer Bannerweihe der Heimwehr vor der Wiener Votivkirche sprach Steidle *„von gewissen Leuten, die es nicht erwarten können, mit der roten Hure im Bett zu liegen"*. Bestanden bisher noch Gemeinsamkeiten zwischen Heimwehr und Freiheitsbund, so gingen sie jetzt zu Bruch. Steidle geriet noch mehr unter Druck, als er am 3. April seinen Schirmherrn verlor: Bundeskanzler Seipel stellte sein Amt zur Verfügung, jetzt musste Steidle handeln.

Er entfesselte ein wildes Kesseltreiben gegen Kunschak und zeigte sich entschlossen, eine entscheidende *„Aktion zur Änderung der österreichischen Staatsverfassung spätestens in dem Zeitraum zwischen 15. November 1929 und 15. März 1930 [...]"* durchzuführen, und er verpflichtete sich am 10. August 1929 gegenüber der italienischen Regierung, *„... die Bundesführung wird aber mit allen Kräften trachten, die Aktion bereits im Herbst dieses Jahres zu unternehmen"*.

Der Terror auf der Straße lebte erneut auf: Am 18. August lieferten sich in St. Lorenzen im Mürztal Heimatschutz und Schutzbund ein Feuergefecht, bei dem drei Menschen umkamen und 57 teils schwere Verletzungen erlitten. Am nächsten Tag überfielen sozialdemokratische Arbeiter in Vösendorf drei Heimwehrmänner und erstachen den 27-jährigen Franz Janisch, ein Mitglied der Nationalsozialistischen Partei. Ein Grund für die Hitlerbewegung, Janisch zum »ersten Blutzeugen der Bewegung« in Österreich zu erklären. Kaum eine Woche verging ohne Tote oder Verletzte.

Johann Schober (oben als erster österreichischer Bundeskanzler, der 1922 das erworbene Burgenland besucht).

Vizekanzler VINZENZ SCHUMY warnte, Terror und Putschversuche würden Österreich und der Bevölkerung schwere Schäden zufügen. Gemäßigte Kreise erhofften danach das Aufleben einer Koalitionsregierung unter Kunschak und Renner. Doch keiner der beiden Politiker besaß die Unterstützung seiner Fraktion. Eine Chance zur Verständigung ging vorbei.

Seipel hatte seinen Rücktritt damit begründet, der *„Erneuerung des Staates"* nicht im Wege stehen zu wollen. Sein Nachfolger, der christlichsoziale Wirtschafts- und Finanzfachmann und frühere Präsident des Industriellenverbandes, ERNST (STREER RITTER VON) STREERUWITZ, wollte auf demokratischer Basis große Vorhaben für Österreich verwirklichen, aber ohne Beiziehung der Heimwehr, deren Putschpläne er ablehnte. Am 25. September sollte dem Parlament eine Verfassungsreform vorliegen, die der Heimwehr nicht ausreichend genug erschien.

Schon während des ganzen Sommers machte sie Stimmung gegen Streeruwitz und verbuchte auch Erfolge. Die Partei des Landbundes stellte ihre eigene Wehrformation auf, die »Bauernwehr«, der niederösterreichische Bauernbund trat der Heimwehr bei – vorgeblich, um sie zu unterwandern und staatsgefährdende politische Aktivitäten in den Ansätzen zu unterbinden.

SCHOBER, EIN STAATSMANN

Am Tag, an dem das Parlament über den Verfassungsentwurf beraten sollte, dem 25. September 1929, platzte die Bombe. Der Generalstabschef der Heimwehr, Major PABST, setzte im Hohen Haus das Gerücht in Umlauf: die Regierung Streeruwitz würde am Abend *„erledigt sein"*. Die Information hatte er aus erster Hand, von Seipel.

Am Tag zuvor war Streeruwitz von einer für Österreich günstig verlaufenen Sitzung des Völkerbundrates zurückgekehrt und von Seipel empfangen worden. Seipel eröffnete ihm, in seiner Eigenschaft als christlichsozialer Parteiobmann mit kurzen Worten, die Partei bedürfe seiner Dienste als Kanzler nicht mehr, Schober werde das Amt übernehmen.

Offiziell begründete Streeruwitz seine Demission mit den Vorkommnissen von St. Lorenzen. Diese Runde war an die Heimwehr gegangen. Hinter den Kulissen ging ihr Kampf gegen Kunschak unvermindert weiter. Heimwehrführer Steidle hetzte gegen Kunschak in der steirischen »Heimatschutzzeitung«: *„Kunschak ist der Typus jener bürgerlichen Parlamentarier, die der Meinung sind, dass Österreich nur geschaffen wurde, um ihnen eine einflussreiche Stellung und ein auskömmliches Dasein zu gewähren."*

Die persönliche Diffamierung empörte sogar Renner; Kunschak beschränkte sich in der »Christlichsozialen Arbeiter-Zeitung« vom 1. Juli 1929 auf eine »ernste Mahnung«: *„Es gibt nur einen Weg, auf dem noch Rettung einer besseren Zukunft Österreichs winkt, das ist der Weg der Entspannung, das ist der Weg der inneren Befriedigung, der Weg der Verständigung zur positiven Arbeit."* Doch davon wollte die Heimwehr nichts wissen. Rabauken der Heimwehr störten Kunschaks Reden. Beim Wimberger, beim »Weißen Engel« in Hietzing, im »Auge Gottes« mussten Freiheitsbündler, manchmal mit Schutzbündlern vereint, die Heimwehrler auf die Straße werfen. Erst im Oktober 1929 kühlte die aufgeheizte Stimmung ab.

Für die Sozialdemokratie wäre dies eine günstige Situation gewesen, als Partei des Rechts und der Ordnung in der Öffentlichkeit Profil zu zeigen, *„wenn jemand anders als Otto Bauer an ihrer Spitze gestanden wäre. Leider war dieser von seiner für den gegenwärtigen Zeitpunkt wenig geeigneten doktrinären Einstellung abgesehen, auch ein miserabler Taktiker"*, fasst der Historiker FRITZ KAUFMANN 1978 zusammen. Die SDAPÖ ließ die Schwäche der Bürgerlichen ungenützt vorübergehen.

Schober konnte schon am 26. September sein Drittes Kabinett vorstellen. Neben dem Großdeutschen FRANZ SLAMA – Justiz –, holte Schober parteiungebundene Fachleute in die Regierung. Exbundespräsident HAINISCH, den Theologen THEODOR INNITZER und den Historiker HEINRICH SRBIK. Aber keinen Mann der Heimwehr, mit der er dennoch enge Kontakte pflegte. Unverzüglich machte sich das Kabinett an die Verfassungsreform.

Die Heimwehr und ihr nahe stehende Politiker hatten einen Entwurf erarbeitet, der auf die völlige Entmachtung der Sozialdemokratie hinzielte. Ihr Plan, eine Volksabstimmung darüber entscheiden zu lassen, wäre mit großer Sicherheit zu ihren Gunsten ausgegangen, aber er verstieß gegen die bestehende Verfassung und musste fallen gelassen werden. Eine Änderung des Staatsgrundgesetzes war nicht über ein Plebiszit, sondern nur mit einer Zweidrittelmehrheit der Abgeordneten möglich. Erneut zündelte die Heimwehr an der Lunte des Bürgerkriegs, und die SDAP-Führung alarmierte präventiv den Republikanischen Schutzbund. Da an der Spitze der Regierung »ihr« Mann stand, hielt sich die Heimwehr im Zaum und wartete ab. Nun erwies sich Schober einmal mehr als Staatsmann. Der von den Sozialdemokraten nach dem Justizpalastbrand »Bluthund« und »Arbeitermörder« beschimpfte Schober einigte sich mit dem bedächtigen Sozialdemokraten ROBERT DANNEBERG auf eine Verfassungsreform, die am 7. Dezember 1929 den Abgeordneten zur Beschlussfassung vorlag. Und alle Parteien stimmten ihr zu. Ihr eigener Kandidat hatte die Heimwehr ausgetrickst.

Der Verständigung zwischen den beiden Großparteien, die niemand für möglich gehalten hatte, war auf mehrere Umstände zurückzuführen. Schober neigte, erstens, zu den Großdeutschen und zum Landbund und er hatte, zweitens, Seipel nicht verziehen, dass er ihn 1922 vom Kanzlersessel gestoßen hatte. Nun traf er ihn, indem er der Heimwehr den Griff zur Macht versagte.

Auch die Sozialdemokratie zeigte staatspolitisches Profil. Sie hatte die Parteipolitik der Staatsräson unterworfen, indem sie die gemäßigten Politiker SEITZ und Danneberg beauftragte, die geheimen Verhandlungen mit Schober zu führen. OTTO BAUER, der Drahtzieher der gehässigen Kampagne gegen Schober, hielt sich im Hintergrund und bot sogar seinen Rückzug aus der Redaktion der »Arbeiter-Zeitung« an, wenn die Verständigung mit dem »Erzfeind« erleichtert werde. Die Bereitschaft zum Konsens lebte also. Österreich besaß noch eine Chance.

„DER KAMPF BEENDET!"

Mit diesem Aufmacher begrüßte die »Arbeiter-Zeitung« vom Sonntag, dem 8. Dezember 1929, die Verfassungsreform und sie feierte diese wie einen erfochtenen Sieg: *„Nun, die Bürgerlichen haben sich schließlich damit abfinden müssen, dass die Verfassungsreform nur enthalten kann, was die Sozialdemokraten annehmen können."*

Die wichtigsten Punkte, die gegenüber dem Grundgesetz von 1920 geändert wurden:

Erweiterung der Rechte des Bundespräsidenten gegenüber Parlament und Regierung

- Der Präsident erhält die Befugnis, die Regierung zu ernennen und zu entlassen und das Parlament aufzulösen, mit der Auflage Neuwahlen auszuschreiben.
- Unter bestimmten Voraussetzungen kann der Präsident Notverordnungen erlassen.
- Präsident wird Oberbefehlshaber des Bundesheeres.
- Das Volk wählt den Präsidenten für sechs Jahre.

Einschränkung der Rechte des Parlaments

- Das Parlament verliert das Recht auf Ernennung der Regierung.
- Das Parlament tagt nicht mehr ständig, sondern zu bestimmten Terminen (Sitzungsperioden).
- Einschränkung des Vorschlagsrechts für die Bestellung der Mitglieder des Verfassungsgerichtshofes.

Die Novelle zur Bundesverfassung von 1920 vermittelte zwischen einer parlamentarischen Demokratie und einer präsidialen Diktatur. Sie bildete die Basis für das staatliche Leben der Zweiten Republik und gewährleistete dadurch die Kontinuität Österreichs von 1918 bis heute.

Schobers Politik



Keineswegs war die Kompromissbereitschaft der beiden großen Parteien, die Verfassungsreform durchzuführen, nur das Resultat plötzlicher staatspolitischer Einsicht, sie stand unter den Zeichen neuer wirtschaftlicher Schwierigkeiten, die alle bisherigen zu übertreffen drohten: Am Sonntag, dem 6. Oktober 1929, eröffneten die Direktoren der 1863 gegründeten, als seriös geltenden Boden-Credit-Anstalt Bundeskanzler Schober die Illiquidität des Instituts. Ausländische Kreditoren hatten wegen der andauernden Putschgerüchte – nicht zuletzt wegen des Aufmarsches der Selbstschutzverbände in Wiener Neustadt – ihre 1926 langfristig gewährten Kredite gekürzt oder gestrichen; ein Finanzdesaster drohte.

Die Boden-Credit-Anstalt, einer der beständigsten Sponsoren der Heimwehr, war nun von der unbedachtsamen Machtpolitik der Heimwehrführer schwer in Mitleidenschaft gezogen worden, wenn nicht gar in der Existenz bedroht. Der Bankrott des Geldinstituts hätte unweigerlich die bei ihr veranlagenden Unternehmen – Alpine Montangesellschaft, Österreichs bedeutendste Automobilfabrik, Steyr – an den Rand des Konkurses getrieben. Schober musste daher unverzüglich handeln. Er forderte die Direktoren der Credit-Anstalt, der größten österreichischen Bank, zur Fusion mit der Boden-Credit-Anstalt auf. Schlüsselfigur des Vorhabens war Baron Louis Nathaniel Rothschild – er war Präsident der Boden-Credit-Anstalt und gleichzeitig Inhaber des Bankhauses Rothschild. Dieses hielt die Aktienmehrheit der Credit-Anstalt. Schober nötigte ihn, die Aktiva und Passiva der Boden-Credit-Anstalt zu übernehmen.

Eine Bankenkrise konnte dadurch vorerst abgewendet werden, doch die von der Credit-Anstalt – von der drei Viertel der österreichischen Industriebetriebe abhängig waren – übernommenen Belastungen ließen sie das Geschäftsjahr 1930 mit einem Saldo von 140 Millionen Schilling abschließen. Wie bei der Postsparkasse 1926 musste auch diesmal der Staat einspringen, um eine Katastrophe zu verhüten. Die Regierung stellte 100 Millionen, die Nationalbank und das Bankhaus Rothschild je 30 Millionen Schilling zu Verfügung.

Die Sozialdemokraten stimmten dieser Regelung zu. Eine strafrechtliche Untersuchung sollte feststellen, ob die Bankdirektoren fahrlässig gehandelt hatten. Der Sanierungsplan beunruhigte aber die von der Bankenkrise von 1926 noch verunsicherten Anleger so sehr, dass sie erneut die Institute stürmten, aber ihr Geld nicht behoben oder ins Ausland transferierten, sondern in Fremdwährungen, hauptsächlich in US-Dollar, anlegten. Auch diese Veranlagung kam einer Kapitalflucht gleich und löste eine Währungskrise aus. Die Nationalbank verlor einen Großteil ihrer Gold- und Devisenreserven und der Staatshaushalt das Gleichgewicht.

Konnte diese Krise gerade noch ausbalanciert werden, rollte die nächste schon heran und traf nun Österreich – und auch die meisten Industrieländer – mit voller Wucht: die Weltwirtschaftskrise, die am 24./25. Oktober 1929 ein Börsenkrach in New York ausgelöst hatte.

In dieser angespannten Lage stellte Schober abermals seine politischen Fähigkeiten unter Beweis. Auf der Zweiten Haager Konferenz vom 20. Jänner 1930 erreichte er die Streichung aller Österreich auferlegten Reparationspflichten, am 6. Februar unterzeichnete er einen Freundschafts- und Schiedsgerichtsvertrag mit Italien und am 12. April einen Handelsvertrag mit Deutschland, der insgeheim als Basis einer deutsch-österreichischen Zollunion gedacht war.

Sagte man von Seipel, seine Außenpolitik bestand im Wesentlichen darin, keine betrieben zu haben, so verwarf Schober die Seipel'sche Isolation und führte Österreich wieder auf das Parkett der internationalen Politik zurück. Schobers Ansehen in der österreichischen Bevölkerung stieg.

Neid, Missgunst, Ehrgeiz oder andere menschliche Regungen, die auch Seipel nicht fremd waren, und sonstige Gründe bewegten den Prälaten, Schober abermals zu Fall zu bringen. Und wieder bediente sich Seipel der Heimwehr, die, seit der Verfassungsreform ins Abseits gedrängt, Schober heftig attackierte. Seipel hatte mittlerweile die Christlichsozialen auf die Linie der Heimwehr gebracht und einen Riss im Kabinett Schober verursacht. Schober konnte sich nur noch auf die Großdeutschen und den Landbund stützen.

Am 17. Jänner warf die Heimwehr den Fehdehandschuh. Sie schloss Innenminister Schumy aus ihrer Bewegung aus, da er ihren Forderungen in der Verfassungsreform nicht den nötigen Nachdruck verliehen hätte. Schober hatte verstanden.

Anfang März startete er eine Wirtschaftsoffensive, die mit einer Wirtschaftskonferenz in Wien begann, an der die Regierungsmitglieder, sämtliche Verbände und Wirtschaftsführer teilnahmen. Kommissionen gingen Fragen der Landwirtschaft,

Eine der ersten fotografischen Aufnahmen, die mit einem Bildtelegrafen übermittelt wurden. Bundeskanzler Schober spricht in Berlin im Radio zum deutschen Volk (oben).

der Arbeitslosenfürsorge, der Industrie, der Investitionen, der Steuern und Kredite nach, die Bundesregierung arbeitete den Plan einer öffentlichen Anleihe aus, und überdachte eine Steuersenkung und begleitende Sparmaßnahmen bei öffentlichen Ausgaben.

Zur Aktivierung ausländischer Finanzmärkte reiste Schober am 27. April 1930 nach Paris, nahm das Großkreuz der Ehrenlegion in Empfang und unterzeichnete, solcherart hoch dekoriert, beim Bankhaus John Pierpont Morgan eine Investitionsanleihe für den Ausbau des Eisenbahn-, Post- und Telefonwesens in der Höhe von 100 Millionen US-Dollar. In London wies er auf die Großbauvorhaben der Republik hin, die in den Alpen und an der Donau die Wasserkräfte erschließen sollten, und fand, zu seinem Verhältnis zu Deutschland befragt, kryptische Worte: *„Wir sind ein Volk in zwei Staaten."*

Schobers Kampf in den eigenen Reihen

Schobers Erfolge ertrug Seipel immer schwerer und rückte das Ziel der Heimwehr, die Errichtung einer »wahren Demokratie«, in weite Ferne. Seipel hoffte Schober auf indirektem Wege zu stürzen. Als Obmann der christlichsozialen Partei motivierte er die Clubmitglieder, das 1926 und 1927 im Parlament zur Sprache gestandene »Antiterrorgesetz« zur Verabschiedung zu bringen. Dadurch sollten beide bewaffneten Bünde gegen Schober aktiviert werden.

Im Prinzip war das »Antiterrorgesetz« von Karl Renner schon in seiner Regierungserklärung vom 23. Oktober 1919 vorweggenommen worden: *„Jedem Staatsbürger steht das freie Vereins- und Koalitionsrecht zu. Die Freiheit der politischen Gesinnung und ihre Betätigung ist eine der Grundlagen jeder Demokratie."* Doch dies empfanden die Bürgerlichen als nicht ausreichend. Dem in den Betrieben herrschenden Organisations- und Gesinnungszwang war damit nicht beizukommen und die Arbeitsfreiheit aller Arbeitswilligen war auch nicht gewährleistet. Die *„Frage des Gewerkschaftszwanges, der tatsächlich auf Seiten der sozialdemokratischen Gewerkschaft häufig zu Missbräuchen ihrer Machtstellung geführt hatte"*, wie Fritz Kaufmann feststellt, war nicht gelöst worden.

Schober brachte ein Gesetz zustande, das den Sozialdemokraten zwar die Einhebung der Mitgliedsbeiträge – die bisher im Abzugswege durch den Arbeitgeber erfolgte – erschwerte, aber der Heimwehr und ihrer Gewerkschaft jeglichen Druck auf nicht organisierte Arbeiter verbot. Die Heimwehrführung erkannte dies im ersten Augenblick nicht und feierte das Gesetz als Erfolg. Das Verhältnis zwischen ihr und dem Kanzler normalisierte sich.

Der Aufenthalt in Paris hatte Schober nicht nur eine hohe Auszeichnung eingebracht, sondern ihn auch mit Frankreichs Missbilligung der Wehrverbände konfrontiert. Bereits am 23. Mai 1929 wies die Botschafterkonferenz darauf hin, dass die Gemeindewachen nicht aufgelöst und die Schutzformationen nicht entwaffnet seien.

Ungewollt kam Schober der 1924 zum General ernannte ehemalige k. u. k. Oberst und Generalstabschef der 1. Isonzo-Armee, Theodor Körner (Edler von Siegringen), in der Frage der Entwaffnung der Wehrorganisationen entgegen. Als militärischer Berater des Schutzbundes legte Körner Ende Februar 1930 die Funktion zurück, da nach den Ereignissen des Juli 1927 die SDAP beschlossen hatte, ihre Wehrorganisation zu einem schlagkräftigen Instrument für innenpolitische Auseinandersetzungen auszubauen. Körner war von der Sinnlosigkeit eines bewaffneten Widerstandes des Schutzbundes gegen eine militärische Formation überzeugt.

Schober mutmaßte: lockerte sich das starre Festhalten am Schutzbund und gelang es ihm die Christlichsozialen von der Heimwehr zu lösen, war in Österreich der innere Friede gewährleistet und Auslandskredtite wären leichter zu bekommen. Schober sagte Paris und London Ende April bzw. Anfang Mai 1930 ein allgemeines Waffenablieferungsgesetz zu. Seinen Entwurf verwässerten die Abgeordneten so stark, dass sich an den Gegebenheiten nichts änderte.

Dennoch protestierte die Heimwehr heftig: *„Alle diese Gerüchte* [über die Entwaffnung, Anm.] *sind leerer Klatsch […] Sollte es aber einer Regierung einfallen, mit Abrüstungsabsichten daherzukommen, dann wäre der Augenblick da, wo wir uns auch gegen die Regierung wenden würden"*, drohte der oberösterreichische Heimwehrführer Ernst Rüdiger (Fürst) Starhemberg am 12. Mai 1930 während eines Aufmarsches in Vöslau. *„[…] denn wir wollen endlich den deutschen Volksstaat Österreich haben, aufgebaut auf Gerechtigkeit, frei von rassefremden Elementen, errichtet auf dem Gedanken der Gemeinnützigkeit und nicht auf dem Eigennutz volksfremder Parasiten."*

Die bevorstehende Einbringung der Novelle zum Waffengesetz, auch »Abrüstungsgesetz« genannt, zwang die Heimwehrführung zu handeln. Bundesführer Steidle berief für den 18. Mai eine Generalversammlung der niederösterreichischen Heimwehr ein.

Zum Treffen in Korneuburg kamen 3.500 Heimwehrangehörige, davon 800 Delegierte, angeführt vom niederösterreichischen Landesführer der Heimwehr, dem 38-jährigen Julius Raab, dem späteren Bundeskanzler der Zweiten Republik.

Wie Starhemberg drohte auch Bundesführer Steidle: *„Wenn dieses gegen die Heimwehr gerichtet wäre, dann wehe jedem Heimwehrmann im Parlamente, der sich gegen die Heimwehr stellen würde."*

Steidle kämpfte in der Heimwehr um seine Führung gegen die Konkurrenz von Pfriemer, Pabst, Starhemberg und anderen. Ein eindringlicher Appell sollte die Geschlossenheit der Heimwehr wieder herstellen, dabei wäre die Parteizugehörigkeit der Heimwehrführer belanglos, betonte Steidle, sofern sie der Idee der Heimwehr vorbehaltlos folgten. Diese stellte Steidle in Form des »Korneuburger Programms« vor. Steidle hatte sich am italienisch-faschistischen Vorbild orientiert, das dem westlich-demokratischen System absagte und statt eines parlamentarischen Parteienstaates einen Staat auf ständischer Grundlage anstrebte. Steidle ließ die Einhaltung des Programms vom wieder gewählten niederösterreichischen Landesführer Raab und den Vertretern der Landesführung, Zippe und Rubacsek, für die Heimwehren geloben (»Korneuburger Eid«). Raab erklärte: *„Ich habe schon auf der Landesführertagung in Salzburg das Gelöbnis geleistet. Ich habe dieses Gelöbnis bis heute immer gehalten. Ich erkläre auch heute, mit den Zielen der Bundesführung einverstanden zu sein."*

Das *„geschichtliche Ereignis in der österreichischen Heimwehrbewegung"*, so Pfriemer, stellte Steidle nicht zufrieden. Der Vertreter des »Freiheitsbundes«, Bundesratsabgeordneter Dengler, verweigerte den Schulterschluss, da er erst Rücksprache mit seiner Organisation halten müsse, sagte er. Ihm schlossen sich die Großdeutsche Partei und der Landbund an. Steidle blieb der dringend benötigte Erfolg versagt, und abermals trat er die Flucht nach vorne an: Er forderte Schober auf, den Schutzbund unter Mitwirkung der Heimwehr zu entwaffnen und für die Dauer der Abrüstung das Innenministerium und die Polizeigewalt der Heimwehr zu übergeben.

Als Schober von den Korneuburger Vorgängen und Steidles Forderung erfuhr, brachte er unverzüglich das Abrüstungsgesetz zur Verabschiedung ein und ließ am nächsten Tag, am 15. Juni, den Generalstabschef der Heimwehr, Major Pabst, festnehmen und als »unerwünschten Ausländer« nach Italien abschieben. Steidle und die Heimwehr waren schwächer denn je.

Durch Intrigen an die Macht



Das an Hochverrat grenzende »Korneuburger Programm« stieß bei den Parteien auf einmütige Ablehnung. Nur der rechte, unter Seipels Einfluss stehende christlichsoziale Flügel bemühte sich, die antidemokratische Ideologie des Korneuburger Eides in Einklang mit der Verfassung zu bringen.

Das Verhalten der Christlichsozialen in jenen Tagen, die ein gemäßigtes Verhalten beider großer Lager kennzeichnete und eine fühlbare innenpolitische Entspannung brachte, ist schwer zu interpretieren. Während manche Clubmitglieder den »Eid« befürworteten, lehnten ihn andere kategorisch ab. Kunschak **nahm öffentlich gegen ihn Stellung, Vorarlbergs Landeshauptmann** Otto Ender **wies auf die Janusköpfigkeit hin:** *„Ich kann nicht als Landeshauptmann schwören, die Verfassung zu halten, und sie in der Heimwehr brechen."*

Schwankend war Julius Raab**. Zuerst dafür, dann, vor die Entscheidung gestellt, wechselte er auf die Seite des christlichsozialen Arbeiterführers Leopold Kunschak, des Bauernführers** Josef Reither **und** Franz Rehrls**. Sie bildeten eine Front gegen den autoritären Kurs der späteren Regierung** Dollfuss**, als diese den Korneuburger Eid verwirklichte.**

Praktizierten Raab **und andere Christlichsoziale eine Synthese aus verbalen Radikalismus und gemäßigter Tat – ähnlich manchen Sozialdemokraten –, um sowohl die Einheit der Partei als auch die parlamentarische Demokratie zu erhalten?**

Weder die Heimwehr noch **Ignaz Seipel** ließen sich durch die erlittenen Rückschläge vom Ziel der Errichtung eines autoritär regierten Österreich abbringen. Auch der integre **Schober**, der im Wege stand, würde über eine Fußangel stolpern, spekulierte der Prälat. Bevor es soweit kam, musste die Heimwehrführung Steidle-Pfrimer klein beigeben. Am 2. September 1930 erklärten beide ihren Rücktritt. Vorgeblich, um eine durch das Duumvirat verursachte *„gewisse Schwerfälligkeit"* der Selbstschutzverbände zu beseitigen. Tatsächlich aber hatten die Sponsoren – Alpine Montan, Boden-Credit-Anstalt, Ungarn, Italien – ihre Finanzhilfen eingestellt. Sie hatten vergeblich auf den angekündigten Putsch gewartet. Mit Unterstützung Schobers und der Großindustrie wurde auf einer Bundesleitungssitzung in Schladming der 31-jährige Großgrundbesitzer und Landesleiter der von ihm finanzierten oberösterreichischen Heimwehr, **Ernst Rüdiger Kamillo Maria (Fürst) Starhemberg**, mit fünf zu vier Stimmen zum neuen und alleinigen Bundesführer der Heimwehr gewählt.

Starhemberg schlug moderatere Töne an. Mit einem gemäßigten Kurs versuchte er die Heimwehr für die kommende Nationalratswahl regierungsfähig zu machen.

Auf kämpferische Parolen verzichtete freilich auch er nicht. Im Pathos der Zeit stellte er sein Programm vor: *„Wir wollen in gemeinsamem Kampf unser heiß ersehntes Ziel erreichen: den auf der echten Volksgemeinschaft aller aufgebauten Staat, in dem Gottesglaube, deutsches Rechtsempfinden und soziale Gerechtigkeit herrschen."*

Trotz der Vereinheitlichung der Führung blieben Auffassungsunterschiede und persönliche Gegensätze innerhalb der Heimwehrverbände erhalten. Die Versöhnung zwischen Starhemberg und Pfrimer am 18. September wahrte den Schein der Einmütigkeit nur nach außen, um die Gründung einer politischen Partei der Heimwehr, des »Heimatblocks«, nicht zu belasten. Die Täuschung blieb von der Öffentlichkeit weitgehend unbeachtet, da sie von einem Konflikt abgelenkt wurde, der das größte öffentlich-rechtliche Unternehmen Österreichs betraf: die Bundesbahnen.

Die bürgerlichen Parteien standen seit dem Eisenbahnerstreik vom 16. Juli 1927 noch unter Schock. Die Bahn hatte für den Transport des Bundesheers und für Heimwehren bei Eventualeinsätzen große Bedeutung. Die Bundesbahnen standen deshalb im Mittelpunkt zahlreicher politischer Auseinandersetzungen, in denen die von Seipel gegängelten Christlichsozialen die starke Position der Sozialdemokraten und ihren Einfluss auf die Eisenbahner

Bundeskanzler Schober (Bild oben Mitte), rechts der französische Außenminister Briand, nach dem Bankett zu Ehren Schobers auf der Terrasse des Palais d'Orsay in Paris. Anwesend waren zahlreiche Gesandte, Minister, Botschafter aus Italien, Belgien, Deutschland und den USA. Österreich fand allmählich wieder den Anschluss an die internationale Politik.

zu brechen versuchten. Über den Austausch des Führungsgremiums hofften sie das Ziel zu erreichen. Seipel hatte es Schober zugedacht, diesen Kraftakt zu vollbringen – oder er sollte darüber stürzen.

Unregelmäßigkeiten in der Geschäftsgebarung, private Einkäufe auf Kosten der Bahn, ein nicht deklariertes Konto, aus dem hohe Beamte Remunerationen bezogen, gaben den Vorwand, die Bahnleitung zu wechseln. Als aber Vizekanzler **Vaugoin** am **16. Juli** im Ministerrat den Namen des Kandidaten für den Generaldirektorsposten nannte, wurde die wahre Absicht der Christlichsozialen transparent: Franz Straffela sollte das sozialdemokratische Machtzentrum zerstören. Straffela, Vizebürgermeister von Graz und Generaldirektor der Grazer Tramwaygesellschaft, ein Günstling des steirischen Landeshauptmannes **Anton Rintelen**, besaß darin Erfahrung. Er hatte in Graz den Streik sozialdemokratischer Straßenbahner gesprengt und ihre starke Gewerkschaft zerschlagen. Strafella war geeignet, auch die mächtige Gewerkschaft der Eisenbahner zu brechen.

Die »Arbeiter-Zeitung« deckte jedoch noch am Tag der Nominierung dunkle Geldgeschäfte, Schiebereien, Immobilienspekulationen und andere mutmaßliche Vergehen Strafellas auf. Wohl klagte Strafella wegen Verleumdung, doch seine Ernennung war zunächst bis zum Prozessausgang vertagt, Presse und Schober rückten von ihm ab.

Seipel am Ziel

Am **19. September** verurteilte der Presserichter den verantwortlichen Redakteur der »Arbeiter-Zeitung«, **Oskar Pollak**, in allen Klagefällen zu einer Geldstrafe. In zwei Fällen, den ausschlaggebenden: Strafella sei *„der junge Mann"* Rintelens und er habe dunkle Geschäfte getätigt, sprach das Gericht Pollak frei. Schober lehnte **Strafella** daher als Generaldirektor der Bahn ab. Das veranlasste Vaugoin am **25. September**, genau ein Jahr nachdem er das Amt von **Streeruwitz** übernommen hatte, zu demissionieren. Handelsminister **Friedrich Schuster** schloss sich ihm an, und der von Seipel geschaffene »Bürgerblock« war zerfallen, das Kabinett Schober III trat zurück.

Fünf Tage später ernannte der seit **1928** amtierende Bundespräsident **Wilhelm Miklas**, entsprechend der novellierten Verfassung, ein neues Kabinett. Der Vorschlag zur personellen Zusammensetzung stammte von Seipel: Vaugoin rückte zum Kanzler auf und leitete das Heeresministerium, Starhemberg übernahm das Innen-, Seipel selbst das Außenministerium. Das Justizressort besetzte **Franz Hueber**. Hueber leitete die Salzburger Heimatwehr und er war ein Schwager **Hermann Görings**, eines der engsten Mitarbeiter **Adolf Hitlers**. Somit befanden sich alle wichtigen innenpolitischen Ministerien in der Hand der Heimwehr. Dollfuß nahm die Position eines Präsidenten der Bundesbahn ein und beeilte sich, Strafella zum Generaldirektor der Bahn zu bestellen.

Die reformierte Verfassung sah aber im Artikel 29 beim Rücktritt einer Regierung, sofern sie von keiner Parteienmehrheit getragen wird, die Neuwahl des Nationalrates vor, was beim Kabinett Vaugoin der Fall war, das nur die Christlichsozialen unterstützten: Bundespräsident Miklas löste deshalb am **1. Oktober 1930** das Parlament auf und setzte für den **9. November** Neuwahlen an.

Starhemberg und der zweite Bundesführer **Pfrimer** begründeten am **2. Oktober 1930** den Eintritt von Angehörigen der Heimwehr in die Regierung: *„[...] Wenn die Heimwehr heute ihre Hand ans Ruder der Regierung gelegt hat, dann geschah dies nicht, um die christlichsoziale Partei zu stützen, sondern um das Steuer für unsere Bewegung, die Heimwehrbewegung, festzuhalten mit dem eisernen Entschluss, es uns durch eine rote Mehrheit nicht aus der Hand winden zu lassen."* Die Kandidatur mit einer eigenen Partei, dem »Heimatblock«, wird sich allerdings als Fehlentschluss erweisen.

Der »Korneuburger Eid«

Bundesheimwehrführer **Steidle** versuchte beim Heimwehrtreffen am **18. Mai 1930** in Korneuburg die zerstrittenen und einander konkurrenzierenden Gruppen der Heimwehren, vor allem die Christlichsozialen, auf die autoritär-ständische Richtung seines Flügels einzuschwören. Der »Korneuburger Eid« sollte die verschiedenen Interessengruppen ausgleichen, stiftete aber im Gegenteil Verwirrung und stieß auf Ablehnung, so dass Steidle am **2. September 1930** dem oberösterreichischen Heimwehrführer Starhemberg weichen musste. Auch diesem gelang es nicht, die Heimwehren zu einen, sie zerbrachen in einen Pfrimer- bzw. einen Starhemberg-Flügel und in eine »Arbeitsgemeinschaft«. Pfrimer wagte hierauf einen Putsch, den das Bundesheer niederschlug (**12./13. September 1931**). Um die Christlichsozialen an sich zu ziehen, ging Starhemberg im Mai 1932 ein Bündnis mit der Christlichsozialen Partei ein.

Der »Korneuburger Eid«:

„Wir wollen Österreich von Grund auf erneuern! Wir wollen den Volksstaat des Heimatschutzes.

Wir fordern von jedem Kameraden: den unverzagten Glauben ans Vaterland, den rastlosen Eifer der Mitarbeit und die leidenschaftliche Liebe zur Heimat.

Wir wollen nach der Macht im Staate greifen und zum Wohle des gesamten Volkes Staat und Wirtschaft neu ordnen.

Wir müssen eigenen Vorteil vergessen, müssen alle Bindungen und Forderungen der Parteien unserem Kampfziel unbedingt unterordnen, da wir der Gemeinschaft des deutschen Volkes dienen wollen!

Wir verwerfen den westlich-demokratischen Parlamentarismus und den Parteienstaat! Wir wollen an seine Stelle die Selbstverwaltung der Stände setzen und eine starke Staatsführung, die nicht aus Parteienvertretern, sondern aus den führenden Personen der großen Stände und aus den fähigsten und den bewährtesten Männern unserer Volksbewegung gebildet wird.

Wir kämpfen gegen die Zersetzung unseres Volkes durch den marxistischen Klassenkampf und liberal-kapitalistische Wirtschaftsgestaltung.

Wir wollen auf berufsständiger Grundlage die Selbstverwaltung der Wirtschaft verwirklichen.

Wir werden den Klassenkampf überwinden, die soziale Würde und Gerechtigkeit herstellen.

Wir wollen durch eine bodenständige und gemeinnützige Wirtschaft den Wohlstand unseres Volkes heben.

Der Staat ist die Verkörperung des Volksganzen, seine Macht und Führung wacht darüber, dass die Stände den Notwendigkeiten der Volksgemeinschaft eingeordnet bleiben.

Jeder Kamerad fühle und bekenne sich als Träger der neuen deutschen Staatsgesinnung; er sei bereit, Gut und Blut einzusetzen, er erkenne die drei Gewalten: den Gottesglauben, seinen eigenen harten Willen, das Wort seiner Führer."

Der **1902** in Haida (Novy Bor, Böhmen) geborene **Walter Heinrich** verfasste den Text des Gelöbnisses. Der Nationalökonom und Soziologe Heinrich stand in der Tradition der Ganzheitslehre **Othmar Spanns**, gründete die Volkswirtschaftliche Gesellschaft und das Institut für Gewerbeforschung.

1929 nahm Heinrich die Funktion eines Rektors und Professors an der Hochschule für Welthandel in Wien ein. Sein Werk »Staat und Wirtschaft« bildete die theoretische Grundlage für den Ständestaat.

Unter den Nationalsozialisten war Heinrich 18 Monate in Dresden in »Schutzhaft«, bevor er ins Konzentrationslager Dachau überstellte wurde. Heinrich starb **1984** in Graz.

Um eine Hoffnung ärmer

Im Oktober 1930 trat erstmals die Heimwehr als politische Partei in einem Wahlkampf an. Ihr »Heimatblock« erhoffte ähnliche Erfolge zu erringen wie die Nationalsozialisten mit ihrer NSDAP in Deutschland. Dass sie durch die Kandidatur ihrem Promotor, der Christlichsozialen Partei, Stimmen wegnehmen würden, war für die Heimwehrführung belanglos. Nicht aber für die Christlichsozialen, die mit der Wiener Heimwehrgruppe, unter Major Emil Fey, ein Wahlbündnis eingingen, und – unbeabsichtigt – dadurch die Heimwehr spalteten. Schwerpunkte der Wahlpropaganda waren die »rote Bedrohung«, die galoppierende Arbeitslosigkeit, die Korruption der Regierung, und über allem lag der Schlagabtausch zwischen der Sozialdemokratie und der politisierenden Kirche.

Der Hirtenbrief der österreichischen Bischöfe wird in der »Reichspost« am 23. Oktober 1930 veröffentlicht: *„Ihr sollt so wählen, wie euer katholisches Gewissen es euch vorschreibt! Ihr dürft daher keinen Kandidaten und keine Partei wählen, die in ihrem Wahlprogramm unchristliche Grundsätze und Bestrebungen vertreten […].“* Die Monatsschrift der sozialdemokratischen Parteiorganisation Wien, »Der Sozialdemokrat«, konterte mit zynischen Versen, unter dem Titel »Antimarxistische Fastenpredigt«: *„Behoben ist die Wirtschaftskrise / Der Arbeiter lebt wie im Paradiese / wo Adam und Eva arbeitslos / spazieren gingen nackt und bloß / und keine Unterstützung bekamen / denn so ist Gottes Wille. - Amen.“*

Ohne Gehässigkeit ging es auch in diesem Wahlkampf nicht. Die Christlichsozialen plakatierten: *„Diktatur, Ausnahmezustand, Suspendierung der Verfassung stellte der Bürgerkriegstheoretiker Otto Bauer in Linz als die Programmpunkte der Sozialdemokratie auf. Das Revolverjüngel Adler, den Hinrichtungsvirtuosen Wallisch und den unvergleichlichen Otto Bauer setzten die Sozialdemokraten auf ihre Liste. Glaubt ihr da den Friedensschalmeien, die euch die Roten auf Maschinengewehrläufen zur Wahl vordudeln, während Austerlitz verrückt den Takt auf die am 15. Juli geleerten Benzinkannen schlägt? Nein! Ihr wählt am 9. November die Liste: ›Christlichsoziale Partei und Heimatwehr‹.“*

Fünf Tage vor der Nationalratswahl versuchte Innenminister Starhemberg, die Sozialdemokraten des Waffenbesitzes zu überführen, um die Gefahr zu dokumentieren, die von ihnen ausginge. In ganz Österreich suchten Polizei und Heer beim Schutzbund nach Waffen. Die erhofften Funde sollten Anlass zur Auflösung der Wehrorganisation dienen. Beschlagnahmt wurden 4.075 Gewehre und 20 Maschinengewehre. Der Schlag war danebengegangen. Mit dieser Waffenmenge konnte man kaum einen Bürgerkrieg anzetteln.

Die letzten freien Nationalratswahlen der Ersten Republik brachten den Sozialdemokraten den Sieg. Mit 72 Sitzen wurden sie seit 1920 wieder die stärkste Partei im Parlament. Die Christlichsozialen fielen um 7 Mandate auf 66 zurück, 19 Mandate gingen an den Schoberblock, 8 an den Heimatblock. Die Nationalsozialisten erreichten 3 % der Stimmen. Die bürgerlichen Parteien vereinen auf sich 93 Sitze. Das Kabinett Vaugoin verfügt auch nach der Wahl über keine Mehrheit und demissioniert.

Am 4. Dezember bildete der Vorarlberger Christlichsoziale Otto Ender aus Christlichsozialen, Großdeutschen und dem Landbund eine neue Regierung. Als Vizekanzler und Außenminister holte er sich den erfahrenen Johann Schober.

Enders Regierungserklärung vom 6. Dezember 1930 ließ aufhorchen. Er äußerte die Absicht, die Beziehungen zum Deutschen Reich enger zu gestalten. Mehr durfte er aus staatspolitischer Räson nicht sagen, da die misstrauischen Siegermächte, hinter jeder deutsch-österreichischen Kontaktnahme – nicht zu unrecht – Anschlussgespräche witterten.

Der Besuch des deutschen Außenministers Julius Curtius zwischen 3. und 5. März 1930 wurde daher auch als Freundschaftsbesuch bezeichnet – *„ein Weggenosse“* besucht *„einen Weggenossen“* erklärte Curtius – und nach außen mit belanglosen Programmen gefüllt. Eine Besichtigung der Burg Kreuzenstein, der Besuch des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, der Albertina, der Konsularakademie und des Zentralfriedhofs sollten vom Zweck des Besuchs ablenken: den hinter verschlossenen Türen geführten Verhandlungen über die Errichtung einer Zollunion.

Die Errichtung einer Zollunion bot sich an, da sie mit den Plänen eines europäischen Zusammenschlusses konform ging, die der französische Ministerpräsident André Tardieu und sein Außenminister Aristide Briand am 18. Mai 1930 der Weltöffentlichkeit präsentiert hatten: Der für den selben Tag angekündigte Rückzug Frankreichs aus den besetzten deutschen Ruhrzonen sollte der erste Schritt zur Befriedung Europas und zu dessen Einheit darstellen. Zur gleichen Zeit tagte in Berlin die von Richard Nikolaus Coudenhove-Kalergi 1922 in Wien gegründete Paneuropa-Union, die dasselbe Ziel verfolgte.





Gehässig, provokant und ohne realen Hintergrund wurden in der Zwischenkriegszeit die Wahlschlachten geführt. Plakate waren die wichtigsten Meinungsbildner. Ihre Propaganda ging meist an der Wahrheit vorbei (oben).



Trotz strengster Geheimhaltung – sowohl Curtius als auch der österreichische Außenminister Schober fürchteten negative Reaktionen der Siegermächte –, ehe noch ein Vertragstext fertig gestellt war, sickerte doch der eigentliche Anlass des Treffens an Journalisten durch. Die liberale Berliner »Vossische Zeitung« berichtete: *„Hat man es absichtlich vermieden, auch von Seite der Anschlussorganisationen eine leicht zu inszenierende Volkskundgebung für den Empfang der deutschen Staatsmänner zu veranstalten, so geschah dies in der Überzeugung, dass es eines Massenaufmarsches nicht mehr bedürfe, um den Anschlusswillen der überwältigenden Mehrheit Österreichs zu beweisen, und [...] in der Gewissheit, dass wir über die Zeit der platonischen Kundgebungen hinaus sind und zu Taten schreiten müssen [...] Allgemein wird erklärt, dass der wirtschaftliche Zusammenschluss – und man spricht das Wort Zollunion mit allem Nachdruck aus – auch durch die internationale Entwicklung in den Bereich der Realpolitik gerückt ist ...“*

FRANKREICHS ÄNGSTE

Die von Schober – damals noch Bundeskanzler – während eines Besuches in Berlin im Februar 1930 ergriffene Initiative fand also ein Jahr später noch immer Gefallen. Zurückgekehrt, arbeiteten RICHARD SCHÜLLER und KARL RITTER in der handelspolitischen Sektion des Außenministeriums einen Vertragsentwurf aus, der zur Unterzeichnung vorlag.

Am 17. März 1931 – in Wien erst am 22. März – erfuhr die Weltöffentlichkeit durch ein Communiqué: *„Österreich wie Deutschland bemühen sich bei den Verhandlungen, die gegenwärtig einerseits mit den östlichen Agrarstaaten, anderseits mit Großbritannien stattfinden, im Sinne der Empfehlungen der Genfer handelspolitischen Konferenz zu Ergebnissen zu gelangen, durch die der Handelsverkehr zwischen den Vertragsstaaten erleichtert werden soll.“*

Obwohl Curtius und Schober mehrmals darauf hinwiesen, dass die Vereinbarungen als Beginn von Briands Pan-Europa-Plan aufzufassen wären und dies auch im Vertrag festgeschrieben sei – *„... die Grundlage der Verhandlungen ist die Wahrung der vollen Souveränität und Unabhängigkeit der beteiligten Staaten ...“* –, protestierten schon am Tag nach der Veröffentlichung die diplomatischen Vertreter der Tschechoslowakei und Italiens bei Schober und erklärten, die Zollunion verstoße gegen die Vertragsbestimmungen von Saint-Germain und die Genfer Protokolle vom 4. Oktober 1922. Frankreich, das 48 Stunden vor allen anderen Staaten vom Zollunionsplan erfahren hatte, erklärte dezidiert: Österreich habe sich in dem genannten Übereinkommen verpflichtet, seine politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit ohne Zustimmung des Völkerbundes nicht beeinträchtigen zu lassen. Diese Zustimmung aber würde es nicht geben, da die Siegermächte ihr Veto einlegten.

Der tschechoslowakische Außenminister EDVARD BENEŠ vermutete eine Schädigung der eigenen Lebensinteressen, Italien fürchtete um seinen Einfluss auf Österreich, nur Großbritannien äußerte sich positiv, da die in den Friedensverträgen getroffene Isolation Österreichs aus wirtschaftlichen Gründen nicht mehr haltbar sei.

Erstaunen weckte die Reaktion Frankreichs in London, das einerseits ein Pan-Europa vorschlage, aber schon im Vorfeld der Bemühungen dieses wieder unterbinde. Whitehall – der britische Außenminister – erkannte auch keine Verletzung irgendwelcher Verträge oder Protokolle.

Umso heftiger reagierte die französische Presse. Das nationalistische »Écho de Paris« zog Vergleiche zum Wirtschaftsabkommen Kaiser WILHELMS II. und Kaiser KARLS I. vom 12. Mai 1918 in Spa, das nach einem Sieg eine österreichisch-ungarisch-deutsche Wirtschaftsunion vorsah. Der liberale »Midi« sah bereits Anzeichen eines neuen deutschen Imperialismus, der nach dem Balkan trachte. Damit lagen die französischen außenpolitischen Experten allerdings gar nicht so falsch.

Das Deutsche Reich befand sich in ähnlicher wirtschaftlich prekärer Lage wie Österreich. Wie dieses war es von Zollschranken umgeben, die von den ehemaligen Feind- bzw. Nachfolgestaaten nach dem Krieg errichtet worden waren. Gelang es, diese zu durchbrechen, stand einer Devisen bringenden Exportwirtschaft nichts mehr im Wege und ein wirtschaftlicher Aufschwung könnte einsetzen. Für Deutschland lag ein ökonomisches Hoffnungsgebiet auf dem Balkan, der Weg dorthin führte über Österreich, das im ersten Schritt wirtschaftlich an Deutschland gebunden werden musste. Dieses Programm entsprach den Mitteleuropaplänen aus dem Ersten Weltkrieg.

Frankreich nahm zu Recht an, dass ein wirtschaftlich starkes Deutschland auch militärisch gefährlich werden konnte. Freilich, sein Veto allein würde die Vereinigung Deutschlands und Österreichs auf Dauer nicht verhindern, deshalb wartete Aristide Briand mit einem Vorschlag auf: eine Wirtschaftskonferenz unter der Schirmherrschaft des Völkerbundes sollte eine gesamteuropäische Lösung auf der Basis gegenseitiger lokaler Zollabkommen anstreben, wobei Frankreich eine wirtschaftliche Vormachtstellung erwartete, sonst wäre es genötigt, mit Belgien, Polen, Rumänien, der Tschechoslowakei und Jugoslawien einen Wirtschaftsblock zu bilden.

Ungeachtet der Probleme, die Österreichs Wirtschaft in einer Zollunion mit Deutschland erwarteten – unterschiedliche Produktionsverhältnisse und Steuertarife, chronischer Kapitalmangel, niederes Investitionsniveau –, gaben sich Wirtschaftskreise optimistisch. Bundeskanzler Ender hingegen hegte wenig Hoffnung auf die Verwirklichung des Planes, da sich auch der deutsche Reichskanzler HEINRICH BRÜNING reserviert verhielt: Er fürchtete im Falle eines Misserfolges innenpolitische Konsequenzen.

Einem britischen Vorschlag entsprechend, beschlossen Curtius und Schober den Zollunionsplan vor den Völkerbund zu bringen. Der aber reichte ihn zur Prüfung der Vereinbarkeit mit dem Vertrag von Saint-Germain und den Genfer Protokollen an den Internationalen Gerichtshof weiter. In diese außenpolitische Gratwanderung platzte am 8. Mai 1931 eine Katastrophenmeldung: Die Credit-Anstalt, Österreichs letzte große Bank aus der Monarchie, hatte der Regierung ihre Insolvenz gemeldet. Die »Unterbilanz« (= Defizit) betrug nach vorläufiger Berechnung 140 Millionen Schilling, das waren 85% des gesamten Kapitals, eine Summe, die selbst der Staat nicht mehr aufbringen konnte. Nun hatte Frankreich leichtes Spiel: Es stellte einen Kredit in Aussicht, aber Österreich müsse den Zollunionsplan aufgeben und sich einer internationalen Finanzkontrolle unterstellen. Schober und Curtius mussten sich fügen.

Richard Schüller (28. Mai 1870 in Brünn; † 14. Mai 1972 in Georgetown/USA), Wirtschaftsexperte, Leiter der handelspolitischen Sektion im Außenamt. Wirtschaftsberater aller Kabinette bis 1918. Emigrierte 1938 nach den USA. Maßgeblich an der Abfassung des deutsch-österreichischen Zollunionsplans beteiligt. Schüller mit Schober in Genf.*

Ein Fass ohne Boden



Freitag, der 8. Mai 1931, war für Österreich nach dem New Yorker Börsenkrach vom 24. Oktober 1929, der eigentliche »Schwarze Freitag«, der Wirtschaft und Staat beinahe in den Abgrund riss. Die letzte große altösterreichische Bank, die 1855 gegründete Credit-Anstalt, meldete Insolvenz an. Die CA-Führungsspitze wusste davon schon früher. Am 6. Mai unterrichtete CA-Direktor Otto Neurath das langjährige Mitglied des Verwaltungsrats, Phillip Gomperz, über die dramatische Lage des Instituts. Nach hektischen Beratungen meldeten die CA-Bankdirektoren pflichtgemäß der Oesterreichischen Nationalbank für das abgelaufene Jahr einen Verlust von 140 Millionen Schilling.

Diesen Abgang konnte die Anstalt aus eigenen Mitteln nicht decken. Für solche Fälle sah das Gesetz eine außerordentliche Aktionärsversammlung vor, die eine Liquidation des Unternehmens hätte beschließen müssen. Statt dessen wurde der christlichsoziale Finanzminister Otto Juch informiert, der *„fassungslos“*, wie der Zeitzeuge Heinrich Drimmel berichtet, die Nachricht an Parteikollegen und an Bundeskanzler Otto Ender weitergab.

Die Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe erwartete nicht zu Unrecht Hilfe von Nationalbank und Regierung. Sie betreute nicht nur etwa 85 % aller österreichischen Wirtschaftsbetriebe, sie hatte nach und nach alle kleineren und größeren illiquid gewordenen Banken übernommen und sie vor dem Konkurs gerettet. Zuletzt auch die zweitgrößte österreichische Bank, die Boden-Credit-Anstalt, deren Schuldenstand nun die CA überforderte.

Während Politiker, Bank- und Finanzmanager strengste Geheimhaltung wahrten und sich in der Öffentlichkeit in gewohnter Normalität zeigten – der Kanzler und der Finanzminister beim sonntägigen Wiener Traber-Derby und in der Staatsoper – arbeiteten die betroffenen Kanzleien in engem Kontakt mit den Notenbanken von Paris, London und Berlin sowie dem US-Bankhaus Morgan und der Stadt Wien fieberhaft an einem Finanzplan zur Rettung des Geldinstituts.

Am Sonntag, dem 10. Mai, lag ein erster Sanierungsplan auf dem Tisch. Er garantierte die Anlagevermögen der Auslandsgläubiger und sah eine Aufnahme von Auslandskrediten sowie eine Aufteilung der CA-Verbindlichkeiten zwischen Staat (100 Millionen), Nationalbank (30 Millionen) und Bankhaus Rothschild (30 Millionen) vor.

Die Verantwortlichen hofften, die Finanzkatastrophe abgewendet zu haben. Da der Staat über keine Mittel zur Sanierung verfügte, bemühte er sich in London, Genf und Basel um einen Kredit von 150 Millionen Schilling. Dafür bedurfte es eines Gesetzes. Wohl besaß die Regierung eine hauchdünne Mehrheit, die eine Verabschiedung ermöglichte, dennoch lud Kanzler Ender die sozialdemokratische Opposition und den Wiener Finanzstadtrat Hugo Breitner ein, am Sanierungsplan mitzuwirken.

Die Sozialdemokraten reagierten ungewöhnlich kooperativ. Ihr Wortführer Otto Bauer gab zwar eine scharfsinnige Erklärung über die Problematik der Sanierungsmaßnahmen ab, billigte aber im Namen der Partei das sofortige Handeln der Regierung. Wären die Sozialdemokraten *„... ihren marxistischen Prinzipien treu geblieben, so hätten sie in den Schwierigkeiten der Bank eine Krise des Kapitalismus erblicken und damit die Aussicht gewinnen können, dessen Zusammenbruch beschleunigen und der Verwirklichung ihres Traumes von der Errichtung eines sozialistischen Staates auf den kapitalistischen Trümmern näher zu kommen“*, sagt der Historiker Fritz Kaufmann.

Rätselhaft bleibt die Haltung Otto Bauers allemal, war er doch nicht müde geworden, den baldigen Zusammenbruch des bürgerlichen Systems zu prophezeien, und nun unterlief er seine Ankündigung durch besondere Dienstfertigkeit: Erst relativ spät forderte Bauer die Verstaatlichung der CA, um ein Mitspracherecht der Arbeiterschaft über den größten Bankbetrieb der Republik zu gewinnen. Vorerst begnügte er sich mit der entschädigungslosen Übergabe der im Besitz Rothschilds befindlichen CA-Aktien an das Bankinstitut und mit der Kürzung der Gehälter der Bankdirektoren.

Das »Erste Credit-Anstalts-Gesetz« – ihm folgten weitere – legitimierte den Finanzierungsplan und band die Sozialdemokratie in die Verantwortlichkeit des Sanierungswerks mit ein, das zu einem Fass ohne Boden wurde.

Während sich die Regierung um eine Zwischenfinanzierung bemühte, stürmten inländische Einleger die CA-Kassen und tauschten die abgehobenen Gelder in Gold und Fremdwährungen, vornehmlich in US-Dollar um. Der Devisenabfluss nahm für die Nationalbank ein bedrohliches Ausmaß an: Die Deckung des Schilling sank zwischen 7. Mai 1931 und dem Monatsende von 83 % auf 57 %. Ein Rediskontkredit von 100 Millionen Schilling der »Bank für Internationalen Zahlungsausgleich« (BIZ) in Basel war innerhalb einer knappen Woche abgeschöpft.

Mehr als zwölf Jahre nach dem Krieg herrscht in Österreich unglaubliches Elend. Eine private Bäckerei in Wien Leopoldstadt wird in einer Zeitschrift gewürdigt, weil sie Brot und Gebäck gratis an Bedürftige verteilt (oben). – In Kaffeehäusern eröffneten dubiose Filmfirmen zweifelhafte Agenturen, die Frauen lukrative Filmrollen versprachen (rechts). Der Andrang war ungemein, die

Beunruhigt zogen ab dem 24. Mai auch ausländische Gläubiger ihre Guthaben zurück, und zwangen dadurch die Regierung, scharfe Sparmaßnahmen zu ergreifen. Den Beamten sollten Sonderzahlungen gestrichen, die Gehälter gekürzt und eine Besoldungssteuer auferlegt werden. Die Großdeutschen, die ihre Wähler aus der Beamtenschaft bezogen, protestierten. Sie forderten einer Verteilung der Last auch auf Industrieangestellte, Landes- und Gemeindebedienstete. Als die Christlichsozialen dies verweigerten, übergab am 27. Mai der Großdeutsche Justizminister Hans Schürff sein Ressort an Außenminister Schober. Einen Tag später bevollmächtigten Christlichsoziale, Großdeutsche, Landbund und Sozialdemokraten mit dem »Zweiten Credit-Anstalts-Gesetz« die Regierung, die Haftung für die CA-Schulden zu übernehmen, nur der Heimatblock stimmte dagegen. Noch glaubten die Fachleute mit einem Abgang im Staatshaushalt von nur 150 Millionen Schilling rechnen zu müssen. Am 15. Juni musste aber Finanzminister Otto Juch das Kabinett davon in Kenntnis setzen, dass ausländische Großgläubiger ihr Kapital abziehen wollten, da österreichische Anleger ihre Gelder ins Ausland transferierten und einen bedenklichen Devisenabgang der Nationalbank verursacht hatten.

Ein Mann und 60 Jobs

In der ersten Junihälfte 1930 bildeten 130 ausländische Gläubigerbanken das »Austrian Credit-Anstalt International Committee« und brachten – im heutigem Sinne der BAWAG-Affäre von 2006 vergleichbar – eine Sammelklage ein. Ihre Forderungen betrugen 500 Millionen Schilling, oder 37 % aller CA-Verbindlichkeiten. Der Vertreter der Gläubiger, Robert Kindersley, von der »Bank of England«, forderte am 16. Juni für die CA-Schulden eine Bundeshaftung und bot dafür das Einfrieren der Einlagen für zwei Jahre an, andernfalls würden die Kredite sofort gekündigt werden. Vor dieser Erpressung kapitulierte um 13 Uhr desselben Tages zunächst Innenminister Franz Winkler, danach die gesamte Regierung Ender. Die Situation schien hoffnungslos: Paris machte auf Drängen des tschechoslowakischen Außenministers Edvard Beneš einen Kredit von der Absage des deutsch-österreichischen Zollunionplans abhängig und das konsultierte Berlin konnte auf Grund eigener schlechter Finanzen nur 20 Millionen Schilling in Aussicht stellen.

Doch am späten Abend des 16. Juni langte aus London die Nachricht über die Gewährung eines britischen Kredits ein. Ein oft zitierter Zusammenhang zwischen dem plötzlichen britischen Entgegenkommen und dem französischen Ultimatum bestand aber offenbar nicht.

Der Ministerrat nahm schließlich das Angebot Kindersleys an, der Schuldenstand der CA hatte mittlerweile elf Milliarden Schilling erreicht, bei einem Jahresbudget der Republik von 1.800 Millionen Schilling.

Am 17. Juli 1931 rief das »Dritte Credit-Anstalts-Gesetz« einen Rekonstruktionsausschuss zur Aufklärung der Hintergründe des Zusammenbruchs der Credit-Anstalt ins Leben. Das Ergebnis war niederschmetternd: Die Bilanzen der fusionierten Boden-Credit-Anstalt und der Credit-Anstalt waren über Jahre hinweg gefälscht (»gestellt«), und an der Börse nicht notierte Effekten ungerechtfertigt aufgewertet sowie Kredite an hoch verschuldete Kreditnehmer vergeben worden. Von 1925 bis zum 1. September 1930 ergaben diese Fehlmanipulationen einen Schuldenstand von rund 7.400 Millionen. Dazu kamen Verluste aus der Entwertung des Effektenbesitzes von rund 1.800 Millionen Schilling.

Der Wirtschaftsskandal wandelte sich zum politischen, als bekannt wurde, dass nach der Fusion der Boden-Credit-Anstalt mit der Credit-Anstalt der Nationalrat von den gefälschten Bilanzen der »Boden« und von den auf Grund der ausgewiesenen Scheingewinne ausgeschütteten Dividenden und Tantiemen an Aktionäre, Direktoren und Mitglieder des Verwaltungsrates gewusst haben musste und darauf nicht reagierte.

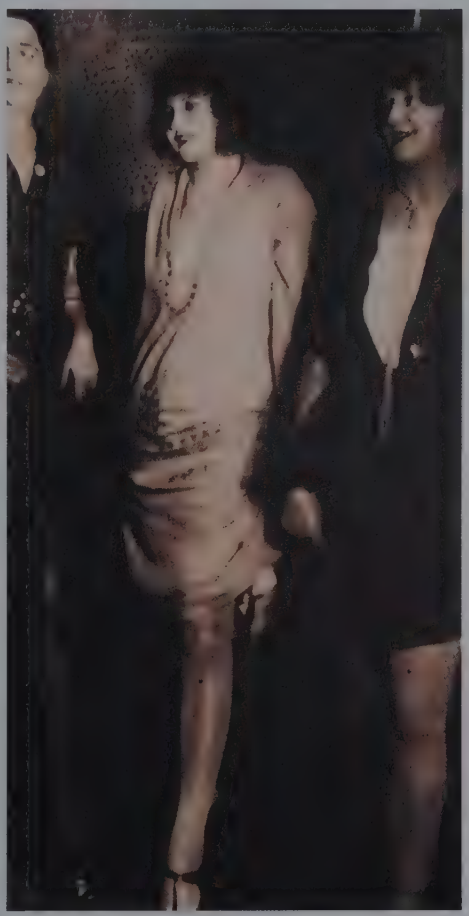
Fritz Ehrenfels, einer von vier Vorstandsdirektoren der CA, bediente sich besonderer Unlauterkeiten: Er besetzte nicht nur sechzig Verwaltungsratsposten, er spekulierte mit CA-Geldern an der Börse und verlor 54 Millionen Schilling. Die Kontrollinstanzen und der Verwaltungsratspräsident Louis Rothschild schwiegen, da sie um den guten Ruf der Bank fürchteten, wie sie sagten.

Als Ehrenfels sich einem Strafverfahren stellen sollte, floh er mit 42 Millionen Schilling in bar nach Portugal. Der gegen ihn erlassene Haftbefehl wurde von Wirtschafts- und Bankspitzen keineswegs gutgeheißen: Ehrenfels hielt sich wiederholt in Wien auf und gab dies der Staatsanwaltschaft bekannt. Die von ihm geforderte Einvernahme erfolgte freilich nie: *„Eine Durchführung meines Prozesses war unerwünscht“*, schrieb Ehrenfels Jahre später.

Den Zusammenbruch der Bank hatten nicht nur kriminelle Führungskräfte und die Übernahme der insolventen Boden-Credit-Anstalt verursacht, sie wurzelte ebenso in der falschen Firmenpolitik, aus Prestigegründen in den Ländern der ehemaligen Monarchie Filialen zu unterhalten und an die Wirtschaft der Nachfolgestaaten teure, bei westlichen Bankinstituten aufgenommene Kredite gegen niedrige Zinsen zu vergeben.

Der CA-Krach bewirkte schließlich eine Abwertung des Schillings und eine verschärfte deflationistische Politik der Nationalbank, die innerhalb weniger Monate der Wirtschaft 10 % der Geldumlaufmenge entzog. Die Begründung der obersten Hüterin der österreichischen Währung, die Geldmenge von 23,7 Milliarden Schilling auf 21,5 Milliarden zu senken, klingt heute unverständlich: eine schrumpfende Wirtschaft benötige weniger Geld. Die Folgen waren eine geringe Investitionsbereitschaft, chronische Arbeitslosigkeit, schrumpfender Konsum. Die lähmende Wirtschaftslage dauerte noch an, als andere europäische Länder sich schon im ökonomischen Aufwind befanden.

Ob die Christlichsozialen die CA-Krise zur Errichtung einer außerpalamentarischen Regierung nützen wollten, ist umstritten.



Geheimprostitution blühte. Der »Schandlohn« war für manche Familien die einzige Chance, um zu überleben. Der jüdische Schriftsteller Hugo Bettauer gibt in seinem Roman »Die freudlose Gasse« einen guten Einblick in das Milieu. Ein Nationalsozialist erschießt Bettauer aus Empörung über dessen »pornografische Werke«.

Erschreckende Armut

Die Wirtschaftsdaten für Österreich im November 1930 klangen düster: Zu 237.745 registrierten Arbeitslosen kamen 100.000 Personen ohne Unterstützung. Sie waren »ausgesteuert«, da ein Familienmitglied über ein Einkommen verfügte. Die Arbeitslosigkeit schlug sich sogar bei den Wiener Verkehrsbetrieben nieder: Die Straßenbahnen rechneten mit einem Abgang von 50 Millionen Fahrgästen gegenüber 1929. Auch die Einnahmen der Bundesbahnen brachen ein: der Güterverkehr war um 17,3 % zurückgegangen, der Personenverkehr um 2,3 %. Weiteres Personal musste entlassen werden, am 2. Dezember waren es 500 nicht ständig beschäftigte Eisenbahner. Die Eisenindustrie wies nur noch 41,9 % ihrer Normalauslastung aus und erzeugte im Oktober 1930 nur mehr 95.400 t Stahl gegenüber 164.000 t im Oktober 1929.

In Donawitz wurde das letzte große Hüttenwerk Österreichs stillgelegt, der letzte in Betrieb befindliche Hochofen abgeblasen. Die Steyr-Werke setzten 5.000 von 7.000 Arbeitnehmern auf die Straße.

Unter diesen Vorzeichen trat das Kabinett Ender am 4. Dezember 1930 das Amt an. Zwei Tage später stellte Bundeskanzler Ender sein Programm vor: Auf wirtschaftlichem Gebiet forderte er die Verringerung der Spanne zwischen Produktions- und Verkaufspreisen, eine Stabilisierung der Preise für landwirtschaftliche Produkte, den Ausbau der Wasserkräfte, die größte Sparsamkeit bei öffentlichen Ausgaben und eine Reform der Arbeitslosenunterstützung.

Ender setzte die rigorose Spar- und Deflationspolitik seiner Vorgänger fort, obwohl sie über ein Dezennium wirkungslos war. Sie schuf zwar eine stabile Währung und eine ausgeglichene Zahlungsbilanz, so dass am 29. Oktober 1930 die »Reichspost« berichten konnte: *„Durchaus befriedigende Lage des österreichischen Staatsbudgets"*, aber der Masse der Bevölkerung ging es schlechter denn je. Die Bettler zogen von Tür zu Tür und gaben sich die Klinke in die Hand. Die Statistiken über die Arbeitslosigkeit in Österreich bestätigt die Unfähigkeit der Politiker des Zwischenkriegsösterreichs, der Bevölkerung Arbeit und Brot zu geben. Gewiss, alle Industrienationen kämpften zwischen 1918 und 1938 mit der Arbeitslosigkeit. Österreich schnitt aber besonders schlecht ab und fiel ab 1933, als die Weltwirtschaftskrise ihren Höhepunkt überschritten hatte, auch hinter das wirtschaftlich schwer gezeichnete Deutschland zurück.

Den aus dem bürgerlichen Lager stammenden Politikern, Wirtschafts- und Finanzfachleuten, mangelte es an Ideen, Experimentierfreudigkeit und an Flexibilität, auf die wechselhaften Anforderungen des Weltmarktes einzugehen.

Die staatliche Konjunkturpolitik beschränkte sich auf Arbeitsbeschaffung im Straßen- und Brückenbau, auf Sektoren, die zweifellos großartige Leistungen hervorbrachten, wie die Großglockner Hochalpenstraße, die Packstraße, die Wiener Höhenstraße, die Straße auf die Hohe Wand, die Reichsbrücke und andere Großbauten, aber sie brachten keine wirkungsvolle Senkung der Arbeitslosigkeit, sondern sollten das Prestige der Regierung heben. Tatsächlich lag die Quote der öffentlichen Investitionen zwischen der Hälfte und einem Fünftel der Beträge, die in den 20er Jahren noch aufgewendet worden waren.

Die Arbeitslosigkeit betraf die gesamte Wirtschaft, ausgenommen den Agrarsektor, über den keine Arbeitslosenstatistik geführt wurde. Besonders hohe Arbeitslosigkeit herrschte in der Industrie. Etwa 40 % der Arbeitslosen waren »ausgesteuert« und auf die Unterstützung ihrer verdienenden Familienangehörigen oder auf die Fürsorge ihrer Gemeinde angewiesen.

Trotz der geringen Unterstützung, die der Arbeitslose erfuhr, belastete diese das Budget und die Wirtschaft. Die verringerte Kaufkraft eines Großteils der Bevölkerung führte zu einem massiven Rückgang des Konsums, der sich wieder auf die Verbrauchssteuer auswirkte. Zum gesellschaftspolitischen Problem wurde die negative soziale Komponente, die sich in hoher Kriminalität, steigenden Selbstmordraten, Vagabondage, geistiger Verarmung, Gewaltbereitschaft, in Alkoholismus und Gewaltanwendung in der Familie ausdrückte. In ihrer Hoffnungslosigkeit wendeten sich die Arbeitslosen von den politischen Parteien ab und verloren den Glauben an die demokratische Ordnung. Der wirtschaftliche Aufschwung im Deutschen Reich, der mit dem totalitären System Hitlers zusammenfiel, wurde deshalb in Österreich aufmerksam verfolgt und erklärt den enthusiastischen Empfang, der Hitler 1938 bereitet wurde.



Das Versagen der Bürgerlichen in der Wirtschaftspolitik war offenkundig und wurde von Otto Bauer scharf kritisiert: *„Wir haben eine Industrie, die, weil sie die alten Märkte verloren hat und neue nicht zu erobern vermag, an die Vorteile der Massenproduktion gar nicht denken kann. Im Grunde genommen sind selbst unsere großen Betriebe organisch gar keine Großbetriebe, sondern eine Summe von Greißlereien, in denen auf jeder Maschine etwas anderes erzeugt wird"*, sagte er schon 1925.

Auch die Ursachen der schwachen Investitionstätigkeit erkannte Bauer richtig: Die Inflation zehrte die Ersparnisse der Bevölkerung während der Inflation auf, die hohe Zinsspanne bedingte den *„chronischen Kapitalmangel"* der Wirtschaft. Um auf dem Weltmarkt aber konkurrenzfähig zu sein, müssten Strukturkrise überwunden und Produktionskosten gesenkt werden.

Sozialdemokratische Kritik

Dem kapitalistischen Konzept der Kostensenkung durch Lohnkürzungen und den Abbau sozialer Leistungen stellte Bauer ein »gewerkschaftlich-sozialistisches« Modell gegenüber: Produktivitätssteigerung durch Rationalisierung und Qualitätssteigerung: *„Die Kapitalisten glauben, nur durch Senkung unseres Kulturniveaus könnten wir uns konkurrenzfähig machen. Wir meinen eben das Gegenteil. Das kapitalistische System, die Löhne zu drücken, die Arbeitszeit zu verlängern, ist allerdings die bequemste Methode, weil sie den Unternehmern alles Nachdenken über die Organisation der Arbeit erspart. Umgekehrt, wenn wir auch angesichts der ungünstigen Bedingungen unserer Pro-*

Prestigebauten wie die Großglockner Hochalpenstraße (oben, die Nordrampe) kurbelten auch den Fremdenverkehr nicht an, da die 1000-Mark-Sperre den deutschen Tourismus unterband. – Nach dem Wegfall der böhmischen Kohlenreviere war Österreich auf Importe angewiesen, um den Bedarf des Landes zu decken. Der eigene Kohleabbau (rechts) reichte dazu nicht aus.

duktion unser Kulturniveau nicht herabdrücken lassen, dann ist für die Unternehmer der Zwang vorhanden, die Ungunst der Produktionsbedingungen durch Rationalisierung des Produktionsprozesses zu kompensieren […]", führte Bauer am 24. April 1924 in der »Arbeiter-Zeitung« aus.

Nach heutiger ökonomischer Klassifikation erreichte nur der Primärsektor, die Landwirtschaft, bis 1938 das Produktionsvolumen der Vorkriegszeit. Erst 1937 gelang es der Agrarökonomie vier Fünftel des Nahrungsmittelbedarfs aus eigener Produktion zu decken. Der Sekundärsektor, die Industrie und das produzierende Gewerbe, verharrten bis 1938 in der Krise.

Die Beschäftigtenzahl in der Industrie ging von etwa 1.200.000 im Jahr 1925 auf 1.065.000 1930 zurück. Die Ursachen lagen nicht nur in der allgemeinen Wirtschaftslage, sondern auch in der Rationalisierungs- und Sparpolitik der Regierung und der Unternehmer.

Wachstum verzeichnete der Energiesektor durch den Ausbau der Wasserkräfte, die chemische Industrie, die Holzverarbeitung sowie die Papier- und Lederherstellung. Schwere Einbußen verzeichnete die Bauindustrie, die zwar propagandistisch vom Dollfuß-Schuschnigg-Regime bejubelt wurde, aber de facto nur 1937 einen Höchststand von 48 % der Vorkriegswerte erreichte. Die staatlichen Aufträge konnten die fehlende private Bautätigkeit nicht ausgleichen. Die Entdeckung von Erdöl und Erdgasfeldern im Herbst 1930 im niederösterreichischen Zistersdorf, schlug noch nicht zu Buche.

Armut in Zeitungsberichten

Kein Tag verging, an dem die Zeitungen nicht über Einzelschicksale berichteten, die wegen Armut und Elend in persönlichen Tragödien endeten.

„Bei Bettler-Razzien in Oberösterreich wurden 915 Personen aufgegriffen, darunter 488 Oberösterreicher. Das Bettler-Haftlager in Schlögen an der Donau ist bereits fertig gestellt. Leute, die sich im Lager brav aufführen, werden nach kurzer Zeit in den freiwilligen Arbeitsdienst, in die Privatwirtschaft, vielleicht auch in den Militärdienst überführt werden …"

Kronen-Zeitung, 3. September 1935

„Ausflügler fanden gestern im Wald bei Hochrotherd einen verwahrlosten Mann, der bewusstlos auf dem nackten Boden lag. Die Gendarmerie von Sulz, die den Mann in das Krankenhaus nach Mödling transportieren ließ, stellte fest, dass es sich um den aus Marburg stammenden 62-jährigen Bettler Rudolf Wiesner handelt. Der Bettler lag schon seit drei Tagen auf der gleichen Stelle und konnte sich infolge Erschöpfung nicht mehr bewegen. Sein Körper war von Maden und Würmern angefressen. Im Laufe der Nacht starb Wiesner an allgemeiner Entkräftung.

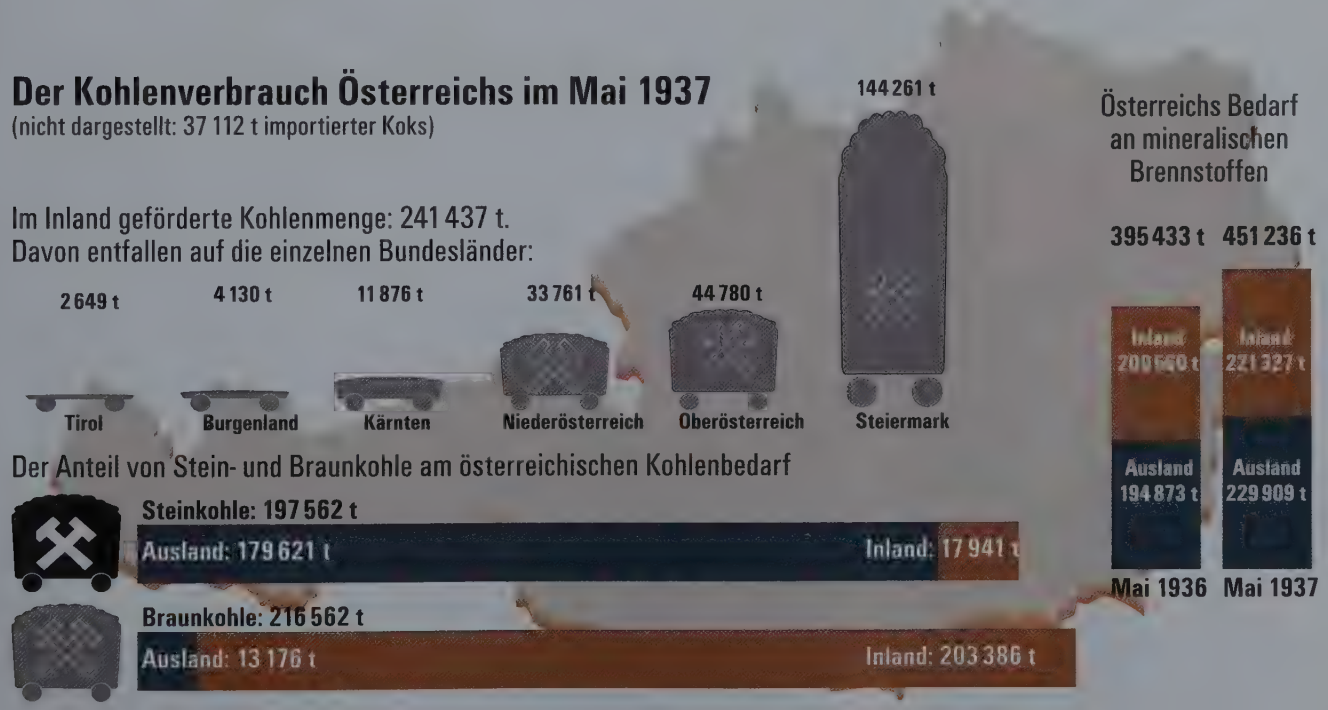
Das Kleine Blatt, 26. Mai 1936

„Die vielen, vielen Einzelschicksale, die im vergangenen Jahr täglich die Rubriken der Lebensmüden füllten, haben sich miteinander vereint zu einer Zahl, um von der Welt Abschied zu nehmen. Denn Morgen schon werden sie für immer unter Aktenbündeln begraben sein […] Im vergangenen Jahr haben in Wien 1157 Menschen Selbstmord begangen, 661 Männer und 496 Frauen. Die meisten gingen wegen bitterster Not, wegen Arbeitslosigkeit aus dem Leben, was nicht wir, sondern die Polizeikorrespondenz behauptet […] Riesengroß ist auch die Zahl jener, denen der Versuch, dieser Welt zu entrinnen, missglückte: 2825."

Arbeiter-Zeitung, 17. Jänner 1934

Abhängig von den ausländischen Aktienbesitzern und Eigentümern, konnten sich Großbetriebe, wie die Alpine, nur nach dem Willen ihrer Besitzer entwickeln, die zunächst die Stammwerke mit Aufträgen versorgten und Investitionen im von innenpolitischen Krisen geschüttelten Österreich mieden. Die österreichische Automobilindustrie (Steyr) litt besonders darunter.

Lebensfähig erwies sich das Handwerk, das in vorindustriellen Verhältnissen in Klein- und Familienbetrieben produzierte. Der Tertiärsektor, die Dienstleistungen des Handels, des Verkehrs, des privaten und öffentlichen Dienstes, stagnierte. Es fehlte an Kapital zur Errichtung gewinnbringender Betriebe und an der Nachfrage. Österreich stand an der Wende, ein Agrarstaat zu werden.



Momente einer Österreich-Identität

Dem wirtschaftlichen und innenpolitischen Druck, dem Österreich ausgesetzt war, konnte die Regierung auf Dauer keinen Widerstand leisten. Die Tage des Kabinetts Ender waren am 27. Mai 1931 gezählt. Die Sanierungspläne, die von Kürzungen der Beamtengehälter bis zur Besoldungssteuer für Industrie-, Landes- und Gemeindeangestellte reichten, führten zum Rücktritt des Justizministers Hans Schürff, dessen Ressort Johann Schober, der bereits das Amt des Vizekanzlers und des Außenministers bekleidete, übernahm. Am 28. Mai erteilte der Nationalrat durch das »Zweite Credit-Anstalt-Gesetz« der Regierung die Vollmacht zur Übernahme der Schulden der Bank. Nur der Landbund stimmte dem Gesetz nicht zu. Er forderte eine Reorganisation der Credit-Anstalt, die ihrerseits keine Zustimmung fand. Am 17. Juni erklärte deshalb auch Innenminister Franz Winkler seinen Rücktritt und sprengte damit das Kabinett Ender. Da Ender für eine Neubildung einer Regierung durch die Sozialdemokraten keine Unterstützung bekam, musste er abtreten.

Am Tag darauf, am 18. Juni, beauftragte Bundespräsident Wilhelm Miklas den christlichsozialen Abgeordneten Ignaz Seipel mit der Regierungsbildung. Welche Beweggründe es auch waren, ob Seipel die Verantwortung nicht allein tragen wollte, Österreich aus der Finanzkatastrophe herauszuführen, und er die Sozialdemokraten bei einem Scheitern mitverantwortlich machen wollte, Seipel bemüht sich um eine Konzentrationsregierung, in der Otto Bauer Vizekanzler sein sollte. Vier Sozialdemokraten, drei Christlichsoziale, ein Großdeutscher und ein Landbündler hätten Seipels Vorschlag gemäß neue Akzente setzen sollen. Die Großdeutschen aber lehnten ab, weil sie mit dem vorgeschlagenen Finanzminister Kienböck nicht einverstanden waren, und die Sozialdemokraten waren dermaßen überrascht, dass sie in alte Standards flüchtete, wie in der »Arbeiter-Zeitung« vom 20. Juni nachzulesen ist: *„Dass Herr Seipel, der ein Jahrzehnt lang seine eigentliche Aufgabe darin gesehen hat, die Sozialdemokratie von der Macht fernzuhalten, gestern zum ersten Mal die Sozialdemokraten eingeladen hat, in eine Regierung einzutreten, ist ein Zeichen, wie sich allmählich das System des Bürgerblocks zersetzt, wie die Bürgerlichen allmählich selbst an ihrer Fähigkeit, allein den Staat führen zu können, irre werden [...] Noch sitzen sie aber auf zu hohem Ross, um die Voraussetzungen zu erfüllen, dass die Sozialdemokratie an der Regierung mittun kann [...] unsere Stunde wird kommen."*

Das war die kämpferische Version der Scharfmacher in der Redaktion. Das am Vorabend dem designierten Kanzler Seipel durch den »Verband sozialdemokratischer Abgeordneter« übergebene Memorandum lautete sachlicher und weniger aggressiv: *„Der Verband [...] hat es nicht grundsätzlich abgelehnt, in dieser schweren Stunde auch in eine Konzentrationsregierung aller demokratischen Parteien einzutreten [...] Aber Sozialdemokraten können nicht in eine Regierung eintreten, die den bisherigen Regierungskurs der bürgerlichen Parteien ohne wesentliche Änderung fortsetzen würde [...] Der Verband macht ausdrücklich darauf aufmerksam, dass es heute die größte Sorge sein muss, die Arbeitslosenmassen vor dem physischen Untergang zu bewahren [...]."*

Damit wurde eine Gesprächsbereitschaft signalisiert, die Seipel nicht zu Ende führte. Lapidar berichtet die »Wiener Zeitung«, dass der designierte Bundeskanzler um 1 Uhr 45 Min. die Besprechungen abbrach.

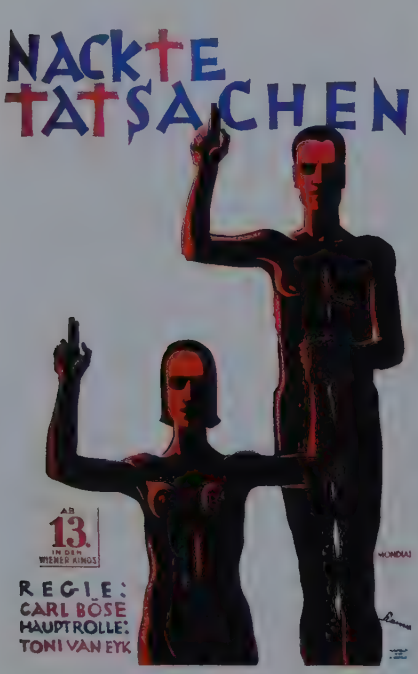
Der Landeshauptmann von Niederösterreich, Karl Buresch, bildete am 20. Juni abermals aus Christlichsozialen, Großdeutschen und dem Landbund eine Regierung. Vizekanzler und Außenminister war wieder Schober. Die Sozialdemokraten sicherten ihre Unterstützung zu, sofern sie ein Mitspracherecht in der Causa Credit-Anstalt und beim Abbau des Budgetdefizits bekämen.

Sport und Politik

Eine Machtdemonstration anderer, friedlicher Art präsentierte die Sozialdemokratie zwischen dem 19. und 26. Juli 1931. Sie veranstaltete in Wien die »Zweite Arbeiterolympiade«. Über 77.000 Sportler aus 10 Ländern nahmen an ihr teil. Die Eröffnung des Wiener Praterstadions war so gewählt, dass sie am 25. Juli im Rahmen der Olympiade einen Höhepunkt darstellte. Ein Festspiel mit 4.000 Statisten zeigte die Entwicklungsgeschichte der Arbeit und der Arbeiterklasse seit dem Mittelalter.

In der Sozialdemokratie der Zwischenkriegszeit nahm die Arbeitersportbewegung einen besondern Stellenwert ein. Die Arbeitersportler sollten im Bewusstsein gestärkt werden, durch das Kollektiv Kraft und Macht zu erwerben. Daher wurden viele politischen Veranstaltungen von sportlichen Rahmenprogrammen umgeben. Die Nationalsozialisten perfektionierten die sozialdemokratischen Vorbilder und lenkten sie schließlich auf militärische Bahnen.

Die Arbeitersportbewegung, bewusst als Gegensatz zur bürgerlichen Sportbetätigung aufgebaut, veränderte nachhaltig die Lebenskultur der Gesell-





Die von der Sozialdemokratie im Sinne der Befreiung der Gesellschaft von konservativ-klerikalen Zwängen praktizierte sexuelle Aufklärung und Freikörperkultur (links) stieß auf die

schaft. Die neue Körperkultur wandelte die Mode, die Kleidung, die Haartracht und sogar das Zusammenleben. Die öffentlich propagierte Freikörperkultur und der Ruf nach der Abschaffung des Paragrafen 144, der die Abtreibung einer Schwangerschaft verbot, und die Forderung nach Gratiskondomen trieb verständlicherweise Bürgerliche und Klerus auf die Barrikaden.

Die Arbeitersportolympiade endete am 26. Juli mit einem Festzug über die Wiener Ringstraße. Einen Tag zuvor begann der »4. Kongress der Sozialistischen Arbeiter-Internationale«.

Auf ihm warnte Otto Bauer vor den Gefahren des Faschismus in Deutschland: *„Der deutsche Faschismus lauert sprungbereit auf seine Beute, und die wirtschaftliche Krise treibt sie ihm zu [...] Wir alle wissen: Ein Sieg jenes [...] deutschen Faschismus würde jede Hoffnung auf Befriedung Europas, auf eine friedliche Atmosphäre zwischen den Völkern Europas [...] für absehbare Zeit zerstören und [...] einen Zustand schaffen, der mit aller Wahrscheinlichkeit schließlich zum Krieg führen würde."* Den italienischen Faschismus, der bereits kompromisslos die Sozialdemokratie verfolgte, erwähnte Bauer nicht.

Vor dem Hintergrund dieser geballten Aktivitäten der österreichischen Sozialdemokraten wird ihre Absage, in einer bürgerlichen Regierung mitzuarbeiten, verständlich. Der internationalen sozialistischen Kritik konnten und wollten sie sich nicht stellen. Bleibt die Frage offen, ob Seipel mit diesem Faktum spekuliert hatte und sein Angebot der Regierungsbeteiligung ein vorgetäuschtes war.

Am 7. August musste das Kabinett Buresch erneut einen Bettelbrief an den Völkerbund richten. Er möge die wirtschaftliche und finanzielle Lage Österreichs prüfen und eine Anleihe von 250 Millionen Schilling gewähren, damit Kredite zurückgezahlt werden könnten. Den Schritt hatte ein Ansteigen des Budgetdefizits und die Kündigung der 150-Millionen-Schilling-Anleihe der »Bank of England« verursacht. Schober und der deutsche Reichsaußenminister Curtius beeilten sich, deshalb auch am 3. September in Genf nochmals zu versichern, dass beide Länder auf Zollunionspläne verzichteten. Sie nahmen das Urteil, das am nächsten Tag der Haager Gerichtshof aussprach, vorweg, der mit 8 gegen 7 Stimmen die Unvereinbarkeit der deutsch-österreichischen Zollunion mit dem Genfer Protokoll von 1922 feststellte. Immerhin die Front der Gegner war brüchig geworden: Nur 6 Richter erblickten in der Zollunion auch einen Verstoß gegen den Artikel 88 des Staatsvertrags von St-Germain. Den Streitfall hatte England im Mai vor den Völkerbund gebracht, dieser hatte ihn an den Haager Gerichtshof weitergegeben.



Nummer eins im Sport

Trotz aller politischer und wirtschaftlicher Zwänge und Notlagen stieg Österreich neben wissenschaftlichen Bereichen auch auf dem Gebiet des Breitensports zur Weltmacht auf: Das österreichische, nunmehr legendäre Fußball-»Wunderteam« eilte im Herbst 1931 weiter von Erfolg zu Erfolg. Am 16. Mai war ihm ein 5:0-Sieg in Wien gegen Schottland und am 24. Mai in Berlin ein 6:0-Erfolg gegen Deutschland gegönnt. In der Revanche gegen Deutschland in Wien, im September, gelingt ein weiterer 5:0-Sieg. Das Match am 4. Oktober in Budapest gegen Ungarn endete 2:2, das Spiel gegen die Schweiz am 29. November, in Basel, brachte einen 8:1-Sieg. Die Erfolgsserie des Wunderteams endete erst am 9. April 1933 in Wien im Spiel gegen die ČSR mit einer 1:2-Niederlage. Das Team mit seinem herausragenden Torhüter Rudi Hiden und dem Stürmerstar Matthias Sindelar feierte in 22 Spielen 17 Siege, errang drei Unentschieden und unterlag nur zweimal. Das Torverhältnis von 73:22 Treffern zeigt die Überlegenheit der Mannschaft.

Österreich behauptete sich auch in anderen Sportdisziplinen. Karli Schäfer (sechsmal Weltmeister) und Fritzi Burger brillieren im Eiskunstlauf und sammeln Gold- und Silbermedaillen sowie Weltmeistertitel in Folge. Im Damenflorett (Ellen Müller-Preis), in der Schwerathletik (Hans Haas, Karl Hipflinger), im Ringen (Nikolaus Hirsch, Heinz Lazek) und in anderen Sportarten lässt Österreich aufhorchen.

Die Erfolge im Sport waren in der Zwischenkriegszeit die einzigen Anzeichen eines Österreichbewusstseins. 1937 kippte dieses in einen nationalen Ausbruch der Gewalttätigkeit. Vorangegangen war das Scheitern Österreichs im Halbfinale der zweiten Fußball-Weltmeisterschaft, die vom 27. Mai bis 10. Juni 1935 in Italien stattfand. Italien war auch der Gegner um den vordersten Platz. Das kampfbetonte Spiel entschied ein umstrittenes Tor. Torwart Platzer wurde samt Ball vom italienischen Stürmer Meazza über die Torlinie gerempelt, der Traum vom Finale war vorbei. Im Spiel um den dritten Platz unterlag Österreich gegen Deutschland mit 2:3.

Die Revanche folgte am 21. März 1937. Im Wiener Praterstadion zeigte sich der schwedische Schiedsrichter Ohlson dem derb geführten Kampf nicht mehr gewachsen. Er erlitt einen Nervenzusammenbruch und brach das Ländermatch bei 2:0 für Österreich 17 Minuten vor Spielende ab. Trotz des Erfolgs ließen die österreichischen Fußballfans ihre gestaute Wut wegen des vereitelten Finalspiels an den italienischen Gästen in wüsten Schlägereien aus. Das uralte Feindbild der »Katzelmacher« wirkte auch hier einigend.

vehemente Ablehnung bürgerlicher Kreise und natürlich der Kirche. – Triumph für Österreich im Fußball-Länderspiel gegen Deutschland am 24. Mai 1931 in Berlin. Österreich siegte 6:0. Das zweite Tor fiel durch Vogel, der den Ball über den am Boden liegenden deutschen Torwart Gehlhaar hob (oben).

Eine b'soffene G'schicht?



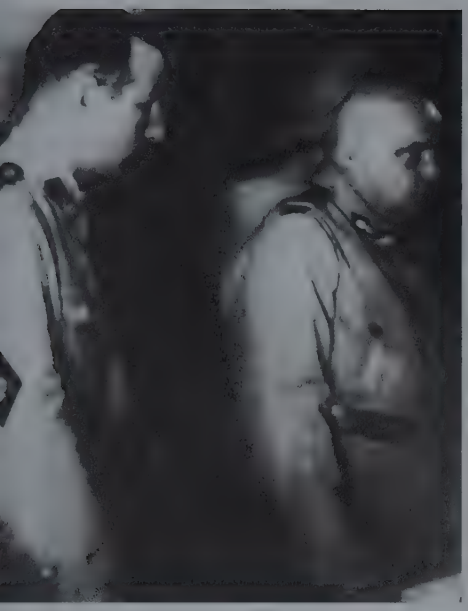
Der US-amerikanische Historiker Charles Adam Gulick, dessen Nahverhältnis zur österreichischen Sozialdemokratie kein Geheimnis ist, widmet einen Abschnitt seines Buches »Österreich von Habsburg zu Hitler« einem Putschversuch der steirischen Heimwehr, der wegen seiner völlig irrealen Inszenierung nur eine Fußnote in Österreichs neuer Geschichte darstellt. Gulick kritisiert auch weniger die Tatsache des Umsturzversuchs, sondern mehr, dass der Organisator Walter Pfrimer *„die aktive und passive Unterstützung von Staatsbeamten, Gendarmerie, Armee, Bundespolizei, höchsten staatlichen Behörden und Mitgliedern der Regierung ..."* **genoss.**

In der Nacht des 12./13. September 1931 ergriff der steirische Heimwehrführer Walter Pfrimer die Initiative, und versuchte aus eigenem Antrieb, die Herrschaft in Österreich an sich zu reißen. Pfrimer hatte am 2. Mai die Bundesführerschaft der Heimwehren von Ernst Rüdiger Starhemberg übernommen. Starhemberg machte die Heimwehr für ihre politische Erfolglosigkeit verantwortlich. Bei den Landtagswahlen in Oberösterreich am 19. April 1931 war sie ohne Mandat geblieben und ihr Stimmenanteil hatte sich von 8% auf 4% halbiert. Pfrimer schritt zur Tat. Er mobilisierte rund 14.000 gut bewaffnete Angehörige der obersteirischen Heimwehrverbände und ließ die Ämter der Bezirkshauptmannschaften Kapfenberg, Leoben und Bruck an der Mur besetzen. Sozialdemokratische Bürgermeister warf er ins Gefängnis. ein Aufbietungsbefehl beseitigte alle Zweifel: *„Der Heimatschutz ergreift im Sinne seiner Grundsätze die Macht im Staate. Zur Sicherung unserer Bestrebungen rufe ich hiemit die gesamten heimattreuen Kampfverbände unter die Waffen."* Auf dem Gaberl bei Voitsberg warteten sechs Bataillone auf den Marsch nach Graz. 600 Mann rückten auf Lastkraftwagen über Waidhofen an der Ybbs nach Amstetten vor, um mit niederösterreichischen Wehrverbänden nach Wien zu marschieren. Pfrimer erwartete die Erhebung aller Heimwehren und die Beteiligung des Bundesheeres sowie von Teilen der Gendarmerie. In einem »provisorischen Verfassungspatent« bezeichnete er sich als »Führer des Staates Österreich« und ordnete an, dass einige Artikel der gegenwärtigen Verfassung anders zu lauten haben. Der Artikel 19 etwa: *„Die gesetzgebende Gewalt, Leitungs- und Vollziehungsgewalt des Bundes und der Länder, hat der Staatsführer übernommen [...] Verordnungen des Staatsführers haben die Kraft von Gesetzen."* Im Artikel 80 übernahm Pfrimer den Oberbefehl über das Bundesheer. Im Artikel 91 schaffte er die Geschworenengerichte ab, im Artikel 108 erklärte er Wien zur Landeshauptstadt von Niederösterreich, wodurch er die Macht der Wiener Sozialdemokratie brechen wollte. Das sofort in Kraft tretende Standrecht sollte seinen Anordnungen die nötige Durchschlagskraft verleihen, zudem entband er als »Staatsführer« alle Exekutivorgane und Beamte von ihrem Diensteid. In Schreiben an andere Führer des Heimatschutzes berichtete Pfrimer von Zusammenstößen und bat um Unterstützung. Das Ergebnis seiner schwungvoll umgesetzten Bemühungen war niederschmetternd. Die Heimwehrverbände der anderen Bundesländer rührten keinen Finger. Steidle in Tirol wollte mit dem Putsch in der Steiermark nichts zu tun haben, und Julius Raab in Niederösterreich erklärte offen seine Gegnerschaft zu Pfrimer. Nur die Heimwehr des Bezirks Kirchdorf in Oberösterreich bot den Schulterschluss an.

Tatsächlich duldeten hohe Beamte und Teile der Gendarmerie den Umsturzversuch. Der steirische Landeshauptmann Anton Rintelen drückte sich an der Tatsache des versuchten Staatsstreichs vorbei und erklärte ihn einfach zu einer *„b'soffenen G'schicht"*, führte aber lange Verhandlungen mit dem Kabinett Buresch über eine Amnestie der Putschisten. Der Republikanische Schutzbund traf zwar Gegenmaßnahmen, verhielt sich jedoch abwartend, da die Parteizentrale keine Direktiven er-



In den Abendstunden sperren Bundesheereinheiten die Straße nach Kindberg (oben). – Pfrimer in einer Zeitungskarikatur als »Steierischer Napoleon« (rechts).



teilte. Denn eine „b'soffene" Angelegenheit war der Putsch keineswegs. Pfrimers Milizen waren durch Industriellenkreise finanziell abgesichert und gut bewaffnet, und Pfrimer selbst hatte bereits im März angekündigt: *„Genaugenommen ist es schon hoch an der Zeit, durch einen befreienden Staatsstreich diese [...] Staatsform hinwegzufegen ..."*

Die Bundesregierung befahl kurzerhand den Einsatz des Bundesheeres. Heeresminister Carl Vaugoin zögerte. Der Mangel an Lastkraftwagen zum Transport der mobilisierten Heeresteile verzögere den Aufmarsch, begründete er. Vielleicht war es Taktik. Denn als die ersten Soldaten im Krisenraum eintrafen, saßen die Heimwehrleute – in der Regel Bauernburschen – schon in den Wirtshäusern ihrer Heimatdörfer. Vaugoins Zögern hatte Blutvergießen verhindert. Pfrimer sagte den Umsturz ab und floh nach Jugoslawien. Starhemberg und einige Unterführer wurden ins Linzer Landesgefangenenhaus überstellt. Da Starhemberg am Putsch nicht beteiligt war, ging er nach wenigen Stunden wieder frei. Dennoch, der Operettenkrieg forderte 3 Tote und 5 Verletzte. 101 Beamte wurden einer Disziplinaruntersuchung zugeführt.

In Graz einigten sich unterdessen Anhänger Pfrimers und Nationalsozialisten über ein Zusammengehen. Es *„besteht Übereinstimmung darin, dass beide Organisationen im Kampf gegen Bolschewismus, Marxismus und parlamentarische Demokratie Schulter an Schulter marschieren ..."*, berichtet die »Reichspost« vom 2. November 1931. Die Basis für den an Graz verliehenen späteren nationalsozialistischen Ehrentitel war gelegt: »Stadt der Volkserhebung«.

Pfrimer stellte sich Anfang Dezember den Behörden, wurde wegen Hochverrats angeklagt und – wie bei der Urteilsfindung durch Geschworenengerichte damals üblich – freigesprochen.

Gulicks Analyse: *„Der Putsch hatte die Schwäche und Uneinigkeit der Heimwehr gezeigt; andererseits war offenbar, dass es etwas gab, was die Republik weit mehr gefährdete als johlende und drohende Bauern und Kleinbürger in mehr oder minder alkoholisiertem Zustand, nämlich die morschen Pfeiler in den Grundlagen des demokratischen Staates, in der Regierung, im Staatsdienst und in der bewaffneten Macht."*

Die Regierung quälten andere Sorgen. Die Großdeutschen verweigerten die Zustimmung zu den Sparmaßnahmen, auch die Heimwehr lehnte sie ab. Kanzler Buresch bot in der Nacht vom 2. zum 3. Oktober den Sozialdemokraten den Regierungseintritt an, und holte sich, wie zu erwarten war, eine Abfuhr. Es wurde daher weitergewurstelt, zudem lähmten falsche Sanierungsmaßnahmen die Wirtschaft. Die Senkung des Banknotenumlaufs um 14 % reduzierte die Produktion – von 1929 bis 1932 – um 39 % – und steigerte die Arbeitslosigkeit – im gleichen Zeitraum – um 97 %. Ein neuer Bittgang zum Völkerbund um eine Anleihe war vergebens. Aber ein Kontrollor des Völkerbundes, der bei einer eventuellen Kreditvergabe die österreichische Finanzgebarung beaufsichtigen sollte, wurde am 6. November 1931 präventiv schon ernannt, der Holländer Rost van Tonningen.

Die Programme der Parteien

Die im Herbst 1931 abgehaltenen Parteitage der drei Großparteien erlauben einen Blick in politischen Zukunftsabsichten.

Ignaz Seipel stellte am 31. Oktober 1931 vor der Bundesparteileitung der Christlichsozialen Partei fest: Es sei ihm nicht gelungen, die Partei nach rechts zu führen. Dadurch wären Parteisympathisanten zur Heimwehr und zu den Nationalsozialisten abgewandert. Österreich benötige jetzt eine neugestaltete berufsständische Gesellschaftsordnung, die der Enzyklika »Quadragesimo anno« vom 15. Mai entspreche, denn politische Parteien können nur mehr »Gesinnungs- und Programmgemeinschaften« sein. Der christlichsoziale Abgeordnete Richard Schmitz ergänzte die allgemein gehaltenen Ausführungen Seipels im Detail. Der parlamentarische »Volksstaat«, wie er 1918 geschaffen wurde, genüge den Anforderungen – trotz Verfassungsnovellen – nicht mehr. Er müsse durch einen *„richtig verstandenen Autoritätsstaat"* ersetzt werden. Je größer die Freiheitsrechte sind, desto wirksamer muss die *„staatliche Autorität geordnet"* werden. Eine Voraussetzung der *„heiß ersehnten neuen Gesellschaftsordnung"* setze eine *„innere, geistige Umstellung"* voraus Diese kann nur nach der *„Zusammensetzung der durch Gleichheit ihres Berufes und Dienstes an der Gesellschaft Zusammengehörenden"* erreicht werden.

Otto Bauer rechtfertigte am 14. November auf dem sozialdemokratischen Parteitag in Graz die Zustimmung der Partei zu den Budgetsanierungsgesetzen. Ohne sie wäre die Masse der Bevölkerung dem Elend preisgegeben gewesen, sagte er. Ein Ausweg aus der Krise sei nur schwer zu finden, denn Österreich sei unter das Diktat der französischen Hochfinanz geraten. Eine Revolution lehne er ab, denn eine revolutionäre Diktatur würde sich kaum zwei Wochen halten können. Eine Koalition mit den Bürgerlichen wäre auch keine Lösung: *„In einer solchen Regierung würden wir Sozialdemokraten bloß für die Geschäfte des zusammenbrechenden Kapitalismus mitverantwortlich werden, nicht aber in der Lage sein, im Sinne des Sozialismus und der Arbeiterklasse zu handeln."* Eine Koalition mit den Bürgerlichen zur Verteidigung der Demokratie gegen den Faschismus würde auf bürgerliche Sabotage stoßen. Seine Direktive sei: *„Besonnenheit, keine Konflikte mit der gesetzlichen Staatsgewalt, aber wenn wir uns wehren müssen gegen den Faschismus, dann nur noch eine Parole: Die Freiheit oder den Tod!"*

Die Großdeutsche Volkspartei rekapitulierte am 15. November die politische Entwicklung in Österreich. Die Erhaltung der politischen Selbstständigkeit Österreichs bis zum Anschluss an das Deutsche Reich sei oberste nationale Aufgabe. Bisher konnten die Großdeutschen alle Angriffe auf den prodeutschen außenpolitischen Kurs der Regierung abwehren. Die Zollunion wäre ein Schritt zur Wiedervereinigung mit dem Reich gewesen, doch Frankreich habe ihn vereitelt. Abzulehnen sei auch eine Restauration der Habsburger und der Beitritt zu einer Donauföderation. Beides würde den völkischen und wirtschaftlichen Untergang des deutschen Stammes in Österreich bedeuten.

Beim Reichsparteitag der Großdeutschen Volkspartei in Wien, am 5./6. Dezember 1931, kam scharfe Kritik an der Politik der Partei in der Regierung hoch. Sie würde sich zu stark an die Christlichsozialen binden, hieß es, und der deutschnationale Kurs der Partei käme nicht zur Geltung. Nun traten Spannungen auf, die das Verhältnis zur Christlichsozialen Partei dermaßen belasteten, dass die Koalition am 27. Jänner 1932 zerbrach.

Ernst Rüdiger (Fürst) Starhemberg (oben im Bild links) und Walter Pfrimer bei einer Lagebesprechung. Pfrimer trat am 2. Mai 1931 die Nachfolge Starhembergs in der Heimwehrführung an. Beide liebäugelten mit den Nationalsozialisten. Starhemberg nahm am Ludendorff-Hitler-Putsch am 9. November 1924 in München teil, floh aber vor dem Anschluss nach Frankreich.

»Nazis« im Kommen

Am 29. Jänner 1932 trat das Kabinett Buresch II mit neuer Mannschaft die Regierung an. In der Minderheitsregierung saßen nur noch Christlichsoziale und zwei Landbündler. Erstmals nahm der Rechtsanwalt Kurt (von) Schuschnigg aus Südtirol auf der Regierungsbank Platz, er übernahm das Justizressort.



In der Rückschau gleicht das Suchen der Regierungen in der Ersten Republik nach einem Ausweg aus der tristen Wirtschaftslage einem Tapsen entlang einer Litfasssäule, das von Rufen *„Hilfe, ich bin eingesperrt!"* begleitet wird. Am 16. Februar führte Buresch Gespräche mit Botschaftern der europäischen Mächte über Österreich als »europäisches Wirtschaftsproblem«. Keine der damit verbundenen Absichten – Beruhigung der Wirtschaft im mitteleuropäischen Raum und die Gewährung einer Anleihe – kann er verwirklichen. Alles, was geschah, war am 18. Februar 1932 die Ablösung des bisherigen Nationalbankchefs Richard Reisch durch Viktor Kienböck, dem Finanzmister im Kabinett Seipel IV und V. Der am selben Tag zum neuen Generaldirektor der Credit-Anstalt ernannte Holländer Adrian van Hengel konnte über die von der österreichischen Regierung an ausländische Gläubiger gewährten Garantien nur den Kopf schütteln. Solche, so rügte er, wären nur für Inlandskreditoren gerechtfertigt. Was nützte es, Österreich musste seinen Verpflichtungen nachkommen, und van Hengel bezog ein Jahresgehalt von 756.500 Schilling, ob gerechtfertigt oder nicht.

Im Februar 1932 wartet der französische Ministerpräsident André Tardieu wieder einmal mit einem Osteuropaplan auf, der schon 1922 von der Tschechoslowakei vorgeschlagen worden war. Österreich möge mit den Staaten der Kleinen Entente einen Wirtschaftsbund eingehen und Ungarn solle sich anschließen. Er empfahl unter gegenseitiger Gewährung von Vorzugszöllen wirtschaftlich zusammenzuarbeiten. Italien und Deutschland merkten Frankreichs Hintergedanken, über diese Konstruktion auf dem Balkan Fuß zu fassen, und lehnten ab. Die Viermächtekonferenz in London, vom 6. bis 8. April, trug den Vorschlag endgültig zu Grabe.

Am 21. April starb Kardinal Friedrich Piffl, seit 1913 Fürsterzbischof, ab 1914 Kardinal von Wien. Ein Teil der Bevölkerung trug Trauer, der andere nahm von seinem Tod keine Notiz. Der Papst, dem der Bischof während einer Audienz in einem Anfall von Übelkeit das Büro voll gespien hatte, kondolierte anstandsgemäß.

Seit Ende März tobte in den Bundesländern, die am 24. April einen neuen Landtag erhalten sollten, der Wahlkampf. In Wien, Niederösterreich, Salzburg, Steiermark und Kärnten traten die Parteien zum Kräftemessen an.

Im Mittelpunkt des schonungslos und oft unter die Gürtellinie gehenden Schlagabtausches um Stimmen standen die Arbeitslosigkeit, die Wirtschaftskrise und der Bankrott der Credit-Anstalt. Schuld am Massenelend und der Misswirtschaft sei die bürgerliche Clique und der verfaulende Kapitalismus, trommelten die Sozialdemokraten. Der Feind, der die Demokratie und die Republik bedrohe, säße dort und in den Heimwehren. Dem Nationalsozialismus käme kein politisches Gewicht zu, meinte man, das hätten die letzten Nationalratswahlen gezeigt. Die Christlichsozialen konnten den Sozialdemokraten wenig entgegenhalten. An die bolschewistische Gefahr, wiederkehrend in die



Die Sozialdemokratie konzentrierte ihre Wahlpropaganda auf ihre sozialen Errungenschaften in Wien. In kilometerlangen Umzügen brachte sie ihre Reformtätigkeit auf allen gesellschaftspolitischen Gebieten eindrucksvoll zur Geltung (oben). Die Christlichsozialen hofften auf die Treue ihrer Stammwählerschaft, denn den Sozialdemokraten konnte sie nicht annähernd Gleichwertiges ent-

Propagandaschlacht geworfen, glaubte niemand so recht. Auch die Niederschlagung des Pfrimer-Putsches war keine große Heldentat. Ähnlich schwer taten sich die Großdeutschen, denen die Zugnummer, die Zollunion mit Deutschland, verbunden mit der Hoffnung auf eine Besserung der Lebensumstände, abhanden gekommen war.

Die Nationalsozialisten hingegen gebärdeten sich, seit die NSDAP in Deutschland von Erfolg zu Erfolg eilte, aggressiv. Wahlprogramme boten sie keine. Sie betrieben einen Antisemitismus, der eigentlich zum Nachdenken Anlass geben hätte müssen: *„500.000 Arbeitslose, 400.000 Juden – Ausweg sehr einfach! Wählt Nationalsozialisten“*, lautete die Parole auf den Propagandawagen, die durch die Straßen fuhren.



Nationalsozialisten in drei Ländern

Der **24. April 1932** brachte die Überraschung: Gegenüber den Wahlen von **1930** konnten nur die Sozialdemokraten ihren Mandatsstand halten. Die Christlichsozialen erlitten schwere Verluste, Großdeutsche, Landbund und Heimatblock verschwanden überhaupt, die Kommunisten verdoppelten ihre Stimmenzahl, errangen aber kein Mandat. Gewinner der Wahl waren die Nationalsozialisten. Sie hatten in Wien 15, in Niederösterreich 8, in Salzburg 6 Abgeordnete.

In einem Punkt waren sich Sozialdemokraten und Nationalsozialisten einig: Die Machtverteilung im Parlament entsprach nicht mehr der politischen Realität. Die Landtagswahlen in den bevölkerungsreichsten Bundesländern – Wien und Niederösterreich – hatten den Bürgerlichen schwere Einbußen gebracht. Ähnliche Resultate ergaben die Gemeinderatswahlen in Kärnten und Steiermark. Demnach müssten sofort Neuwahlen auf parlamentarischer Ebene erfolgen, sagten die beiden Parteien. Begreiflicherweise lehnten die Bürgerlichen die Forderung ab. Die Nationalsozialisten ergingen sich im Muskelspiel und holten den Propagandachef der NSDAP, **Joseph Goebbels**, nach Wien.

Mittlerweile ging der Streit um Neuwahlen weiter. Buresch hoffte auf das Eintreffen der Zusage für eine neue Völkerbundanleihe als Gegenleistung für den Verzicht auf die Zollunion mit Deutschland. Aber das Spielen auf Zeit trugen die Großdeutschen nicht mit, die Koalition zerbrach.

Am **20. Mai 1932** präsentierte sich eine neue Regierung unter einem neuen Bundeskanzler: **Engelbert Dollfuss**. Dollfuß war Kammeramtsdirektor der Niederösterreichischen Landwirtschaftskammer. Bekannt wurde er mit seinem harten Durchgreifen bei der Gewerkschaft der Eisenbahner, in seiner Funktion als Bundesbahnpräsident. Mit einem Federstrich hatte er Tausende Mitarbeiter entlassen.

Klein von Wuchs, aber ungemein rege, nahm er mit den Großdeutschen Verhandlungen über die Bildung einer Regierung auf. Sie verlangten für ihre Politik eine Erfolgsgarantie, das heißt die Umsetzung ihres Programms. Dollfuß lehnte ab. Er brachte dennoch eine Regierung zustande: mit nur einer Stimme Mehrheit. Das Verhältnis stand mit 83:82 auf wackeligen Beinen. 66 Christlichsoziale, 9 Landbündler und 8 Mitglieder des Heimatblocks sahen sich einer Opposition von 72 Sozialdemokraten und 10 Großdeutschen gegenüber.

Bei der Abstimmung über die Regierungserklärung verließen die Großdeutschen das Plenum. Auch die Linken der Christlichsozialen zeigten ihren Unmut. Der Wiener Parteiobmann **Leopold Kunschak** legte aus Protest über die Beteiligung von Heimwehrleuten seine Funktion zurück.

Auf der Straße lebte inzwischen der Kampf der Ideologien, verschärft durch zahlreiche Betriebsschließungen, erneut auf. Das Alpine-Montan-Stahlwerk in Kindberg entließ 450 Arbeiter. Vor den geschlossenen Toren der Halleiner Papierfabrik standen 600 Werktätige. Und im Untergrund glimmte der Pfrimer-Putsch weiter. Heimwehrbundesführer Starhemberg verhandelte mit **Mussolini** über Waffenlieferungen.

Am **15. Juli 1932** traf die Nachricht ein, dass der Völkerbund bei einer Tagung in Lausanne Österreich die ersehnte Anleihe gewähren werde. Etwa 300 Millionen Schilling. Das war nichts gegenüber der staatlichen Garantie von 1,2 Milliarden Schilling für die Credit-Anstalt. Die Laufzeit betrug 20 Jahre. Die letzte Rate wäre im Jahre **1952** fällig gewesen. Aber unter welchen Bedingungen. Sie waren noch entwürdigender als alle vorhergehenden. Nochmalige Anerkennung der Genfer Protokolle über das Anschlussverbot. Sofortige Rückzahlung der Kredite der »Bank of England« und der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich sowie Begleichung der Verbindlichkeiten gegenüber der Nationalbank. Und über allem wachte der schon am **6. November 1931** bestellte Kontrollor **Rost van Tonningen**.

Die Opposition – Sozialdemokraten und Großdeutsche – protestierten wütend gegen die Annahme der »Lausanner Anleihe«. Am Tag der Abstimmung, am **17. August 1932**, geißelte **Otto Bauer** das Kabinett Dollfuß mit scharfen Worten: *„... Es ist nicht unsere Sache, der Regierung, einer Regierung von notorischen Putschisten, notorischen Feinden der Verfassung, der Republik, aus der Velegenheit zu helfen, in die sie sich selbst geführt hat ...“*

Mit 81:80 Stimmen nahm der Nationalrat die Lausanner Anleihe an. Der Bundesrat aber beeinspruchte sie am **19. August**. Am **23. August** brachte der Nationalrat im Beharrungsbeschluss mit 82:80 Stimmen die Vorlage durch. Für Kanzler Dollfuß wurde jede Abstimmung zur Gratwanderung: Überlebte das Kabinett oder stürzte es ab? Vor allem den verbalen Attacken der Opposition war der Kanzler psychisch nicht gewachsen. Dollfuß suchte nach Auswegen.

gegensetzen. – Auch Kranke und Gehunfähige, in Begleitung von Anverwandten, bringen sozialdemokratische Helfer – Straßenbahner, Schutzbündler – in die Wahllokale (links unten).

Ein Gesetz aus dem Krieg

Im Herbst 1930 begegneten einander zwei Männer, die das Schicksal der Ersten Republik bestimmten wie niemand sonst. Engelbert Dollfuss, zu dieser Zeit Präsident der Verwaltungskommission der Österreichischen Bundesbahnen, und Robert Hecht, Sektionschef im Bundeskanzleramt und engster Berater Bundeskanzler Carl Vaugoins. Dollfuß hatte den Auftrag, die zwischen 28. und 30. Oktober angesetzten Personalvertretungswahlen der Bundesbahnen zu unterbinden, da diese die bevorstehenden Nationalratswahlen negativ beeinflussen und daher dem Kabinett Vaugoin schaden hätten können. Robert Hecht, von Vaugoin beauftragt, wies nach, dass die Personalvertretungsvorschrift vom 14. Juli 1924 *„als nicht dem Gesetz entsprechend [...] für die Vornahme von Wahlen in die Personalvertretung genommen werden könne"*.

Dollfuß erbat zu seiner persönlichen Entlastung – um nicht als Wahlverhinderer zu gelten – eine Weisung des zuständigen Ministeriums. Diese hatte Hecht vorauseilend schon in der Tasche. Dollfuß war beeindruckt.

Als beide einander im Mai 1932 wieder begegneten, Dollfuß als Kanzler, Hecht nunmehr als sein Sektionschef, avancierte Hecht, *„das Lichtlein, das die klerikale Dunkelheit braucht, um zu leuchten"* **– so eine Randnotiz des Ministerratsprotokolls 653 vom 9. Oktober 1930, zum persönlichen Berater des Kanzlers. Beide ergänzten einander. Dollfuß hatte die politische Vision, Hecht schuf dazu die legistische Basis.**

Am 1. Oktober 1932 erließ Justizminister Kurt Schuschnigg nach Beratung mit Hecht eine Verordnung, die eine Exekution des Privatvermögens der am Zusammenbruch der Credit-Anstalt Verantwortlichen ermöglichen sollte. Allerdings müsste rasch gehandelt werden. Die Verabschiedung eines betreffenden Gesetzes hätte zu lange gedauert. Schuschnigg griff auf das noch immer in Kraft stehende Kriegswirtschaftliche Ermächtigungsgesetz vom 24. Juli 1917 zurück und erließ, auf diesem basierend, eine Notverordnung. Die »Arbeiter-Zeitung« reagierte darauf am 4. Oktober mit einer Schlagzeile: *„Verfassungsbruch"*. Das war es gewiss nicht, aber es herrschte Unbehagen unter der Sozialdemokratie, dass dieses Gesetz, das seit dem Krieg gelegentlich angewendet worden war, etwa bei der Verlängerung der Pächterschutzordnung im Dezember 1931, politischen Sprengstoff in sich bergen könnte. Noch ahnte niemand, welche Bedeutung diesem Relikt aus dem Weltkrieg zukommen wird. Ungeklärt ist, welche Erwartungen Schuschnigg sechzehn Monate nach dem Bankzusammenbruch in seine Verordnung setzte. Das Ministerratsprotokoll vom 30. September 1932 gibt eine Diskussion darüber wider.

Unterrichtsminister Rintelen: *„Die Vermögen sind ohnedies schon alle ins Ausland verschoben, weil jeder schon seit Monaten mit seiner Verhaftung und der Vornahme gerechnet hat."*

Vizekanzler Winkler: *„Es gibt eine Reihe von Funktionären der Credit-Anstalt, die loyal sind und sich stellen werden."*

Minister Schuschnigg: *„Aber selbst diese werden ihr Vermögen in Sicherheit gebracht haben."*

Schuschnigg selbst zweifelte an der Wirksamkeit seiner Verordnung. Dollfuß, wieder auf Nummer sicher gehend: Die Regelung sei verfassungsmäßig gedeckt. Hecht hatte ihn beruhigt.

Am 2. Oktober, einen Tag nach der Notverordnung Schuschniggs, ging Hecht an die Öffentlichkeit. Im »Neuen Wiener Journal« erklärte er, das KWEG bestehe zu Recht, das *„... ist in Theorie und Praxis unbestritten."* Und kommt zu einem bedeutsamen Schluss: *„Die im Kriegswirtschaftlichen Ermächtigungsgesetz erteilten Vollmachten kennen inhaltlich keine Ausnahmen, sind zeitlich unbeschränkt, von der Mitwirkung eines parlamentarischen Ausschusses unabhängig ..."* Hecht wird deutlich: *„Danach stehen der Verwaltung nach der geltenden Rechtslage genug Möglichkeiten zur Verfügung, um im Rahmen der Verfassung die erforderlichen Maßnahmen durch Verordnungen zu treffen, wenn die gesetzgebenden Körperschaften dem Gebot der Stunde kein Verständnis entgegenbringen und lebenswichtige Notwendigkeiten aus Parteiinteressen ablehnen."*

Die »Arbeiter-Zeitung« vom 4. Oktober ahnte die Tragweite von Hechts Ausführungen. Sie nennt den Artikel einen *„zynischen Kommentar des Herrn Dr. Hecht, des bekannten Hausjuden der Antisemiten, der [...] eine ganze Anleitung veröffentlicht, wie man mittels Regierungsmaßnahmen die Verfassung umgehen kann"*.

Immer deutlicher wird, dass Schuschniggs Notverordnung eine Initialzündung für von langer Hand vorbereitete Maßnahmen darstellte, um die Demokratie zu beseitigen.

Denn am selben Tag, als der Artikel Hechts erschien, hielt Dollfuß im niederösterreichischen Haag eine Rede: *„Die Tatsache, dass es der Regierung möglich ist, selbst ohne vorherige endlose parlamentarische Kämpfe sofort gewisse dringliche Maßnahmen in die Tat umzusetzen, wird zur Gesundung unserer Demokratie wesentlich beitragen..."* Es ist die Demokratie, die Dollfuß meint. Als eine der ersten Zeitungen begrüßte die »Reichspost« die Perspektiven des Kanzlers (4. Oktober).

Noch beschwichtigten führende Rechtsgelehrte. Adolf Merkl stellte fest, dass der Gebrauch des KWEG rechtspolitisch bedenklich sei. Der Nationalrat habe es bisher verabsäumt, es außer Kraft zu setzen. Da aber der Verfassungsgerichtshof laut Artikel 139 der Bundesverfassung zur Prüfung aller Verordnungen ermächtigt sei, drohe der Demokratie in Österreich vom KWEG keine Gefahr.

Die Sozialdemokraten waren in eine unangenehme Lage geraten. Zum einen forderten sie eine Verfolgung der Schuldigen des Bankzusammenbruchs, zum anderen monierten sie gegen eine rechtliche Möglichkeit, die Schadensstifter zur Verantwortung zu ziehen. Schon tauchten Gerüchte auf, die Sozialdemokratie wolle diese decken. Der Historiker Peter Huemer kommt in seiner Studie

Das Kriegswirtschaftliche Ermächtigungsgesetz

„Die Regierung wird ermächtigt, während der Dauer der durch den Krieg hervorgerufenen außerordentlichen Verhältnisse durch Verordnung die notwendigen Verfügungen zur Förderung und Wiederaufrichtung des wirtschaftlichen Lebens, zur Abwehr wirtschaftlicher Schädigungen und zur Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln und anderen Bedarfsgegenständen zu treffen."

In der Sitzung des Reichsrats vom 10. Juli 1917 wurde das KWEG in 2. und 3. Lesung angenommen. Der sozialdemokratische Abgeordnete Wilhelm Ellenbogen prüfte die verfassungsrechtliche Bedeutung des Gesetzes und begrüßte es im Namen der sozialdemokratischen Partei, da dadurch die Kriegsmaßnahmen ein Ende fänden. Keiner der Abgeordneten überblickte die Tragweite des Gesetzes.



Stimmungsbericht: Eine Abstimmung im Hohen Haus

Ein vergleichsweise lächerlicher Anlass führte im Oktober 1932 zu einem der unwürdigsten Zwischenfälle im Hohen Haus und erinnert an Reichsratssitzungen in der Zeit der Monarchie. Die Sozialdemokraten stellten den Antrag am 27. November Neuwahlen abzuhalten. Die »Kronenzeitung« berichtet am 22. Oktober über die Debatte:

„... Christlichsoziale und Heimatblockabgeordnete wenden sich in Zwischenrufen zumeist gegen Dr. Bauer, dem sie unter anderem zurufen: ‚Kusch! Jud! Saujud!' Die Sozialdemokraten wieder schreien gegen Fey, man hört Ausdrücke wie ‚Putschist, Hochverräter, Lump!' Der Krawall will kein Ende nehmen [...] Dr. Bauer schreit: ‚Das ist Dr. Dollfuß, seine dieswöchige Gesinnung!' Rufe bei den Christlichsozialen: ‚Kusch, Saujud!' [...] Bundeskanzler Dr. Dollfuß: ‚Und Sie sind in Ihrer Gesinnung ständig ein Bolschewik, der sich nur zur Diktatur des Proletariats, niemals ehrlich zur Demokratie bekennt!' Diese Worte entfesseln stürmischen Beifall bei den Christlichsozialen und der Heimwehr, Pfuirufe bei den Sozialdemokraten [...] Dr. Bauer tritt näher an den Bundeskanzler heran, klopft mit dem Finger an dessen Pult und ruft ihm zu: ‚Ich habe vor jedem, der ein ehrlicher Bolschewik ist, Achtung. Für Leute, die jede Woche eine andere Gesinnung haben, Verachtung, Herr Bundeskanzler!' Bundeskanzler Dollfuß ist ganz bleich im Gesicht, er wendet sich zu Dr. Renner und sagt: ‚Herr Präsident, ich mache Sie darauf aufmerksam, dass mich der Herr Dr. Bauer, mich, den Chef der Regierung, als Gesinnungslumpen bezeichnet hat. Ich bitte, die geschäftsordnungsmäßigen Konsequenzen zu ziehen!' Der Lärm nimmt ungeheuerliche Dimensionen an. Die Christlichsozialen schreien mit geballten Fäusten auf Dr. Bauer ein, der sich ein paar Schritte zurückzieht. In diesem Augenblick stürzt der Heimwehrabgeordnete Lichtenegger, ein kräftiger, schlanker Mann, zur Ministerbank, ergreift das auf dem Platz des Handelsministers stehende schwere Tintenzeug aus Messing und schleudert es gegen Dr. Bauer. Dr. Bauer weicht aus, das Tintenzeug saust gegen die Bänke der Sozialdemokraten und hinterlässt an der Aufschlagstelle eine starke Einkerbung im Holz. Für eine Sekunde herrscht Stille. Lichtenegger packt nun ein zweites Tintenfass vom Pult des Justizministers und wirft auch dieses gegen Dr. Bauer, abermals ohne ihn zu treffen. Es streift den sozialdemokratischen Abg. Dr. Danneberg am Ärmel und fährt dann krachend gegen die Bank der Sozialdemokraten, hier viele Abgeordnete mit Tinte bespritzend. Rufe der Empörung werden laut. Etwa zwanzig Sozialdemokraten stürzen vor und wollen über Lichtenegger herfallen. Einige Christlichsoziale werfen sich dazwischen [...] Ein wildes Handgemenge ist unvermeidlich! Im entscheidenden Moment aber stürzt Präsident Dr. Renner, ein beleibter und bejahrter Herr, mit der Elastizität eines jungen Menschen von seinem Präsidentenstuhl herunter, schiebt alle Hindernisse beiseite und ist wie der Blitz zwischen den Kämpfenden. Mit gewaltiger Stimme schreit er: ‚Die Sitzung ist unterbrochen! Der Saal ist sofort zu räumen. Ordner aller Parteien unterstützen den Präsidenten!' Einige Sozialdemokraten wollen von rückwärts über Lichtenegger herfallen, man sieht, wie sich Stenografen schützend zwischen den Sozialdemokraten Hareter, einem Riesen, und Lichtenegger stellen. Dann werden alle hinausgedrängt. Fast zwei Stunden dauert die Unterbrechung der Sitzung [...] Am Abend schreitet man zur Abstimmung. Antrag Seitz, die Neuwahlen am 27. November des Jahres durchzuführen, wird mit 83 Stimmen der Regierungsparteien gegen 78 Stimmen der Opposition abgelehnt. Der Regierungsantrag, ‚im Frühjahr den Wahltag zu bestimmen' wird mit demselben Stimmenverhältnis angenommen. Der Antrag der Großdeutschen, der Regierung das Misstrauen auszusprechen, wird ebenfalls von den Mehrheitsparteien mit 83 gegen 78 Stimmen abgelehnt ..."

»Sektionschef Robert Hecht und die Zerstörung der Demokratie in Österreich« (Wien 1975) zum Schluss: *„... mit der Verordnung vom 1. Oktober 1932 hat die Regierung Dollfuß den ersten gezielten Versuch unternommen, sich aus ihrer verzweifelten parlamentarischen Lage zu befreien ..."*

Innere Gefahren, äussere Bedrohung

Im August 1932 waren zwei Politiker verstorben, die länger als ein Jahrzehnt das Geschick der Ersten Republik bestimmt und gestaltet hatten: Am 19. August Johann Schober, im 58sten Lebensjahr, in Baden bei Wien, und am 2. August der 56-jährige Ignaz Seipel in Pernitz. Seipel hatte 1930 Hechts Exposé über die Wahlverhinderung der Eisenbahner eingesehen. Seipel meinte dazu: *„Es handelt sich uns nicht darum, ob die Beweisführung nach allen Richtungen hin stichhältig ist. Ob es hält, weiß ich nicht. Das macht aber auch nichts, Wir haben aber jedenfalls eine juristische Begründung, die auf den ersten Anblick plausibel ist, und auf dieser Grundlage können wir uns eine Meinung bilden."* Die Worte hatten richtungweisende Bedeutung für Hecht und jene, denen er beratend zur Seite stand.

Zwischenzeitlich hatten andere nicht minder bedrohliche Ereignisse die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf sich gezogen.

Am 18. September 1932 drängten Tausende in die Engelmann-Arena, um einen der engsten Mitarbeiter Adolf Hitlers sprechen zu hören: Joseph Goebbels. Der Propagandachef der NSDAP, vom österreichischen Gauleiter Alfred Eduard Frauenfeld eingeladen, kam in Begleitung einer Schar SA-Männer. Transparente flankierten die Rednertribüne: »Für Freiheit und Brot«, »Wiener erwacht!«, »Gebt Hitler die Macht!« Goebbels ruft zur Erhebung auf. Gegen *„die morsche Demokratie"*, gegen den Parlamentarismus, gegen den *„verjudeten Staat"*, den jüdischen Kapitalismus und den jüdischen Bolschewismus. Und er verspricht: Deutschland und Österreich werden zu einem Großdeutschen Reich unter Führung Adolf Hitlers zusammengeschlossen. Unter frenetischen Heilrufen stimmten die Besucher das »Horst-Wessel-Lied« an, das sie besser beherrschten als die österreichische Bundeshymne. Elf Jahre später wird sie derselbe Goebbels zum totalen Krieg auffordern, *„... totaler und radikaler, als wir ihn uns heute überhaupt noch vorstellen können ..."*.

Goebbels kam am 2. Oktober wieder, und verlieh dem Gauparteitag der NSDAP in Wien, der vom 29. September an tagte, nachträgliche Bedeutung. Am 30. September prügelten sich die Abgeordneten der SDAP und der NSDAP im Wiener Gemeinderat wegen Nichtigkeiten. Das mittelalterliche Faustrecht kehrte zurück.

Joseph Goebbels, Propagandachef der NSDAP, am 18. September 1932 in Wien in der Engelmann-Arena (oben). Rechts von ihm der österreichische Gauleiter Eduard Frauenfeld.

Treffpunkt Heldenplatz

Massenaufmärsche, Großveranstaltungen, Riesenversammlungen, die Politik kam ohne dieses Aufgebot an Menschenmassen offenbar nicht mehr aus, was angesichts der »Massen«-Arbeitslosigkeit nicht Wunder nimmt. Schon im Juli 1932 begann die Arbeitslosenzahl wieder zu klettern. Sie stieg von 266.365 bis zum Dezember auf einen bisher noch nicht erreichten Höchststand von 367.829 unterstützten Arbeitslosen, bei insgesamt 450.000 vorgemerkten.

Die nationalsozialistische Heerschau vom September/Oktober 1932 endete auf dem Heldenplatz. Hermann Göring war dazu angereist, SA-Stabschef Ernst Röhm, der Judenhasser Julius Streicher, Robert Ley, Hans Frank. Natürlich sprach auch Frauenfeld. Warnungen vor einer schwarz-roten Koalition wurden laut und hätten die Parteiführer der beiden Lager zur Besinnung bringen müssen, dass sie nur gemeinsam den fortschreitenden Nationalsozialismus aufhalten konnten. Aber weder Rot noch Schwarz reagierte. Beide glaubten, allein stark genug zu sein, die drohende braune Flut aufhalten zu können. Auch die Übergriffe der Nationalsozialisten in jenen Tagen, vor allem in den Arbeiterbezirken, öffneten den Sozialdemokraten die Augen nicht. Die Bilanz der Gautage auch nicht. 19 Kommunisten, 64 Nationalsozialisten, aber 192 festgenommene Sozialdemokraten. Die Alarmzeichen drangen bis zur SP-Parteileitung nicht durch: nach der Heimwehr in Wiener Neustadt nun die Nationalsozialisten in Wien. Sie hatten bewiesen, was sie im roten Wien auf die Beine zu stellen vermochten. Und dies ohne Unterstützung durch Sympathisanten aus den Bundesländern.

Am 15./16. Oktober machte die Heimwehr, die sich auch Heimatschutz nannte, auf sich aufmerksam. Die Nachwehen des unseligen Pfrimer-Putsches waren im Sommer abgeklungen, nun wollte die Bundesführung unter Starhemberg wieder Flagge zeigen. In Verbindung mit dem gleichzeitig stattfindenden christlichsozialen Volkstag war ein großes Besucheraufgebot gesichert. Bei der Eröffnungsfeier in der Engelmann-Arena erfuhren die 10.000 Besucher, dass Liberalismus, Materialismus und Sozialismus die Ursache für die innere Aushöhlung der europäischen Kultur und den Niedergang der Wirtschaft seien. Aufhorchen aber ließ Hauptredner Kanzler Dollfuss, der ein Gesetz über einen freiwilligen Arbeitsdienst ankündigte, das *„Tausenden von Menschen, besonders aber Jugendlichen, die sich nach Arbeit und Beschäftigung sehnen, eine Beschäftigung"* bringen soll. Ein Blick über die Grenze, in die Weimarer Republik, die unter ähnlichen Arbeitslosennöten wie die Alpenrepublik litt, hatte dazu angeregt. Dort war zwar ein spürbarer Rückgang der Arbeitslosigkeit nicht zu bemerken, aber der Schein blieb gewahrt, dass der Staat versuchte, etwas zu tun. Die Nationalsozialisten werden diesen freiwilligen Arbeitsdienst 1933 zur Pflicht machen.

Am selben Tag, am 16. Oktober 1932, sah der Heldenplatz wieder einen Massenaufmarsch. Geschätzte 12.000 Heimwehrangehörige aus allen Bundesländern feierten eine Feldmesse und hörten Ansprachen. Am Vormittag war der Theologe Theodor Innitzer, nach dem Tod Erzbischof Piffls am 20. September zum Erzbischof von Wien bestimmt, im Wiener Stephansdom konsekriert worden. Bundesführer Starhemberg, der nach dem Desaster seines Vorgängers Pfrimer erneut an der Spitze der Wehrorganisation stand, ergriff wie stets das Wort und versuchte, das unter seiner Ägide einsetzende Schwinden der Mitgliederzahl des Heimatschutzes zu beschönigen. Dies mache ihn nicht besorgt, denn diejenigen, *„... die heute in seinen Reihen stehen, sind tausendmal besser als jene von einst, die als politischer Flugsand heute in dem und morgen in jenem Lager stehen"*. Es heiße jetzt Disziplin und Nerven bewahren, tönte Starhemberg.

Zur gleichen Zeit war in Simmering, am anderen Ende der Stadt, eine Drama abgelaufen, das für die Zukunft Böses ahnen ließ. In dem überwiegend von Arbeitern bewohnten Bezirk wollten die Nationalsozialisten beweisen, dass sie die eigentliche Kraft waren, die den Roten den Kampf ansagen konnte. Hier hatten sie bei der Landtagswahl nur 6,83 % der Stimmen erzielt, gegenüber einem Wiener Durchschnitt von 15,47 %. Ihr polizeilich für um 9 Uhr Vormittag angemeldeter Aufmarsch sollte daher zunächst provozieren. Inmitten eines in großer Schleife geplanten Umzuges lag das sozialdemokratische Parteiheim. Den von zwei Musikkapellen angeführten Demonstrationszug begleiteten etwa 500 Sozialdemokraten, die ihrerseits durch Zurufe und Steinwürfe die Nationalsozialisten herausforderten. Polizei war nur schwach vertreten. Die Schmähungen eskalierten. Am Ende des Zuges der Marschierenden entstand eine Keilerei. Beim Parteiheim angekommen, fiel ein Schuss. Im Gebäude hatten sich Schutzbündler verbarrikadiert, die dachten, der Schuss sei auf der Straße von Nationalsozialisten abgegeben worden, und sie eröffneten aus allen Fenstern das Feuer. Die Polizei schoss zurück und setzte zum Sturm des Heimes an. Im Nahkampf mussten die Schutzbündler kapitulieren.



Die Bilanz der Provokation war erschreckend: zwei Tote Nationalsozialisten, eine ältere Frau, die an einem Bauchschuss erst zwei Monate später starb, ein toter Polizist, den ein Schutzbündler aus dem ersten Stock des Heimes erschossen hatte. Der Polizist war Sozialdemokrat.

Das »Wiener Montagblatt«, Sprachrohr des Wiener Heimwehrführers Emil Fey, meldete: *„Man habe endlich den Mut, sämtliche sozialdemokratischen Parteiheime vom Keller bis zum Dachboden, in und zwischen den Mauern genau zu untersuchen, die versteckten Waffen zu beschlagnahmen und die Gassen, die sie beherrschen und bedrohen wie die Fronvögte, zu befreien."*

Drischützgasse 4, heute (oben). Am 16. Oktober 1932 spielten sich hier Straßenkämpfe zwischen Sozialdemokraten des »Bataillons Widholz« und Polizisten ab, die einem behördlich genehmigten nationalsozialistischen Demonstrationsmarsch Geleitschutz gaben. Der Schutzbund kehrte die Vorkommnisse unter den Tisch, von ihm gibt es keinen Bericht. Der Redakteur Willi

Dollfuß nahm den Simmeringer Krawall zum Anlass und ernannte am 17. Oktober Emil Fey zum Staatssekretär für das Sicherheitswesen. Polizei und Gendarmerie standen nun unter der Kontrolle der Heimwehr. Gegen Feys sofort erlassenes Uniform- und Aufmarschverbot – die Heimwehren waren ausgenommen – protestierten Sozialdemokraten und Nationalsozialisten in seltener Eintracht. Unbeeindruckt erließ Fey am 1. Dezember ein unbefristetes Versammlungsverbot, das auch für Lokale galt. Der klare Bruch der Verfassung, die die Versammlungsfreiheit garantierte, rief wieder nur den Protest der »Arbeiter-Zeitung« hervor, mehr nicht. Die Parteiführung reagierte auf alle Herausforderungen wie gelähmt, was die Spannungen an der Basis verstärkte. Am 6. November wählte Vorarlberg seinen Landtag und auch hier setzte sich der in Ostösterreich und Salzburg festgestellte Trend fort: Die Nationalsozialisten legten zu: von 900 Stimmen am 9. November 1930 auf 8.000. Auch die Kommunisten bekamen starken Zulauf, von 200 Stimmen auf 2.600.

Eine vage Hoffnung hegten die Gegner der Nationalsozialisten: In Deutschland schien Hitler seine Zugkraft verloren zu haben, eine schlechtes Reichstagswahlergebnis stürzte die Erfolg gewohnte NSDAP in die Krise. Die Auswirkungen griffen auf den österreichischen Ableger noch nicht über. Nationalsozialisten warfen am 18. Dezember, dem letzten Einkaufssonntag vor Weihnachten, dem »Goldenen Sonntag«, im Großkaufhaus Gerngroß in Wien Mariahilf Stink- und Tränengasbomben unter die Einkäufer. In der entstehenden Panik wurden viele Frauen und Kinder verletzt.

Endete das Jahr mit Krawall, so begann das Jahr 1933 mit einem internationalen Skandal, der die Regierung Dollfuß innenpolitisch schwer erschütterte und außenpolitisch in Bedrängnis brachte.

Die Hirtenberger Waffenaffäre

Am 8. Jänner berichtete die »Arbeiter-Zeitung« von einem Waffentransport, der von Italien über Österreich nach Ungarn geführt werden sollte. Die Verträge von St-Germain und Trianon untersagten solche Transporte. Italiens Verhältnis zu Jugoslawien stand in jenen Tagen auf Sturm, und Rom suchte in Ungarn einen Verbündeten. Ihm lieferte es Waffen. Über Österreich.

Sozialdemokratisch organisierte Eisenbahner hatten auf dem Villacher Frachtenbahnhof Waggons aus Italien geöffnet, die laut Frachtpapieren altösterreichisches Kriegsmaterial aus Beutebeständen enthielten. Es war für die Waffenfabrik in Hirtenberg zur Reparatur bestimmt. Die Fabrik befand sich im Besitz des Großindustriellen Fritz Mandl, der die Heimwehr förderte und zu Starhemberg sowie italienischen und ungarischen Militärs gute Beziehungen pflegte. Das sozialdemokratische Parteiblatt behauptete, dass Österreich Waffentransporte von Italien nach Ungarn erlaube und seinen neutralen Status im italienisch-jugoslawischen Interessenskonflikt zugunsten Italiens aufgebe. Die österreichische Regierung dementierte, es handle sich um keinen Waffenschmuggel, sondern um altösterreichisches Kriegsgerät, das in Hirtenberg und in Steyr repariert werden sollte. Das Finanzministerium habe, ohne Rücksprache mit der Regierung zu halten, dem Wiener Oberzollamt die Genehmigung für diese Transaktion erteilt. Nach erfolgter Reparatur sei anzunehmen, dass die Waffen wieder an Italien zurückgehen, von einer Lieferung an Ungarn sei nichts bekannt.

Am 11. Jänner protestierten Vertreter der Kleinen Entente bei Dollfuß gegen einen Weitertransport nach Ungarn. Dollfuß gab indirekt zu, dass die Waffen für Ungarn bestimmt seien. Im britischen Außenamt wusste man das und am 22. Jänner sogar alle Details. Von 101.000 importierten Gewehren waren 56.000 schon in Ungarn, 15.000 erhielt die österreichische Heimwehr, 30.000 verblieben in Österreich zur Reparatur. Das Foreign Office wusste schon seit geraumer Zeit, dass Italien und die Kleine Entente über Jahre illegale Waffentransporte durch Österreich leiteten. Bislang fehlten aber Beweise, um den Fall vor den Völkerbund zu bringen.

Orme Sargent von der Zentraleuropaabteilung im Foreign Office riet, den Hirtenberger Waffendeal dem Völkerbund nicht vorzulegen. Statt dessen sollte Jugoslawien in die britische Interessenszone einbezogen und von Österreich Garantien verlangt werden, dass die Waffen wieder an Italien zurückgeschickt werden würden. Dem schloss sich der britische Unterstaatssekretär im Außenamt, Sir Robert Vansittart, an. Er verteilte die Schuld des Schmuggels auf alle drei beteiligten Regierungen. Italien als Anstifter, Ungarn, das trotz seines Staatsbankrotts aufrüstete, und diese blöden Österreicher („those idiotic Austrians").

Paris zögerte ähnlich, und wies nur darauf hin, dass die Lausanner Anleihe natürlich in Frage gestellt sei. Die Botschaft in Wien aber unterstützte die Kleine Entente, die den Vorfall in Genf debattiert sehen wollte. Frankreich und Italien waren aber seit Anfang 1933 bemüht, einander näher zu kommen, daher pfiff Paris seine Vertretung in Wien zurück. Italien musste aus der Affäre herausgehalten werden. Dafür sollte Österreichs Militärpolitik – Waffenproduktion, Waffenexporte, paramilitärische Verbände – eingehend durch die Abrüstungsabteilung des Völkerbundes geprüft werden. London weigerte sich, den Hauptmissetäter Italien zu schonen. Paris, unter dem Druck der Kleinen Entente, einigte sich mit London auf einen Fragebogen, den Wien, Rom und Budapest beantworten sollten. Die wichtigste Frage lautete: *„Wo sind die Waffen jetzt?"*

Italien behauptete, die Waffen würden wieder, soweit sie es nicht schon sind, nach Italien zurückgebracht werden. England entschied in der Rolle des Krisenmanagers, die Affäre ad acta zu legen, und rettete damit das Kabinett Dollfuß. London hatte ein österreichisches Regierungsszenario nach einem Sturz von Dollfuß durchgespielt und war zum Entschluss gekommen, der Status quo sei die beste Lösung. Wie viele Waffen nach Ungarn gelangten, war den Briten egal. Auch, dass ein gut Teil der Waffen an Starhembergs Heimwehren abgezweigt worden war.

Den Engländern bereiteten die italienischen Ambitionen im Donauraum Sorge und diesen wollte man diplomatisch begegnen. Aber sie wollten auch verhindern, dass Deutschland für die Lausanner Anleihe einspringt, denn an Deutschlands Spitze stand seit 30. Jänner Adolf Hitler, dessen erklärte Absicht, Österreich an das Reich anzuschließen, auf den ersten Seiten seiner programmatischen Schrift »Mein Kampf« nachzulesen war.

London wusste auch, dass die Sozialdemokratie die Regierung Dollfuß durch die Hirtenberger Waffenaffäre und den erzeugten internationalen Druck zu Fall bringen wollte.

Kaum war die Position von Dollfuß einigermaßen gerettet, drang der Bestechungsversuch des Generaldirektors der Bundesbahnen, Egon Seefehlner, am 22. Februar an die Öffentlichkeit. Seefehlner hatte dem Vorsitzenden der Eisenbahnergewerkschaft, Berthold König, 15.000 Schilling Schweigegeld angeboten, sollte er die Umleitung des Waffentransports nach Ungarn und die Rücksendung der leeren Waggons von Ungarn nach Italien veranlassen. Nun handelte Dollfuß entschlossen. Er drängte Seefehlner zum Rücktritt und sandte die Waggons mit den Waffen nach Italien zurück. Auch diese Aktion, Dollfuß zu stürzen, war gescheitert. Im Gegenteil, er hatte dem Ausland Lauterkeit bewiesen und war aus der Affäre gestärkt hervorgegangen. Bedeutsam für die Zukunft Österreichs war jedoch, dass die Bindung an Italien fester wurde. Dies brachte Österreich gerade keine Vorteile.

Schlamm mahnte in der Zeitschrift »Wiener Weltbühne« vom 20. Oktober 1932, dass auch auf der Seite der Nazis die Toten Proletarier waren, Arbeitslose, die Wirtschaftskrise und Not in die Arme des Faschismus getrieben hatten. Dies war eine einsame Stimme der Vernunft in einer Zeit, die den »Kampf« auf ihre Fahnen geheftet hatte.

Am Ende

In den Auswirkungen legte sich die Hirtenberger Waffenaffäre wie ein Riegel vor die Genehmigung der Lausanner Anleihe. Weder London noch Paris gaben ihre Zustimmung. Dollfuss geriet abermals in beträchtliche Schwierigkeiten.

Um die Wirtschaft Österreichs stand es zu Jahresbeginn 1933 so schlecht wie noch nie zuvor, und alles deutete darauf hin, dass in absehbarer Zeit keine Besserung eintreten würde. Feine Damen der Gesellschaft kauften billigstes Fleisch als Futter für ihre Hündchen, obwohl alle Welt wusste, dass sie keine Tiere hatten, sie kauften es für sich.

Der bisherige Sparkurs der Regierung, von den Völkerbundkontrolloren peinlich genau beobachtet, hatte sich totgelaufen. Der Staat war zu Tode gespart. Zu allem Übel ließ die Lausanner Anleihe auf sich warten, was wieder manche Finanzstrategen als Segen empfanden, denn die Zinsenlast würde das Budget noch mehr belasten. Trotzdem musste, so die Wirtschaftsexperten, gespart werden. So wagte die Regierung Dollfuß den Griff an die Bahn, einen kostenintensiven Staatsbetrieb. Es war ein riskanter Schritt, denn sie legte sich mit der gewerkschaftlich bestorganisierten Berufsgruppe der Republik an, den Eisenbahnern.

Auch die Bahn litt unter der Wirtschaftsrezession. Frachtgut- und Passagieraufkommen wiesen hohe Einnahmenausfälle auf.

Mitte Februar musste die Generaldirektion der Eisenbahnen Löhne und Pensionen kürzen und konnte die Gehälter nur in drei Raten auszahlen. Diesen Bruch des Kollektivvertrags beschlossen die Eisenbahnergewerkschaften aller Fraktionen mit einem zweistündigen Warnstreik zu beantworten. Am 1. März 1933 sollte zwischen 9 und 11 Uhr in ganz Österreich der Eisenbahnverkehr ruhen.

Durch die Hirtenberger Waffenaffäre war die bürgerliche Regierung sensibilisiert. Auf die neuerliche Attacke der Sozialdemokratie reagierte sie mit Härte. Sie griff auf eine kaiserliche Verordnung vom 25. Juli 1914 zurück, die jede Diensteinstellung im Bahnbetrieb mit Arrest- und Geldstrafen ahndete. Schlagartig besetzten Bundesheer und Gendarmerie alle Bahnhöfe, die Streikführer kamen in Haft. Auch seitens der Regierung war das Muskelspiel als Warnung gedacht.

Unter diesem Aspekt trat am Samstag, dem 4. März 1933, um 15 Uhr, der Nationalrat zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen, um die Maßnahmen der Regierung gegen Streik und allfällige Straffolgen zu debattieren.

Die Stimmung im Hohen Haus war ungewöhnlich gereizt. Die Sozialdemokratische Parteiführung, wegen ihres Misserfolges in der Hirtenberger Waffenaffäre intern heftig kritisiert, stand unter enormen Druck. Sie musste sich in der Streikangelegenheit behaupten. Der heutige Tag brachte im Machtkampf zwischen Regierung und Opposition die Entscheidung.

Die Abgeordneten waren vollzählig erschienen. Den 82 Mandataren der Koalition aus Christlichsozialen, Landbündlern und des Heimatblocks, standen die 81 Mandatare der Sozialdemokratie und der Großdeutschen gegenüber.

Zwei Dringlichkeitsanträge standen auf der Tagesordnung. Eine Resolution kam während der Debatte hinzu. Der sozialdemokratische Abgeordnete König eröffnete die Sitzung mit dem Antrag die Bezüge der Bundesbahnbediensteten der Dienstordnung entsprechend auszubezahlen. Weiters forderte er die Einstellung und Rückgängigmachung aller disziplinarrechtlichen Maßnahmen gegen die Streikführer.

Der Großdeutsche Abgeordnete Schürff stellte den Antrag auf Gleichstellung der Bundesbahnangestellten mit den Bundesangestellten und bat um eine milde Behandlung der am Streik Beteiligten. Während der heftig geführten Debatte beantragte der Christlichsoziale Kunschak einen baldigen Abschluss der Erhebungen über die Streikbeteiligung, und die Übergabe des Materials an den für die Bahnen zuständigen Handelsminister Jakoncig vom Heimatblock. Das Handelsministerium solle ohne Härten entscheiden und in besonderen Fällen die Entscheidung des Nationalrats anrufen.

Bundeskanzler Dollfuß lehnte die dringlichen Anträge ab, sicherte aber der Resolution Kunschaks zu, beschleunigt und milde vorzugehen. Nun schritt man zur Abstimmung.

Da laut der Geschäftsordnung das Amt des Ersten Präsidenten der stimmenstärksten Partei vorbehalten ist – das war seit 1930 die Sozialdemokratische Partei –, ließ der erste Präsident des Nationalrats, Karl Renner, über die Anträge in der eingebrachten Reihenfolge abstimmen. Der Antrag Königs wurde mit 92:70 Stimmen abgelehnt. Der Antrag Schürffs wurde im ersten Teil verworfen, im zweiten Teil mit 81:80 Stimmen angenommen. Damit war die Regierung unterlegen. Über die Resolution Kunschaks brach zwischen Christlichsozialen und Großdeutschen ein heftiger Streit aus, so dass Renner die Debatte kurz unterbrach, um sich mit den beiden anderen Präsidenten – dem Christlichsozialen Ramek und dem Großdeutschen Straffner – zu beraten. In der Pause von 20 Uhr 40 bis 21 Uhr 35 versuchten Christlichsoziale einen großdeutschen Abgeordneten umzustimmen.

Währenddessen diskutierten Bauer und Seitz, ob Renner das Präsidentenamt nicht zurücklegen sollte, um als Abgeordneter mitzustimmen. Als geschäftsführender Präsident besaß er kein Stimmrecht.

Bei der Wiederaufnahme der Sitzung berichtete Renner, dass bei der Abgabe der Stimmzettel Unstimmigkeiten aufgetreten seien. Bei beiden Abstimmungen wurden zwei Stimmzettel mit gleichen Namen abgegeben. Beim sozialdemokratischen Antrag gab der Christlichsoziale Paulitsch zwei Stimmzettel ab, beim Antrag der Großdeutschen fanden sich zwei Stimmzettel des Sozialdemokraten Abram, aber keiner seines Sitznachbarn und Parteifreundes Scheibein.

Der die Zettel einsammelnde Parlamentsbeamte war sich aber sicher, dass beide Abgeordnete ihm ihre Stimmzettel ausgefolgt hätten. Natürlich konnten die Stimmzettel bei der Zählung irrtümlich vertauscht worden sein. Darauf wies Renner hin und las Auszüge aus der Geschäftsordnung vor. Renner erinnerte die Abgeordneten, dass kein im Saal anwesendes Mitglied des Hohen Hauses sich der Stimme enthalten konnte. Da niemand die Anwesenheit Abrams und Scheibein bestritt, dürfte ein Irrtum, allenfalls eine Verwechslung aufgetreten sein. Als Präsident entschied Renner, dass eine neuerliche Abstimmung nicht nötig sei und ermahnte die Abgeordneten achtsamer zu sein. Der Christlichsoziale Buresch meldete sich zur Geschäftsordnung zu Wort.

Er behauptete, dass ein Abgeordneter, der einen Stimmzettel auf einen anderen Namen abgebe, tatsächlich nicht abgestimmt habe. Sinn des Einspruchs Bureschs war, sollte einer der auf Abram lautenden Stimmzettel für ungültig erklärt werden, würde Stimmengleichheit vorliegen, laut Geschäftsordnung wäre dann der Antrag abgelehnt. Renner erwiderte, dass die *„tatsächliche Person"* zweifellos abgestimmt habe und dass dies für ihn entscheidend sei. Daraufhin brach ein heftiger Tumult aus.

Es war das erste Mal, dass die Entscheidung eines Präsidenten angezweifelt wurde. In diese chaotische Szene rief Renner: *„Meine Herren, es ist unmöglich, das Präsidium zu führen, wenn ein so großer Teil des Hauses den Entscheidungen des Präsidenten widerspricht. Ich werde das nicht auf mich nehmen. Ich lege meine Stelle als Präsident nieder!"*

Und *„erntete Beifall von links, lebhafte Zwischenrufe von rechts"*, berichtet das Parlamentsprotokoll.

Die Sozialdemokraten gestanden später ein, dass Renner auf Anraten Bauers und Dannebergs das Amt zurückgelegt hatte, um eine neuerliche Abstimmung zu

erreichen und so die Bahnbediensteten vor Disziplinarmaßnahmen zu schützen.

Kurz schien es, als würden alle zufrieden gestellt sein. Ramek, der Zweite Präsident, erklärte die vorhergehende Abstimmung für ungültig und schlug vor, sie zu wiederholen. Eine Entscheidung, die der Opposition entgegenkam. Aber der sonst so gewiefte Parlamentarier **Seitz** erhob Einspruch: es sei verfassungswidrig, eine Entscheidung des Präsidenten zu ändern. Jeder Vorsitz würde unmöglich gemacht werden, sollte man dieses parlamentarische Grundprinzip missachten.

Ramek legte daraufhin ebenfalls sein Amt zurück, und der Dritte Präsident, Straffner, tat dasselbe, ohne zu versuchen, den Zwist beizulegen. Die Sitzung wurde formell nicht aufgehoben, sondern die Abgeordneten verließen einfach um 21 Uhr 55 den Saal.

Ein nicht korrigierbarer Fehler

Für einen solchen Vorfall hatte die Geschäftsordnung nicht vorgesorgt. – Die Zweite Republik lernte aus dem damaligen Vorkommnis. Nun übernimmt bei der Demissionierung aller drei Präsidenten ein Alterspräsident – das dienstälteste Mitglied des Nationalrats – den Vorsitz.

Renner wurde später von den eigenen Parteigängern scharf kritisiert. Auch Bauer gab zu, dass sein Rat falsch gewesen sei.

Alle Beteiligten schienen an jenem Tag überfordert gewesen zu sein. Auch der Bundespräsident **Wilhelm Miklas**. Miklas nahm an, dass Renner das Amt weiter ausübe, wie etwa der Bundeskanzler, der erst durch einen neu ernannten abgelöst wird. Aber dem war nicht so. Der Nationalrat war »kopflos« geworden. Miklas sah in dieser Lage nur in einer von ihm erlassenen Notverordnung eine Lösung. Die Notverordnung aber machte er von der Zustimmung aller Parteien abhängig.

Dollfuß, der am nächsten Tag in Villach auf einer Bauerntagung sprach, war unmittelbar nach der Parlamentssitzung abgereist, ohne an einer der anschließenden Parteibesprechungen teilgenommen zu haben.

In Villach betonte er, dass für ihn die Verordnung von 1914 gelte, nach der gegen den Streik vorgegangen werden müsse. Seine Erklärung über den Vorfall des Abends ließ aufhorchen: *„Ich habe mich immer zu den Grundlagen des Parlamentarismus bekannt und erkläre auch heute meinen Glauben an eine gesunde Volksvertretung."*

Am selben Tag traten in Wien die christlichsozialen Führer, Buresch, Bundesobmann **Vaugoin** und Kunschak, zusammen und beschlossen, *„für einige Zeit autoritär zu regieren"*, erinnert sich Kunschak später, *„bis man durch Verhandlungen mit der Opposition eine Änderung der Verfassung sowie der Geschäftsordnung des Nationalrates durchgesetzt und so ein sicheres Funktionieren der gesetzgebenden und verwaltenden Organe des Staates gewährleistet"* hat. Dollfuß wusste davon noch nichts.

Zwei Ereignisse in Deutschland beeinflussten die politischen Entscheidungen der nächsten Tage in Österreich. **Hitler** war in der Reichstagswahl am 5. März als deutscher Reichskanzler bestätigt worden, – Dollfuß befand sich noch in Villach – und der Brand des Reichstagsgebäudes in Berlin am 27. Februar, den die Nationalsozialisten den Kommunisten anlasteten.

Die Reichstagswahl hielt Dollfuß endgültig ab, einer Neuwahl des Nationalrats zuzustimmen. Er befürchtete ein Erstarken der Nationalsozialisten. Und der Reichstagsbrand erinnerte an die Brandlegung des Justizpalastes durch vermeintliche Linke.

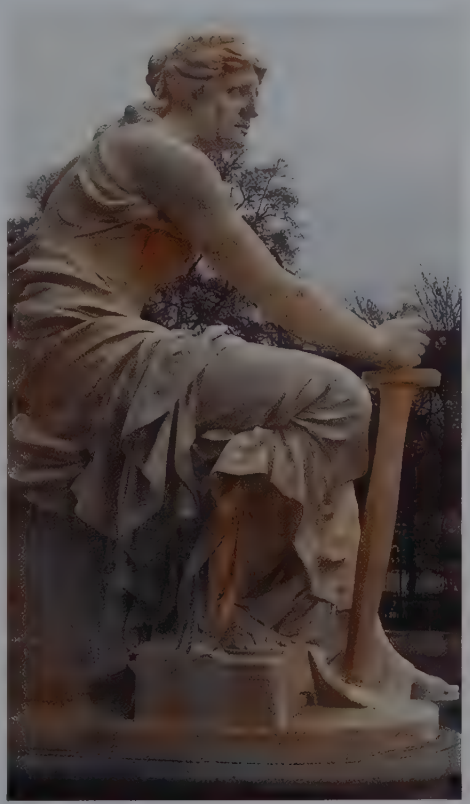
Völlig verwirrt waren die Christlichsozialen am 5. März, als 12.000 Personen oder mehr – Tausende waren abgewiesen worden – die Halle des Nordwestbahnhofs stürmten, einen beliebten Veranstaltungsort für Großereignisse, um Hitlers Sieg zu feiern. In spontan gefassten Resolutionen forderte man den Rücktritt des Kabinetts und eine nationale Regierung. Die Nationalsozialistische »Deutschösterreichische Tageszeitung« bestand auf der Wiederherstellung eines arbeitsfähigen Parlaments durch Neuwahlen. Augenzeugen berichten, dass an diesem Abend in Regierungskreisen Panikstimmung geherrscht habe.

Die Sozialdemokraten drängten auf eine rasche Wiederaufnahme der Parlamentssitzungen. Die für den 7. März einberufene Sitzung des Hauptausschusses wurde jedoch von den Regierungsparteien vertagt, bis die ungeklärte parlamentarische Lage bereinigt sei. Der Vertagungsantrag wurde mit einer Stimme Mehrheit angenommen. In einer Proklamation »An Österreichs Volk« bezeichnete sich die Bundesregierung als im Amt befindlich und von der parlamentarischen Krise nicht berührt. Bundespräsident Miklas unterzeichnete die Proklamation und fügte den Passus hinzu, die Regierung wünsche nicht, *„dass das Land dauernd einer aktionsfähigen, dem Allgemeinwohl dienenden Volksvertretung entbehrt"*.

Am selben Tag beschloss der Ministerrat ein Aufmarsch- und Versammlungsverbot sowie eine Pressenotverordnung. Bundeskanzler und Justizminister konnten nach einmaliger Beschlagnahme einer Zeitung eine Vorzensur verfügen. Die Zeitung musste dann zwei Stunden vor der allgemeinen Verteilung vorgelegt werden. Dagegen erhoben auch bürgerliche Blätter Protest. Bei allen Beschlüssen assistierte Sektionschef **Robert Hecht**. Hecht hatte Dollfuß auf den autoritären Weg gebracht, der geradewegs vor die Stiefel eines anderen Österreichers führte – Adolf Hitler.

Bundespräsident Miklas hätte in dieser kritischen Zeit entscheidend eingreifen können. Die Machtmittel dazu besaß er. Die Verfassung erlaubte ihm die Regierung ihres Amtes zu entheben. Er konnte das Parlament auflösen und Neuwahlen ausschreiben. Auch hätte er die Demission des Kabinetts annehmen können, die ihm Dollfuß am Abend des 7. März anbot. Miklas versicherte hingegen der Regierung sein Vertrauen. Mangelnde Entschlusskraft hielt den christlichsozialen ehemaligen Gymnasialdirektor aus Horn ab, eine Entscheidung im Sinne der Demokratie zu treffen.

Der dritte Parlamentspräsident Sepp Straffner versuchte, begangene Fehler zu bereinigen. Er berief für den 15. März den Nationalrat ein, um die abgebrochene Sitzung vom 4. März formell für geschlossen zu erklären. Doch Dollfuß ließ die Zugänge durch Kriminalbeamte sperren. Straffner erfuhr davon, verlegte die Sitzung um eine halbe Stunde vor, und informierte sozialdemokratische und großdeutsche Abgeordnete in aller Heimlichkeit. Kurz später räumten 200 Kriminalbeamte das Parlament. Die Demokratie war am Ende, der Staatsstreich der Regierung vollzogen. Nun folgte das *„Ausräumen des Revolutionsschutts"*, wie es Dollfuß nannte.



»Krieg«, Figur im Brunnenensemble vor dem Parlament in Wien (oben).

Schritt für Schritt



„Das Parlament hat sich selbst ausgeschaltet" **wurde zu einem Begriff in der Geschichte der Ersten Republik. Er erscheint erstmals am Montag, den 6. März 1933, in der bürgerlichen Presse. Möglich, dass ihn Robert Hecht präg-te, der gefinkelte Rechtsberater der Regie-rung. Ihr stand er in den kommenden vier-zehn Monaten zur Seite, damit sie auf recht-licher Basis alle demokratischen Errungen-schaften »ausschalten« konnte.**

Zunächst ist die Regierung selbst über-rascht, dass die Gegenseite nicht heftiger rea-gierte, als mit einem Leitartikel in der »Arbei-ter-Zeitung«: *„All das ist offener Verfassungs-bruch, ist die Aufhebung von staatsbürgerlichen Rechten, die durch die Verfassung gewährleistet sind, ist ein Staatsstreich der Regierung! Diese Ver-ordnung ist der erste Schritt zum Faschismus in Österreich!"*

Klar und präzise erkannte das Parteiblatt Tat und Absicht.

Etwas verhaltener dagegen forderte das bürgerliche Blatt, die »Neue Freie Presse«, am selben Tag, dem 8. März, *„... die schleunigste Wie-derherstellung der parlamentarischen Aktions-fähigkeit..."* **und** *„eine Diktatur durch das Kriegs-wirtschaftliche Ermächtigungsgesetz, das wäre wohl der schlechteste Weg zum sozialen Frieden, zur wirtschaftlichen Erholung und zur Vermeidung des Unterganges".*

Heeresminister Carl Vaugoin traute dem Frieden nicht. Er richtete eine Zirkularan-weisung an die Brigadekommandos: *„In allen Kasernen des Brigadebereiches ist die Stärke der gewöhnlichen Bereitschaften nach Schluss der Beschäftigung bis zum Zapfenstreich bis auf weite-res zu verdoppeln."* Wien schien ihm besondere Vorsicht zu gebieten. In der Garnison sei täglich eine auf Schnelllastkraftwagen zu verladende Infanteriekompagnie in verstärkter Bereitschaft zu halten, ordnete er an. Aber außer in die Welt ge-setzten Gerüchten über Alarmierungen des Schutz-bundes gab es auf der Seite der Sozialdemokratie keine Reaktion. Sie wirkte wie gelähmt.

Der sozialdemokratische Abgeordnete Danne-berg verhandelte mit Dollfuss über die Einberu-fung des Nationalrats. Dieser beruhigte und versi-cherte, diktatorische Maßnahmen der Regierung seien nicht gegen die Arbeiterschaft gerichtet, son-dern gegen die Nationalsozialisten. Auch die ge-plante Verfassungsreform solle nur eine straffere Führung des Nationalrats ermöglichen und die Ablösung des Bundesrats durch eine ständische Körperschaft ermöglichen.

Das wahre Ziel nannte Dollfuß am 25. März 1933 im Klubvorstand der Christlichsozialen Partei: Die Notverordnungen seien notwendig, *„... um die Mar-xisten Schritt um Schritt in die Knie zu zwingen".*

Am 10. März raffte sich Otto Bauer auf und trat vor die Wiener Vertrauensmänner: *„So wird, wenn wir uns nicht zur Wehr setzen, von der Verfassung der Republik nichts übrig bleiben als dieses Kriegswirtschaftliche Ermächtigungsgesetz."* Und weiter: *„... Wir wissen, dass, wenn es zur Ent-scheidungsschlacht kommt, dies Opfer kosten wird, die wir vor den Müttern des Landes nur verantwor-ten können, wenn wir vorher alles getan haben, um eine friedliche Lösung auf demokratischer Grund-lage möglich zu machen [...] Sollte unser Gegner es anders wollen, sollte er unsere Friedensbereitschaft verschmähen [...] dann soll er wissen, dass wir zu allem bereit sind - wirklich zu allem."* Und damit blieb alles beim Alten.

General Theodor Körner sprach sich gegen jede Gewalt aus, die zu befürchtenden Blutopfer wären zu hoch. Womit er zweifellos recht hatte, aber jeder Tag, der verstrich, machte die Regierung stärker, konnte sie ihre Macht weiter ausbauen. Am 14. März erließ sie auf der Basis des Kriegswirt-schaftlichen Ermächtigungsgesetzes eine Wehr-gesetznovelle über die Verlängerung des Präsenz-dienstes sowie die Einberufung der beurlaubten Stände des Bundesheeres durch den Bundespräsi-denten.

Gewiss kamen aus den eigenen Reihen Beden-ken über die Anwendung des KWEG, Dollfuß war darauf vorbereitet: Er führe einen Zweifronten-krieg, gegen Nationalsozialisten und Marxismus, das könne er nur mit dem KWEG.

Am 13. März machte er deutlich, dass er in der Sozialdemokratie den Hauptgegner erblicke: *„... Ich bin der Meinung, dass man die nationalsozialis-tische Bewegung nicht damit bekämpfen kann, dass man, unter Rückendeckung der Sozial-demokraten, den Nationalsozialismus mit allen Mitteln der Technik und der Schikane bekämpft. Denn das, was im Nationalsozialismus und in sei-nen Ideen gut und gesund ist, das ist altes, christ-*

Abriegelung der Wollzeile/Luegerplatz vor dem Café Prückel am 1. Mai 1933 durch das Bundesheer (oben). Die Gäste im »Schanigarten« des Kaffeehauses sehen interessiert zu.

lichsoziales Programm; das aber, was beim Nationalsozialismus hohle Phrase und Demagogie ist, das interessiert uns nicht …"

Den nächsten Schlag gegen die Sozialdemokraten ließ der Kanzler am **16. März** ausführen, es war gleichsam ein Test: Die Tiroler Landesregierung löste in Übereinstimmung mit der Bundesregierung den Republikanischen Schutzbund auf. Die Auflösung war schon länger vorbereitet und stand in keinem Zusammenhang mit dem Feuergefecht, das sich in der Nacht vom **15.** auf den **16. März** Schutzbund und von Gendarmerie unterstützte Heimwehr im Raum Waidhofen an der Ybbs lieferten. Das Geplänkel, das kaum der Öffentlichkeit bekannt wurde, sowie ein Schusswechsel in Kapfenberg am **17. März**, dienten jedoch am **28. März 1933** dem Bundeskanzleramt als Vorwand, am **31. März** den Republikanischen Schutzbund in ganz Österreich aufzulösen. Das Jahrbuch der Arbeiterbewegung berichtet: *„… Die Auflösung löste größte Empörung unter der Arbeiterschaft aus. In wochenlanger Unruhe, Demonstrationsbummeln und sonstigen Protestaktionen nahm die Arbeiterschaft gegen diesen Streich der Klerikofaschisten in leidenschaftlicher Weise Stellung …"* Die einst so machtvolle und selbstbewusste Partei war zu einem Papiertiger verkommen.

Dollfuß praktizierte den Weg der kleinen Schritte. Versprechungen, Andeutungen, Hinhalten, und das Zügel mit so viel Spielraum geführt, dass noch Luft zum Atmen blieb. Eine demokratische Einrichtung nach der anderen stürzte er. Und die Sozialdemokratie hoffte und bangte und verhandelte. In Erinnerung an **Karl Renners** Worte von **1920**, als die Sozialdemokratie in juveniler Trotzhaltung die Regierungsbank verließ und auf den Sesseln der Opposition Platz nahm: *„Sie haben die Regierung, aber wir haben die Macht!"*

Die Macht hatte die Sozialdemokratie auch **1933**. Mehr als 40 % der Bevölkerung standen hinter ihr. Mehr konnte sie nicht erwarten. Adolf Hitler kam am **5. März 1933**, mit Kanzlerbonus und fast diktatorischen Vollmachten, nicht über 42,3 % hinaus. Auch in der Illegalität stellte die Sozialdemokratie noch einen Machtfaktor dar. Der aufgelöste und für illegal erklärte Schutzbund blieb bis zur Katastrophe von **1934** im Untergrund handlungsfähig. Er hortete seine Waffen und bezog neue auf dem Donauweg aus Preßburg und über Land aus Malacky, ebenfalls aus der Tschechoslowakei. Es war logisch, dass Dollfuß und sein Regime Wien, die Hochburg der Sozialdemokratie, ins Visier nahmen. Doch bevor Wien fiel, erhob sich die Arbeiterschaft.

Chronik antidemokratischer Massnahmen zur Errichtung eines autoritär regierten Staates (Auswahl)

7. März 1933: Aufmarsch- und Versammlungsverbot, Vorzensur. »Halber« Staatsstreich der Regierung.

14. März: Wehrgesetznovelle verlängert Präsenzdienst.

16. März: Tiroler Schutzbund aufgelöst.

31. März: Schutzbund in ganz Österreich aufgelöst.

10. April: Unterrichtsminister **Rintelen** hebt die Verordnung des Unterstaatssekretärs **Otto Glöckel** vom 1919 auf. Die Teilnahme der Schulkinder am Gottesdienst ist wieder Pflicht.

21. April: Verbot von Arbeitsniederlegung. Die Strafe von bis zu sechs Monaten Gefängnis verhängt kein Gericht, sondern politische Behörde. Gewerkschaftsführer, die verbotene Streiks durchführen, haften mit ihrem privaten Vermögen und mit dem Gewerkschaftsvermögen.

1. Mai: Regierung untersagt Maiaufmarsch der Arbeiterschaft. Innenstadt durch Militär, Drahtverhaue, Maschinengewehrposten, Geschütze abgeriegelt. Sozialdemokraten, durch rote Nelken erkennbar, bummeln über die Ringstraße.

10. Mai: Verbot von Landtags- und Gemeinderatswahlen. Befristet, dann verlängert. Anlass Nationalsozialisten erreichten am 23. April in Innsbruck 9 Mandate bzw. ein Viertel der Gemeinderatssitze.

10. Mai: Beamte leisten neuen Eid auf den »Bundesstaat Österreich« (bisher »Republik Österreich«).

26. Mai: Kommunistische Partei wegen staatsgefährlicher und illegaler Betätigung aufgelöst.

27. Mai: Ausschaltung des Verfassungsgerichtshofs.

19. Juni: Verbot der NSDAP und steirischer Heimwehr.

23. September: Verordnung über die Festnahme sicherheitsgefährlicher Personen auch vor Einleitung eines administrativen oder strafgerichtlichen Verfahrens, und die Verhaltung von sicherheitsgefährlichen Personen zum Aufenthalt in einem bestimmten Orte oder Gebiet. Errichtung von Anhaltelager zur Internierung politisch missliebiger Personen.

26. Oktober: Verordnung über das Verbot von Warenlieferungen aus genossenschaftlichen Betrieben an öffentliche Körperschaften und Institutionen. Land- und forstwirtschaftliche Genossenschaften sind ausgenommen. Betroffen sind fast ausschließlich sozialdemokratische Konsumgenossenschaften.

10. November: Einführung der Todesstrafe in Verfahren vor Standgerichten für Verbrechen des Mordes, der Brandstiftung und der öffentlichen Gewalttätigkeit sowie bei boshafter Beschädigung fremden Eigentums. – Erste Hinrichtung am **11. Jänner 1934**, vollzogen am unzurechnungsfähigen Landstreicher Strauß, der Heuschuppen in Brand steckte. Bevölkerung reagiert empört.

Ende Dezember 1933: Funktionäre der christlichsozialen Arbeiterbewegung übernehmen die Funktionen der sozialdemokratischen Gewerkschafter in den Arbeiterkammern.

21. Jänner 1934: Verbot des Verkaufs der Arbeiter-Zeitung. Erlaubt ist Postzustellung.

24. Jänner: Vizekanzler **Fey** erteilt Weisung zur Durchsuchung von Parteigebäuden und Wohnungen nach Waffen.

24. Jänner: Verordnung ermöglicht die Ausschließung von sozialdemokratischen Arbeitern bei öffentlichen Arbeiten und bei Lieferungen an öffentliche Körperschaften.

3. Februar 1934: Festnahme der Schutzbundführer Major **Eifler** und Hauptmann **Löw**. Verhaftungswelle von Schutzbundführern. Der illegale Schutzbund zum Teil ohne Führung.

8. Februar: Waffensuche im sozialdemokratischen Parteihaus in Wien.

9. Februar: Oberösterreichischer Sicherheitsdirektor ordnet in Geheimerlass die Erfassung aller sozialdemokratischen Vertrauensleute an. Sie sollen in Anhaltelager verbracht werden.

12. Februar: Polizei beginnt um 7 Uhr früh mit der Durchsuchung des sozialdemokratischen Parteiheims in Linz nach Waffen. Schutzbund eröffnet das Feuer. Bürgerkrieg.

16. Februar: Annullierung sozialdemokratischer Mandate. Beschlagnahme der Vermögenswerte der Sozialdemokratischen Partei und ihrer Organisationen.

21. Februar: Aufhebung des Standrechts. Sozialdemokratische Betriebsräte ihrer Funktion enthoben. Politisch Vorbestrafte vom aktiven und passiven Wahlrecht ausgeschlossen.

2. März: Errichtung einer Einheitsgewerkschaft.

30. April: Verfassungsermächtigungsgesetz erlaubt der Regierung Bundes- und Verfassungsgesetze zu erlassen. Ausübung der Staatsgewalt durch diktatorische Maßnahmen möglich.

1. Mai: Verkündung der »Maiverfassung«.

19. Juni: Wiedereinführung der Todesstrafe durch Bundesgesetz.

12. Juli: Gesetz zur Abwehr politischer Gewalttaten. Todesstrafe für Besitz und Vergehen mit Sprengstoff. Erste Hinrichtung: 20-jähriger Sozialdemokrat **Josef Gerl**, wegen Anschlags auf Signalmast.

12. Juli: Werksgemeinschaftsgesetz statt Betriebsrätegesetze von 1919. Vertrauensmänner statt Betriebsräte. Werden von kommissarisch verwalteten Arbeiterkammern ernannt, bilden mit Unternehmern ein Gremium; Unternehmer besitzt absolutes Vetorecht.

Angst vor Wien



Vor Wien hatten die Christlichsozialen Angst. Es war die Urangst des Landvolkes vor der Hauptstadt, die schon zu Kaisers Zeiten mit dem Odium des Sündenbabels lockte und abstieß zugleich.

Dollfuss **stammte aus tiefster Provinz. In Kirnberg bei Mank, in Niederösterreich, als uneheliches Kind am 4. Oktober 1892 geboren, blieb er dem Bauernstand Zeit seines Lebens verbunden. Er idealisierte ihn und die bäuerliche Familie.**

Dieses Ideal, das Dollfuß selbst nie erfuhr und das nichts über die raue Wirklichkeit des Landlebens aussagt, wollte er auf die ganze Gesellschaft übertragen, sie umformen und Klassenkampf, Zwist und Streit beenden.

Die Stadt, in Sonderheit Wien, stand ihm bei der Verwirklichung seiner Vision im Wege. Dieses unüberschaubare Monster mit seinen dunklen Winkeln und düsteren Straßenschluchten machte ihm Angst. Dollfuß umgab sich mit Paramilitärs, die seine Empfindungen teilten, wie Starhemberg – auch er kam vom Lande –, der die Heimwehr führte und zur Genugtuung von Dollfuß nicht müde wurde, gegen Wien zu wettern. Niemand konnte überrascht sein, wenn der nächste Schlag der Stadt galt.

Die »Roten« waren überrascht. Sie warteten und schwangen schöne Reden: *„Und wenn die Welt voll Teufel wär', dieses Wien wird stehen kühl bis ans Herz, ein Hort der Demokratie, ein Hort des Geistes, ein Hort der Freiheit, ein Bollwerk gegen Faschismus und Diktatur"*, tönte Bürgermeister **Karl Seitz** am **17. Juli 1933** bei der Eröffnung der Wohnhausanlage auf dem Engelsplatz.

Dabei hatte der Bundesführerbefehl Nr. 4 des Heimatschutzes zwei Wochen nach der Ausschaltung des Parlaments, am **18. März 1933**, schon jeden Zweifel beseitigt: *„Die Enthebung des bolschewistischen Bürgermeisters von Wien. An seine Stelle ist ein Staatskommissär zu setzen ..."*

Der von den Heimwehren seit der Mitte der zwanziger Jahre angestrebte Marsch auf Wien, wie ihn Italiens Faschistenführer **Benito Mussolini** auf Rom vorgelebt hatte, konnte beginnen.

Am **26. März** hob Bundesheimwehrführer Starhemberg in Innsbruck auf einem Kameradschaftsabend wieder einmal drohend die Faust: *„Als selbstverständlich fordern wir die restlose Auflösung des Republikanischen Schutzbunds in ganz Österreich, die Auflösung und das Verbot der Freidenkerorganisationen, die Auflösung der Gemeindevertretung Wien und die Einsetzung eines verlässlichen rechts stehenden Staatskommissärs. Sollten wir bemerken, dass die Regierung nicht gewillt ist, rücksichtslos und kompromisslos den Kampf gegen Rot zu führen, dann trennen sich unsere Wege."* Zum Kampf gegen Rot, und schon gar nicht gegen Wien, musste Starhemberg Kanzler Dollfuß gewiss nicht drängen.

Unauffällig waren Dollfuß und sein Berater **Robert Hecht** sowie Finanzminister **Emanuel Weidenhoffer** schon am Werk, die Stadt dort zu treffen, wo sie am empfindlichsten war, bei den Finanzen. Dies teilte Dollfuß, am **22. Juli 1933**, dem italienischen Staatschef Mussolini mit: *„Gegenwärtig sind wir darauf bedacht, ihnen* [den Sozialdemokraten, Anm.] *die finanziellen Mittel, die sie sich durch ihren übermächtigen Einfluss in der Gemeinde Wien verschafft haben, recht einschneidend zu verringern."* Bis zum **September** verlor die Stadt Wien durch gesetz- und verfassungswidrige Verordnungen der Bundesregierung, laut Bericht des Wiener Finanzreferenten **Danneberg** 86 Millionen Schilling. Die Absicht, die Stadt in den Bankrott zu treiben und von Staatsmitteln abhängig zu machen, war unverkennbar.

Es geht um Wien

Im Glauben an die Rechtsmittel eines Rechtsstaats setzte sich die Wiener Landesregierung gegen den Angriff auf ihr Budget durch die Bundesregierung auf gesetzlichem Weg zur Wehr. Sie erhob gegen einige Notverordnungen wegen Verfassungswidrigkeit beim Verfassungsgerichtshof Einspruch. Ähnliche Einsprüche kamen auch vom Landesgericht in Graz und von den Bezirksgerichten in Steyr und Liesing. Alle Einsprüche waren berechtigt. Ein Urteil des Verfassungsgerichtshofs musste die Regierung in Schwierigkeiten bringen. Am **18. Mai 1933** trat ein Mitglied des Verfassungsgerichtshofs, **Adolf Wanschura**, zurück. Wanschura begründete seinen Rücktritt mit dem Argument, dass das höchste Gericht Österreichs nicht mehr zeitgemäß sei, da seine Mitglieder unter Mitwirkung politischer Parteien ernannt worden waren. Ein an sich löblicher Standpunkt, aber in einer krisenhaften Zeit unangebracht.

Wanschura gab der »Reichspost« ein Interview: *„... Die künftige Verfassungsreform wird nach meiner Ansicht den Verfassungsgerichtshof so aufbauen müssen, dass jeder parteipolitische Einfluss auf dessen Zusammensetzung entfällt. Bis dahin sollte sich jedoch in der Zeit einer solchen politischen Hochspannung, wie wir sie jetzt mitmachen, der Verfassungsgerichtshof meiner Meinung nach jeder Rechtsprechung enthalten."*

Bundeskanzler Dollfuß, dem Bauernstand verbunden, besuchte regelmäßig die Wiener Frühjahrsmesse. Die Veranstalter bemühten sich zwar, der Messe einen internationalen und alle Bereiche der Wirtschaft umfassenden Ruf zu geben, aber es gelang ihnen nicht. Bis in die Mitte der 50er-Jahre des 20. Jahrhunderts genoss die Wiener Messe bis nach Bayern den Ruf, primär eine

Bis zum 23. Mai verließen weitere drei Mitglieder den Gerichtshof. Alle vier Richter waren Christlichsoziale. An diesem Tag fasste der Ministerrat – ohne eine Sitzung abzuhalten – einen »Beschluss zur Neuordnung des Verfassungsgerichtshofs«: *„Die näheren Erläuterungen wird Sektionschef Dr. Hecht erteilen."*

Die wichtigste Änderung: *„Die auf Vorschlag des Nationalrates oder auf Vorschlag des Bundesrates ernannten Mitglieder und Ersatzmitglieder dürfen nur dann an Sitzungen und Verhandlungen teilnehmen und hinzu eingeladen werden, wenn und solange dem Verfassungsgerichtshof sämtliche Mitglieder und Ersatzmitglieder angehören, die auf Grund solcher Vorschläge ernannt worden sind."*

Nach dem Rücktritt von vier Richtern konnte die Regierung ihre Verordnung begründen: Dem Verfassungsgerichtshof gehörten keine von der Christlichsozialen Partei empfohlene Mitglieder mehr an, das politische Gleichgewicht des Gerichts war nicht mehr gegeben, das konnte die Regierung nicht akzeptieren.

Bis zum 25. Mai legten zwei weitere Richter ihr Amt zurück, die Regierung Dollfuß hatte Österreich in einen Zustand ohne Höchstgericht versetzt. Am 28. Mai teilte Sektionschef Hecht dem Bundeskanzler mit, dass er auf sein Amt als Ersatzmitglied beim Verfassungsgerichtshof verzichte. Er hatte in persönlichen Gesprächen den ausscheidenden Richtern versichert, sie würden dem neuen Verfassungsgerichtshof wieder angehören. Hecht wurde am 24. Mai für das »Große Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich« vorgeschlagen. Am 1. Dezember 1933 trat Hecht das Amt eines Vizegouverneurs der Österreichischen Postsparkasse an.

Dollfuss hatte mit einem Schlag zwei Probleme vom Hals: Der Verfassungsgerichtshof hatte sich selbst »ausgeschaltet« und Wien lag sturmreif vor ihm. Starhemberg kam am 12. September mit seinem Ruf die »Bolschewiken« aus dem Rathaus zu werfen, abermals zu spät. Vizekanzler Richard Schmitz hatte schon am 1. September seinem Tagebuch anvertraut: Dollfuß habe ihn zum kommissarischen Bürgermeister von Wien ausgewählt.

Die Bedrohung der letzten sozialdemokratischen Bastion war Thema der Tagung des sozialdemokratischen Parteivorstands und des Bundesvorstands der Freien Gewerkschaften am 17. September 1933. Die Sozialdemokratie listete jene Bereiche auf, die sie zur Waffe greifen ließ, würden sie angetastet werden: Auflösung der Partei, Auflösung der Gewerkschaften, Besetzung des Wiener Rathauses, Einsetzung eines kommissarischen Leiters im Rathaus oder eine aufgezwungene faschistische Verfassung.

Die Heimwehren machten weiter Druck. Kein Tag verging ohne Drohgebärde oder Hetzrede Feys oder Starhembergs. Trotzdem suchte die Sozialdemokratie die Verständigung. Sie spekulierte, dass die Regierung ohne ihre Hilfe den Nationalsozialisten auf Dauer nicht widerstehen wird können.

Manche Zeichen deuteten tatsächlich auf eine Annäherung der Sozialdemokraten und der Regierung. Mitte August verhandelte der Tiroler Heimwehrführer Steidle mit dem – illegalen – Schutzbund über einen gemeinsamen Schutz der Grenze zu Deutschland. Die Bedingung des Schutzbundes als eigenständige Einheit operieren zu wollen, konnte Steidle nicht erfüllen, der Kontakt brach ab. Auch die Kooperationsverhandlungen zwischen Heeresminister Carl Vaugoin und Schutzbundführer Julius Deutsch im September endeten ohne Ergebnis. Vaugoin wurde von Dollfuß Anfang November aus der Regierung entlassen. Vaugoin, zuletzt Bundesparteiobmann der Christlichsozialen Partei, war mit Dollfuß in Streit geraten. Vaugoin warnte vor der Zurückdrängung der Sozialdemokraten. Er schlug vor, alle Kräfte gegen den Nationalsozialismus zu mobilisieren. Dollfuß aber hielt das Parteiensystem für veraltet, mit ihm sei die politische Existenz des Staates nicht mehr zu garantieren. Er verfolgte schon die Idee einer »Vaterländischen Front«, Vaugoin musste gehen.

Der Verfassungsgerichtshof

Der Verfassungsgerichtshof bestand bis zu seiner Auflösung aus Richtern, die von den im Nationalrat vertretenen Parteien vorgeschlagen wurden. 1933 waren also auch Sozialdemokraten unter ihnen. Dollfuß wollte sich ihrer entledigen, das war nur durch den Verfassungsstreich möglich, den sein Berater Hecht ausheckte.

Der Verfassungsgerichtshof bestand aus einem Präsidenten, einem Vizepräsidenten, zwölf Mitgliedern und sechs Ersatzmitgliedern. Auf Vorschlag der Bundesregierung ernannte der Bundespräsident den Präsidenten, den Vizepräsidenten, sechs Mitglieder und drei Ersatzmitglieder. Auf Grund von Dreiervorschlägen des Nationalrats ernannte der Bundespräsident drei Mitglieder und zwei Ersatzmitglieder. Auf Grund von Dreiervorschlägen des Bundesrates ernannte der Bundespräsident drei Mitglieder und ein Ersatzmitglied.

Die Verordnungsprüfung des Verfassungsgerichtshofs oblag einem Senat von acht Stimmführern und einem Vorsitzenden (Quorum). Das Urteil des Verfassungsgerichtshofs hatte nur Rechtskraft, wenn es vom Quorum gefällt wurde.



Landwirtschaftsmesse zu sein. Das Aufkommen spezialisierter Fachmessen in ganz Europa, gewiss auch das fehlende osteuropäische Hinterland, das durch den Eisernen Vorhang vom Westen abgenabelt war, ruinierten den Messebetrieb. Ab 1990 ist wieder eine Belebung des Ausstellungswesens auf dem Wiener Messegelände festzustellen.

Eine Partei gibt sich auf

Die Neutralisierung der Sozialdemokratie zog die Eliminierung der Christlichsozialen Partei nach sich. Die Auflösung der Partei setzte unmittelbar nach dem 7. März 1933 ein. Bis zur Mitte der zwanziger Jahre stand die Partei fest auf dem Boden der parlamentarischen Demokratie. Ab dann begann sie im Sog aufstrebender antimarxistischer Heimwehren an Entschlusslosigkeit zu kranken. Die militanten Extremisten an ihrer Seite versprachen Schutz vor jenen der Sozialdemokratie. In ihrer Absicht, eine harmonisch zusammenlebende Gesellschaft zu formen, glichen die beiden großen Parteien einander. Die eine verfolgte die Vision einer klassenlosen, von der Sozialdemokratie beherrschten Gesellschaft, die andere eine parteilose, aber nach Ständen geordnete Gesellschaft. Keine der beiden war verständnisbereit, auf das Ideengut der anderen Seite einzugehen.

Auf der Suche nach einer gangbaren Richtung fand einen Monat nach dem »Korneuburger Eid«, am 18. Juni 1930, eine Konferenz der Vertreter der Christlichsozialen Partei – Vaugoin, Buresch, Ender und Thaler – und des Heimatschutzes – Steidle, Pfrimer, Starhemberg, Rauter) – statt. Die Heimwehren hatten beachtliche Stärke erreicht. Nach eigenen Angaben zählten sie 492.000 Mann, davon wiesen sich 403.000 als militant aus. Alle aber standen unter dem Eindruck der wachsenden Gefahr des Nationalsozialismus. Die Konferenz vertrat die Auffassung, dass der »Korneuburger Eid« trotz seiner ausgesprochen antidemokratischen Haltung den politischen Vorstellungen der Christlichsozialen Partei nicht zuwiderlaufe. Damit hatte die Partei den einstmals verfolgten demokratischen Kurs verlassen. Der danach einsetzende Niedergang kulminierte in den Landtagswahlen vom April 1932. Nun klammerte sich die Parteiführung an die Hoffnung, die Ausschaltung des Nationalrats könne ihr neuen Auftrieb verleihen. Überschwänglich begrüßte sie den Staatsstreich der Regierung und wollte die Worte des Justizministers Kurt Schuschnigg nicht wahrhaben, der auf dem Parteitag am 5./6. Mai 1933 in Salzburg erklärte: Die Christlichsoziale Partei „*... ist zur katholisch-österreichischen Bewegung geworden und sie muss Bewegung bleiben; muss die Kernzelle der vaterländischen Front, von der schon so oft gesprochen wurde sein ...*“ Die Zukunft war abgesteckt. Die Christlichsozialen waren von der Parteipolitik ausgeschlossen. Da kam dem Missgeschick, das der Parteiführung unterlief, kein Gewicht mehr zu. Sie bestätigte Vaugoin in seiner Funktion als Obmann, statt den ehrgeizigen Dollfuß zu ernennen. Nur die Gegensätze innerhalb der Partei verschärften sich. Wohl in der Minderzahl und ohne Durchschlagskraft mehrten sich kritische Stimmen, die vehement die Beibehaltung des demokratischen Kurses forderten. Der christlichsoziale Abgeordnete Johann Fischer wetterte am 13. Dezember 1933 im niederösterreichischen Landtag: „*Wir Bauern [...] sind und bleiben [...] Demokraten. Wenn jemand daher kommt und meint, er könne die Länderparlamente zerschlagen, so wird er bei uns Bauern auf Granit beißen.*“ Damit hatte Fischer die Linie der Regierung verlassen, was diese nicht störte, denn sie hatten einen mächtigen Verbündeten gewonnen: die Kirche.

Der Bischof von Linz, Johannes Maria Gföllner, gab den antidemokratischen Hardlinern um Dollfuß Schützenhilfe. Gföllner sprach sich für die Auflösung der Partei aus und setzte Zeichen. Er nahm den »Katholischen Volksverein« aus der Christlichsozialen Partei heraus. Dies bedeutete für die Partei einen ungeheuren Verlust an Prestige und Anhängern. Den nächsten Schritt setzten Gföllners Amtskollegen. Die österreichische Bischofskonferenz wies am 6. Dezember 1933 die Geistlichen an, ihre politischen Mandate zurückzulegen: „*Der bisherige parteipolitische Standpunkt soll nach den wiederholten Erklärungen der Regierung mehr dem einheitlichen vaterländischen Gedanken Raum lassen; einer geplanten Weiterentwicklung in dieser Richtung will die Kirche in keiner Weise hinderlich sein.*“

Was bisher als Beitrag der Kirche zu ihrer eigenen Entpolitisierung interpretiert wurde, war in Wirklichkeit ein klares Bekenntnis zum Dollfuß-Regime und seinen autoritären Zielen. Diese benötigten Parteien nicht mehr, wohl aber den Rückhalt und die Sammlung aller sympathisierenden Kräfte. Der Rückzug der Kirche aus der Christlichsozialen Partei versetzte dieser den Todesstoß. Die Parteiführung sah ihn auch als solchen und kämpfte gegen ihn an.

Am 2. Februar 1934 veranstalteten niederösterreichische Bauern in Wien einen Großaufmarsch. Bauernbundführer Josef Reither und andere hatten dazu aufgerufen. Die Demonstration richtete sich gegen die Vormachtstellung der Aristokraten in der Heimwehr und forderte die Aufrechterhaltung der demokratischen Verfassung. Reither ergriff für die Demokratie das Wort, aber Dollfuß unterlief ihn. Unmerklich drehte er die Demonstration um und machte aus ihr eine Kundgebung für seine autoritären – Sozialdemokraten sprechen von faschistischen – Ziele.

Dollfuß erklärte den Bauernstand zum Vorbild der zukünftigen Gesellschaft und hatte im Nu die Zuhörer in der Nordwestbahnhalle hinter sich. Der demokratische Flügel der Christlichsozialen Partei verstummte, er war ihm kein Hindernis mehr beim letzten Schlag gegen die Sozialdemokratie. Nur noch zehn Tage trennten Dollfuß vom denkwürdigen 12. Februar 1934, an dem er ihn führte.

Am 13. April 1933 hatte Dollfuss Mussolini einen Besuch abgestattet. In Rom waren sie einander zum ersten Mal begegnet. Dollfuss hatte in Presse und Rundfunk berichtet, wie sehr Mussolini an der Selbstständigkeit Österreich interessiert sei und den eingeschlagenen politischen Kurs begrüße. Hitler und die Nationalsozialisten bedeuten für den Duce eine Quantité négligeable. Er hielt von Hitlers Gehabe nicht viel und wird ihm erst am 14. Juni 1934 begegnen. Österreich hingegen hatte für Italien Bedeutung, wegen der illegalen Waffentransporte nach Ungarn und als Bastion gegen die Tschechoslowakei, dem wichtigsten Mitglied der antiitalienisch orientierten »Kleinen Entente«. Er werde, versprach Mussolini, Österreich wirtschaftlich unterstützen und seine Unabhängigkeit notfalls mit Waffengewalt verteidigen. Allerdings müsse der Kampf gegen die Sozialdemokratie mit aller Energie geführt werden, forderte der Duce.

Die Bedingung entsprach der antisozialdemokratischen Haltung des Bundeskanzlers. Nun hatte er auch den Vorwand, um gegen die Sozialdemokratie vorzugehen. Erfüllte er die Bedingung Mussolinis, könnte er mit Italiens Rückendeckung der nationalsozialistischen Gefahr die Stirn bieten.

Die Drohgebärden der österreichischen und deutschen Nationalsozialisten gegen das Dollfuß-Regime wurden heftiger. Der Wiener NS-Gauleiter Alfred Eduard Frauenfeld erklärte am 7. Mai 1933 in München: „*Um das System Dollfuß zum Teufel zu jagen, brauchen wir nicht einmal die SA und SS, das machen wir mit der Hitlerjugend!*“



Dollfuß machten weniger die hochtrabenden Worte nervös als die nationalsozialistischen Analysen der Wiener Landtagswahl vom 24. April 1932, bei der die Nationalsozialisten auf Anhieb 15 Mandate erreichten: *„Nicht nur die gesamte arische Intelligenz und gerade ein Großteil der akademischen und höheren Beamten hat uns gewählt, sondern merkwürdigerweise vom Gewerbe- und Kaufmannsstand besonders Architekten, Baumeister und so weiter; sehr viel besser gestellte Leute und keineswegs gerade die kleinsten Leute und die christlichen Arbeiter [...] Fabrikarbeiter haben zumindest in Wien fast nicht nationalsozialistisch gewählt; was wir an proletarischen und halbproletarischen Wählern besitzen, sind kleine Angestellte, Chauffeure, Eisenbahner und Straßenbahner."* Ein weiterer Wahlgang würde die Christlichsozialen von der Regierungsbank werfen, das wusste Dollfuß. Er reagierte daher auf die Provokationen der Wiener Nationalsozialisten nur zögernd. Ihnen gegenüber wandte Dollfuß die gleiche Methode an, die er bei den Sozialdemokraten anwendete: Verhandlungsbereitschaft zeigen, Angebote offerieren und Versprechungen machen. Nur, bei den Nationalsozialisten verfing diese Taktik nicht. Sie wichen von ihrem Konfrontationskurs kein Jota ab, und setzten Dollfuß immer mehr unter Druck.

In Berlin wartete die Reichskanzlei zu, bis der Ballhausplatz einen international verständlichen Anlass bot, um mit Sanktionen gegen das Dollfuß-Regime vorzugehen.

Der Anlass schien gegeben, als am 13. Mai 1933 der Reichsjustizkommissar **Hans Frank** auf dem Flughafen Wien-Aspern eintraf, um an einem Juristentag teilzunehmen. Frank kam in Begleitung des preußischen Justizministers **Hanns Kerrl** und des Staatssekretärs im Reichsjustizministerium **Roland Freisler**. Polizeivizepräsident **Michael Skubl** empfing die Abordnung und erklärte Frank im Namen der Bundesregierung, dass sein Besuch *„denkbar unerwünscht"* sei. Paradoxerweise hatte Österreichs Justizminister **Kurt Schuschnigg** am 17. Jänner in der Berliner Juridischen Gesellschaft die Einladung an Franks Amtsvorgänger, **Franz Gürtner**, ausgesprochen. Frank war wegen seiner Hetzreden gegen Österreich, die er in Radio München losließ, in Misskredit geraten. Frank ließ sich jedoch nicht abhalten, in der Engelmann-Arena in Wien zu sprechen und am 14./15. Mai in Graz zu behaupten, er sei in Stellvertretung **Hitlers** gekommen und sein Empfang durch das offizielle Österreich sei deshalb eine Beleidigung des Führers. Beim Abschiedsempfang in der deutschen Gesandtschaft kündigte Frank Sanktionen der Reichsregierung an, so einen Reiseboykott gegen Österreich.

Am 16. Mai depeschierte das österreichische Generalkonsulat in München, der Leiter der bayerischen Staatskanzlei, **Hermann Esser**, habe das bayerische Fremdenverkehrsamt übernommen. Esser galt als Verfechter für Reisebeschränkungen nach Österreich, um die deutschen Gäste dem bayerischen Fremdenverkehr zu erhalten. Im Dezember stieg Esser dank der Hilfe Goebbels zum Vizepräsidenten der deutschen Fremdenverkehrsverbände auf.

Der Boykott gegen Österreichs Fremdenverkehr war von langer Hand vorbereitet. Am 3. April 1933, rückwirkend mit 1. April, hatte das Deutsche Reich schon die Einführung eines Ausreisesichtvermerks nach Österreich angeordnet. Der österreichische Ministerrat benötigte allerdings drei Wochen, bis er die Maßnahme – am 28. April – diskutierte. Damit kamen Aktionen zur Rettung des Osterreiseverkehrs und des Zustroms deutscher Gäste zu spät. Die deutsche Gangart verschärfte sich weiter. Am 13. April führte im Zollanschlussgebiet Kleines Walsertal die deutsche SA Passkontrollen durch und unterband den Fremdenverkehr aus dem Reich. Die Schikane konnte Vorarlberg im Einvernehmen mit Bayern noch einmal abwenden.

Aber schon am 19. April erfolgte erstmals eine öffentliche Attacke gegen Österreich. Die »Heilbronner Zeitung« berichtete unter dem Titel »Gräuellügen – auch Österreich fängt an«, über den Vorfall: *„Sollte diese Gräuelpropaganda nicht bald aufhören, würde in Deutschland die Parole verbreitet: ein anständiger Deutscher fährt nicht nach Österreich!"*

Ein Warnschuss war abgegeben worden. Allerdings waren sich die deutschen Politiker nicht einig. Die Scharfmacher wollten den deutschen Urlaubern deutsche Zielorte empfehlen, die Gemäßigten traten für einen verstärkten Reiseverkehr nach Österreich ein, damit die Propaganda für den Nationalsozialismus über die Grenzen gelange.

Für Österreich bedeutete der Tourismus eine unverzichtbare Einnahmequelle, der Ministerrat reagierte nun schnell, denn er erwartete weitere Sanktionen. Eine Fragebogenaktion sollte einen ersten Überblick über den wirtschaftlichen Zustand der Hotellerie geben. Das Ergebnis erschreckte die Teilnehmer einer Sanierungskonferenz, die sich mit der Schuldenlast der Betriebe befasste. Jedes Bett stand mit 3.400 Schilling in der Kreide. Sofortmaßnahmen mussten die Belastungen reduzieren und die Situation der Hotellerie ändern. Österreichs Zukunft stand auf dem Spiel.

»Verschärfter Grenzverkehr« bezeichnen die Zeitungen die Amtshandlungen an der österreichisch-bayerischen Grenze im Frühjahr 1933. Im Bild oben reichsdeutsche SA am »Hangenden Stein« in Bayern. Rechts im Bild eine Zollbeamtin, eine Novität, in der Grenzsicherung.

Hitler: „Österreich zwingen!“

Am 4. Mai 1933 erfuhr Berlin, dass die österreichische Regierung gegen die Nationalsozialisten ein Uniformverbot erlassen hatte. Hitler wird amüsiert gewesen sein. 1930 versuchte die bayerische Regierung unter Ministerpräsident Heinrich Held, seine Anhänger auf ähnliche Weise zu maßregeln, und scheiterte kläglich. Aber Österreichs Uniformverbot – der so genannte Flaggenerlass, der den Nationalsozialisten verbot Uniformen und Parteiabzeichen zu tragen – kam Hitler gelegen. Stellvertretend für ihn gab Bayerns Ministerpräsident Ludwig Siebert in den »Neuesten Innsbrucker Nachrichten« am 8. Mai ein Interview: *„Man wird es aber in Österreich sich selbst zuzuschreiben haben, wenn aus diesem Verhalten, auch in wirtschaftlicher Hinsicht, so z. B. im Fremdenverkehr, sich ohne Zutun der deutschen Regierung Weiterungen einstellen.“*

Der österreichische Gesandte in Berlin, Stephan Tauschitz, versuchte Hitler am 10. Mai davon zu überzeugen, dass Handelsbeschränkungen beiden Staaten Schaden zufügen würden. Einen ungünstigeren Zeitpunkt hätte Tauschitz nicht wählen können. In Berlin liefen – wie in den meisten anderen Hochschulstädten – die Vorbereitungen für eine propagandistische Aktion »wider die weltbürgerlich-jüdisch-bolschewistische Zersetzungsliteratur«, die Verbrennung von 20.000 Büchern des *„undeutschen Geistes“*. Unter den vom »Völkischen Beobachter« geschätzten 10.000 Zentner Büchern sind viele österreichische Autoren: Max Adler, Egon Erwin Kisch, Arthur Schnitzler, Arnold und Stefan Zweig, Otto Bauer, Bertha von Suttner; Richard Coudenhove-Kalergi und etliche andere. Tauschitz zog unverrichteter Dinge wieder ab. Die entscheidende Kabinettsitzung fand erst am 26. Mai statt. Sie wurde in zweierlei Hinsicht von Bedeutung. In ihr wurde entschieden, dass der Kampf gegen die österreichische Regierung mit den Mitteln der amtlichen Politik verschärft fortgeführt werden sollte, und das, obwohl das Auswärtige Amt diese Taktik ablehnte.

Hitler war es, der seine Ansichten über das strategische Vorgehen der nationalsozialistischen Politik gegenüber Österreich bestimmte. Unter politischem Vorwand als Tarnung sei der deutsche Reiseverkehr nach Österreich zu unterbinden. Für die Erteilung eines Sichtvermerks sollte das Reich eine Gebühr von 1.000 Reichsmark einheben: *„Diese Maßnahme wird voraussichtlich zum Zusammenbruch der Regierung Dollfuß und zu Neuwahlen führen. Diese Neuwahlen werden die innere Gleichschaltung Österreichs ergeben, auch ohne dass ein äußerer Anlass nötig ist“*, sagte Hitler. Eine Reisesaison reiche aus, um Österreich in die Knie zu zwingen, sagte er, und hoffte auf eine schnelle innenpolitische Umwälzung in Österreich, bevor Italien eingreifen konnte.

Am 30. Mai 1933 trat das »Gesetz über die Beschränkung der Reisen nach der Republik Österreich« in Kraft.

Wien informierte Rom und dieses versprach Hilfe. Eine Werbekampagne für Reisen nach Österreich konnte freilich den Ausfall deutscher Gäste nicht wettmachen. Während 143.597 Reichsdeutsche ausblieben, reisten nur 2.817 mehr Italiener zu und die von Österreich erfassten Gegenmaßnahmen zur deutschen »1000-Mark-Sperre« hielten sich bewusst in Grenzen. Für Reisen nach Deutschland wurde eine Bebarbeitungsgebühr von fünf Schilling eingehoben, auf einen Visumzwang wurde verzichtet.

Zwei Gründe hatten die Sanktion ausgelöst: Der »Flaggenerlass« und die Ablehnung Theodor Habichts als Presseattaché der deutschen Gesandtschaft. Der Landesinspekteur der NSDAP in Österreich und enger Vertrauter Hitlers in Österreich-Fragen, Theo Habicht, zeichnete für die Nationalsozialisten in der Alpenrepublik verantwortlich. Anfang Mai hatte Dollfuß noch mit ihm und dem Führer der österreichischen Nationalsozialisten, Josef Leopold, Verhandlungen über eine Annäherung der Regierung und der österreichischen Hitlerbewegung geführt. Sie scheiterten allerdings an den Forderungen der Nationalsozialisten. Die Einsetzung einer Übergangsregierung aus vier Nationalsozialisten und einem Rest Christlichsozialer und Landbündler, unter Ausschaltung der Heimwehr, sowie der Abhaltung von Neuwahlen, wäre einem politischen Selbstmord des Dollfuß-Regimes gleichgekommen. Dollfuß lehnte ab.

Nach einer Reihe von NS-Anschlägen – so am 11. Juni, ein Revolverattentat auf den Heimwehrführer Steidle in Innsbruck – wurde Habicht am 13. Juni in Linz festgenommen und kurzerhand ausgewiesen. Österreich bewies eine klare Haltung.

Zweifellos machte die 1000-Mark-Sperre der österreichischen Wirtschaft schwer zu schaffen,



Nach der Auflösung des Schutzbundes (31. März) reiste Dollfuß am 13. April nach Rom, um mit dem Vatikan Konkordatsverhandlungen weiterzuführen und um Mussolini zu treffen, um ihm vom „erfolgreichen Kampf gegen die Sozialdemokratie“ zu berichten. Der italienische Staatschef beteuerte sein absolutes Interesse an der Souveränität Österreichs. Zwei Tage zuvor empfing

die im Mai 1933 durch 320.955 unterstützte Arbeitslose zusätzlich belastetet wurde.

Die Klagen der Gastronomie, der Hotellerie, der Seilbahngesellschaften und anderer touristischer Einrichtungen waren nicht zu überhören. Sie verzeichneten Umsatzeinbrüche bis zu 80%. Insgesamt sank der Umsatz von 56 Millionen Schilling (1929 bis 1932) auf 6 Millionen (1933 bis 1937).

Die Interventionen im Kanzleramt blieben nicht aus. Man möge alles tun, um die 1000-Mark-Sperre zu beseitigen. Da die Anschläge der Nationalsozialisten im Ausland groß publiziert wurden, schreckten viele ausländische Gäste vor einem Urlaub in unsicherem Land zurück. Franzosen und Engländer, die dennoch in Österreich urlaubten, kehrten irritiert heim und berichteten vom seltsamen Verhalten der Einheimischen. Trotz der deutschen Sanktionen neigten sie in Westösterreich zu den Nationalsozialisten, nur im Osten verhielten sie sich ablehnend.

Auf internationaler Ebene bedauerten die Staaten, wenig gegen die Sanktionen tun zu können. Sie empfahlen zuzuwarten, bis sich der »Bruderzwist« gelegt hätte. Österreich eignete sich offenbar schon in der Zwischenkriegszeit als willfähriges Opfer für Sanktionen.

Hitlerbewegung verboten

Deutschlands Muskelspiel regte die österreichischen Nationalsozialisten an. Ab Ende Mai begingen sie in ganz Österreich Terrorakte, die nach einem Stufenplan abliefen; *„a) Kleiner Straßenterror gegen alles Schwarzgelbe in Wort, Schrift und Bild. b) Sprengung aller Versammlungen und Besprechungen in dieser Richtung. c) Steigerung der seelischen Aufwühlung bis zur Reife für »Alles«. d) Aufforderung an alle Selbstmörder, sie sollen sich doch, wenn sie abfahren wollen, einen Heldentod suchen und immer ein paar Schuldige ihrer Not mitnehmen. Bei geschickter Aufmachung dieser Propaganda kann man die Personen, die drankommen sollen, schon richtig in den Vordergrund stellen. e) Sprengung von Gütertransporten, mit zum Beispiel Wein und Industrieartikel usw."*

Den NS-Organisationen stellte Dollfuß am 20. Mai die »Vaterländische Front« (VF) entgegen. Sie nahm alle *„vaterlandstreuen"* Österreicher ohne Rücksicht auf Parteizugehörigkeit auf. Eine echte Volksbewegung wird sie trotzdem nicht. Auch in der Zeit des totalen Parteienverbots und des geschlossenen Übertritts der Heimwehren bleiben ihr viele fern, die den antidemokratischen Charakter des Systems ablehnen.

Am 19. Juni 1933 warfen SA-Angehörige Handgranaten auf eine Gruppe von 56 christlichdeutschen Turnern in Krems. Der Anschlag kostete ein Menschenleben und 29 Verletzte.

Wenige Stunden nach dem Attentat berief Dollfuß eine außerordentliche Kabinettsitzung ein. Nun musste Dollfuß Farbe bekennen. Sollte er weiterhin Nationalsozialisten schonen, würde er seine Glaubwürdigkeit in der Verteidigung Österreichs verlieren. Jetzt erst griff der Kanzler rigoros durch. Ein Verbot der NSDAP, die Auflösung sämtlicher NS-Parteiformationen, die Aberkennung der Funktion der NS-Mandatare in den öffentlichen Körperschaften und das Verbot des steirischen Heimatschutzes sollten Ruhe und Ordnung wieder herstellen. Diese Maßnahmen billigten sogar die Sozialdemokraten.

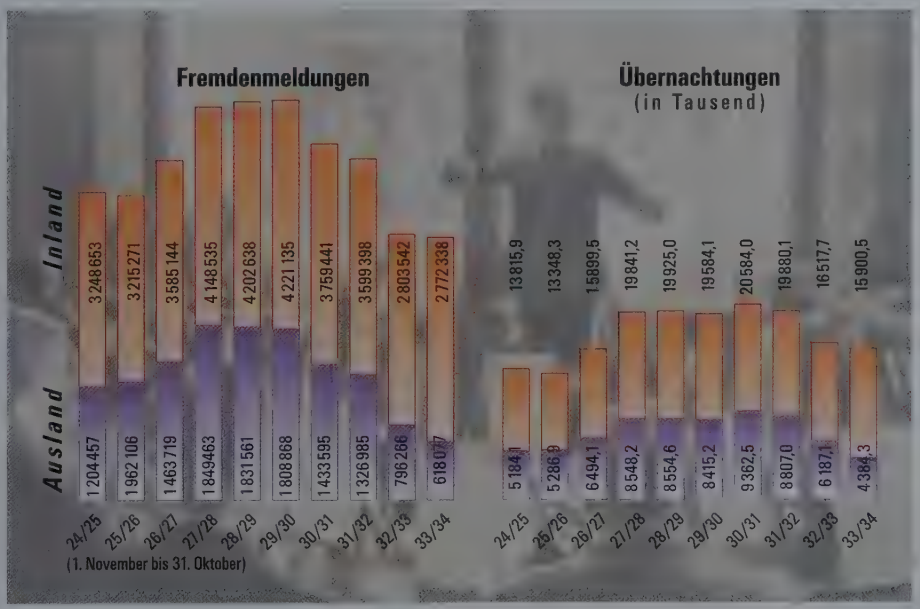
„Der Kampf geht weiter!", drohte der nach Bayern abgeschobene Theo Habicht und forderte über den Rundfunk die illegalen österreichischen Nationalsozialisten auf, die Regierung zu stürzen.

10.000 Anhänger der Hitlerbewegung waren in der Zwischenzeit vor den Repressalien durch das Dollfuß-Regime nach Bayern geflüchtet. Hitler veranlasste ihre Sammlung zur »Österreichischen Legion«. Auf dem Lechfeld, südlich von Augsburg, wo 955 Otto der Grosse die Magyaren besiegt hatte und die Geburtsstunde Österreichs schlug, erhielt die Truppe eine militärische Ausbildung.

Offenbar von Hitlers Elitetruppe der SS inspiriert, erließ die Regierung Dollfuß am 7. Juli eine »Verordnung über die Aufstellung von freiwilligen Schutzkorps«. Innenminister Fey forderte sie schon im Zuge der Gründung der Vaterländischen Front am 19. Mai 1933. Den Schutzkorps lag der Gedanke zugrunde, die Heimwehren allmählich aufzulösen und in die neue Formation überzuführen. Die Korps dienten der Unterstützung der Sicherheitskräfte und unterstanden auch deren Direktionen. »Freiwillige Assistenzkörper« ergänzten sie ab 1. September.

Am 11. Juli zeigte Dollfuß Sir Walford Selby, der tags zuvor als neuer britischer Gesandter in Wien akkreditiert worden war, die Radiohetze Theo Habichts an, der mit ihr abermals gegen die internationale Radiokonvention verstoßen hatte. Der britische Unterstaatssekretär im Außenamt, Robert Vansittart, reagierte umgehend. Er stufte die deutsche Bedrohung der Souveränität der Alpenrepublik als schwerwiegend ein und wollte die Angelegenheit mit Frankreich und Italien dem Völkerbund vortragen. Zunächst beabsichtigte er mit beiden Verbündeten in Berlin vorstellig zu werden. Italien aber verfolgte andere Absichten. Am 29. Juli forderte es Staatssekretär Bernhard Wilhelm von Bülow auf, die Maßnahmen gegen Österreich einzustellen und von Bülow versprach dienstfertig sein Möglichstes zu tun.

Als Briten und Franzosen in Berlin vorstellig wurden, konnte von Bülow ihre Vorwürfe durch seine Italien gegebene Zusage entkräften. Das Engagement Englands für Österreich war fürs Erste gescheitert und Hitler hatte die Uneinigkeit der ehemaligen Alliierten in ihrer Österreich-Politik wohl registriert. Sein Weg nach Österreich führte ab nun über Italien.



er den deutschen Vizekanzler von Papen und den preußischen Ministerpräsidenten Göring, um mit ihnen auch über Österreich zu sprechen. Dollfuß gibt bei seiner Ankunft auf dem Flughafen Wien-Aspern im Rundfunksender RAVAG ein Interview (links). – Der nach dem Weltkrieg »entdeckte« Fremdenverkehr erlitt durch die 1000-Mark-Sperre einen starken Rückschlag (oben).

Die Willkür der Macht

Dollfuss versuchte sowohl Sozialdemokraten wie Nationalsozialisten ideologisch mit Gegenideen zu unterlaufen, wobei ihm die päpstliche Enzyklika »Quadragesimo Anno« vom 5. Mai 1931 als Leitbild diente. Sie tritt für eine berufsständische Gesellschaftsordnung ein und überzeugte den tief religiösen Dollfuß. Nach dem Motto »Der österreichische Katholik ist der bessere Deutsche« begann er Österreich zu einem neuen Hort der katholischen Kirche im deutschsprachigen Raum zu formen. Der »Allgemeine deutsche Katholikentag« – noch vor der Machtergreifung Hitlers organisiert – hätte gut in dieses Konzept gepasst, wäre er nicht durch die 1000-Mark-Sperre zu einem donauländischen geworden, denn deutsche Besucher blieben aus. Dafür reisten viele aus Ungarn, Polen, der Tschechoslowakei, Rumänien und Jugoslawien an.

In die Veranstaltungen des Katholikentags offiziell nicht eingebunden, nutzte Dollfuß trotzdem das internationale Interesse, um am 11. September auf einer Großkundgebung der Vaterländischen Front auf dem Wiener Trabrennplatz den neuen Regierungskurs zu präsentieren: *„Die Zeit der Parteienherrschaft ist vorüber [...] Wir wollen den sozialen, christlichen, deutschen Staat Österreich auf ständischer Grundlage unter starker autoritärer Führung des Staates."* Am nächsten Tag folgten zwei weitere Spektakel, die über Elend, Arbeitslosigkeit und den rapiden Verlust der Rechtsstaatlichkeit hinwegtäuschen sollten.

Mitte Mai hatte auch der Abbau der Sozialgesetzgebung begonnen. Im Zuge der deflationären Sanierungspolitik, die der vom Völkerbund entsandte Kontrollor Rost van Tonningen vorgab und die von der Nationalbank mehr oder weniger botmäßig umgesetzt wurde, bestimmte eine Notverordnung die Senkung der Dauer der ordentlichen Arbeitslosenunterstützung von 30 auf 20 Wochen und reduzierte die Notstandshilfe. Gleichzeitig erhöhte die Regierung das Budget für Heer und Polizei und gestand den Sicherheitsdirektionen Sonderzahlungen zu. In der Folge bekamen das Sozial- und Kollektivvertragsrecht, die Kranken- und Unfallversicherung und das Mitbestimmungsrecht der Arbeitnehmervertretungen einschneidende Einschränkungen auferlegt. Beamte, die den Regierungskurs kritisierten, wurden disziplinär gemaßregelt oder entlassen. Die Heimwehr begann allmählich alle Teile der Bevölkerung zu unterwandern. Bürgerliche Wehrverbände erhielten eine paramilitärische Ausbildung, um sie als Hilfstruppen für Heeresaufgaben beiziehen zu können. Diesen »Freiwilligen Schutzkorps« stellte die Heimwehr Militärassistenzkorps zur Seite, die das Bundesheer ergänzten. Nach dem Juli-Putsch der Nationalsozialisten entstanden in den einzelnen Staatsdiensten – so der Post- und Telegrafenverwaltung – »Schutzwehren«, die eigene Plaketten trugen. Die Österreicher waren ein Volk von Arbeitslosen und wurden ein Volk in Waffen.

Danach waren auch die Feiern nach der »Trabrennplatzrede« des Kanzlers auf dem Kahlenberg und dem Heldenplatz zum Jubiläum der Befreiung Wiens von den Türken ausgerichtet. Bundesheimwehrführer Rüdiger Graf von Starhemberg – er stand in der siebenten Generationsfolge des legendären Verteidigers von Wien im Jahr 1683 – hielt eine Rede, die den Bogen von den einstigen »Antichristen« zu den vermeintlichen gegenwärtigen spannte: *„Herr Kanzler! Für diese Wiener muss es unerträglich sein [...] dass da drinnen* [dabei zeigte Starhemberg auf das Wiener Rathaus, Anm.] *noch die Bolschewiken Wien beherrschen. Ich glaube, es liegt im Sinne der Kämpfer von 1683, das Jahr 1933 zum Jahr der Befreiung Wiens von einer anderen Gefahr, die vielleicht viel ärger ist, zu machen. Herr Kanzler! Warten Sie nicht zu lange!"* Der Aufforderung hätte es nicht bedurft.

Aber trotz einer bereits willenlosen Gefolgschaft stieß Dollfuß bei manchen Entscheidungen auf Widerstand. Meinungsverschiedenheiten mit Heeresminister Vaugoin über die Zukunft der Christlichsozialen Partei und den weiteren Abbau der Demokratie und des Rechtsstaats sowie Differenzen mit Vizekanzler Winkler vom Landbund veranlassten Dollfuß, die Regierung am 21. September umzubilden. Die Christlichsoziale Partei konsultierte er nicht mehr. Innenminister Fey ernannte er zum Vizekanzler, er selbst blieb Kanzler und Außenminister. Dazu übernahm er das Innenressort, das Ministerium für nationale Sicherheit (bisher Heeresministerium) sowie das Land- und Forstwirtschaftsministerium. Die Weichen zur Diktatur waren gestellt.

Die Verordnung vom 23. September, die die Verhaftung sicherheitsgefährdender Personen noch



Dollfuß, wegen seiner Körpergröße von den Nationalsozialisten abschätzig »Millimeternich« genannt, bei seiner Rede auf dem Wiener Trabrennplatz (oben). – Anhaltelager des Ständestaates

Engelbert Dollfuss

Engelbert Dollfuß (* 4. Oktober 1892 in Texing; † 25. Juli 1934, ermordet in Wien), besuchte das bischöfliche Knabenseminar in Hollabrunn, studierte kurz Theologie, dann Rechtswissenschaften und Nationalökonomie. Nach dem Ersten Weltkrieg (Oberleutnant an der italienischen Front) 1919 Sekretär des Niederösterreichischen Bauernbundes, dieser ermöglicht ihm das Studium in Berlin, heiratet dort 1921 Alwine Glienke, promoviert 1923 zum Dr. jur. 1927 Direktor der Landes-Landwirtschaftskammer. 1930 Direktor der Bundesbahnen, der politische Aufstieg beginnt.

Die »Vaterländische Front«

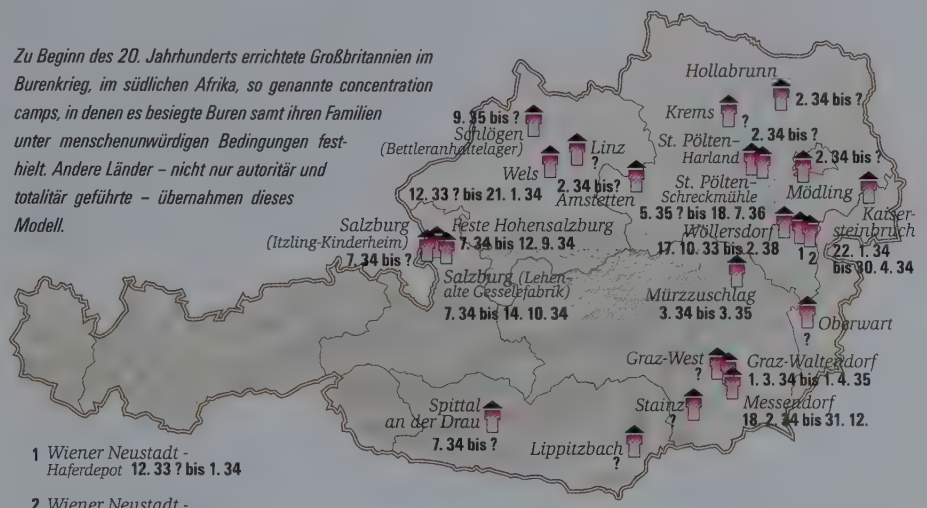
Die am 20. Mai 1933 von Engelbert Dollfuß gegründete »Vaterländische Front« sollte ohne Bedachtnahme auf Parteizugehörigkeit alle vaterlandstreuen Staatsbürger vereinen. Absicht war ein Österreichbewusstsein zu wecken. Das Projekt, auf Grund der nationalsozialistischen Bedrohung überhastet ins Leben gerufen, besaß bei der Gründung noch keine Organisationsform. Sie sollte sich nach dem Willen von Dollfuß zu einer Volksbewegung entwickeln. Die Angehörigen der VF hatten sich zu einem unabhängigen, deutschen, christlichen und berufsständisch organisierten Österreich zu bekennen.

Nach der Auflösung der politischen Parteien war die VF der alleinige Träger des politischen Willens. Dass die VF zu keiner Volksbewegung wurde, hatte viele Gründe. Der wichtigste von ihnen war wohl der gesellschaftliche Unterschied zwischen Arbeitern, Bauern und Beamten. Die Beamten waren am leichtesten für die VF »zu gewinnen«. Über das Dienstrecht wurden sie gezwungen, der VF beizutreten und die Zugehörigkeit als Ehrenpflicht anzusehen. Symbol der VF war das Krukenkreuz.

vor der Einleitung eines strafgerichtlichen Verfahrens ermöglichte, gaben Dollfuß die Vollmacht, politisch missliebige Personen hinter Gefängnismauern zu bringen. Unter dem Schuschnigg-Regime rechnete sogar Starhemberg mit einer Internierung. Die Gefängnisse füllten sich.

Sicherheitsminister Fey ahnte die Entwicklung Ende Juli 1933. Er stand unter dem Eindruck der am 28. Februar 1933 im Deutschen Reich begonnenen Errichtung von Konzentrationslagern, deren erstes, Dachau, der kommissarische Polizeipräsident von München, Heinrich Himmler, am 20. März 1933 übergab. Die Nationalsozialisten nannten sie Straflager, das Dollfuß-Regime – laut Erlass vom 8. August 1934 – Anhaltelager. Fey und seine Beamten empfahlen politische Häftlinge in Sammellagern festzuhalten. Am 3. August forderte Steidle für Tirol Lager an, um aus politischen Gründen angehaltene Personen unterzubringen. Die Verordnung über »sicherheitsgefährliche Personen« leistete der Errichtung von Anhaltelagern Vorschub. Sie entstanden mit Ausnahme von Tirol und Vorarlberg in allen Bundesländern, nahmen aber nur Männer auf. Wegen politischer Delikte festgenommene Frauen wurden weiterhin in Gerichts- oder Polizeigefängnissen inhaftiert. Der oft gezogene Vergleich mit den nationalsozialistischen Konzentrationslagern ist nicht gerechtfertigt. Die in den Anhaltelagern Untergebrachten mussten eigene Kleidung tragen und für die Unterhaltskosten mit 6 Schilling pro Tag selbst aufkommen. Die auf Betreiben der Heimwehr errichteten Lager gerieten nicht in ihren Herrschaftsbereich, wie etwa die KZ unter den der SS. Es fand auch keine Umerziehung der Insassen statt, da die Behörden eine Änderung der politischen Überzeugung für unmöglich hielten. Sie verwalteten den Menschen und vernichteten ihn nicht. Da den Häftlingen die Dauer ihrer Anhaltung bekannt zu geben war, mussten Interventionen, Entlassungsbegehren, Einsprüche u. a. bearbeitet werden. Die Bürokratie sah sich bald außerstande, das Arbeitspensum zu erfüllen. Manche Fälle wurden noch bearbeitet, obwohl der Inhaftierte schon frei war. Das größte Lager Wöllersdorf wies am 31. Oktober 1934 einen absoluten Höchststand von 5.626 Männern auf, tatsächlich waren nur 4.767 Angehaltene anwesend.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts errichtete Großbritannien im Burenkrieg, im südlichen Afrika, so genannte concentration camps, in denen es besiegte Buren samt ihren Familien unter menschenunwürdigen Bedingungen festhielt. Andere Länder – nicht nur autoritär und totalitär geführte – übernahmen dieses Modell.

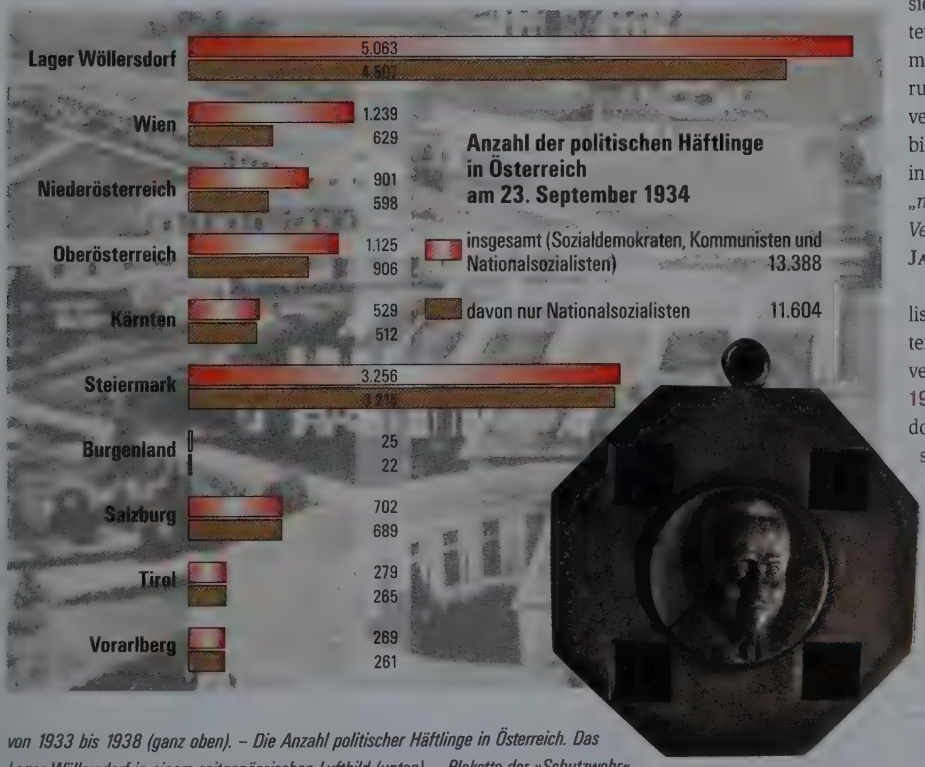


1 *Wiener Neustadt - Haferdepot* **12. 33 ? bis 1. 34**

2 *Wiener Neustadt - Ungargasse* **7. 34 bis 10. 34**

Der Landbund hatte die Lager abgelehnt und verließ, als sie gebaut wurden, die Regierung. Die Heimwehr, vertreten von Odo Neustädter-Stürmer, und der Christlichsoziale Kurt Schuschnigg sprachen sich für die Errichtung aus. Die Sozialdemokraten empfanden sie als Schock, der sich nach dem Bürgerkrieg zu einem Trauma weitete. Sie haben bis heute diesen Sturz in die Unmenschlichkeit nach all den demokratischen Errungenschaften der ersten Jahre der Republik nicht verwunden. »Bürgerkrieg« und »Wöllersdorf« sind bis in die Gegenwart Synonyme für Barbarei. Die inhaftierten Kommunisten sahen in den Lagern *„nur einen graduellen Unterschied der allgemeinen Verfolgung"*, meint der Zeithistoriker Gerhard Jagschitz, 1975.

Manche der meist jugendlichen Nationalsozialisten machten eine Läuterung durch, andere fühlten sich als Märtyrer. Nach der »Machtergreifung« veranstalteten die Nationalsozialisten am 2. April 1938 eine große Feier. Das Lager wurde in Wöllersdorf-Trutzdorf umbenannt und als eine Baracke, symbolisch für den eliminierten Ständestaat, abgebrannt. Gauleiter Josef Bürckel: Die deutsche Freiheit benötige keinen Stacheldraht und keine dumpfen Zellen (»Völkischer Beobachter«, Wiener Ausgabe, vom 3. April 1938). Angesichts der bestehenden Konzentrationslager in Deutschland konnten die Worte zynischer nicht ausfallen.



von 1933 bis 1938 (ganz oben). – Die Anzahl politischer Häftlinge in Österreich. Das Lager Wöllersdorf in einem zeitgenössischen Luftbild (unten). – Plakette der »Schutzwehr« der Postbediensteten (rechts).

Im Kielwasser Italiens



„Die österreichische Tragödie, die am 12. Februar 1934 ihren ersten Höhepunkt erreichte, bestand darin, dass die Demokraten zu wenig österreichische Patrioten und die österreichischen Patrioten zu wenig Demokraten waren, dass die einen zu wenig an die demokratischen Kräfte des Volkes und die anderen zu wenig an Österreich glaubten [...] Es bleibt ein Ruhm der österreichischen Arbeiter, dass sie bereit waren, für die Freiheit zu sterben, aber es wäre ein geschichtliches Missverständnis, die Österreicher, die auf der anderen Seite fochten, mit ein paar abenteuerlichen und verantwortungslosen Heimwehrführern zu identifizieren ...“

(Aus: Ernst Fischer, Das Ende einer Illusion - Erinnerungen 1945–1955, Wien 1973.)

In der Hitze des Augusts sprießen üblicherweise die Gerüchte wie kaum sonst im Jahr. Tauchen rätselhafte Lebewesen aus den Fluten entlegener Gewässer und manch anderes Sensationelles füllt die Gazetten. Auch das Jahr 1933 hatte sein Gerücht, aber diesmal ein handfestes. Die »Reichspost« vom 14. August berichtet wohl unbewiesen, dennoch glaubhaft, von der Österreichischen Legion in Bayern, die einen Putsch vorbereitete und nach Österreich tragen wollte. Die Information stammte von einem hohen österreichischen Geheimdienstbeamten. Sie klang glaubhaft, zumal die Hetzkampagne im Bayerischen Hörfunk gegen Österreich weiterlief, trotz des Versprechens, sie einzustellen, das Staatssekretär von Bülow dem italienischen Botschafter in Berlin eine knappe Woche zuvor gegeben hatte. Das Gerücht alarmierte den Ministerrat in Wien, der am 16. August über den Abbruch der Beziehungen zum Deutschen Reich debattierte, und den britischen Unterstaatssekretär im Außenamt, Sir Robert Vansittart, der am 18. August in Innsbruck schleunigst ein Konsulat errichtete, dass die politische Entwicklung zu beobachten hatte. London war besorgt, da es eine gewisse Hilflosigkeit österreichischer Sicherheitskräfte in Tirol registrierte, die es schwer hätten, einer gut ausgebildeten Truppe gegenüberzutreten. Whitehall signalisierte Rom, die Tiroler Heimwehr finanziell und mit Waffen zu unterstützen. Die Absicht, Mussolini dadurch in eine Mitteleuropapolitik der drei Mächte England, Frankreich, Italien einzuspannen, scheiterte jedoch. Der Duce verfolgte eigene Ziele. Die panische Stimmung der Engländer kam ihm jedoch gelegen. Just zu dieser Zeit hatte er den österreichischen Bundeskanzler zu einem »Erholungstreffen« in seinen Sommersitz im Badeort Riccione eingeladen.

Das Bild des zwanglosen Spaziergangs des wuchtigen »Führers« der Italiener und des schmächtigen Dollfuss am 19./20. August 1933 am Strand von Riccione ging damals um die Welt. Die geheimen Abmachungen der beiden Staatsmänner aber wurden richtungweisend für die österreichische Innenpolitik. Mussolini hatte ultimativ gefordert: eine Durchführung der Verfassungsreform, den Ausbau der Vaterländischen Front, die Konzentration der rechten Kräfte sowie den energischen Kampf gegen den Marxismus, mit dem er im Besonderen die Sozialdemokratie meinte. Militärische Übereinkünfte gab es keine, beteuerte Italiens Unterstaatssekretär Fulvio Suvich auf Fragen der Reporter. Das Foreign Office erfuhr sie dennoch. Im Falle einer deutschen Attacke gegen Tirol sollten 5.000 italienische Soldaten über den Brenner bis Kufstein vorrücken und Stellung beziehen, außerdem würde Italien die Heimwehr mit Waffen versorgen. Sechs Monate nach der Aufregung um den Hirtenberger Waffenschmuggel befürwortete London die Bewaffnung Österreichs durch Italien. Hitler hatte die politische Lage völlig umgedreht, ohne tatsächlich die Absicht gehabt zu haben, die Österreichische Legion marschieren zu lassen.

Dem deutschen Reichskanzler, der sein Heimatvolk Mitte Dezember 1933 gegenüber Suvich minderwertig und unzuverlässig nannte, war es gut genug, um die Bereitschaft der Mächte auszuloten, wieweit sie einig und bereit waren, ihm die Stirn zu bieten. Bei der Besetzung des Rheinlandes konnte er die gemachten Erfahrungen anwenden. Sie waren uneins, unentschlossen und wenig flexibel. Das blieben sie bis zum Herbst 1939.

Während alle Augen auf den österreichisch-deutschen Konflikt gerichtet waren, agierten im Hintergrund die Heimwehrführer. Starhemberg drängte auf die Errichtung eines autoritären Ständestaats. Während Dollfuß in Riccione weilte, traf auch Starhemberg Mussolini, und kann ihn von einer radikalen Vorgangsweise in der österreichischen Innenpolitik überzeugen. Am 9. September schrieb Mussolini an Dollfuß, die Landbund-Minister Winkler und Schumy müssten das Kabinett verlassen, sie stellten eine innere Opposition zur geplanten faschistischen Umgestaltung Österreichs dar. Starhemberg war sich so sicher, dass Mussolini seinen Einflüsterungen folgen würde, dass er am selben Tag den Führerrat der Heimwehr über eine bevorstehende innenpolitische Änderung informierte: *„die faschistische Totalität zu verwirklichen [...] und das Schicksal sämtlicher noch in Österreich existierender Parteien einschneiden (zu) berühren“.*

Dollfuß hatte am 21. September, wie es Mussolini forderte, das Kabinett umgebildet. Zwischen

Dollfuß bei einer Entrevue mit Mussolini in dessen Sommersitz in Riccione, am 19./20. August 1933 (oben). In den offiziell zwanglos geführten Gesprächen stellte der Duce beinharte Forderungen: die restlose Beseitigung der demokratischen Ordnung in Österreich und der Sozialdemokratischen Partei. Die italienischen Militärs entwarfen einen Aufmarschplan, sollte die Österreichi-

24. und 28. September nahm Dollfuß an der Generalversammlung des Völkerbundes in Genf teil und legte in einer vielbeachteten und mit Applaus bedachten Rede den Kampf Österreichs um seine Unabhängigkeit dar. Am **27. September** führte Starhemberg die Heimwehr geschlossen in die Vaterländische Front über. Die Rechte konzentrierte sich auf kommende Aktivitäten.

Zaudernder Bundespräsident

Dem Kanzler blieb die distanzierte Haltung der Christlichsozialen nicht verborgen, die ihrer Verärgerung freien Lauf ließen, bei der Regierungsumbildung nicht konsultiert worden zu sein. Unstimmigkeiten in den eigenen Reihen waren aber den geplanten Vorhaben wenig förderlich. Am **3. Oktober** rechtfertigte Dollfuß im Klubvorstand die Umbildung des Kabinetts. Sie sei notwendig gewesen, um Nationalsozialisten und besonders Sozialdemokraten abzuhalten, seine Abwesenheit für Aktionen gleich welcher Art zu nützen. Dollfuß bat die Partei, ihn zu unterstützen, nur so könne er seiner *„Pflicht"* zur *„Führung [...] bis zur restlosen Selbstaufopferung durchhalten"*. In Genf merkte er, dass seine Politik nunmehr auch außenpolitische Früchte trug, denn die Demokratien zeigten sich mit seinem Kurs einverstanden. Auch der Klub spendete Beifall. Als Dollfuß nach der Sitzung um 14 Uhr das Parlamentsgebäude zufrieden verlassen wollte, trat ein Mann auf ihn zu und schoss zweimal mit einer Pistole aus kürzester Distanz. Wie durch ein Wunder blieb der Kanzler beinahe unverletzt. Ob der arbeitslose Privatbeamte **Rudolf Drtil** (auch **Dertil**) im Auftrag der Nationalsozialisten gehandelt hatte, konnten auch die ermittelnden Kriminalbeamten nicht klären. Drtil wurde wegen versuchten Mordes zu fünf Jahren Kerker verurteilt.

Die Sozialdemokratische Partei und die Freien Gewerkschaften hatten schon lange, bevor sie politische Fesseln angelegt erhielten, die ihnen drohende Gefahr der »Ausschaltung« erkannt und versucht, ihre Anhänger auf Gegenaktionen vorzubereiten. Auf dem Außerordentlichen Parteitag der SDAPÖ am **14./16. Oktober 1933**, an dem auch sozialdemokratische Spitzenpolitiker aus Frankreich, **Léon Blum**, und Belgien, **Emile Vandervelde**, teilnahmen, forderte der linke Flügel eine sofortige Änderung der bisherigen Politik des Zuwartens. **Otto Bauer** beruhigte wie gewohnt und die Opposition zog ihre Anträge zurück. Bauer war die Einheit der Partei wichtiger als ihr Schicksal. Die Tragödie der deutschen Sozialdemokraten und vor allem die Herrschaft **Hitlers** vor Augen, strich der Parteitag den Artikel über die Anschlussabsichten aus dem Parteiprogramm.

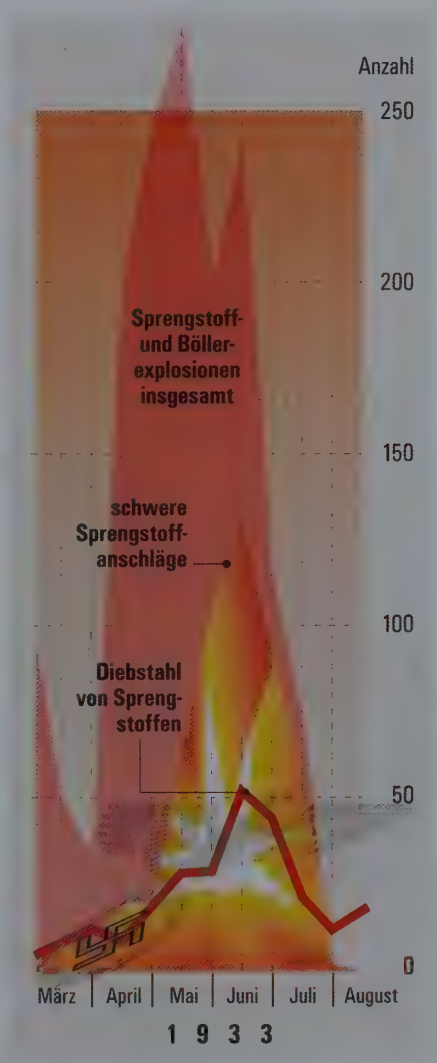
Die Sorge um die Zukunft gloste in der Partei weiter. Am **26. Oktober** forderten die sozialdemokratischen Abgeordneten des Bundesrats Bundespräsident **Miklas** auf, den Nationalrat einzuberufen. Sie zitierten den Artikel 28 der Bundesverfassung, der den Bundespräsidenten verpflichtete, den Nationalrat zu einer Herbsttagung einzuberufen. Miklas antwortete **Anfang November**, *„dass derzeit für den Bundespräsidenten wirklich keine verfassungsmäßige Möglichkeit besteht, Ihrem Begehren nach Einberufung des Nationalrates zu einer Herbsttagung zu entsprechen"*. Miklas erklärte, da der Nationalrat seine Sitzung nicht geschlossen habe, dauere dieser juristisch gesehen an. Er selbst habe kein Weisungsrecht gegenüber der Regierung.

Formal richtig, beunruhigten die innenpolitischen Entwicklungen Miklas dennoch. Am **25. November** notierte er: *„Es besteht die Möglichkeit, dass die sich immer mehr zuspitzende innerpolitische Krise mich schon in naher Zukunft veranlasst, aus Gründen meines verletzten Rechtsempfindens und meines Gewissens vom Amte des Bundespräsidenten zurückzutreten."*

Miklas erwog die Enthebung der Bundesregierung, die Bestellung einer achtbaren, auch international angesehenen Persönlichkeit zum Kanzler, Dollfuß als Vizekanzler, danach seine Demission. Der neue Bundeskanzler sollte das Amt des Bundespräsidenten übernehmen, um mehr Machtfülle zu besitzen. Miklas Überlegungen sind das Ergebnis von Gesprächen mit **Karl Renner** und einer Gruppe christlichsozialer Politiker. Diese angestrebte Rückkehr zur Verfassungsmäßigkeit würde die Einberufung des Nationalrats, eine Erklärung des Staatsnotstands und die Übertragung aller Vollmachten an die Regierung, unter Beibehaltung des Wahlrechts und des Koalitionsrechts, erfordern. An der Sozialdemokratie wäre die Ausführung des Planes nicht gescheitert, sie war damals zu großen Konzessionen bereit. Aber Miklas handelte nicht.

Im **Spätherbst 1933** setzte sich die Konzentration der Rechtskräfte fort. Starhemberg wurde am **12. Dezember** Vizeführer der Vaterländischen Front und unterstrich sogleich die völlige Übereinstimmung des Heimwehrprogramms mit dem Programm des Kanzlers. Für manche Demokraten bedeutete dies Alarm. So für den christlichsozialen Exbundeskanzler **Ramek**. Er begehrte auf und bestand auf dem Primat der Christlichsozialen Partei in der Heimwehr, die immer mehr zum Totalitarismus neigte, den Ramek ablehnte. Er stünde nicht im Einklang mit dem christlichsozialen Programm, wetterte er. Vergeblich. Dollfuß benötigte die Partei nicht mehr. Ramek musste dies zur Kenntnis nehmen, als auch die Kirche in ihrer Verfügung vom **6. Dezember** die Christlichsozialen fallen ließ und die Geistlichen aufforderte, ihre politischen Mandate zurückzulegen. Es kam noch enttäuschender. Am **22. Dezember** erklärten sich die österreichischen Bischöfe mit der Politik der Regierung völlig eins.

In ihrem »Weihnachtshirtenbrief« begrüßten sie *„von Herzen und mit dankbarer Anerkennung den ausgesprochen christlichen Kurs, den unsere Regierung einschlägt und verfolgt und leihen ihr gerne unsere moralische Hilfe und Unterstützung ihrer christlichen Bestrebungen. Ja wir bitten geradezu alle unsere Gläubigen, der Arbeit der Regierung nicht nur keinen offenen oder geheimen Widerstand entgegenzusetzen, sondern sie vertrauensvoll und wirksam zu unterstützen zum beidseitigen Wohle von Staat und Kirche"*. Das Wohl der Gläubigen wurde nicht erwähnt.



sche Legion aus Bayern in Tirol eindringen. – Die Machtergreifung Hitlers im Deutschen Reich löste eine Welle von Terroranschlägen seiner Anhänger in Österreich aus (rechts).

Vor der Entscheidung

Bundespräsident Miklas kam nicht mehr zur Ruhe. Allmählich wurde ihm bewusst, welchen Weg Dollfuß und die Heimwehr beschritten. Am Dreikönigstag des unheilvollen Jahres 1934 warnte er Kanzler Dollfuss vor einer politisch waghalsigen Entscheidung. Die beabsichtigte Auflösung des Wiener Landtags und die Einsetzung eines Regierungskommissärs an Stelle des Bürgermeisters würden die Sozialdemokraten zum offenen Widerstand herausfordern. Robert Hecht hatte dazu die rechtlichen Grundlagen erarbeitet, die Miklas ein »Elaborat« nannte, das *„keinerlei verfassungsmäßige Legitimation für einen solchen folgenschweren Schritt der Bundesregierung, der an die letzten Fundamente des Bundesstaates greift …“*, **bot. Dem Bundespräsidenten** *„bangte vor den innenpolitischen Folgen, aber auch vor zu befürchtenden außenpolitischen Auswirkungen dieser anscheinend in ernster Erörterung stehenden Regierungsmaßnahme“*. **Dollfuß werde Österreich** *„nur dem äußersten Radikalismus von links und rechts, dem Kommunismus aber auch dem Österreichs Bestand bedrohenden Nationalismus in die Arme …“* **treiben. Die Arbeiterschaft könne der Kanzler so nicht gewinnen.**

Die Sozialdemokratie verfolgte die von Otto Bauer vorgegebene Linie der Verständigung. Am 7. Jänner 1934 beauftragte der Parteivorstand Oskar Helmer, Pius Schneeberger, Heinrich Schneidmadl und Adelheid Popp, Kontakte mit der Bundesregierung aufzunehmen. Noch wollten Partei und Gewerkschaften dem Drängen ihrer Mitglieder nach Kampfmaßnahmen nicht nachgeben, *„um Ereignisse zu verhüten, die […] Menschenblut kosten, dem Wirtschaftsleben schwersten Schaden zufügen und politische Konsequenzen herbeiführen würden, die schließlich doch den Nationalsozialismus zum Sieg führen können“*.

Der Verhandlungsteilnehmer der Regierung, Exunterrichtsminister Emmerich Czermak, überbrachte Dollfuß das Gesprächsergebnis. Dollfuß winkte ab: *„Das wäre sehr schön, aber wenn ich das tue, so wirft mich Mussolini dem Hitler ins Maul.“* Dollfuß ahnte nicht, dass er sich schon fast darin befand. Die 1000-Mark-Sperre hing wie ein Klotz an der österreichischen Wirtschaft. Je schlechter es der Bevölkerung ging, desto bereitwilliger wendete sie sich den illegalen Nationalsozialisten zu.

In Berlin gab es durchaus auch Bedenken über die Verhängung der 1000-Mark-Sperre. Der österreichische Gesandte, Stephan Tauschitz, berichtet am 15. Dezember 1933 von einem Gespräch mit Reichsinnenminister Wilhelm Frick: *„Frick machte schließlich einige Bemerkungen, wieviele Tausende von Schifahrern jetzt gern nach Österreich wollten und zu ihrem wie auch zu seinem größten Leidwesen wegen dieses Konfliktes nicht hinüber können. Er meinte, das würde Österreich doch einen großen wirtschaftlichen Schaden zufügen, den es kaum aushalten werde.“* Der Schaden konnte vorerst nicht annähernd geschätzt werden. Fachleute berechneten den Verlust pro Tag und Übernachtung von etwa 12 bis 25 Schilling. Das ergab einen Umsatzrückgang von rund 53 Millionen. Und ein Ende der Sanktionen, die auch andere Wirtschaftsbereiche betrafen, so Schnittholz und landwirtschaftliche Produkte, war nicht abzusehen.

Am 8. Jänner befand sich Theo Habicht zu Gesprächen auf dem Weg nach Wien. Hitler hatte die Genehmigung dazu am 1. Jänner erteilt. Die Einladung war von Dollfuß ausgegangen, doch der Kanzler disponierte um, als Habicht im Anflug war.

Seit Ende 1933 bombten die Nationalsozialisten mit neu entwickelten Böllern aus Lehm und Chloratsprengstoff. Der in Papier verpackte Sprengstoff explodierte beim Aufheben und verletzte Passanten, Wachleute und Kinder. In knapp einer Woche waren etwa 140 Sprengsätze explodiert. Unter diesen Umständen konnte Dollfuß keine Gespräche mit Habicht führen. Darauf hatte Starhemberg bestanden. Dem Heimwehrführer lag daran, die Spannungen zwischen Deutschland und Österreich aufrechtzuerhalten, dadurch blieb die Heimwehr unentbehrlich. Am 10. Jänner erklärte er in einem Aufruf an die Heimwehren, dass die *„uneingeschränkte Durchsetzung der faschistischen Ideenwelt in einer unserem Vaterland entsprechenden Art und Weise“* das Ziel der Organisation sei.

Am 11. Jänner übergab Dollfuß das Ministerium für Sicherheitswesen an den Heimwehrmann Vizekanzler Emil Fey. Nun befanden sich die Schaltstellen der bewaffneten Macht zur Gänze in den Händen der Heimwehr.

Die kritischen Stimmen innerhalb der Christlichsozialen Partei an der Politik des Kanzlers wurden lauter. Am 18. Jänner verteidigte er sie im Parteiklub. Gleichzeitig bot er den Sozialdemokraten den *„Olivenzweig“* des friedlichen Ausgleichs an. Er appellierte an alle *„ehrenhaften Arbeiterführer“* mit ihm gemeinsam für die Unabhängigkeit Österreichs zu kämpfen. Dollfuß versprach die Wünsche und Forderungen der Arbeiter auch in Zukunft gerecht zu behandeln. Die Sozialdemokraten glaubten ihm.



Am selben Tag traf der italienische Staatssekretär für Äußeres, Fulvio Suvich, in Wien ein. Die Gespräche mit dem Kanzler waren ein Aufguss jener von Riccione. Selbst das Bündnisdreieck Rom – Budapest – Wien war schon in Form einer Zollunion am 7. November 1933 zwischen Dollfuß und dem ungarischen Ministerpräsidenten Gyula Gömbös erörtert worden. Fast schien es, als wäre Suvich nur gekommen, um Dollfuß zum entscheidenden Schlag gegen die Sozialdemokratie zu drängen. Denn drei Tage später verbot die Regierung den Verkauf der »Arbeiter-Zeitung«. Nur die Postzustellung war noch erlaubt. Jetzt reagierte die Sozialdemokratische Partei, sie lehnte das Angebot zur Zusammenarbeit ab.

Der Ablehnung stellte die Regierung ihren Willen zur Verteidigung der Souveränität Österreichs gegenüber. Am 23. Jänner überreichte sie in Berlin eine Protestnote. Auf 168 Seiten führte sie Klage, dass die deutsche Regierung die nationalsozialistischen Terroristen in Österreich unterstütze. Sie forderte Zusicherungen über eine künftige Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten, da Österreich sonst den Völkerbund anrufen würde.

Ungarns Ministerpräsident Gyula Gömbös auf Staatsbesuch bei Bundeskanzler Engelbert Dollfuß in Wien.



Berlin wies am 1. Februar erwartungsgemäß die erhobenen Beschuldigungen zurück: Die Politik der österreichischen Regierung stünde im Gegensatz zu den Interessen und der historischen Sendung des gesamten Deutschtums, so dass sie sich nicht wundern dürfe, wenn die Bevölkerung gegen diese Art der Politik spontan protestiere.

Dollfuß wollte tatsächlich den Völkerbund anrufen und holte dazu die Meinung Italiens ein. Österreichs Gesandter in Rom, Anton Rintelen, sprach am 2. Februar mit Suvich. Suvich missbilligte den Schritt. Deutschland gehöre der Völkerfamilie nicht mehr an, begründete er, die Anrufung wäre zwecklos. Dem bilateralen Zwist könne man anders begegnen, meinte Suvich. Er sah die Hitlerbewegung gespalten. Eine Gruppe wollte den Anschluss und wäre nach seinem Vollzug grenzenlos enttäuscht, analysierte er, die andere wünsche im Prinzip nur »etwas Neues«. Daher sei es angeraten die Sozialdemokratie durch eine leichte Nuance („tinta") Antisemitismus verstärkt zu bekämpfen, um die eine Gruppe zufriedenzustellen und für die andere die geplante Verfassungsreform ehest durchzuführen.

Italiens Absicht war, England und Frankreich von den österreichischen Problemen fern und den Druck Deutschlands auf Österreich aufrecht zu erhalten. Während es seine Schutzmachtfunktion über die Alpenrepublik wahrte, konnte es sich gegenüber Deutschland auch als Schirmherr der Hitlerbewegung präsentieren.

London durchschaute das italienische Doppelspiel und beriet am 9. Februar auf höchster Regierungsebene, wie Wien zum Gang vor den Völkerbund animiert werden könnte. Natürlich war jede Ermahnung Deutschlands zwecklos, aber Österreich gewänne an internationaler Reputation. Die Mächte rührten jedoch keinen Finger, um Österreich in der 1000-Mark-Sperre, etwa durch Sanktionen gegen Deutschland, beizustehen. London und Paris sahen offenen Auges zu, wie Österreich ins faschistische Lager abglitt.

Am 24. Jänner begann die Regierung Dollfuß mit der vollständigen Entmachtung der Sozialdemokratie. Sicherheitsminister Fey ließ Parteigebäude und Wohnungen von sozialdemokratischen Parteigängern nach Waffen durchsuchen.

Am 30. Jänner warfen die Nationalsozialisten in Landeck Böller und töteten in Kufstein einen Zollwachebeamten. Die Tiroler Heimwehr machte mobil. Sie forderte den Landeshauptmann auf, alle staatsfeindlichen Organisationen aufzulösen und die *„Auswüchse der Nachkriegsdemokratie"* auszuschalten. Diesen Forderungen schob die Heimwehr am 31. Jänner und 1. Februar weitere nach. Die Sozialdemokratische Partei solle aufgelöst werden und die Christlichsoziale Partei sich selbst eliminieren. Zudem müsse sich die Landesregierung reorganisieren. Am 4. Februar erzwang die Heimwehr die Einsetzung eines autoritären »Landesausschusses« aus Mitgliedern der Wehrverbände, die dem Landeshauptmann zur Seite standen. Weiters wurde die Neubesetzung der Ämter durch vaterländisch gesinntes Personal und die Ernennung von Regierungskommissaren für alle Gemeinden, *„deren Verwaltung politisch und wirtschaftlich belastet erscheint"*, erwogen.

Der entfachte psychologische Krieg gegen die Sozialdemokratie nahm an Dramatik zu. Am 3. Februar wurden die Schutzbundführer Major Eifler und Hauptmann Löw festgenommen. Von einer Minute zur anderen hatte der Schutzbund seine Spitze verloren. Nur Schutzbundobmann Julius Deutsch befand sich noch in Freiheit.

Am nächsten Tag erhöhte Starhemberg den Druck auf Dollfuß: *„Ich werde dem Bundeskanzler ausdrücklich erklären, dass unsere Bewegung hinter ihm um so fester stehen wird, je mehr er sich von den demokratischen Parteibonzen separiert."*

Am 6. Februar folgte die oberösterreichische Heimwehr dem Tiroler Beispiel. Sie forderte darüber hinaus die Beschäftigung von mindestens 80% *„heimattreuer"* Arbeiter und Angestellter in Betrieben, die der Landesregierung unterstellt waren oder die sie subventionierte. Dagegen protestierten am 7. Februar Sozialdemokraten, Großdeutsche und Landbündler. In Wien demonstrierte die Heimwehr und meldete gleiche Forderungen auch für Niederösterreich an, wie sie von Tirol und Oberösterreich gestellt worden waren.

Am 8. Februar nahm die Exekutive überfallsartig im sozialdemokratischen Parteihaus auf der Wienzeile, im »Vorwärtsgebäude«, eine Hausdurchsuchung nach Waffen vor. Gleichzeitig berieten im Wiener Rathaus, bei Bürgermeister Karl Seitz, der sozialdemokratische Parteivorstand und der Vorstand der freien Gewerkschaften über ein »Losschlagen«. Alle Kriterien, die Otto Bauer im Oktober genannt hatte, waren bereits gegeben. Die Mehrheit entschied, abzuwarten und einem sechsköpfigen Exekutivkomitee die Entscheidung zu überantworten.

Am nächsten Tag rief der christlichsoziale Arbeiterführer Leopold Kunschak im Wiener Gemeinderat zum Kampf gegen *„... die Entartung des deutschen Geistes im Nationalsozialismus"* auf. *„Gott gebe, dass die Zerrissenheit von Geist und Seele in unserem Volk und in unseren Führern bald zu einem Ende kommen, bevor Volk und Land an Gräbern stehen und weinen."* Dollfuß blieb von Kunschaks Aufforderung unbeeindruckt. In einem Interview, das er der »Reichspost« gab, betonte er sein unbedingtes Vertrauen in die Heimwehr.

Österreich ging geradewegs auf den Bürgerkrieg zu. Am 10. Februar verlor Wiens Bürgermeister Seitz alle Sicherheitskompetenzen an den Polizeipräsidenten, der die Funktion eines Bundessicherheitskommissiärs einnahm. Der Angriff auf Wien war da. Nach Bauers strategischem Plan sollte dies ein Signal für Gegenmaßnahmen sein, aber er gab keine Order.



Arbeitslosenelend herrschte 1934 nicht nur in Österreich, sondern in allen demokratisch regierten Industrienationen. So auch in Frankreich, wo im Winter 1933/34 Arbeitslose in Paris vor einer Wärmestube auf die Verteilung von heißer Suppe warten (rechts unten).


AUTO



DEM UNTERGANG ENTGEGEN

Die Kälte des Februars

Ungebremst trieb die verhängnisvolle Politik der Heimwehr und des Kanzlers dem Höhepunkt zu. Am 11. Februar hielt Vizekanzler Emil Fey bei einer Heimwehrübung in Strebersdorf eine Rede, die an Deutlichkeit nichts mehr zu wünschen übrig ließ: *„Die Aussprachen von vorgestern und gestern haben uns die Gewissheit gegeben, dass Kanzler Dollfuß der Unserige ist. Ich kann euch noch mehr sagen, wenn auch nur mit kurzen Worten: Wir werden morgen an die Arbeit gehen, und wir werden ganze Arbeit leisten für unser Vaterland, das nur uns Österreichern allein gehört, das wir uns von niemand nehmen lassen und für das wir kämpfen wie jene Helden, die wir begrüßen mit dem Ruf: Heil Österreich!“*

Bei derselben Gelegenheit hielt auch der Staatssekretär für Heerwesen, Alois Schönburg-Hartenstein, eine Ansprache: *„Ich habe die Ehre gehabt“*, **sagte er,** *„deutsch-österreichische Divisionen im Krieg zu führen. Sie haben nie versagt. Ich bin überzeugt, ihr Jungen werdet ebenfalls nicht versagen!“* **Die Offensive der Heimwehr auf die Reste demokratischen Lebens stand demnach unmittelbar bevor.**

Am 4. Februar merkte die Heimwehrführung mit Entsetzen, dass die neuen Patronen der Hirtenberger Waffenfabrik nicht in die alten Gewehre aus den k. u. k. Waffenbeständen passten. Fey wandte sich an den ungarischen Generalstab und bat um eine dringliche Lieferung von 1,5 Millionen Stück Ogivalpatronen, aus ungarischen Munitionsdepots. Der Direktor der Waffenfabrik Hirtenberg, **Fritz Mandl**, löste das Transportproblem, die Lieferung traf am 6. Februar in Wien ein.

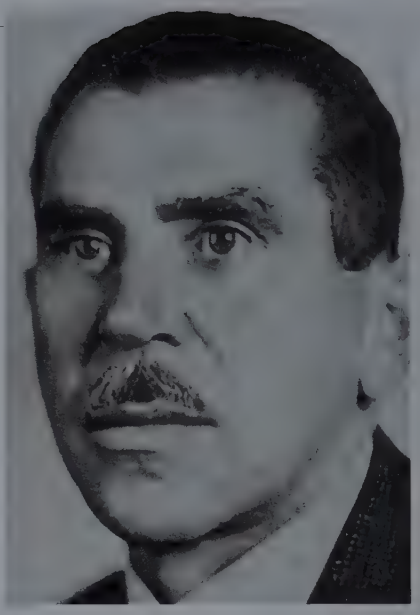
Der Schutzbund hatte es denkbar schwieriger, zu Waffen und Munition zu kommen. Die letzte Lieferung hatte der mittlerweile verhaftete **Rudolf Löw** organisiert. Er kaufte 200.000 Schuss über einen Angehörigen der »Roten Wehr«, einer tschechischen Wehrorganisation, zu einem Stückpreis von 11 Groschen und einer Gesamtsumme von 25.000 Schilling. Die Munition wurde in Preßburg verladen und auf DDSG-Schiffen als Maschinenersatzteile und Maschinenöl deklariert am 17./18. Oktober 1933 nach Wien geschmuggelt. Die entladenen Fässer sollten wieder nach Preßburg zurückgehen. Bei einer Kontrolle erregten die leeren Behälter Verdacht, Nachforschungen ergaben, dass sie Munition enthalten hatten. Den nächsten Transport leiteten die Schutzbündler daher nach Linz weiter. Als auch dort Nachforschungen drohten, wurde die Ladung kurzerhand in die Donau gekippt.

Nebenbei stellten geschickte Bastler des Schutzbundes Sprengmittel her. In einer ehemaligen Salamifabrik in Schwechat und einer noch im Betrieb stehenden Sauerstofffabrik, stellten Sprengstoffexperten im Herbst 1933 etwa 4.500 Handgranaten her. Eigene Sprengpatronen funktionierten auf der Basis von flüssiger Luft und hatten die Wirkung von Ekrasit. Sie eigneten sich zum Sprengen von Objekten. Die Entdeckung dieser Werkstätte wurde von der Heimwehr zur Sensation aufgebauscht und in Form eines bolschewistischen, blutrünstigen Monsters propagandistisch auf die Bevölkerung losgelassen.

Natürlich hatte der Schutzbund nicht nur Ordnerdienste für parteipolitische Veranstaltungen zu leisten. Straff geführt, bestens diszipliniert, militärisch ausgebildet, war die Organisation für operative und defensive Aufgaben vorbereitet.

Auch an Organisationsplänen für den Ernstfall mangelte es nicht. Detaillierte Alarm- und Angriffspläne, unter anderem auch zur Erstürmung Wiens und der Besetzung wichtiger militärischer Objekte, wie Kasernen oder Polizeistationen, lagen bereit. Aber die Parteiführung hielt daran fest, dass ein offensives Vorgehen des Schutzbundes nur *„... bei einem Angriff der Regierung gegen die sozialdemokratische Partei, gegen die Gewerkschaften oder gegen Wien (Einsetzung eines Regierungskommissärs) ...“* erfolgen würde. Ein sofort ausgerufener Generalstreik *„... gelte als Alarm des Schutzbundes ...“*, führte der Schutzbundobmann **Julius Deutsch** am 28. September 1933 während einer Geheimkonferenz mit Schutzbundführern in Wien aus. Das Linzer Parteiprogramm warnte schon, sollten die Bürgerlichen die Verfassung und die Demokratie angreifen, würde man ihnen mit der Waffe begegnen. Schritt für Schritt waren nun Demokratie und Verfassung demontiert worden, alle Chancen zu reagieren, hatten die Sozialdemokraten verstreichen lassen. Widerstandslos war eine Position nach der anderen aufgegeben worden. Die Führung hatte versagt. Und sie versagte weiter.

Die Tragödie nimmt am Sonntag, den 11. Februar 1934, ihren Lauf.



Gegen 20 Uhr kam der pensionierte Bundesbahnbedienstete **Anton Mayr** aus Linz mit dem Schnellzug auf dem Wiener Westbahnhof an. Der Wiener Gemeinderat und Reichssekretär der Kinderfreunde, **Alois Jalkotzky**, der am 10. und 11. Februar in Linz Dienstbesprechungen geführt hatte, begleitete ihn. Mayr trug ein vertrauliches Schreiben des oberösterreichischen Schutzbundführers und Landesparteisekretärs, **Richard Bernaschek**, bei sich, das er **Otto Bauer**, **Theodor Körner** und **Johann Schorsch** überbringen sollte: *„Ich habe mich heute Vormittag mit fünf gewissenhaften, der Partei treu ergebenen Genossen besprochen und mit ihnen nach wirklich reifer Überlegung einen Beschluss gefasst, der nicht mehr rückgängig gemacht werden kann [...] In Durchführung dieses Beschlusses werden wir heute Nachmittag und diese Nacht sämtliche uns zur Verfügung stehenden Waffen, und zwar in ganz Oberösterreich, soweit bereitstellen, dass die heute noch zum Widerstand entschlossene Arbeiterschaft sie sofort greifbar hat. Wenn morgen, Montag, in einer oberösterreichischen Stadt mit einer Waffensuche begonnen wird oder wenn Vertrauensmänner der Partei bzw. des Schutzbundes verhaftet werden sollten, wird gewaltsamer Widerstand geleistet und in Fortsetzung dieses Widerstandes zum Angriff übergegangen werden. Dieser Beschluss sowie die Durchführung sind unabänderlich. Wir erwarten, dass, auf unsere telefonische Mitteilung nach Wien, ›Waffensuche hat begonnen, Verhaftungen werden vorgenommen‹, Du* [Otto Bauer, Anm.] *der Wiener Arbeiterschaft und darüber hinaus der gesamten*

Richard Bernaschek (12. Juni 1888, in Budapest; † 18. April 1945 im KZ Mauthausen, von einem SS-Mann durch Genickschuss erschossen), ab 1927 Landesleiter des Republikanischen Schutzbundes in Oberösterreich. Von Nationalsozialisten aus dem Linzer Gefängnis befreit, floh Bernaschek 1934 nach Deutschland, 1944 verhaftet und im Konzentrationslager Mauthausen ermordet.*

Arbeiterschaft das Zeichen zum Losschlagen gibst. Wir gehen nicht mehr zurück. Den Parteivorstand hier habe ich von diesem Beschluss nicht verständigt. Wenn die Wiener Arbeiterschaft uns im Stiche lässt, Schmach und Schande über sie …"

Bernaschek hatte seine Schreiben noch am Sonntag von den Schutzbundführern aus Steyr und Wels, unter ihnen der Betriebsratsobmann **Gustl Moser**, bestätigen lassen. Auf Mosers Einwand, was wohl sei, sollte Bauer den Kampf hinausschieben, antwortete Bernaschek mit deftigen Worten, dann mögen ihn alle *„gernhaben"*. Der Betriebsrat der Steyr-Werke entschied: Unabhängig vom Beschluss des Wiener Parteivorstands müsse das Kampfsignal gegeben werden.

Chancenloser Schutzbund

In Wien übernahm Alois Jalkotzky die Führung des ortsunkundigen Mayr. Den ehemaligen Arbeiterrat und jetzigen Ersten Sekretär der »Freien Gewerkschaften«, **Johann Schorsch**, trafen sie als Ersten an. Schorsch las den Brief und meinte nur, dass am nächsten Tag eine Sitzung der Parteiexekutive stattfände, und entließ Mayr und Jalkotzky ohne weitere Direktive.

Otto Bauer war mit seiner Frau im Kino und kehrte um 23.30 Uhr in seine Wohnung zurück. Er übernahm auch den Brief an Körner und forderte Mayr auf, sofort nach Linz zu fahren und Bernaschek mitzuteilen, dass er sofort in Wien zu erscheinen habe. Bauer, den unseligen 15. Juli 1927 noch in Erinnerung, ahnte eine bevorstehende Katastrophe.

Er kannte Bernaschek, einen Funktionär der mittleren Ebene, der mit der Linksopposition, den Kommunisten, sympathisierte, ohne ihnen jedoch formell anzugehören. Aber Bernaschek war ein Hitzkopf und zählte zu jenen, die nun *„die unheilvollen Fesseln einer selbstmörderisch gewordenen Parteidisziplin"*, so der Historiker **Hans Hautmann** 1984, abwarfen und die Initiative zum Kampf ergriffen.

Bauer, für den ein Widerstand *„zwecklos und sinnlos"* war, beauftragte Jalkotzky mit Bernaschek telefonischen Kontakt aufzunehmen, damit dieser die Aktion des Linzer Schutzbundes rückgängig mache. Endlich gegen 2 Uhr früh erreichte Jalkotzky im Sekretariat der Kinderfreunde, im »Hotel Schiff«, den Bezirksleiter des Linzer Schutzbundes, **Otto Huschka**. Huschka nahm das nur unzureichend verschlüsselte Telefonat mit der Weisung Bauers an Bernaschek entgegen. Nach der Aussage Bernascheks lautete der Text: *„Ernst und Otto schwer erkrankt. Unternehmen aufschieben."* Nach der amtlichen Version soll ein anderer Wortlaut übermittelt worden sein *„Der Tante geht es gut, die Ärzte und Onkel Otto sind der Meinung, dass man nichts unternehmen dürfe."* Eine Postbeamtin hatte das Gespräch abgehört und den Sicherheitsdirektor für Oberösterreich, **Hans Hammerstein-Equord**, benachrichtigt.

Hammerstein gab die Information an den Staatssekretär für Sicherheitswesen **Karl Karwinsky** in Wien weiter und erteilte Order, die für den Morgen des 12. Februar vorgesehene Waffensuche nicht im Linzer Parkbad, sondern im Hotel Schiff vorzunehmen.

Bernaschek hatte mittlerweile veranlasst, dass die Waffen aus ihren Verstecken, die zum Teil nur während der Nachtstunden zugänglich waren, geholt und verteilt worden waren. Den Magistratsangestellten **Theodor Grill** beauftragte er, die »Arbeiter-Zeitung« in Wien zu verständigen, sollten sozialdemokratische Funktionäre verhaftet werden.

Kurz vor 6 Uhr früh fand noch eine Besprechung der Schutzbundführer im Hotel Schiff statt, an der Bernaschek die ablehnende Antwort Bauers nicht bekannt gab, sondern bei seinem Kampfsignal blieb. Die Schutzbundführer eilten zu ihren Alarmplätzen. 38 Mann blieben im Haus und erwarteten für 9 Uhr ihre Ablösung durch die Bereitschaftsabteilung. Die Polizei hatte in der Zwischenzeit von den Schutzbündlern unbemerkt einen Belagerungsring um das Gebäude geschlossen. Sie kannte die Zeit der Ablösung und schlug kurz nach 7 Uhr zu. Bernaschek rief die anwesenden Schutzbündler zu den Waffen, schloss sich in seinem Zimmer ein und bat über Telefon Landeshauptmann **Schlegel** um Intervention für seine Mitstreiter. Danach gab er die Parolen an Grill und die Arbeiterkammer durch: *„Hotel Schiff von Polizei besetzt! Sofort Entsatz aufbieten! Generalstreik ausrufen! Sofort nach Wien weitergeben! Nach Steyr weitergeben! Ins Kohlenrevier weitergeben!"*

10 Minuten später brach die Polizei die Türe von Bernascheks Zimmer auf, Bernaschek und andere Schutzbundführer ergaben sich.

Grill hatte die »Arbeiter-Zeitung« erreicht. Die Parteiführung in Wien wusste wenige Minuten nach dem Beginn der Waffensuche von den Vorgängen in Linz Bescheid. Die Kämpfe begannen erst, als die Polizei das Hinterhaus des Hotels betrat. Der Schutzbündler Kunz nahm sie mit einem Maschinengewehr unter Feuer, bis ihn ein Scharfschütze erschoss. Gegen 11.45 Uhr besetzten Bundesheersoldaten die restlichen Gebäude.

Neben dem Kampfraum Hotel Schiff entbrannten in Linz an etwa 13 anderen Orten Kämpfe. Die Schutzbündler, ohne erfahrene Führung und ohne Aussicht auf Entsatz, waren auch zahlenmäßig mit 2.000 Kämpfern gegenüber den 4.000 Mann der Regierungstruppen unterlegen. Am Abend des 12. Februar befand sich Linz wieder unter der Kontrolle der Exekutive.



Der Linzer Schutzbund verfolgte eine offensive Strategie. Unterstützt durch einen Generalstreik sollten die Regierungstruppen im Aufmarsch behindert werden. Der Generalstreik blieb aus, der Aufstand brach zusammen. Die Kämpfe in Linz (oben). – Vorhergehende Seite: Bei Ausbruch der Unruhen im Februar 1934 sperren Bundesheereinheiten die Zufahrt zur Inneren Stadt.

Abscheu und Hass

Der sozialdemokratische Parteivorstand erfuhr kurz vor 8.00 Uhr von den Vorgängen in Linz. Nach der Besetzung der Parteizentrale im »Vorwärts«-Gebäude am 8. Februar lagen politische Entscheidungen beim Exekutivkomitee, das sich aus Otto Bauer, Julius Deutsch, Johann Schorsch, Karl Weigl, dem Sekretär der Eisenbahnergewerkschaft, Berthold König sowie Robert Danneberg zusammensetzte. Es beschloss mit einer Gegenstimme die Ausrufung des Generalstreiks und die Mobilmachung des Schutzbundes. König hatte dagegen gestimmt, da er – zu Recht – vermutete, dass die durch die politischen Niederlagen der letzten Jahre entmutigten Eisenbahner nicht in den Streik treten würden. Die Kampfleitung unter Otto Bauer und Julius Deutsch schlug im »Ahornhof«, einem Teil der großen Wohnhausanlage des »George-Washington-Hofs« im 10. Wiener Gemeindebezirk, ihr Hauptquartier auf.

Nun zeigten sich die Unzulänglichkeiten der Vorbereitungen. Die jahrelangen Drohungen, die Otto Bauer gegenüber den Bürgerlichen ausgesprochen hatte, waren leere Phrasen gewesen. Die Strategiepläne und Instruktionen waren in der Praxis unbrauchbar. Noch immer bestand die schon im Kärntner Abwehrkampf ausgegebene Anweisung für die Truppe, nicht offensiv vorzugehen und den Kampf nur dort aufzunehmen, wo sie angegriffen würde. Die Februarkämpfer waren während der ganzen Dauer der Auseinandersetzung auf sich gestellt und ohne zentrale Lenkung. Organisierten Widerstand leisteten einzelne von energischen Persönlichkeiten geführte Gruppen. Auch der Aufruf zum Generalstreik erreichte mangels Flugzettel und Anschläge, nicht die Betriebe. Die Arbeitsniederlegungen erfolgten auf Grund von Gerüchten. Die Gaswerke streikten um 9.45 Uhr, die Elektrizitätswerke um 11.30 Uhr. Um 11.47 Uhr schalteten E-Werk-Arbeiter die Stromaggregate der Straßenbahn ab. Dies war das Signal für die Schutzbündler, zu ihren Alarmplätzen zu eilen. Eine halbe Stunde später stand auch die Wiener Polizei marschbereit, über Wien wurde das Standrecht verhängt. Das Bundesheer rückte aus, besetzte alle Brückenübergänge und riegelte den 1. Bezirk mit Stacheldrahtverhauen ab, wie schon am 1. Mai 1933 realistisch geprobt worden war. Ab 14 Uhr umstellten Polizei und Heimwehrkräfte die Zentren der Sozialdemokratie: Arbeiterheime, Parteilokale, Gemeindebauten, Remisen und Bahnhöfe. Hier erwarteten die Regierungskräfte die Waffenausgabe an die Schutzbündler.

Gegen 13 Uhr fielen bei der kommunalen Wohnhausanlage »Sandleiten« im 16. Bezirk die ersten Schüsse. Nun flammten auch in den anderen Teilen Wiens die Kämpfe auf. Heiß umkämpft war das Arbeiterheim im 16. Bezirk, in dem sich die Schutzbündler verbissen verteidigten. Um Mitternacht des 12. Februars ließ Vizekanzler Fey vier Geschütze auffahren, die das Gebäude zerschossen. Erst am nächsten Tag um 8.30 Uhr stürmten die Belagerer die verlassene Ruine.

In Döbling konzentrierten sich die Kämpfe auf den Karl-Marx-Hof. Auch hier nahm Artillerie den Wohnkomplex unter Feuer. Die Gefechte endeten erst am dritten Tag. Zu keinen Kämpfen kam es am 12. Februar in Floridsdorf. Der Schutzbund sammelte sich hier erst in den Nachtstunden und wurde am 13. aktiv.

In der Inneren Stadt besetzten Polizei und Heimwehr das Rathaus. Gemeinderat und Landtag wurden aufgelöst, Bürgermeister Seitz, aller Ämter enthoben, musste Exvizekanzler Richard Schmitz weichen, der die Position eines Bundeskommissärs für Wien, mit weitreichenden Vollmachten, einnahm. Seitz, der sich weigerte seine Amtsräume zu verlassen, musste von Wachebeamten aus seinem Zimmer getragen werden.

Das Stillhalten der niederösterreichischen Schutzbündler bedeutete für die Wiener Februarkämpfer ein frühzeitiges Ende. Die Schutzbundführer hatten sich geweigert, Waffen zu verteilen. Die lokalen Geplänkel in einigen größeren Städten beeinflussten die Kampfhandlungen in Wien nicht.

In der Steiermark hingegen lieferten einander Regierungstruppen und Schutzbündler erbitterte Gefechte. In Graz, Kapfenberg, Zeltweg, Fohnsdorf Judenburg, Leoben mussten Artillerie und Minenwerfer gegen die Schutzbündler zum Einsatz kommen. Besonders umkämpft war Bruck an der Mur. An der Spitze der aufständischen Arbeiter stand der sozialdemokratische Landesparteisekretär Koloman Wallisch. Wallisch, der 1919 im Räte-Ungarn als Kommissar tätig war, galt als kampferfahren. Wallisch brachte Bruck als einzigen Ort in Österreich unter die Herrschaft der Schutzbündler. Seine 400 Mann starke Gruppe wich am 13. Februar der Übermacht der Regierung. Von einem Kameraden verraten, gerieten Wallisch und seine Gefolgsleute in den Hinterhalt. Der Verräter und Wallisch wurden durch ein Standgericht zum Tode verurteilt. Den zu lebenslangem Kerker begnadigten Verräter fand man kurz später am Schauplatz des Verrats ermordet auf. Wallisch wurde am 19. Februar 1934 gehenkt.

In den Bundesländern reagierte der Schutzbund auf den Aufruf hin, zu den Waffen zu greifen, unterschiedlich. In Vorarlberg, Burgenland und Kärnten verweigerten die Sozialdemokraten die Teilnahme an der Erhebung. In Tirol lieferten Schutzbündler in Wörgl der Gendarmerie ein zweistündiges Gefecht. Niederösterreich und seine Industriegebiete blieben inaktiv. In Oberösterreich wurde, außer in Linz, im Braunkohlenrevier des Hausrucks und in Steyr gekämpft. In der Steiermark waren neben den Industriegebieten der Mur-Mürz-Furche auch Graz-Eggenberg Brennpunkte der Auseinandersetzung. Bis zum Abend des 14. streckten die Schutzbündler in ganz Österreich die Waffen. Bis zuletzt umkämpft war der Karl-Marx-Hof, dessen Verteidiger in der Schlussphase der heftigen Gefechte durch das Kanalnetz entkamen.

Letzte Bastion – Floridsdorf

Floridsdorf nahm im Aufstand einen besonderen Stellenwert ein. Die Mobilisierung der Schutzbündler hatte ungewöhnlich lange gedauert. Erst in den frühen Morgenstunden des 13. Februar wurden sie durch Angriffe auf die Polizeiwachzimmer aktiv. Danach erfassten die Kämpfe fast alle Teile des Bezirks. Die Exekutive erlitt so hohe Verluste, dass sie den Bezirk aufgegeben hätte, wäre nicht das Bundesheer mit zwei Gebirgskanonen und schwerem Maschinengewehr eingeschritten. Da die Kräfte immer noch nicht reichten, um die engagiert und unter guter Führung kämpfenden Schutzbündler niederzuringen, rückte aus den umliegenden Garnisonsorten Unterstützung an. Schweres Artilleriefeuer schoss schließlich den F.A.C.-Hof sturmreif. Um die Barrikaden in Groß-Jedlersdorf wurde stundenlang gekämpft. Dann fiel das Gaswerk, ein wichtiger Stützpunkt des Schutzbundes, in die Hände der Regierung, die Schutzbundtruppen gaben auf. Vereinzelte Widerstandsnester lieferten Bundesheereinheiten noch bis zum 16. Februar Gefechte. Das Durchkämmen der Objekte nach Heckenschützen endete erst am 21. Februar.

Wien wurde vor allem in den Bezirken mit einer hohen Dichte an Gemeindebauten Schauplatz erbittert geführter Kämpfe (rechts). Die Kampfleitung im Ahorn-Hof in Favoriten trat praktisch nicht in Erscheinung. Die Kämpfenden stellten erbittert fest, dass sie von Otto Bauer und Julius Deutsch im Stich gelassen worden waren. Beide setzten sich noch während der Kämpfe nach Preßburg ab.

Über Floridsdorf gelang einigen Hundert Schutzbundangehörigen und -führern die Flucht in die Tschechoslowakische Republik. Unter ihnen Otto Bauer und Julius Deutsch.

Über die Zahl der Opfer beider Seiten fehlen verlässliche Angaben. Allgemein wird angenommen, dass die Seite des Republikanischen Schutzbunds 101 Männer und 17 Frauen an Gefallenen sowie 279 Verletzte, davon 212 Männer, 62 Frauen und 5 Kinder zu beklagen hatte.

Die Regierungsseite verzeichnete 47 Gefallene und 152 Verwundete. Von unbeteiligten Zivilisten sollen 109 zu Tode gekommen sein, davon 92 Männer, 15 Frauen und 2 Kinder. 257 Personen wurden als verwundet gemeldet.

Der von Bernaschek losgetretene Konflikt hatte vorhersehbare Maßnahmen der Regierung zur Folge. Die Regierung Dollfuß liquidierte schon am 12. Februar Nachmittag die Sozialdemokratische Partei und alle ihre Organisationen. Die Parteispitze musste fliehen oder in den Untergrund gehen. Mit der Aufhebung des Standrechts wartete die Regierung bis zum 21. Februar. Um 7 Uhr früh dieses Tages wurde das letzte Todesurteil vollstreckt. Der Linzer Anton Bulgari, der nicht dem Schutzbund angehörte, wurde gehenkt.

Das Ausland, das die Erhebung mit unterschiedlichen Reaktionen verfolgt hatte, empörte sich einhellig über die Vollstreckung des Todesurteils durch den Strang an Karl Münichreither, der schwer verwundet auf einer Bahre zum Galgen getragen wurde. Von den insgesamt 21 gefällten Todesurteilen wurden neun vollzogen.

Proteste des Auslands bewirkten ein Einlenken der Regierung. Geplante Schauprozesse gegen sozialdemokratische Führer fanden nicht statt, Haftstrafen wurden gemildert, Begnadigungen ausgesprochen. Der Hass der Sozialdemokraten dauerte fort, er war unversöhnlich.



Nachwehen des Februars



Bernascheks **Alleingang und versuchter Aufstand aus der Basis beschleunigte, was sich schon seit dem 7. März 1933 abgezeichnet hatte: die totale Entmachtung der österreichischen Sozialdemokratie. Sein Handstreich kam überraschend, ohne Bedachtnahme auf Folgen oder Konsequenzen. Niemand im In- oder Ausland war darauf vorbereitet. Niemand erwartete einen solchen Coup. Trotz aller verbaler Kraftakte Otto Bauers hatte die Sozialdemokratie niemals den Boden der Demokratie verlassen. Die Arbeiterschaft leistete dort Widerstand, wo sie durch Gesetzesbrüche und Verfassungsverletzungen der Regierung dazu berechtigt war. Der so genannte Kampf der Sozialdemokratie richtete sich weder gegen die staatliche Souveränität, den Rechtsstaat noch die parlamentarische Demokratie. Im Gegenteil, sie behütete sie.**

Schier unglaublich. Ein Sektionschef erinnert sich eines Gesetzes aus der Zeit der Monarchie und des Krieges. Er empfiehlt es seinem Vorgesetzten, dem Kanzler. Dieser verwendet es, um seine Visionen einer neuen Gesellschaft zu verwirklichen. Paramilitärische, nach der Macht im Staat gierende Führer, nutzten es auf ihre Weise. Der Staatschef eines benachbarten Landes brachte allesamt in seine Abhängigkeit und leitete sie an, seine imperialen Ziele umzusetzen: Sie beseitigten die ihm hinderliche sozialdemokratische Barriere. Österreich war in seiner Gewalt. Für den geringsten Vorteil wird er es auf den Markt werfen: Benito Mussolini.

Das Ausland reagierte unterschiedlich auf die Zerschlagung der österreichischen Sozialdemokratie.

Die demokratische »New York Times« schrieb: *„Was sich nun in ganz Österreich ereignet, könnte ein Bürgerkrieg genannt werden, wenn mehr davon zu sehen oder wenn er nicht so eine einseitige Angelegenheit wäre. Warum die Sozialisten das Objekt dieses Angriffs wurden, ist immer noch ein Rätsel [...] Es waren doch nicht die Sozialisten, sondern die Nazis, die Bomben in ganz Österreich zur Explosion brachten [...] Die Unsinnigkeit, der Wahnsinn und die Gemeinheit der ganzen Angelegenheit wird mit jedem Detail offensichtlicher. Wenn man wirklich die Arbeiterheime durchsuchen wollte, hätten selbst, wenn die Arbeiter Widerstand geleistet hätten, deren Isolierung und die Absperrung der Wasser-, Gas- und Elektrizitätszufuhr sowie das Aushungern die Übergabe wohl bald erreicht, ohne Haubitzen und Maschinengewehre einzusetzen und ohne dass es Tote hätte geben müssen ...“*

Auch Großbritannien wurde von den Ereignissen überrascht. Naturgemäß protestierten die links gerichteten Parteien am heftigsten und forderten volle Solidarität mit den österreichischen Sozialdemokraten. Zu linken und liberalen Kreisen gesellten sich Intellektuelle, so der angesehene Historiker Robert William Seton-Watson, der 1905 an der Wiener Universität Geschichte gelehrt hatte. Er bezeichnete Österreich als potentiellen explosiven Brandherd Mitteleuropas und verglich die Lage mit der des Sommers 1914. Setaon-Watson appellierte an die westlichen Demokratien, ihre Österreichpolitik der letzten Jahre zu überdenken. Er meinte, kein Staat könne es sich leisten, Dollfuß weiter zu unterstützen, da ein Konflikt mit Deutschland unausweichlich sei und militärisches Engagement erfordere. Der »Guardian« bezichtigte Dollfuß der politischen Gratwanderung, die das Schicksal Österreichs aufs Spiel setze.

Dem Foreign Office war bewusst, dass nicht Dollfuss einen Sieg errungen hatte, sondern sein Vizekanzler und Sicherheitschef, Emil Fey, und Mussolini. Dollfuß war nun ganz und gar in der Hand der Heimwehr und sei ein Werkzeug des Faschismus, berichtete der britische Gesandte in Wien, Walford Selby, am 5. März 1934 nach London. Fügte aber hinzu, dass die Politik des Kanzlers Unterstützung verdiene, da es in Österreich keinen gemäßigten Politiker gäbe, der glaubhaft Widerstand gegen die bestehende Nazibedrohung leisten könne.

Deutschland verhielt sich während des Bürgerkriegs distanziert. Kein einziger Terroranschlag lenkte die Regierung vom Kampf gegen die Sozialdemokratie ab. Hitler wartete, dass sich die beiden mächtigsten Gruppierungen in Österreich vernichteten, und beobachtete Italien, ob es dem Abkommen von Riccione nachkommen würde, um Dollfuß beizustehen. Kaum jedoch zeichnete sich die Niederlage der Sozialdemokratie ab, startete die NSDAP eine Werbekampagne, um die Sozialdemokraten für sich zu gewinnen. *„Die Sozialisten sind antiklerikal; sie werden daher letzten Endes gemeinsam mit uns marschieren“*, spekulierte Hitler gegenüber dem britischen Sonderkorrespondenten der »Daily Mail«, Ward Price, am 17. März. Tatsächlich flohen einige Sozialdemokraten vor den Repressalien der Heimwehr ins Reich.

Theo Habicht, Landesinspekteur der österreichischen Hitlerbewegung, richtete am 19. Februar über Radio München ein Waffenstillstandsangebot an Dollfuß. Seine Weisung, dass es allen Parteigenossen verboten sei, die österreichische Regierung

Dollfuß am Schauplatz des Geschehens, im heiß umkämpften Floridsdorf (oben).

mit Wort, Bild oder Tat anzugreifen, demaskierte ihn als bisherigen Drahtzieher der Terroranschläge. Die Beschwerde Österreichs über die deutsche Einmischung war aus erster Hand bestätigt worden. Hitler war entsetzt über die Unvorsichtigkeit. Am 1. März zügelte er die deutsche Presse: Es sei nicht erwünscht, persönliche Schärfe gegen das österreichische System oder gegen einzelne Personen in die Polemik zu bringen.

Am 17. Februar hatten die Regierungen in London, Paris und Rom ein Kommuniqué veröffentlicht, dass die Unabhängigkeit Österreichs aufrechtzuerhalten sei. Nun erwarteten sie von Wien, dass es die angekündigte Beschwerde über die deutschen Terrorakte und die Einmischung in die inneren Angelegenheiten Österreichs vor den Völkerbund bringen werde.

Unruheherd Österreich

Doch der Ballhausplatz sah nun keinen Anlass mehr. Dollfuß antwortete am 19. Februar auf die Anfrage des Foreign Office, welchen Standpunkt denn Österreich hinsichtlich des Appells nun einnehme, die Regierung halte *„den Augenblick derzeit für nicht geeignet, die formale Anrufung des Völkerbundes gerade jetzt durchzuführen."*

In der Zwischenzeit war England bemüht, im eigenen Lande die Niederschlagung der Sozialdemokratie in günstigerem Licht darzustellen. Selby hatte dazu geraten, und der Chef des News Departement, Sir **Arthur Willert**, gewann den anerkannten Journalisten **A. U. Kennedy** für einen positiven Leitartikel in der »London Times«. In der Ausgabe vom 9. März 1934 erklärte Willert: Dollfuß wolle keineswegs ein faschistisches Regime deutscher oder italienischer Prägung errichten. Er suche vielmehr nach einer autoritären Regierungsform, die dem österreichischen Wesen entspräche. Der Kanzler verdiene daher die Unterstützung aller Freunde Österreichs. Alle die gegenteiliger Meinung seien, würden nur die Aufbauarbeit des Kanzlers behindern.

Willert stand mit seiner Meinung nicht allein da. Am 2. März hielt der Unterhausabgeordnete **Leo Amery** in Birmingham eine vielbeachtete Rede. Er verurteilte den Revolutionsversuch der Sozialdemokratie und rühmte des Bundeskanzlers *„wise and generous clemency"*. Amery hatte nach einem Schiurlaub in Kitzbühel **Starhemberg** und Dollfuß in Wien einen Besuch abgestattet und war von Dollfuß tief beeindruckt gewesen.

Frankreich hielt sich in diesen Tagen außenpolitisch bedeckt, nachdem eine schwere innenpolitische Krise die Konservativen an die Macht gebracht hatte.

Die Regierungen der Länder der Kleinen Entente wussten auch keinen Rat. Sie verfolgten die Entwicklung in Österreich besorgt und fürchteten Wiens Vereinnahmung durch Rom oder eine Restauration durch die Habsburger.

Der ČSR-Außenminister **Edvard Beneš** teilte seine Sorge dem britischen Gesandten in Prag, Sir **Joseph Addison**, mit. Die Perspektiven die sich für Österreich ergeben, seien allesamt für die ČSR unheilvoll. Egal, ob Wien einen autoritären oder revisionistischen Kurs einschlage oder sich an Deutschland anschlösse.

Für Addison war der Anschluss Österreichs an Deutschland nur eine Frage der Zeit, und keine Macht der Erde würde ihn verhindern können, sagte er. Eine andere Meinung vertrat der polnische Außenminister **Józef Beck**. Er sah in Mussolinis Donauraumpolitik den Versuch, die Außenpolitik der Kleinen Entente zu stören, analysierte er gegenüber dem britischen Gesandten in Warschau, Sir **W. Erskines**, am 11. März 1934.

Die unmittelbare Zukunft sah der rumänische Außenminister **Niculae Titulescu** erstaunlich realistisch. Seiner Meinung nach strebe **Mussolini** nach einem Bündnis Wien–Budapest–Rom, das die Kleine Entente neutralisieren solle, sagte er zum britischen Vertreter in Bukarest, Sir **Charles Palairet**.

Londons Vertreter in Belgrad, Sir **Nevile Henderson**, erkannte drei Alternativen: den Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich, eine Habsburg-Restauration oder eine Revision der Pariser Vorortverträge. Der jugoslawische Außenminister **Bogoljub Jevtić** zog die deutsche Lösung allen anderen vor. Eine Revision der Friedensverträge durch Österreich und Ungarn unter dem Schutz Italiens würde Belgrad zum Krieg herausfordern, meinte Jevtić. Den Weg der Revision aber verfolgte Ungarn, seitdem es den Friedensvertrag von Trianon unterzeichnet hatte. Offiziell dementierte Ungarn natürlich Revisionsabsichten.

Das Engagement Italiens für Österreich vertiefte andererseits die Kontakte Belgrads zu Berlin. Seit Hitler die Macht ergriffen hatte, versuchte er Jugoslawien für seine Anschlussambitionen zu gewinnen. Ungeachtet dessen stellte er im Jänner 1934 durch das Reichsfinanzministerium 200.000 Reichsmark für die deutsche Volkstums- und Siedlungspolitik im *„nationalpolitisch gefährdetsten Gebiet, der so genannten Abstimmungszone I, einschließlich unteres Gailtal"*, zur Verfügung.

Das hinderte **Alfred Rosenberg**, den Leiter der außenpolitischen Abteilung der NSDAP, nicht, in Übereinstimmung mit Hitler dem jugoslawischen Presseattaché in Berlin ein attraktives Angebot zu unterbreiten. Falls Jugoslawien bei einem Anschluss Österreichs eine neutrale Haltung einnehme, würde es die slowenischsprachigen Gebiete Kärntens erhalten.

Am 17. März meldete der österreichische Militärattaché in Rom nach Wien: nicht nur das Kärntner Abstimmungsgebiet solle an Jugoslawien fallen, sondern auch Fiume mit seinem Hinterland. Deutschland stünde dafür ein Korridor nach Triest zur Verfügung.

Bernascheks »Losschlagen« hatte die Politik der Staaten in Zentral- und Osteuropa sowie der großen europäischen Mächte gehörig durcheinandergewirbelt. Österreich war zum Krisenherd der Region geworden.



Der italienische Außenminister Flavio Suvich (im Bild oben, links) entwickelte ab dem Herbst 1933 eine rege Reisediplomatie. Bevorzugte Zielländer waren Österreich und Ungarn. Seine häufigen Besuche in Wien und Budapest und die Gegenbesuche des ungarischen Ministerpräsidenten Gyula Gömbös (im Bild rechts) deuteten auf den Abschluss eines Paktes der drei Länder hin.

In Italiens Hand

Der Appell des österreichischen Geschäftsträgers in London an Dollfuss, die angedrohten Maßnahmen an Sozialdemokraten und am Republikanischen Schutzbund nicht zu vollstrecken, ging ins Leere. Die Gefängnisse und Anhaltelager füllten sich, im »Grauen Haus« saßen am 3. März über 1.400 politische Häftlinge ein.

Der Gegner war geschlagen. Von ihm drohte keine Gefahr mehr. Nun geschah Unfassbares. Ein christlicher Bundeskanzler, Engelbert Dollfuß, schuf mit einer Notverordnung die gesetzliche Grundlage für einen christlichen Justizminister, Kurt Schuschnigg, damit dieser das Standrecht legitimiere, auf dass christliche Richter Todesurteile über die Besiegten fällten. Ohne Einspruch zu erheben, beobachtete der christliche Bundespräsident Wilhelm Miklas die Vollstreckung der Todesurteile.

Dazu muss bemerkt werden: Dollfuß schlug vor, das Standrecht *„zu verkürzen und überhaupt […] davon wegzukommen"*. **Und Schuschnigg gestand dem Wiener Zeithistoriker Gerhard Jagschitz:** *„Diese Hinrichtungen werden mich bis an mein Lebensende verfolgen."* **Scharfmacher im Kabinett war Staatssekretär Neustädter-Stürmer:** *„Man solle … alles tun […] um möglichst viele harte Urteile herbeizuführen"*, **empfahl er, als er hörte, dass in Steyr verwundete Angehörige der Regierungstruppen mit Hacken erschlagen worden waren.**

Die Vernichtung der Sozialdemokratie kam, wie es der italienische Führer der Faschisten, Benito Mussolini, gefordert hatte, zu Ende. Am 16. Februar 1934 annullierte die Regierung die Mandate der sozialdemokratischen Abgeordneten, Hitler hatte nach dem Reichstagsbrand in Berlin gezeigt, wie einfach dieser Bruch demokratischen Rechts begangen werden konnte. Die Vermögenswerte der SDAPÖ und ihrer Organisationen verfielen dem Staat. Auch dafür stand Hitler Pate. Aber anders als in Deutschland lebte in Österreich die Partei im Untergrund weiter. Bauer und Deutsch, denen die Flucht in die Tschechoslowakei gelang, eröffneten in Brünn das »Auslandsbüro der österreichischen Sozialdemokraten« und gaben die »Arbeiter-Zeitung« heraus. Sie erschien in täglichen Auflagen zwischen 10.000 bis 80.000 Stück und wurde nach Österreich geschmuggelt. Wie viele Sozialdemokraten ins Ausland flüchteten, ist nicht bekannt. Sie werden auf einige Tausend geschätzt. Etwa an die tausend fanden sich in der Sowjetunion wieder. Rund dreihundert feierte man in Moskau als »Kämpfer auf den Barrikaden von Wien«. Viele von ihnen verschwanden während der politischen »Säuberung« unter Stalin, in sibirischen Lagern oder wurden umgebracht. So wie der Schutzbundkommandant von Floridsdorf, Heinz Roscher, 1938. Etwa 2000 Februarkämpfer schlugen sich nach Spanien durch, und kämpften dort auf der Seite der Republik gegen die Truppen des spanischen Faschistenführers Caudillo Francisco Franco Bahamonde im Auftrag eines mindestens ebenso verbrecherischen Systems, des Stalinismus.

Um die Opfer der Februarkämpfe in Österreich nahmen sich zwei Organisationen an: der »Internationale Gewerkschaftsbund« und die »Quäker«, die seit 1921 karitativ in Österreich tätig waren.

Die Niederlage und das Versagen der Parteiführung in Zeiten größter existentieller Gefährdung spaltete die Sozialdemokratie. Die Anhänger, die in Österreich in die Illegalität gingen, legten sich den Namen »Revolutionäre Sozialisten« zu und sammelten sich unter Joseph Buttinger. Zu ihnen stießen auch Kommunisten. Sie verfolgten weiterhin ein Ziel: den Kampf gegen den so genannten Austrofaschismus und den Nationalsozialismus.

Die Erschütterung der öffentlichen Meinung im Ausland versuchte Dollfuß am 18. Februar mit einer »Friedensrede« vor Vertretern der in- und ausländischen Presse auszugleichen. Dollfuß betonte, die Regierung habe bewiesen, dass sie alles tue, um den menschlichen Rechten und den sozialen Ansprüchen der Arbeiterschaft in jeder Weise gerecht zu werden. Die Regierung denke nicht daran, soziale Rechte abzubauen. Abermals appellierte er an die Arbeiter, der Regierung Vertrauen zu schenken. Am 21. Februar wurden sämtliche sozialdemokratische Betriebsräte ihrer Funktion enthoben und politisch Vorbestraften das aktive und passive Wahlrecht aberkannt.

Damit die »Friedensrede« nicht als Farce erschien, begann die Wiener Arbeiterkammer am 3. März mit einer Unterstützungsaktion für ausgesteuerte Arbeitslose. Unterstützt wurden nur Ausgesteuerte, die sich in besonderer Notlage befanden und vollkommen mittellos waren. An sie wurde eine einmalige Zuwendung von 5 Schilling pro Person ausbezahlt.

Gefahr für Mitteleuropa?

Die innenpolitische Lage stabilisierte sich nach den Unruhen relativ rasch. Die Hitlerbewegung hielt die »Waffenruhe« ein und die Regierung nutzte die Atempause zur Konsolidierung der Position des Kanzlers. Die Arbeiten an der neuen Verfassung machten Fortschritte, die Wirtschaft wartete auf



Benito Mussolini (oben links), Gyula Gömbös (rechts) und Engelbert Dollfuß unterzeichnen in Rom am 17. März 1934 die »Römischen Protokolle«. Außenpolitisch und wirtschaftlich ist Österreich von Italien abhängig. – Wie vor 1914 beginnen auch nach dem Ersten Weltkrieg Verträge und Pakte Europa wie ein Flechtwerk zu überziehen (rechts).

neue Impulse, die im Stabilisierungsprogramm Mussolinis für Österreich enthalten sein sollten.

Die italienische Regierung hatte am 29. September 1933 dem Völkerbund ein Stabilisierungskonzept für den Donauraum vorgelegt, das in vielen Bereichen dem »Tardieu-Plan« von 1932 entsprach und auf den Beschlüssen der Wirtschaftskonferenz von Stresa aufbaute. Die Donauländer sollten bilaterale Abkommen schließen, Vorzugszölle auf Agrarprodukte gewähren, industrielle Produkte Österreichs bevorzugen und Exporte fördern.

London und Paris verhielten sich skeptisch, umso bestürzter registrierten sie die Dreimächteverhandlungen zwischen dem 13. und 16. März in Rom, die Mussolini, Gömbös und Dollfuß durch die Unterzeichnung der »Römischen Protokolle« am 17. März abschlossen. London reagierte verärgert. Knapp eine Woche zuvor hatte Rom jede politische Paktabsicht bestritten, nun schien das politische Protokoll das wirtschaftliche noch zu übertreffen. Im britischen Unterhaus fragten Abgeordnete an, ob Österreich denn noch wisse, welche Verpflichtungen es in den Genfer Verträgen von 1922 eingegangen sei. Der Theaterdonner legte sich, wie er gerührt worden war. Die von Rom versprochene Wirtschaftshilfe an Österreich erschöpfte sich in der Überlassung der Waffen der Hirtenberger Affäre, die noch in Österreich lagerten, in der Gewährung von Vorzugszöllen auf bestimmte Waren und in einer Enklave im Hafen von Triest. Die politische Vereinbarung gipfelte in der Absicht, in außenpolitischen Fragen zu kooperieren und im italienischen Versprechen, die Souveränität Österreichs zu schützen. Über das dürftige Ergebnis verlor England kein Wort mehr und war insgeheim froh, dass Italien das Problem Österreich übernommen hatte, und hoffte, Rom würde mäßigend auf Wien einwirken, damit die Sozialdemokraten nicht ins nationalsozialistische Lager abwanderten. Die Abhängigkeit der österreichischen Außenpolitik von der italienischen empfand man an der Themse als Vorteil, Rom würde sie zu steuern wissen, wenn es seiner Pufferrolle zwischen dem expansiven Deutschland und dem Balkan gerecht werden wollte. Dollfuß kehrte in seiner Position gefestigt heim, da er einen außenpolitischen Erfolg vorweisen konnte.

Dass die Römischen Protokolle ein Pyrrhussieg waren, wird erst sein Nachfolger Kurt Schuschnigg 1938 merken, als Rom die Unabhängigkeit Österreichs preisgab.



Ein akademisches Staatsmodell



Zur Erfüllung der letzten Forderung Mussolinis, der Proklamation einer neuen Verfassung, die einem autoritären Gesellschaftssystem Rechnung trug, musste das Parlament einberufen werden. Der Erste Präsident des Nationalrats, der sich am 4. März 1933 selbst »ausgeschaltet« hatte, Karl Renner, war noch im Landesgericht Wien inhaftiert, daher musste der Zweite Präsident, der Christlichsoziale Rudolf Ramek, die Abgeordneten in das Hohe Haus am Ring einladen, *„zur Fortsetzung der Sitzung vom 3. März 1933“*, **wie es in der Aussendung hieß. Die Sozialdemokratische Partei war verboten. 76 von den insgesamt 90 stimmberechtigten Abgeordneten nahmen am 30. April 1934 an der Eröffnung der Sitzung teil.**

Insgesamt waren es 471 Notverordnungen – nach anderen Quellen waren es nur 446 –, die von der Regierung Dollfuß auf der Grundlage des Kriegswirtschaftlichen Ermächtigungsgesetzes von 1917 im Eilverfahren verabschiedet wurden. Debatten oder Anträge gab es keine, denn der wichtigste Akt kam noch: Die Vorlage des »Bundesverfassungsgesetzes über außerordentliche Maßnahmen im Bereiche der Verfassung«. Mit 74 Stimmen gegen zwei Stimmen der oppositionellen Großdeutschen passierte die neue Verfassung das Parlament. Die Christlichsozialen spielten die Rolle des Mohren. Sie hatten ihre Schuldigkeit getan. Nach zwei Wochen wurde der Klub aufgelöst, im September die Partei.

Dieses Verfassungsermächtigungsgesetz gab der Regierung das uneingeschränkte Recht, Bundes- und Verfassungsgesetze zu erlassen. Die Ausübung der Staatsgewalt durch diktatorische Maßnahmen war nun legalisiert.

Die der Regierung nahe stehende »Reichspost« berichtet am 30. April: *„Einmal noch, nach langem Schweigen, versammeln sich Nationalrat und Bundesrat. Einmal noch, am letzten April, und nie wieder. Einmal noch zur Entgegennahme der Ausfertigung ihres Todesurteils, um wenigstens in Schönheit zu sterben, die ihrem Leben und Wirken versagt blieb, zu jener selbstlosen Beschlussfassung, die der neuen berufsständischen Ordnung die Pforten öffnet.“*

Eine Todesanzeige für eine Demokratie, deren Wesen und Eigenheiten kaum jemand verstanden hatte. Die Politiker aller Richtungen nicht, das Volk noch weniger. Österreich stand in Europa mit der Unkenntnis im Umgang mit der Demokratie nicht allein. Um 1937/38 waren die Staaten mit einer parlamentarischen Demokratie in der Minderzahl und einige von ihnen noch im Verband mit traditionellen monarchischen Systemen. Totalitäre oder autoritäre Regierungen überwogen.

Mit Ausnahme Russlands, das nach der Oktoberrevolution von 1917 einen von Lenin vorgegebenen Sonderweg ging, bekannten sich die Länder Europas überwiegend zu liberal-demokratischen Verfassungen. Konstitutionelle Monarchien gab es noch in sechs Staaten. Ihre Einflussnahme auf die Regierungen war jedoch gering, mit Ausnahme der Monarchien in Bulgarien, Jugoslawien und Rumänien. Der Reichsverweser (Horthy) an König statt in Ungarn, dachte nicht daran, sein Amt an einen Monarchen (Karl IV.) abzugeben.

Die Not und das Elend, in das die Völker ab den 20er Jahren stürzten, ließen Zweifel an der demokratischen Regierungsform aufkommen. Nur die westlichen und die nordischen Staaten hielten an ihr fest, während die besiegten Staaten und jene, die sich um den Sieg betrogen fühlten, sowie die neuen Staaten – Finnland und die Tschechoslowakische Republik ausgenommen – die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Probleme mit Hilfe einer »starken Hand« zu meistern trachteten.

Dadurch kam die demokratische Staatenordnung ins Schwanken. Das nationale Selbstbestimmungsrecht, die Angst vor einer bolschewistischen Revolution, der Mangel an klaren Mehrheitsbildungen, die wirtschaftliche Not, die Unzufriedenheit breiter verelendeter Bevölkerungsschichten und Existenzängste untergruben den Glauben an die Richtigkeit des demokratischen Systems. Fehlschläge aller Art wurden ihm angelastet.

Tatsächliche oder auch nur kurzfristige Scheinerfolge autoritärer oder totalitärer Regierungen wurden dagegen in positivem Licht gesehen. Bezeichnenderweise wuchsen antiparlamentarische Regierungsformen nach der Machtergreifung Mussolinis bzw. Hitlers aus dem Boden.

Die Staatschefs, meist mit uneingeschränkten Vollmachten ausgestattet, nannten sich in ihrer Landessprache »Führer«. Sie schwangen sich während Krisensituationen durch Umsturz oder Bürgerkrieg zur Macht auf. Die Gefolgschaft dieser »Führer« kam zumeist aus dem konservativen Lager, die im demokratischen System einen Verlust ihrer Macht oder ihres Einflusses befürchteten. Im Deutschen Reich und in Österreich rekrutierte sie sich aus den deklassierten bürgerlichen Mittelschichten. Die herausragenden antidemokratischen Systeme waren die Diktatur des kommunistisch-sozialistischen Stalinismus in der Sowjetunion, die faschistische Diktatur Benito Musso-

Bundeskanzler Dollfuß (im Bild oben links) und Justizminister Schuschnigg (zweiter von rechts) bei der Unterzeichnung des Konkordats am 4. Juni 1933 im Vatikan. In der Mitte Kardinal-Staatssekretär Eugenio Pacelli, der spätere Papst Pius XII. In Privataudienz entbot Papst Pius XI. Österreich seine Grüße: „Grüßen Sie mir Österreich und das österreichische Volk, ich erteile

linis in Italien und die nationalsozialistische Diktatur Adolf Hitlers im Deutschen Reich. Nachrangig war die falangistische Diktatur Francos in Spanien. Zwar werden die rechtsgerichteten Diktaturen Mussolinis, Hitlers und Francos gemeinhin faschistisch genannt, sie unterscheiden sich aber beträchtlich in charakteristischen Merkmalen: in der Staatspartei, in der Kontrolle der Gesellschaft, in der Weltanschauung, in der Überwachung der Bevölkerung, in der Verfolgung von Minderheiten, in ihrem Machtstreben und dessen Zielen.

Othmar Spann und Papst Pius XI.

Auch das »Dollfußsystem« weist zu den anderen »faschistischen« Formen Eigenheiten auf, die nur ihm zukommen. Es war autoritär, aber nicht *„total"*, sagte der spätere Kanzler Kurt Schuschnigg. *„Wir sind einer Zwischenlösung erlegen."* Wie die Endlösung ausgesehen hätte, verriet Schuschnigg nicht.

Die Spuren des Ständstaates beginnen bei Othmar Spann, einem Professor an der Universität Wien, der politische Ökonomie und Gesellschaftslehre lehrte. 1921 veröffentlichte Spann das Buch »Der wahre Staat«, in dem er Parlamentarismus und Demokratie eine klare Absage erteilt. Statt dessen verherrlichte er die Gedanken einer ständischen Ordnung des States.

Spanns Philosophie geht auf Platon zurück, dessen Idee, einer in konfliktfreier Harmonie nach Ständen gegliederten hierarchischen Führung, ihn faszinierte. Die Grundzüge erkennt Spann im Staatsaufbau des Mittelalters wieder. Der Spitze des Priesterstands oder des Standes der Weisen und Erzieher folgen Ritter, Wächter oder Heerführer. Danach kommen Wirtschaftsführer, Unternehmer, geistige Arbeiter, zuletzt die Handarbeiter. Vorbild ist ihm die Hierarchie der Armee. Denn *„die Herrschaft"*, sagt Spann, *„kann ihrer Natur nach nur von oben nach unten gehen"*.

Daraus leitete Spann die seiner Meinung nach beste Staatsform ab: *„... welche eine rangstufige (hierarchische) Gliederung der Gemeinschaften vorsieht, das heißt aber, wenn wir ‚ständisch' im weitesten Sinne des Wortes verstehen: die ständische Staatsorganisation [...] Nicht die Mehrheit (sozusagen von unten her) soll über die Wahrheit abstimmen; sondern das Beste (sozusagen von oben her) soll herrschen! [...] Daher kann es im Ständestaat auch keine politischen Parteien im heutigen Sinne geben ..."*

Nun spielte Dollfuß das Schicksal geradezu in die Hände, als Papst Pius XI. 1931 die Enzyklika »Quadragesimo anno« der Öffentlichkeit übergab. Die Diskussion um den Ständestaat erhielt neuen Auftrieb – Spanns Buch erschien bis 1938 in vier Auflagen und wurde um 1970 in mehreren Bänden neu aufgelegt –, denn einige belesene Katholiken, unter ihnen Dollfuß, interpretierten die Enzyklika als Auftrag, den Ständestaat zu realisieren, da der päpstliche Segen auf ihm ruhe.

Universitätsprofessor Konstantin Prinz Hohenlohe-Schillingsfürst O.S.B. widmete am 24. April 1933 einen viel beachteten Vortrag dem Thema »Der Ständestaat vom Standpunkt der christlichen Rechtsphilosophie«. Hohenlohe-Schillingsfürst unterzog die parlamentarische Demokratie einer scharfen Kritik und behauptete, *„dass der Parlamentarismus, wie er zwangsläufig im allgemeinen Wahlrecht mündet, zur Auflösung der staatlichen Autorität und zum Umsturz der sozialen und bürgerlichen Verhältnisse führen muss ..."*

Dollfuß, den der Ehrgeiz quälte, Österreich zum ersten Land der Welt zu machen, das die Enzyklika verwirklichte, gründete am 20. Mai 1933 die »Vaterländische Front« und setzte damit einen wichtigen Schritt zur Aufhebung des Parteienstaates.



ihm für alles, was es sich für die Zukunft Gutes wünscht, meinen päpstlichen Segen." – Vaterländische Kundgebung auf dem Ballhausplatz. Dollfuß fordert 15.000 angetretene Eisenbahner und Postler (oben) zum Bekenntnis für Österreich auf. Die Politiker im Vordergrund üben sich nicht im faschistischen Gruße und bestellen auch keine drei Bier, sondern schwören, Gleiches zu tun.

Unterm Kruckenkreuz



Dollfuß beschritt den Weg eines ständisch-autoritären Gesellschaftssystems nach römisch-katholischen Glaubensgrundsätzen. So fand auch die Veröffentlichung der Verfassung bewusst am 1. Mai statt. Wie einst die christlichen Gotteshäuser, über heidnischen Kultplätzen erbaut, den Triumph des »wahren« Glaubens über die Ungläubigen symbolisieren sollten, gedachte auch der strenggläubige Dollfuss seine christlich-ständische Verfassung am »Tag der Arbeit« über »Antichristen und Bolschewiki« – die »Marxisten« – obsiegen zu lassen.

In diesem Sinne begann auch die Verfassung: *„Im Namen Gottes, des Allmächtigen, von dem alles Recht ausgeht, erhält das österreichische Volk für seinen christlichen, deutschen Bundesstaat auf ständischer Grundlage diese Verfassung."*

Bemerkenswert ist die Berufung auf den Allmächtigen, von dem alles Recht und daher auch die Verfassung ausgeht. Die Verbindung zum Gottesgnadentum der gekrönten Häupter ist offensichtlich, auch sie wurden nicht vom Volk gewählt, also musste die Legitimität von Gott bezogen werden. Hitler zum Beispiel wurde nicht müde, die Vorsehung zu zitieren, die ihn – wie einen Heilsbringer – ausersehen hätte, das deutsche Volk aus der Tiefe (eines verlorenen Krieges), der Verzweiflung (über die Revolution und das Elend) und dem Unglück (durch das Diktat von Versailles) ins Licht (des Tausendjährigen Reiches) zu führen und die Verschwörer des Bösen (Juden und Marxisten) zu vernichten.

Die Verfassung der Regierung Dollfuß war weniger verklärend. Sie gab, damit das Volk doch noch zu seinem Recht kam, Österreich eine berufsständische Ordnung.

Das »Rumpfparlament«, eine *„politische Farce"*, wie Schuschnigg nach dem Zweiten Weltkrieg sagte, segnete die neue Verfassung ab. Der Verfassungsgelehrte und frühere Bundeskanzler Otto Ender hatte sie ausgearbeitet und sie im Artikel 1 mit den Worten: *„Österreich ist eine berufsständische Republik"*, beginnen lassen. Dollfuß persönlich bestand auf einer Änderung. Das Wort Republik erinnere ihn zu sehr an die französische Republik und deren demokratische Einrichtungen, es müsse gestrichen werden. Die Minister machten es sich einfach. Sie strichen den Artikel und schoben den zweiten nach: *„Österreich ist ein Bundesstaat. Der Bundesstaat ist berufsständisch geordnet und besteht aus der bundesunmittelbaren Hauptstadt Wien und den Bundesländern."*

Wien bereitete den Politikern Kopfzerbrechen. Der »roten Hochburg« trauten sie nicht. 1848 musste der Hofstaat vor den Revolutionären fliehen. Der Verfassung gaben daher die Juristen einen Sicherheitsartikel bei: „Bundeshauptstadt und Sitz der obersten Organe des Bundes ist Wien. Für die Dauer außerordentlicher Verhältnisse kann der Bundespräsident auf Antrag der Bundesregierung den Sitz der obersten Organe des Bundes an einen anderen Ort des Bundesgebietes verlegen."

Die Verfassung sah einen Staatsrat (40 bis 50 vom Bundespräsidenten auf 10 Jahre ernannte Mitglieder), einen Bundeskulturrat (30 bis 40 Vertreter der Kirche und Konfessionen, des Schul- und Erziehungswesens, der Wissenschaft und Kunst), einen Bundeswirtschaftsrat (70 bis 80 Vertreter der wirtschaftlichen Berufsstände) und einen Länderrat (bestehend aus dem Landeshauptmann und dem Landesfinanzreferenten eines jeden Bundeslandes und dem Bürgermeister von Wien) vor. Sie haben beratende Funktion. Getrennt und geheim beraten sie über die Gesetzesvorlagen der Regierung und geben ihre Gutachten dazu ab.

Harmonie der Stände – auch des Staates?

Aus den vier Räten wurde der Bundestag aus insgesamt 59 Mitgliedern in geheimer Wahl bestimmt. Der Bundestag entschied über die Gesetzesvorlagen der Regierung. Ein Berichterstatter erläuterte die Gesetzesvorlagen, ein Gegenbericht war gestattet. Debatten gab es keine. In öffentlicher Sitzung beschloss der Bundestag die Annahme oder Ablehnung der Gesetze. Nur bei bestimmten Sachgebieten, etwa dem Bundesvoranschlag, waren Debatten bzw. Änderungen durch den Bundestag möglich. Der Bundestag hatte zudem die Aufgabe, einen Dreiervorschlag zur Wahl des Bundespräsidenten zu erbringen.

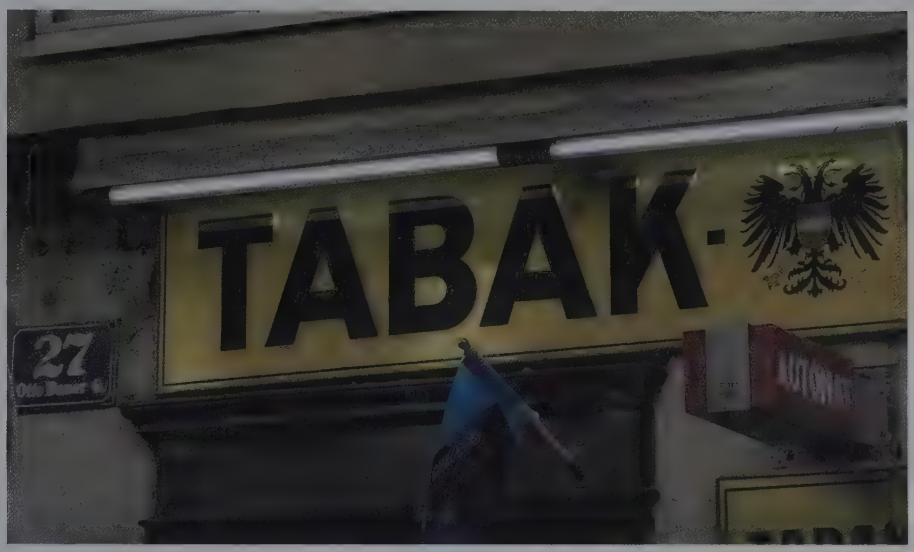
Als Berufsstände galten: Land- und Forstwirtschaft, öffentlicher Dienst, Industrie und Bergbau, Gewerbe, Handel und Verkehr, Geld-, Kredit- und Versicherungswesen sowie die Gruppe der freien Berufe.

Die Bundesregierung stand unter der Führung des Bundeskanzlers. Die Mandatare erhielten Sitzungsgelder und keine Gehälter. Grund- und Freiheitsrechte der StaatsbürgerInnen wurden – mit einigen Ausnahmen – von der alten Verfassung übernommen. Das Habsburger- und das Adelsgesetz wurden aus der Verfassung entfernt und bestanden nur als einfache Gesetze weiter.

Einziges Organ zur politischen Willensbildung stellte die Vaterländische Front (VF) dar. Im Bemühen, nach den Parteien und politischen Organi-

Die Ratifizierung des Konkordats zwischen Österreich und dem Vatikan fand kurz nach Mitternacht in den Präsidentschaftsräumen auf dem Ballhausplatz, in der ersten Stunde des 1. Mai, sofort nach Inkraftsetzung der neuen Verfassung, statt. Im Bild oben: Bundeskanzler Dollfuß, Bundespräsident Miklas, der Apostolische Nuntius Sibilia (von links nach rechts).

sationen auch die letzten Reste der Republik zu eliminieren, gab die neue Regierung auch ein neues Wappen in Auftrag. Die Heraldiker werden wohl Einwände vorgebracht haben, denn die Bestellung ging am Charakteristikum des neuen Staats vorbei: Just die Stände wurden nicht mehr berücksichtigt. Hammer, Sichel und Mauerkrone für Bürger, Bauern und Arbeiter fielen weg. An die Stelle des einköpfigen Adlers kam der Doppeladler, dessen Köpfe nimbiert, das heißt mit einem Heiligenschein versehen, die christliche Orientierung des Ständestaats symbolisieren sollten. Dollfuß versuchte dem rot-weiß-roten Bindenschild das Kruckenkreuz aufzulegen. Der Vorschlag fand bei den Heraldikern kein Gehör, wie auch ein Entwurf mit einem hohen goldenen Kreuz im rechten Fang und einem blanken Schwert im linken keinen Anklang fand. Der Ständestaat-Doppeladler prangt noch an manchen öffentlichen Gebäuden. Am Finanzamt in Neunkirchen und über den Eingangstoren des Justizpalastes in Wien. Manche aufrechte Demokraten wünschen diese Symbole durch gegenwärtige zu ersetzen. Solcherart Geschichte zu verdrängen, käme der Demontage des »Denkmals der Republik« gleich, das 1934 im Auftrag des Dollfußsystems zuerst verhüllt und danach abgebrochen, aber nach 1945 wieder aufgebaut wurde.





Symbolik ohne Ende. Dollfuß schwelgte in der Mystik, zweifelsfrei von vielen Historienschreibern und Theologen angeregt. Auch das Kruckenkreuz passt sich ein, dessen Geschichte und Interpretation Gelehrte befasste und ganze Bücher füllte. Die Gleichzeitigkeit des Kruckenkreuzes und des nationalsozialistischen Hakenkreuzes ist auch zu auffällig. Wirkt das Hakenkreuz aggressiv, dynamisch, vermittelt das Krukenkreuz einen monolithischen, defensiven Eindruck.

Wie vom Hakenkreuz sind auch vom Kruckenkreuz kultisch-symbolische Abbildungen schon von der Zeitenwende bekannt. Dass beide Zeichen zu Kampfsymbolen hochstilisiert wurden, die auch eine religiöse Etikette erhielten – das eine heidnisch, das andere christlich –, ist aus der damaligen Zeit verständlich.

Mit der Bekanntmachung der neuen Verfassung am 1. Mai 1934 im BGBl. 239/1934 und der öffentlichen Präsentation während der Kinderhuldigung im Prater Stadion, war die Erste Republik formell zu Grabe getragen.

Das Ende der Republik erregte wenig Aufsehen, wohl berichteten die Zeitungen über das *„große Erneuerungswerk"*, der Masse der Bevölkerung war dies aber gleichgültig und das Ausland nahm kaum Notiz. Den martialischen Aufmärschen im Deutschen Reich am 1. Mai und den Straßenschlachten, die sich die »Roten« und die Polizei in Pariser Arbeitervierteln lieferten, schenkte man mehr Aufmerksamkeit.

Am 1. Mai, 10 Uhr Vormittag, sammelten sich 50.000 Schulkinder im Stadion zur »Kinderhuldigung«. Im Bild oben Vorbeimarsch von Jugendgruppen vor der Ehrentribüne beim Rathaus. – Symbole des Ständestaats sind heute noch präsent. Zum Beispiel auf dem Geschäftsportal einer Tabak-Trafik in der Otto-Bauer-Gasse in Wien, Mariahilf (oben rechts).

Unterwandert

Die Erledigung der Ersten Republik bedurfte noch eines formalen Aktes: der Auflösung des Parlaments. Sie erfolgte am 2. Mai, damit war der juristischen Kontinuität Genüge getan, der demokratische Rechtsstaat in einen autoritären Ständestaat übergeführt.

Dieser neue Staat besaß ohne Zweifel einige faschistische Merkmale. Führerprinzip, Einparteiensystem, Reduktion der Grund- und Freiheitsrechte der Bürger, fehlende politische Kontrollen, gesellschaftliche Militarisierung, Zusammenlegung von Exekutive und Legislative, Verlust der Pressefreiheit u. a. Aber die wichtigsten Elemente der faschistischen und auch nationalsozialistischen Ideologie fehlten: Die Machtfülle des »Führers«, die totalstaatliche Vereinnahmung des Individuums, das imperiale Machtstreben und – was auch Nationalsozialismus vom Faschismus gravierend unterscheidet – die Menschen verachtende Verfolgung von Minderheiten aus rassischen oder ideologischen Gründen bis hin zur Vernichtung der Person. Wenn also der »Austromarxismus« nichts gemein hatte mit dem wirklichen Marxismus oder Kommunismus, dann gilt Gleiches auch für den »Austrofaschismus«. Beide Begriffe, jeweils von der Gegenseite verwendet, können daher heute nur als Provokation verstanden werden.

Keineswegs war Dollfuss so intransigent, dass er Verständigung und Versöhnung mit der Linken nicht gesucht hätte. Gewiss nicht aus Menschenfreundlichkeit, sondern ausschließlich aus Gründen der Logik. Es war auf Dauer unmöglich, mehr als ein Drittel des Volkes, das insgeheim ja weiterhin der Arbeiterbewegung anhing, vom Aufbau des neuen Staates fernzuhalten. Ein Brückenschlag war daher angeraten, der helfen sollte, die Differenzen zwischen Regime und Arbeiterschaft auszugleichen. Dollfuß bediente sich dazu eines jungen katholischen Gelehrten, der am 6. April 1934 zum dritten Vizebürgermeister der Stadt Wien bestellt worden war, Ernst Karl Winter.

Winter ging in der Tat im ehrlichen Bemühen zu befrieden auf die verfemte Gesellschaftsschicht zu – und scheiterte.

Zunächst fand er keine Ansprechpartner mit Einfluss auf die Zielgruppe. Er begegnete bestenfalls Funktionären der ehemals mittleren Führungsebene, wie dem Niederösterreicher Heinrich Schneidmadl, der die Achtung der Genossen verloren hatte, als er in polizeilichen Einvernahmen alle Schuld am missglückten Aufstand dem geflohenen Parteiführer zuschob. Das Misstrauen, die Frustation der Arbeiter zur Regierung, aber auch zur eigenen Bewegung waren so groß, dass Winter den Schutzwall ihrer inneren Emigration nicht knacken konnte.

Ein weiteres Hindernis entstand Winter in den eigenen Reihen. Die Heimwehren und Unternehmer fürchteten um ihren Einfluss auf Arbeiterkammern, Genossenschaften und den Gewerkschaftsbund. Ihren Argwohn nährte Winter selbst, da er die Arbeiterschaft nicht nur in das System einbauen wollte, sondern weil er dieses nach links zu öffnen versuchte. Winter hatte erkannt, dass der Widerstand gegen die Hitlerbewegung nur von einer breiten Basis aus Erfolg versprach. Die Sammlung aller demokratischen Kräfte war für Winter das Gebot der Stunde.

Die Schonzeit, die die österreichischen Nationalsozialisten Dollfuß eingeräumt hatten, vielleicht auch in der Überlegung, in die neue Regierung eingebunden zu werden, kündigten sie mit einem Paukenschlag auf. Am 10. April entfernten sie an der Bahnlinie Wels–Oftering eine Schiene. Der Postzug stürzte über den Bahndamm. Der Heizer war tot, sechzehn Postbedienstete wurden verletzt. Eine Terrorwelle begann, an der nun auch illegale Sozialdemokraten und Kommunisten teilnahmen.

Die Hitlerbewegung hatte durch das Verbot weder an Stärke gelitten, noch war ihr verbissener Eifer, die Regierung zu stürzen, erlahmt. Im Gegenteil: Sie ging nicht nur mit Bomben und Anschlägen wieder ans Werk, sondern infiltrierte das Regime.

Anfang März 1934 reiste der Stabsleiter der österreichischen Nationalsozialisten, Rudolf Weydenhammer, nach Rom. Er besuchte den österreichischen Gesandten Anton Rintelen. Rintelen, der am 11. Juni 1933 bei einem nationalsozialistischen Bombenanschlag in Bruck an der Mur beinahe ums Leben gekommen wäre, hatte allmählich Sympathie für die Terroristen entwickelt. Sie war noch gewachsen, als ihn Dollfuß nicht mehr in seine Regierung aufnahm, sondern nach Rom abschob. Rintelen war zum Intimfeind des Kanzlers geworden. Das Angebot Weydenhammers, nach einem gelungenen Putsch eine Regierung zu bilden, nahm Rintelen ohne zu überlegen an.

Als nächsten möglichen Verbündeten nahmen die Nationalsozialisten den ehemaligen Vizekanzler Franz Winkler vom Landbund ins Visier. Winkler sollte die tschechoslowakische Regierung, zu der er gute Kontakte pflegte, beim Putsch beru-



Die Entfernung einer Eisenbahnschiene durch nationalsozialistische Terroristen unter Führung Franz Scheineckers brachte am 10. April 1934 den Postzug aus Wels bei Oftering zum Entgleisen (oben). Ein Toter und 16 Verletzte war die Bilanz des Anschlags, der eine Welle nicht nur nationalsozialistischer Attentate auslöste.

higen, dass sie nichts zu befürchten hätte. Winkler zögerte. Ablehnend verhielt sich die deutsche Gesandtschaft in Wien bei der Anfrage der Hitleranhänger nach militärischer Assistenz. Militärattaché General **Wolfgang Muff** untersagt jede weitere Vorsprache nationalsozialistischer Radikaler. Diese wendeten sich daher nach München.

Landesleitstelle München

In der bayerischen Hauptstadt hatten sich die führenden Köpfe der österreichischen NSDAP nach dem Verbot der Partei wieder getroffen. In der Arcisstraße 30 residierten **Theo Habicht**, der Landesleiter **Alfred Proksch**, SA-Obergruppenführer und Führer der österreichischen SA **Hermann Reschny** sowie ein Großteil der Gauleiter, wie **Walter Oberhaidacher** aus der Steiermark, **Hans von Kothen** aus Kärnten, **Franz Hofer** aus Tirol/Vorarlberg und der Wiener Gauleiter **Alfred Eduard Frauenfeld** sowie der Führer des SS-Abschnitts VIII, SS-Standartenführer **Alfred Bigler**. Von München bestand eine direkte Verbindung über Legationssekretär **Georg von Broich-Oppert** zur deutschen Gesandtschaft in Wien. Broich Oppert stellte die Kontakte zum Stabsleiter in der Landesleitung, Rudolf Weydenhammer, und zu **Otto Gustav Wächter** her. Wächter war der Sohn des Bundesministers für Heereswesen im Kabinett Schober, General **Josef Wächter**. Von Beruf Rechtsanwalt, fungierte Otto Gustav Wächter ab **1931** als Rechtsbeistand des Gaues Wien. Ab **Februar 1932** leitete er die Organisationsabteilung II der Gauleitung Wien. Über allen stand Theo Habicht, der das besondere Vertrauen des Führers genoss und sich gelegentlich sogar eine Konfrontation mit ihm erlauben durfte.

Die Landesleitung unterstützte ein am **5. November 1933** in Kassel gegründeter »Kampfring der Deutsch-Österreicher« unter dem Stabschef des Steirischen Heimatschutzes, **Hanns Rauter**.

Die im **Juni 1933** ins Reich geflüchteten und zur »Österreichischen Legion« im Lager »Lechfeld« zusammengefassten Österreicher wurden auf ihre SS-Tauglichkeit – so genannte arische Abstammung, 180 cm Körpergröße – untersucht und danach auf eine SS- und eine SA-Gruppe aufgeteilt. Die SS-Formation wurde im Lager Dachau-Schleißheim kaserniert, die 3.500 bis 4.000 Mann starke SA-Formation unterstand SA-Obergruppenführer Reschny. Die Zahl der Legionäre schwankte zwischen 9.000 und 10.000 Mann.

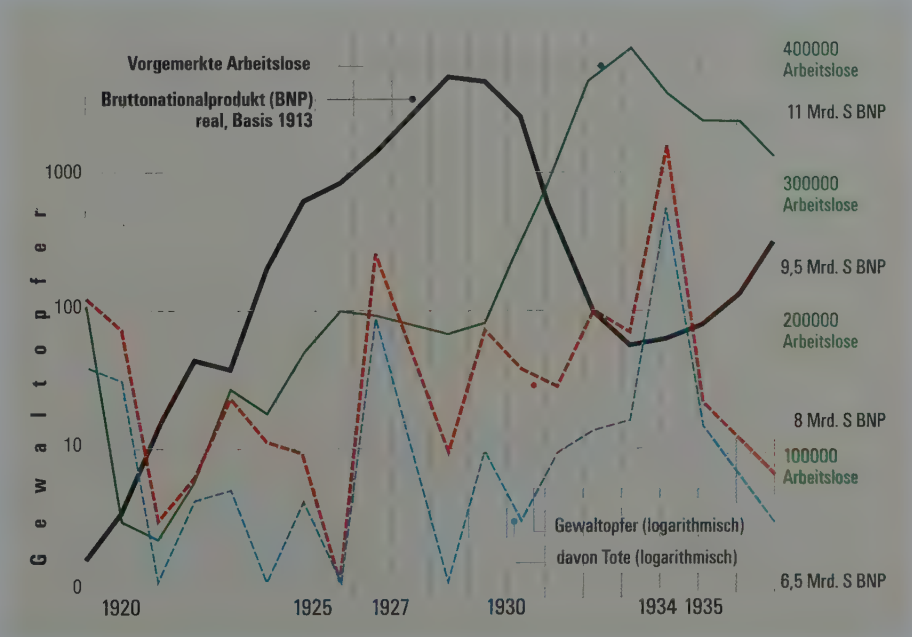
Im **Oktober/November 1933** wurde das Lager Lechfeld aufgelöst und die Insassen auf andere Orte, Wöllershof, Graßlfing, Bad Aibling, Egmating, verteilt. Kleinere Einheiten übernahmen die bayerische Grenzsicherung zu Österreich. Über sie lief der Schmuggel von Propagandamaterial, Sprengstoff und Waffen nach Tirol und Salzburg.

Keineswegs bestand die »Legion« nur aus geflohenen österreichischen Parteigängern. Unter ihnen waren Langzeitarbeitslose, die Essen und ein Dach über dem Kopf gesucht hatten, und Kleinkriminelle, die in der Legion untertauchten. Im **Frühjahr 1934** verkauften »Legionäre« mit Wissen ihrer SA-Führer die Waffenbestände des Depots von Reichenhall an die Heimwehr und die Gendarmerie in Salzburg. 45 Maschinenpistolen, 600 Handgranaten, 140 Gewehre, 45 Pistolen und 45.000 Patronen wechselten den Besitzer. Der Skandal wurde von beiden Seiten vertuscht.

Für den illegalen Kampf in Österreich gewann der Nachrichtendienst große Bedeutung. Ein gut funktionierendes Netz von Informanten war eine Voraussetzung dazu. Bis **Juli 1934** befanden sich in allen öffentlichen Dienststellen, vom Gemeindeamt über die Landeshauptmannschaft bis zu höchsten Stellen des Bundesheeres und der Generaldirektion für öffentliche Sicherheit, »Maulwürfe«, die Akten kopierten und Berichte verfassten und nach München weiterleiteten. Eisenbahner, Postbedienstete, Zöllner, Gendarmen, Polizisten schmuggelten, reichten Nachrichten weiter, warnten vor Maßnahmen der Behörden, halfen bei der Flucht aus Gefängnissen, vereitelten Festnahmen, Richter tätigten – ungerechtfertigte – Freisprüche, Staatsanwälte schlugen Verfahren nieder. Glückte allerdings ein Schlag gegen die illegale NS-Organisation, kam die Bewegung rasch in Schwierigkeiten, da personelle Lücken nicht sofort oder nur behelfsmäßig geschlossen werden konnten. Die Schlagkraft der Nationalsozialisten stand daher auf labilen Beinen. Dazu kamen erhebliche Spannungen zwischen den Österreichern und den Reichsdeutschen, die ihnen vor die Nase gesetzt wurden. Ein Österreich-Bewusstsein begann zu keimen, das sich umso kräftiger entwickelte, je enger die Kontakte mit den Deutschen aus dem »Altreich« wurden.

In der so genannten Verbotszeit ihrer Partei betrieb die NS-Landsleitung heftige Werbung um die ebenfalls in den Untergrund abgetauchten Sozialdemokraten. Keine der beiden Seiten fand es abwegig, dass der ebenfalls verbotene steirische Heimatschutz, der mit den Nationalsozialisten eine Kampfgemeinschaft eingegangen war, im **Februar 1934** der Exekutive seine Hilfe bei der Verfolgung von Schutzbündlern angeboten hatte.

Die spektakuläre Befreiung des oberösterreichischen Landeskommandanten des Republikanischen Schutzbundes und Auslöser der Arbeitererhebung im **Februar 1934**, **Richard Bernaschek**, und seiner Gefolgsleute aus dem Linzer Gefängnis, sowie die Hilfe bei der Flucht nach Deutschland fanden bei den Arbeitern Anerkennung. Viele werden in ihrem Bekenntnis zur Sozialdemokratie schwankend geworden sein.



Politische Gewaltanwendung, Arbeitslosigkeit und das Bruttonationalprodukt in Österreich von 1919 bis 1937 stehen in direktem Zusammenhang (rechts; Grafik nach Gerhard Botz, »Gewalt in der Politik«).

Von Böhmen nach Wien

Der Nationalsozialismus hat mehrere Wurzeln. Geistig-ideologisch reicht er in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück. Der Großagrarier und Abgeordnete zum Reichsrat Georg Ritter von Schönerer und die in seinem Umfeld agierenden Alldeutschen sind Vorläufer des Nationalsozialismus. Schönerer propagierte den Antisemitismus und den Antiklerikalismus, die in verschiedene Ideologien einfließen. Sein Ausspruch: *„Ohne Juda, ohne Rom wird erbaut Alldeutschlands Dom"*, hatte Adolf Hitler in seinen Wiener Jahren über seinem Bett angebracht.

Eine Massenbewegung konnte Schönerer nicht auslösen. Sein Fehler, in einem streng katholischen Land eine »Los von Rom«-Bewegung zu initiieren, das Alte Testament eine »Judenbibel« zu nennen und vor allem für den Protestantismus zu werben, war unverzeihlich. Hitler schreibt dazu am 22. August 1931 im »Illustrierten Beobachter«: *„Dem politischen Führer haben religiöse Lehren und Einrichtungen seines Volkes immer unantastbar zu sein, sonst darf er nicht Politiker sein, sondern soll Reformator werden, wenn er das Zeug dazu besitzt."*

Schönerers Gedankengut lebte aber weiter. Die Studenten, die ihn zum Teil glühend verehrten, waren von Schönerer geprägt. Nach Abschluss ihres Studiums kamen sie in der Wirtschaft unter, nahmen leitende Stellen im Staatsbetrieb ein, gingen in die Politik, bevorzugten die Großdeutsche Partei, bestimmten den Kurs der Heimwehren und mischten in der Nationalsozialistischen Arbeiterpartei mit. Schönerianer saßen in allen Rechtsgruppierungen. Die Gesinnung, die sie vertraten, ist ein Mix aus vielen Elementen. Völkisch, deutschnational, antisemitisch, antimarxistisch, antidemokratisch, autoritär und schließlich bündisch-korporativ.

Eine andere Wurzel, die organisatorische, ist jünger. Am 14. November 1903 wird eine gewerkschaftliche Ortsgruppe »Aussig« mit deutschnationalen Kennzeichen gegründet. Konturierter tritt am 15. August 1904 im nordböhmischen Trautenau die aus Gewerkschaftsverbänden deutschsprachiger Arbeiter ins Leben gerufene »Deutsche Arbeiterpartei« hervor. Die Bewegung entstand in einer Region starker sozialer und nationaler Kontraste. In wirtschaftlicher Notzeit wanderten tschechische Billigarbeiter zu und konkurrenzierten deutsche Alteingesessene. Die Programme von Trautenau, 1904 und Iglau 1913 waren mit ihrem Nationalismus, Antikapitalismus, Antiklerikalismus, Antimarxismus und Antisemitismus das Leitbild der frühen NSDAP. Am 4./5. Mai 1918 nahm die Bewe-



Die Machtübernahme Hitlers im Deutschen Reich (oben ein SA-Aufmarsch vor dem Brandenburger Tor in Berlin) motivierte auch die Nationalsozialisten Österreichs, stark in Erscheinung zu treten. Ein von der Regierung Dollfuß 1933 erlassenes Uniformverbot (in Oberösterreich ab 12. Juni) konnte die Bewegung auf Dauer nicht unterdrücken.

gung den Namen »Deutsche Nationalsozialistische Arbeiterpartei« an, den Hitler später leicht abgewandelt für seine Bewegung beanspruchte.

Der Zusammenbruch Österreich-Ungarns zerriss auch die Partei. In Böhmen und Mähren zählte die DNSAP die meisten Mitglieder. In Deutschösterreich leitete sie bis 1923 der Rechtsanwalt Walter Riehl. In den Wahlen zur Konstituierenden Nationalversammlung 1919 erreichte die Partei kein Mandat, wohl aber eines bei der Salzburger Landtagswahl vom 6. April 1919. Es waren Beamte, die der DNSAP ihre Stimme gaben, aus Protest über ihre soziale Minderstellung. Die Partei kam erst in der Notzeit ab 1923 aus dem Odium, eine Sektiererbewegung zu sein, heraus. Die Mitgliederzahl verdreifachte sich. Innerparteiliches Gezänke zwischen Riehl und dem neuen Parteiführer Karl Schulz sowie eine kurzzeitige Besserung der Lebensumstände warfen die Partei wieder zurück. 1926 spaltete sich die Partei in eine vom Wiener Mittelschullehrer Richard Suchenwirth geführte Hitler-loyale Gruppe aus jungen und radikalen Mitgliedern und eine von Schulz am 4. Mai 1926 gegründete »Organisation Nationalsozialistischer Deutscher Arbeiterverein (Hitlerbewegung)«. Hitler anerkannte die Partei Suchenwirths und unterstellte sie der deutschen Mutterpartei. Groß war Hitlers Interesse an dem Parteisplitter nicht, er kümmerte dahin und litt unter den Eifersüchteleien der Gauleiter. Die Grabenkämpfe in der Mutterpartei waren jedoch nicht minder belastend, Hitler sollte abgelöst werden, eine Spaltung der NSDAP im Reich zeichnete sich ab.

Der Wahlerfolg bei den Reichstagswahlen von 1930 brachte den Umschwung, Hitler saß nun fester im Sattel. Sein Reichsorganisationsleiter Gregor Strasser fasste am 11. Juli 1931 die sechs österreichischen Gaue mit der Landesleitung in Linz, die der aus Böhmen stammende Hans Krebs kommissarisch führte, zur »Landesleitung Österreich« zusammen. Die Ernennung des Schriftstellers Theo Habicht aus Wiesbaden zum Geschäftsführer im Juli 1931 leitete eine entscheidende Phase der österreichischen NSDAP ein. Habicht, nach seiner Ausweisung aus Österreich am 17. August 1932 zum Landesinspekteur ernannt, verhalf der österreichischen Sektion zu einem beeindruckenden Aufstieg – trotz erbitterten Konkurrenzkämpfen innerhalb der Partei zwischen reichsdeutschen Funktionären und österreichischen Führungskräften.

Die Erfolge in den Landtagswahlen 1932 nährten die Hoffnung, auf legalem Weg an die Macht zu kommen. Die steigende Wählerzahl zeigte sich auch in der Mitgliederbewegung. Die Zahl der Parteiangehörigen stieg von 15.000 im September 1930 auf 43.129 am 31. Jänner 1933. Zwei Drittel davon wohnten in Wien und Niederösterreich; Kärnten und die Steiermark waren weitere Hochburgen. Die Regierung musste daher in der nächsten Nationalratswahl mit einer Niederlage rechnen und setzte Wahlen daher aus, die österreichische NSDAP plante deshalb den Umsturz.

Habichts Drahtseilakt

Landesinspekteur Habicht war mittlerweile durch intrigantes Verhalten, vor allem aber durch seinen außenpolitischen Fehltritt zu Beginn der Februarkämpfe, bei Hitler in Missgunst gefallen. Hitlers enger Vertrauter, Hermann Göring, teilte dies auch seinem Schwager Franz Hueber mit. Hueber war in der Regierung Vaugoin 1930 Justizminister gewesen. Hitler gebe Habicht zwar freie Hand, aber er werde ihn fallen lassen, sollte er in der Österreichfrage keinen Erfolg haben. Habicht stand daher unter existentiellem Druck und dem Druck der Vision, dass die Bewegung in Österreich durch das Verbot zerfallen könne. Nun berichtete ihm – Ende Februar 1934 – der Kriminalbezirksinspektor und ehemalige Wiener Landtagsabgeordnete der NSDAP, Konrad Rotter, von einem Putschplan der Exekutive. Habicht verstand den Fingerzeig und sah sich nach Verbündeten um. Einer von ihnen war Anton Rintelen, Österreichs Gesandter in Rom. Habicht machte Rintelen das Angebot, bei erfolgreich verlaufendem Putsch eine neue Regierung zu bilden, Neuwahlen auszuschreiben und für eine neue staatliche Ordnung zu sorgen. Die durch den Stabsleiter der Landesleitung Rudolf Weydenhammer zu Rintelen hergestellten Kontakte hielt ein österreichischer Student, Reinhard Spitzy, aufrecht. Rintelen konnte auf die Zustimmung der Reichsdeutschen bauen, die österreichischen NS-Funktionäre waren hingegen skeptisch. Sie durchschauten den ehrgeizigen steirischen Politiker, der die Nationalsozialisten als Steigbügelhalter zur Macht nutzen wollte.

Habicht wühlte weiter. Ende Mai 1934 beauftragte er Oskar Gustav Wächter, bei höheren Beamten des Auswärtigen Amtes in Berlin vorzufühlen und Meinungen über einen gewaltsamen Putsch in Österreich einzuholen. Der Antwort, Hitler wünsche keine Unruhen, begegnete Wächter mit dem Argument, dass in Österreich der spontane Umsturz zum Ausbruch kommen könne und es besser sei, diesen durch konkrete Putschpläne zu zügeln. Dafür sei eine straffe Führung vonnöten, die auch die zu Separatismus neigende SA unter sich diszipliniere.

Am 6. Juni 1934 zitierte Hitler Habicht nach Berlin. Habicht erzählte von einem Putschplan des Österreichischen Bundesheeres und erbat die Entscheidung, ob sich die österreichische NSDAP diesem anschließen solle. Hitler unterstrich das bestehende Putschverbot, gegen eine Regierungsbeteiligung habe er aber keine Bedenken. Habicht hatte eine Stellungnahme Hitlers, die er nun nach eigenem Gutdünken manipulierte. Dennoch musste Habicht auf Nummer sicher gehen. Ein gewaltsamer Umsturz konnte nur erfolgreich sein, wenn staatstragende Elemente, Exekutive oder Heer, mitwirkten.

Ende der 20er Jahre konnte die NSDAP einige Sympathisanten in Heer und Polizei gewinnen, die 1932 den »Deutschen Soldatenbund« gründeten. Der Beitritt einiger höherer Polizeibeamter verlockte im Sommer 1933 Putschpläne zu wälzen, die konkrete Formen annahmen, als Majore des Bundesheeres – Wilhelm Egert, Rudolf Selinger von den Infanterieregimentern Nr. 2 bzw. 3, der Kompaniekommandant der Alarmabteilung der Polizei Wien, Josef Heischmann, der Leiter der Approbationsgruppe II (die Kriminalpolizei in der Bundespolizeidirektion Wien), Hofrat Otto Steinhäusl, der Kommandant der Alarmabteilung Leo Gotzmann und andere, vor allem Konrad Rotter, mit den Nationalsozialisten kooperierten. Von Rotter stammte der Putschplan, das Bundeskanzleramt während einer Ministerratssitzung zu überfallen, um die gesamte Regierungsmannschaft festzusetzen. Im Sommer fühlte sich Habicht stark genug, Termine für den Putsch festzusetzen. Doch weder der 18. September noch der 15. Oktober oder Anfang November 1933 konnten wahrgenommen werden, die Putschpläne wurden vorerst ausgesetzt.

Im Frühjahr 1934 war Hitler mit einer Vielzahl anderer Probleme konfrontiert. Die Fühlungnahme mit Mussolini brachte weder in der Abrüstungsfrage noch in der Österreichproblematik ein Ergebnis, die SA unter ihrem Stabschef Ernst Röhm wurde unruhig und wünschte nicht nur die Fortführung einer sozialen Revolution, sondern auch ihre Bewaffnung und die Unterstellung der Reichswehr. Hitler befahl äußerste Zurückhaltung im politischen Kampf gegen Österreich. Habicht sah seine Chance gekommen. Gelang es ihm, einen Putsch des Bundesheeres und der Exekutive vorzutäuschen, hatte er seine Position, die immer schwankender wurde, gerettet und seinem Führer Prestige verschafft.

Flucht in den Tod



Am 13. Juni 1934 berief die NSDAP-Landesleitung Österreich eine politische Konferenz österreichischer Nationalsozialisten nach Preßburg ein. Die Nationalsozialisten machten Ernst. Etwas mehr als eine Woche später, am 25. Juni, legten Habicht, Weydenhammer, Wächter, die Führer der SS-Standarte 89, sowie SS-Untersturmführer Fridolin Glass in Zürich die Details des Putsches fest. Die politische Leitung übernahm Wächter, die militärische Glass. Hitler wusste davon nichts. Er hatte andere Probleme. Er musste sich zwischen SA und der Reichswehr entscheiden.

Das Fanal brach am 30. Juni über die SA herein. Die gesamte Führung wurde eliminiert. Hitler persönlich nahm seinen Duzfreund Röhm fest und ließ ihn erschießen. Das Rückgrat der SA war gebrochen. Die Macht im Staat übernahm Heinrich Himmlers SS. Unter diesen Aspekten trafen einander die Organisatoren des Putsches in Österreich am 16. Juli in München zur letzten Besprechung.

Die Entmachtung der SA im Reich hatte in Österreich zu keiner Klärung der Fronten zwischen SA und SS geführt. Beide Organisationen standen einander feindselig gegenüber. Die SA hatte bisher Planungsarbeiten durchgeführt und war in den Bundesländern stark vertreten. Habicht wollte ihr aber die Hauptverantwortung des Putsches nicht überlassen. Damit blieb die Organisation des Putsches in den Bundesländern offen. Die Entscheidung lag bei den jeweiligen Gauleitern. Der einzige handfeste Plan für die Länder gelangte zudem durch die Festnahme eines nationalsozialistischen Emmissärs bei Kollerschlag, an der Grenze zu Bayern, am 26. Juli 1936 in die Hände der Regierung. Dem »Kollerschlager Dokument« zufolge sollte die SA die öffentlichen Ämter der Länder übernehmen und für den raschen Antransport der Österreichischen Legion nach Wien sorgen. Ziel des Putsches war die Errichtung eines nationalsozialistischen, von Deutschland und Italien unabhängigen Österreichs.

Die vielen Terroranschläge vor dem Putsch sollten die Exekutive ermüden. Tatsächlich trat ein Gewöhnungseffekt ein, denn im Allgemeinen wussten die Behörden über die Putschtermine Bescheid und die Regierung war vorbereitet.

Im Mai 1934 gingen dem Sektionschef Friedrich d'Elvert in der Generaldirektion für die öffentliche Sicherheit, Warnungen eines Putschversuchs zu. Sie stammten von der österreichischen SA-Führung in München, die ihre SS-Widersacher preisgab: Wächter, Weydenhammer und Glass. Quelle der Information war der österreichische SA-Führer Reschny, der sich durch die Putschpläne der SS in den Hintergrund gedrängt fühlte und Hitler von den Vorhaben informierte. Dieser billigte den Putsch nicht und beauftragte Reschny, ihn unter allen Umständen zu verhindern. D'Elvert bearbeitete die Informationen ordnungsgemäß, da im Zusammenhang mit den ihm genannten Personen keine weiteren Hinweise auf Putschpläne vorlagen, traf er keine Abwehrmaßnahmen.

Auch die Information, die Paul Hudl, ein Holzhändler, am Vormittag des 24. Juli einem ihm bekannten Heimatschutzoffizier, Rudolf Wurmbrand, über die geplante Besetzung des Bundeskanzleramtes und die Ausrufung Anton Rintelens zum Kanzler zukommen ließ, nahm die Staatspolizei nur mit einem Aktenvermerk zur Kenntnis und legte die Meldung Hudls am selben Abend als »erledigt« ab. Hudl wird später einer der Ersten bei der Besetzung des Kanzleramtes sein.

Laut Plan der Putschisten sollte die Regierung während einer Ministerratssitzung im Bundeskanzleramt in Verwahrung genommen werden. Der Kriminalbeamte Franz Kamba hatte die nächste Sitzung ermittelt. Sie war für den 24. Juli, 16 Uhr angesetzt. Knapp bevor die Aktion anlief, erhielten die Putschisten die Nachricht von der Verlegung des Termins, auf den nächsten Tag, den 25. Juli, 11 Uhr. Es gelang der Führung gerade noch, die Fahrzeuge, die schon zum Sammelpunkt, dem Stadtkommando in der Universitätsstraße, unterwegs waren, zu stoppen. Weydenhammer, Glass und Wächter gaben neue Befehle aus. Als neuer Sammelpunkt wurde die Turnhalle des Deutschen Turnerbundes in der Siebensterngasse im 7. Bezirk, einem Trakt der Stiftskaserne, vereinbart.

Bundeskanzler Engelbert Dollfuß starb unter den Kugeln von Terroristen (oben). Dollfuß, von den Sozialdemokraten wegen der Standgerichtsurteile im Februar 1934 »Arbeitermörder«, von den Parteifreunden wegen seines Todes durch nationalsozialistische Putschisten »Märtyrer« genannt, war keines von beiden.

In der Zwischenzeit war eine nicht minder wichtige Aktion angelaufen: der Versuch der Terroristen, den Bundespräsidenten in die Gewalt zu bekommen. **Wilhelm Miklas** befand sich auf Urlaub in Velden und hätte die Angelobung Rintelens vornehmen sollen. Der Nationalsozialist **Max Grillmayr** und die Gebrüder **Rudolf** und **Walter Ott** übernahmen den Auftrag. Ein Konfident, der den mutmaßlichen Bombenleger Grillmayer beobachtete, meldete die Abreise der drei und das Kennzeichen ihres Mietautos an die Polizeidirektion Wien. In Klagenfurt konnten die Putschisten verhaftet werden.

Am Abend traf Weydenhammer im Hotel Imperial Anton Rintelen, der trotz der aufgetretenen Pannen zur Ausführung des Putsches riet.

Flucht ins Verderben

Am **25. Juli** um 12.45 Uhr mittags, setzten sich die Lastautos mit 154 – nach anderen Angaben 144 – in Bundesheeruniformen verkleideten Putschisten in Bewegung. Ihre Bewaffnung bestand aus 9 schweren und 3 leichten Maschinengewehren, Pistolen und 34 Gewehren.

Um etwa 10.30 Uhr erfuhr der Minister ohne Geschäftsbereich, **Emil Fey**, von den Plänen der Putschisten, aber er unternahm nichts. *„Schwankend zwischen Loyalität und Verlockung der Macht, handelte er zwiespältig, der nach außen so zielbewusste Mann war im Augenblick der Entscheidung ratlos"*, meint der Zeithistoriker **Gerhard Jagschitz**. Fey hatte nach der letzten Regierungsumbildung am **10. Juli** das Sicherheitsressort an Dollfuß verloren und war politisch kalt gestellt. Gleichzeitig stieg sein Konkurrent **Starhemberg** zum Vizekanzler auf. Fey nahm dies Dollfuß übel.

Erst um 12.10 Uhr begab sich Fey ins Bundeskanzleramt und informierte Dollfuß, dass Putschisten im Anmarsch seien. Dollfuß unterbrach sofort die Ministerratssitzung und riet den Ministerkollegen, nicht im Kanzleramt zu bleiben, denn sie könnten sich in einer Mausefalle befinden. Staatssekretär Generalmajor **Wilhelm Zehner** alarmierte unverzüglich die Wiener Garnison des Bundesheeres.

In der Zwischenzeit traf in der Siebensterngasse eine Kripogruppe ein und verhinderte die Abfahrt der beiden letzten Kraftfahrzeuge der Putschisten. Die Verfolgung der bereits vorausgefahrenen Wagen unterblieb. Diese fuhren um 12.55 Uhr durch das offene Tor des Kanzleramtes in den Innenhof des Gebäudes. Auf Kommando nahmen einzelne Gruppen der Terroristen die in der Ablöse befindliche Ehrenwache des Bundespräsidenten fest, stürmten in die verschiedenen Trakte und trieben die Beamten in den Hof.

Bundeskanzler Dollfuß wurde in dem Augenblick, als ihn der Türhüter **Eduard Hedvicek** auf einem Fluchtweg über die Präsidentschaftskanzlei führen wollte, von einer Putschistengruppe unter Führung **Otto Planettas** überrascht. Im Handgemenge fielen Schüsse. Zwei Projektile trafen Dollfuß in die linke hintere Halsseite. Ein Projektil durchschlug den siebenten Halswirbel und das Rückenmark und trat in der rechten Achselhöhle aus. Dies verursachte eine sofortige Lähmung.

Dollfuß war nicht sofort tot. Er bat um einen Arzt und einen Priester. Die Putschisten aber machten ihm Vorwürfe über die Not so vieler Nationalsozialisten und ihre eigene Arbeitslosigkeit. Dollfuß mühte sich, die Vorwürfe zu entkräften, verlor dabei mehrmals das Bewusstsein. Einer der Putschisten rief im Hof nach einem arischen Mediziner, worauf zwei Polizeioberwachleute Erste Hilfe anboten und dem Schwerverletzten einen Notverband anlegten. Die Assistenz eines Arztes und eines Priesters von außen verweigerte **Hudl**.

Hudl und **Franz Holzweber**, der Führer des Putsches, versuchten von Dollfuß eine Anordnung an die Exekutive zu erreichen, das Kanzleramt nicht zu erstürmen und Rintelen zu seinem Nachfolger zu ernennen. Dollfuß verlangte nach **Schuschnigg** oder Staatssekretär **Karwinsky**, worauf sie Fey brachten. Dollfuß bat ihn, **Mussolini** zu ersuchen, für seine Frau und die Kinder zu sorgen. Dem Drängen der Putschisten, politische Weisungen zu erteilen, gab Dollfuß nicht nach: *„Ich will Österreich nicht denen geben, die Österreich nicht wollen."*

Bundeskanzler Dr. Engelbert Dollfuß starb gegen 15.45 Uhr. Gegen 18 Uhr wurde der Tod des Kanzlers bekannt gegeben.

Die Alarmierung von Heer und Exekutive lief nur schleppend an. Erst gegen 17.30 war das Kanzleramt abgeriegelt. Unterdessen liefen schon Verhandlungen zwischen Minister **Odo Neustädter-Stürmer** und Staatssekretär Zehner mit den Putschisten. Sie sicherten ihnen freien Abzug bis zur deutschen Grenze zu. Die Kapitulation wurde für 19 Uhr vereinbart. In der Zwischenzeit ordnete der designierte Bundeskanzler **Kurt Schuschnigg** die Festnahme der Putschisten an, das freie Geleit versagte er ihnen.

Die zweite Aktion der Putschisten in Wien hatte sich gegen das Sendehaus der Österreichischen Radio-Verkehrs-AG (RAVAG) in der Johannesgasse Nr. 4b gerichtet.

Dort stürmte um 13 Uhr eine fünf Mann starke Truppe unter Führung von **Johann Domes** das Gebäude. Den herbeieilenden Polizei-Bezirksinspektor **Peter Fluch** erschossen die Putschisten und drangen in den Senderaum ein. Sie zwangen den Sprecher **Theodor Ehrenberg** zur Durchsage einer Erklärung: *„Die Regierung Dollfuß ist zurückgetreten. Dr. Rintelen hat die Regierungsgeschäfte übernommen!"* Der Generaldirektor der RAVAG, **Oskar Czeija**, verständigte das Polizeikommissariat der Inneren Stadt und wies die Bediensteten des Senders Bisamberg an, das reguläre Radioprogramm fortzusetzen. Die zehn Minuten später eintreffenden Polizeieinheiten wurden von den Terroristen mit Handgranaten und Maschinengewehrfeuer empfangen. Im Gefecht fanden ein Schauspieler, ein Chauffeur, ein Polizist und ein Putschist den Tod.

In Wien wurden beinahe alle Putschisten festgenommen, nur die Drahtzieher Weydenhammer, Wächter und Rotter, die von den Putschisten verzweifelt gesucht worden waren, da sie weitere Direktiven benötigten, waren unauffindbar geflohen.

Die Aktion der Putschisten hatte dilettantisch begonnen, sie endete im Chaos.



Skizze des Schauplatzes des Mordes an Bundeskanzler Dollfuß. Er hatte keine Chance, den Mördern zu entkommen, die ihm von zwei Seiten den Fluchtweg abschnitten (rechts).

Putsch ohne Chancen

Die Rundfunkdurchsage mit der Übernahme der Regierungsgeschäfte durch Anton Rintelen sollte das Signal für den nationalsozialistischen Aufstand in ganz Österreich geben. Dass auch dieser scheiterte, ist auf die Rundfunkansprache Emil Feys zurückzuführen, der am Abend des 25. Juli 1934 den Fehlschlag des Putsches in Wien bekannt gab.

In den Gauleitungen der Bundesländer machte sich Verunsicherung breit, die in Bestürzung mündete, als sie Stück für Stück erfuhren, dass sich der deutsche Reichskanzler Adolf Hitler von den Putschisten distanziert habe. Da die Bevölkerung als einziges rasches Informationsmedium nur den Hörfunk zur Verfügung hatte, kursierten jede Menge an Gerüchten.

Die Bundesregierung hatte in den Ländern – anders als in Wien – vorgesorgt. Schon am Nachmittag des 25. Juli schwärmten Schutzkorps und Gendarmerie aus und nahmen anhand vorbereiteter Listen bekannte Nationalsozialisten fest. Dadurch fehlten den Aufständischen vielerorts die führenden Köpfe. Die Passivität von Exekutive und Bundesheer, die entgegen allen Erwartungen der Putschistenführer nicht am Putsch teilnahmen, sondern sogar gegen die Insurgenten vorgingen, nahm diesen jede Zuversicht auf Erfolg.

Zur Erhebung kam es daher nur in jenen Bundesländern, in denen die Nationalsozialisten eine große Gefolgschaft hatten.

In der Steiermark und in Kärnten flammten heftige Kämpfe auf, in Oberösterreich und Salzburg blieben sie lokal begrenzt. In Niederösterreich, Tirol, Vorarlberg und im größten Teil des Burgenlands gab es keine Aufstandsbewegung.

Zentren des Aufruhrs in der Steiermark lagen im Industriegebiet von Mur und Mürz, im Ennstal und in verschiedenen Orten der Weststeiermark. Graz blieb angesichts starker Einheiten des Bundesheeres ruhig. In Leoben operierte Konstantin Kammerhofer, der Landesführer des verbotenen Steirischen Heimatschutzes, gemeinsam mit verbündeten Nationalsozialisten und konnte auf die Unterstützung der Direktoren der Alpine-Montangesellschaft bauen.

Im Ennstal fanden die Nationalsozialisten in der Bevölkerung starken Rückhalt und konnten Liezen, Selzthal und Schladming besetzen. Da die Kräfte der Putschisten nicht ausreichten, strategisch wichtige Positionen einzunehmen, so die Schaltstellen des Telefondienstes oder die Passstraßen, mussten sie in der Steiermark die Kämpfe einstellen und sich geschlagen geben.

Die größte Sympathie der Bevölkerung fanden die Nationalsozialisten in Kärnten. Weniger in den von der slowenischen Minderheit bewohnten Gebieten als in den traditionell protestantischen, antikatholischen Gegenden. Im Kärntner Oberland gab es Täler, in denen auf den Höfen kein einziger männlicher Bewohner mehr anzutreffen war, klagte Staatssekretär Carl Karwinsky während einer Ministerratssitzung. Dabei brachen die Kämpfe in Kärnten erst am 26. Juli aus, als die Niederlage der Putschisten schon fest stand.

Zentren des Aufstands lagen im Lavanttal, im Raum Wolfsberg. Hier sammelte sich ein Viertel der insgesamt auf 6000 Mann geschätzten bewaffneten Kärntner Insurgenten. St. Veit an der Glan, Feldkirchen und einige kleinere Orte im oberen Gurktal befanden sich in der Hand der Putschisten. Die großen Städte Villach, Klagenfurt und Spittal an der Drau blieben außerhalb ihres Zugriffs.

Am 28. Juli zogen sich die Aufständischen zur jugoslawischen Grenze zurück, der sich die Regierungstruppen nicht nähern durften, um nicht die Gefahr eines Grenzkonfliktes heraufzubeschwören. Am 29. Juli streckten die Putschisten ihre Waffen und flohen, da sie keinen freien Abzug erhielten, nach Jugoslawien.

In Oberösterreich hatten die Nationalsozialisten fest den Einmarsch der »Österreichischen Legion« erwartet. Mit Ausnahme kleinerer Überfälle bei Kollerschlag in der Nacht vom 25. auf den 26. Juli, die einige Menschenleben kosteten, trat die Legion durch das Verbot Hitlers nicht in Erscheinung. Zu heftigen Kämpfen hingegen kam es am Pyhrnpass, den Einheiten des Bundesheeres erst nach stundenlangen Gefechten einnahmen.

Am 30. Juli schwiegen die Waffen, der Putsch war niedergeschlagen. Insgesamt waren 270 Menschen zu Tode gekommen und mehrere hundert wurden verletzt.

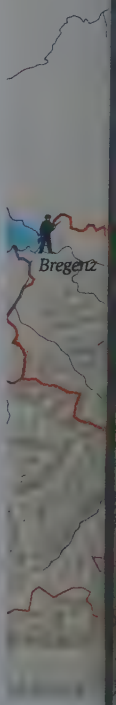
13 Anführer und Putschteilnehmer wurden von eigens eingerichteten Militärgerichtshöfen zum Tode durch den Strang verurteilt und hingerichtet. Das nationalsozialistische Regime feierte sie nach der Machtübernahme als »Blutzeugen der Bewegung«. Über 5.300 Beteiligte am Putsch wurden gerichtlich belangt, Mitte September saßen 13.300 Personen in Gefängnissen ein. Im Anhaltelager Wöllersdorf stieg die Zahl der inhaftierten Nationalsozialisten zwischen Mitte Juli und Ende September um das Achtfache.

Strafrechtlich wurden die Juliputschisten strenger abgeurteilt, wenn sie zur Abschreckung in Schauprozessen vor den Richtern standen, als die Aufständischen des Februar. Die Masse aber erfuhr eine mildere Behandlung als die Schutzbündler.

So oder so erfüllte sich das Schicksal beinahe für alle Beteiligten.

Rund 150 Bundesbedienstete mussten ein Disziplinarverfahren über sich ergehen lassen, etwa die Hälfte sah sich auf der Straße wieder. Nur im Sicherheitsbereich gingen die Ermittlungen nur zögernd voran. Die zwielichtige Rolle, die Fey und sein Adjutant spielten, die die Meldungen des bevorstehenden Putsches nicht weitergaben, wollte die Staatsanwaltschaft nicht hinterfragen. Die Okkupation Österreichs 1938 ließ Fey und Neustädter-Stürmer zur Waffe greifen, sie begingen am 16. bzw. 19. März 1938 Selbstmord. Den Staatssekretär für Landesverteidigung, Generalmajor Zehner, erschossen am 11. April Nationalsozialisten in seiner Wohnung. Generalprokurator Robert Winterstein, von Schuschnigg mit der Untersuchung des Putsches beauftragt, starb im Konzentrationslager Buchenwald im Oktober 1938. Der Erste Staatsanwalt, Karl Tuppy, kam am 15. November 1939 im Konzentrationslager Sachsenhausen ums Leben. Den damals als Beisitzer fungierenden Oberstleutnant Franz Heckenast erschlug am 15. Februar 1939 ein SS-Mann im Konzentrationslager Buchenwald. Sicherheitsdirektor Ludwig Bechinie, zuständig für die Niederschlagung des Aufstandes in Lamprechtshausen, wurde am 15. Mai 1941 im KZ Buchenwald getötet. Die Liste der Ermordeten ließe sich fortsetzen.

Die Nachricht vom gescheiterten Putsch erreichte Hitler bei den Wagner



Festspielen in Bayreuth. **Habicht** verlor alle Ämter. Er fiel als Reserveoffizier **1944** an der Ostfront. **Fridolin Glass** fand als Kriegsberichterstatter am **21. Februar 1943** an der Ostfront den Tod. **Hermann Reschny** verurteilte **1948** ein Gericht zu 16 Jahren Haft. Er ging **1957** frei. **Wächter** tauchte nach dem Krieg in Italien unter und starb in einem römischen Spital unter Vergiftungserscheinungen. **Rudolf Weydenhammer** lebte als Unternehmer in Bayern.

Andere österreichische Funktionäre durften sich auf Befehl Hitlers politisch nicht mehr betätigen. Den übrigen Putschisten drohte in Deutschland die »Ehrenhaft«. Hitler musste die politische Aufregung in Europa beruhigen. Nach einem Jahr der Macht, innenpolitisch nicht konsolidiert, außenpolitisch als Unruhestifter gebrandmarkt, musste er einlenken und den Staatsmann herauskehren. Am Beispiel Österreich hatte er gelernt.

Auf Anordnung von **Rudolf Hess**, dem Stellvertreter des Führers, löste sich die Landesleitung Österreich am **3. August** auf. Die »Österreichische Legion«, am **25. Juli** bewaffnet und alarmiert, ging im **Februar 1935** im »Hilfswerk Nordwest« auf. Neu organisiert erhielt sie im Rheinland und in Westfalen neue Standorte. Erst am **2. April** durfte sie die Grenze ins okkupierte Österreich überschreiten. Nur mit leichtem Marschgepäck und völlig unbewaffnet. Ein theatralischer Empfang und ein »Tag der Österreichischen Legion« am **2. April** täuschte über ihre militärische Bedeutungslosigkeit hinweg, von Hitler nur als Druckmittel und Bluff gegenüber Österreich und Italien verwendet.

Der Auflösung der Landesleitung folgte am **1. Februar 1937** die Abwicklungsstelle. Danach erfolgte die Liquidation der SS- und SA-Stäbe. Der »Kampfring der Österreicher« wandelte sich zum »Ring der Deutschösterreicher«, der kulturelle und soziale Aufgaben wahrnahm. Ein Flüchtlingshilfswerk in Berlin betreute nach Deutschland geflüchtete Österreicher und unterstützte die Familien der hingerichteten und inhaftierten Juliputschisten mit regelmäßigen Geldüberweisungen. Das Flüchtlingshilfswerk sorgte sich auch um die in Jugoslawien internierten 2.000 Aufrührer aus Kärnten und der Steiermark. Als dem Reich die Devisen ausgingen, holten zwei deutsche Lloyddampfer, »Der Deutsche« und die »Sierra Cordoba« die Putschisten »heim ins Reich«.

Innerhalb eines halben Jahres erschütterten zwei Aufstände die Alpenrepublik. Gegensätzlich orientierte Bewegungen lösten sie auf. Nur die Ideologie trennte sie, ihr Ziel war dasselbe: die Beseitigung eines Regimes, das die Fesseln der monarchischen Denkungsart nicht abwerfen konnte. Die Aufstände symbolisierten den Protest der Mehrheit des österreichischen Volkes.



Der Juli-Putsch der Nationalsozialisten im Jahr 1934 hatte seinen Schwerpunkt in der Steiermark und in Kärnten (oben). Durch das entschlossene Eingreifen des Bundesheeres wurde er auch in den Ländern rasch niedergeschlagen.

Im Untergrund

Die Kämpfe dauerten noch an, als am 12. Februar 1934 und vier Tage danach zwei Dekrete der Dollfuß-Regierung die sozialdemokratische Partei verboten, sämtliche Mandate in allen öffentlichen Ämtern annullierten und jede weitere Betätigung für sie unter Strafe stellten. Sämtliche Organisationen und Einrichtungen, von der Gewerkschaft bis zum Bestattungsinstitut »Die Flamme«, wurden aufgelöst, ihre Vermögen eingezogen, kulturelle und gesellschaftliche Vereine, etwa 3.000 an der Zahl, bis hin zu den sozialdemokratischen Bienen- und Kanarienzüchtern, geschlossen. Rund 40 % der österreichischen Bevölkerung waren innerhalb weniger Wochen zu Parias, zu Ausgestoßenen geworden. Selbst im Zweiten Weltkrieg geborene Nachkommen von Sozialdemokraten, die diese Zeit nicht persönlich erlebten, sondern von ihren Vätern und Großvätern übermittelt bekamen, empfinden heute noch Abscheu über die gesellschaftspolitische Katastrophe, die »Hahnenschwanzler« – das waren Heimwehrangehörige, die als Abzeichen den Hahnenstoß an der Kopfbedeckung trugen –, »Kerzelschlucker« – römisch-katholische Geistliche – und mit ihnen im Gefolge »Kuttenbrunzerinnen« – Nonnen und Klosterfrauen –, direkt oder indirekt ausgelöst hatten.

Diese Ausschaltung der Bevölkerung vom politischen Leben, der kurz danach eine zweite, die der Unterdrückung der Nationalsozialisten, folgte, drängte zwei Drittel des Volkes in politische Inaktivität. Das war die eigentliche Katastrophe Österreichs. Die folgenden Ereignisse waren nur logische Folgen, die durch außenpolitische Versäumnisse westlicher Demokratien gegenüber totalitär geführten Staaten beschleunigt wurden.

Schuschnigg, der die Kontinuität des Dollfußkurses gelobte, nahm eine durchaus versöhnliche Haltung gegenüber der Arbeiterschaft ein. Er zeigte dies durch Freilassung ihrer Führer und die Niederschlagung gerichtlicher Anklagen gegen sie. Renner, Breitner, der Wiener Vizebürgermeister Emmerling und mehr als zwei Drittel der anderen sozialdemokratischen Politiker gingen gegen Revers frei. Seitz, wegen Hochverrats angeklagt, und weitere 18 noch einsitzende Personen verließen das Gefängnis anlässlich der Weihnachtsamnestie am 23. Dezember 1935.

Die von Schuschnigg angestrebte Annäherung an sozialdemokratische Politiker scheiterte an deren Ablehnung. Nur mit Schneidmadl kam er ins Gespräch, musste dieses aber aussetzen, da Mussolini bei der Begegnung in Florenz jedes Liebäugeln mit der Sozialdemokratie untersagte.

Keinesfalls fehlte es im bürgerlich-ständischen Lager an Stimmen, die für eine Kooperation mit den Sozialdemokraten eintraten. Das »Linzer Volksblatt«, eine streng katholische Zeitung, die demokratische Ideale trotz Zensur vertrat, drängte unentwegt auf Amnestie der verfolgten Schutzbündler und Februarkämpfer, auf Wiederzulassung sozialdemokratischer kultureller Einrichtungen, freie Wahlen der Arbeitervertretungen in Fabriken und den Aufbau einer neuen Arbeiterbewegung. Nur mit den Linken sei eine zielführende Außenpolitik, so das Blatt, möglich.

Bemerkenswerterweise beeinträchtigte die Distanz des Systems zur Arbeiterschaft die Sozialgesetzgebung nicht. Sie wurde zwar mehrmals novelliert, aber nur zum Geringsten nachteilig für die Arbeiter. In der historischen Literatur wurde diese



Tatsache bisher nicht berücksichtigt. Weder Hintergründe noch Auswirkungen durchleuchtet.

Die zunehmende Verarmung der Bevölkerung konnten die Gesetze dennoch nicht aufhalten. Die Not durch Wirtschaftskrise und verfehlter Wirtschafts- und öffentlicher Investitionspolitik senkte das Lohnniveau um 4 bis 8 %. Die verkürzte Dauer der Arbeitslosenunterstützung, in manchen Fällen nur 12 Wochen, ließ die Statistik in positivem Licht erscheinen, erhöhte aber die Zahl der »Ausgesteuerten«, die nur geringe Wohlfahrtsunterstützungen bezogen, um ein Vielfaches. Fallweise überstieg sie das Doppelte der unterstützten Arbeitslosen. Renten und Pensionen erfuhren eine Kürzung bis zu 10 %, ebenso Krankengelder, deren Dauer von 78 auf 52 Wochen beschränkt wurde. Nun wirkte sich das in der Ersten Republik geschaffene, weltweit beispielhafte Sozialsystem auf das Budget belastend aus. In der kurzen Phase der Nachkriegs-Scheinkonjunktur mit niederer Arbeitslosigkeit konnte der Staat und die Wirtschaft die Soziallasten noch tragen, aber nicht mehr in Zeiten der Wirtschaftskrise.

Dagegen richteten auch die Arbeitervertreter nichts aus, die nun mit den Vertretern der Geschäftsführung in sogenannten Werkskommissionen zur Zusammenarbeit verpflichtet waren. Die sozialdemokratischen Betriebsräte waren durch unerfahrene, vom Generalkommissar der gleichgeschalteten Arbeiterkammern ernannten Betriebsräten ersetzt worden. Mit ihnen wollten die Arbeiter nichts zu tun haben. Erst im Laufe des Jahres **1937** erkannte die Arbeiterschaft, dass sie diese Newcomer unterwandern und zu alten Machtpositionen zurückfinden konnte. Aber in bestimmten Bereichen war sie auch da machtlos.

Das Glöckel'sche Schulsystem wurde durch ein reaktionär-klerikales ersetzt. In der Verwaltung der Stadt Wien blieb von den alten Strukturen nichts erhalten. Auch das Wiener Fürsorgewesen, von **Julius Tandler** erdacht und vom neuen Bürgermeister **Richard Schmitz** anerkannt und gelobt, wurde zwar aufrechterhalten, sank aber auf die Stufe einer Almosenverteilungsstelle. Mittellosigkeitszeugnis und die Mitgliedschaft bei der »Vaterländischen Front« waren Vorraussetzung für den Empfang von Leistungen.

Das erinnert an die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als Bewerber um eine Gemeindewohnung die Mitgliedschaft bei der Sozialdemokratischen Partei nachweisen mussten.

Das vaterländisch-ständische Regime ließ an sozialdemokratischen Einrichtungen nur die Konsumgenossenschaften am Leben. Sie wurden auf Betreiben der landwirtschaftlichen Genossenschaften aufrechterhalten, da diese sonst ihre wichtigsten Abnehmer verloren hätten. Die Konsumführung, **Karl Renner** und **Emmy Freundlich**, mussten freilich ihre Sessel räumen. Der Vorsitzende der landwirtschaftlichen Konsumgenossenschaften, **Leopold Strobl**, übernahm ihre Posten. Bezeichnend für den Hass der ideologisch verformten Bevölkerungsgruppen zueinander ist die bis in die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg dauernde Abneigung bürgerlicher Kreise und mittelständiger Beamter, in Konsumläden oder GÖC-Kaufhäusern einzukaufen.

Kommunisten oder Sozialdemokraten

Der Leichtsinn der sozialdemokratischen Führung ist unüberbietbar, hatte sie doch für das Verbot der Bewegung keine Vorsorge getroffen. Eine kleine Gruppe, die sich »Funke« nannte und sich an der deutschen Untergrundorganisation »Neu beginnen« orientierte, errichtete nach der Anleitung **Lenins** sogenannte Kader.

Mangels Organisationstalent ging die Gruppe in der Untergrundpartei auf. Einer ihrer fähigsten Leiter, der Kärntner **Joseph Buttinger**, übernahm von **1935 bis 1938** den Vorsitz des Zentralkomitees der illegalen Partei. Buttinger verfocht die Idee der Kader weiter, verwarf die Massenpartei und versuchte eine »Diktatur der Werktätigen« zu verwirklichen.

Intensive, fanatische Schulung und der Rückhalt in Moskau erhielt die ebenfalls in den Untergrund verbannte Kommunistische Partei am Leben. Sie war der sozialdemokratischen in der straffen Führung ihrer Anhänger und in den klaren Zielvorgaben voraus. Ihre Ausstrahlung verlockte viele junge, tatendurstige Sozialdemokraten, ihr beizutreten. Zeitweise schienen die Kommunisten die führungslos gewordenen Sozialdemokraten aufzusaugen.

Erstklassig qualifizierte Arbeiterhochschülerinnen und -schüler – **Karl Hans Sailer**, **Franz Jonas**, **Rosa Jochmann**, **Ferdinand Wedenig**, **Karl Holoubek**, **Karl Maisel**, **Franz Rauscher**, **Josef Podlipnig** – und Redakteure der verbotenen »Arbeiter-Zeitung«, des »Kleinen Blattes« und des »Grazer Arbeiterwillen« bildeten die Kristallisationskerne, um die sich die neue Sozialdemokratische Partei sammelte. Der mangelnde Kontakt zur Basis wirkte sich allerdings in den nun in Brünn erscheinenden Druckwerken nachteilig aus: Die Autoren theoretisierten mehr und klammerten das praktische Leben aus. So kehrten **Otto** und **Käthe Leichter** aus dem tschechischen Exil zurück und stellten sich an die Spitze der Untergrundbewegung in Österreich.

Hier übernahm ein »Fünferkomitee« – **Ackermann**, **Felleis**, Holoubek, Jonas, **Kostroun** – schon am **26. Februar 1934** die Führungsarbeit. Im Gegensatz zu Kommunisten und Nationalsozialisten lehnte das Komitee Terrorakte ab. Ihr Slogan »Wir kommen wieder!« wurde eine Trotzparole, die auch in die Gefangenschaft gehende Wehrmachtssoldaten einander zuriefen.

Um ihre Distanz zur Sozialdemokratischen Partei zu zeigen, nannte sich die Untergrundbewegung »Revolutionäre Sozialisten«. Nicht über den Weg der Demokratie, sondern über den der Revolution wollte sie wieder zur Geltung kommen.

Trotz Unterdrückung und Zerstörung ihrer Organisation lebte die Partei und ihr Kommunikationsnetz weiter, so dass am **8./9. September 1934** in Blansko bei Brünn die erste illegale Konferenz der österreichischen Sozialdemokraten, der »Revolutionären Sozialisten«, tagen konnte.

Die gefassten Beschlüsse waren nicht bindend, sondern sollten von einer »Reichskonferenz« abgesegnet werden. Vorerst aber war die Einheit der österreichischen Sozialdemokratie gerettet, denn die Mehrheit der Delegierten verweigerte ein Bekenntnis zur Demokratie. Otto Bauers Handschrift ist in dem letztendlich angenommenen Bekenntnis von Blansko spürbar. Die Verneigung nach links in den Formeln von »Revolution« und »Diktatur« erinnert an das »Linzer Programm«.

»Prinzipien-Erklärung von Blansko«

„Unsere neue Partei ist die Nachfolgerin und Erbin der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Österreichs, die die österreichischen Arbeiter und Angestellten mit Klassenbewusstsein erfüllt und die ein halbes Jahrhundert lang ihre Klassenkämpfe geführt hat. Sie bekennt sich mit Stolz zu den glorreichen Kämpfen und den großen Kulturtaten des in der Sozialdemokratie geeinigten österreichischen Proletariats, insbesondere zu dem heldenhaften Beispiel des Februar-Kampfes.

Aber sie ist sich dessen bewusst, dass die durch den Sieg des Faschismus völlig veränderte Lage der Arbeiterklasse wesentliche Veränderungen in der Zielsetzung und den Methoden des Kampfes und im Aufbau der Partei erfordert.

Aller demokratischer Kräfte beraubt, muss die Arbeiterklasse mit revolutionären Mitteln kämpfen. Sie muss die Diktatur überwältigen, die Staatsgewalt ergreifen und diese Gewalt durch eine revolutionäre Diktatur erhalten."

(Zit. nach Fritz Kaufmann, Sozialdemokratie in Österreich, Wien 1978.)

Im Februar 1934 erreichte die Arbeitslosigkeit einen neuen Höchststand von 401.321 unterstützten Empfängern. Das Fürsorgereferat der Stadt Wien, von Julius Tandler erdacht und vom Nachfolgeregime gewürdigt, wurde von diesem zu einer Almosenstelle entwürdigt. Um den Käseverbrauch zu heben, verteilte sie an Bedürftige gegen Ausweis Käsepackungen (links).

Auf deutschem Kurs

Otto Bauer war nicht mehr der unbestrittene Schrittmacher sozialdemokratischer Parteirichtlinien. Nach dem Desaster des Februars drängten Jugendliche, bislang kaum zu Wort gekommene Kräfte, nach vorne. Dieses Kennzeichen wird die Partei bis ins 21. Jahrhundert begleiten. Die Jugend begann 1934 unter den Augen der traditionsverhafteten Altsozialisten, der Partei neue Formen zu geben. Das machte die Partei bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts lebendig. In der Ära Kreisky durfte sich die Partei neuer Mittel bedienen. Aufmüpfige, zukunftorientierte Jungsozialisten wurden in die Parteihierarchie integriert – und ruhiggestellt.

1934 übte Otto Bauer Selbstkritik – *„ein kluger Mann"*, meint völlig wertfrei der Zeithistoriker Dr. Hugo Portisch – und trug der neuen Strömung Rechnung. Bauer passte sich der Situation an und zügelte dank seines unbestrittenen Charismas und seiner Überzeugungskraft die überbordenden Auseinandersetzungen zwischen dem von ihm geführten »Auslandsbüro der österreichischen Sozialisten« (ALSÖ) und den »Revolutionären Sozialisten«. Fehlentscheidungen der jungen Bewegung halfen ihm dabei. Er verstand die Ziele der stürmenden Jugend mit der Tradition der Partei in Einklang bringen.

Die Selbstfindung der Sozialdemokratie unter den schmerzhaften Einschnitten des Februars 1934 machte sie den bürgerlichen Parteien, in Sonderheit der Christlichsozialen Partei, die sich sang- und klanglos in der Vaterländischen Front verdünnte, an demokratischer Reife überlegen. Dass die Sozialdemokratie in der Zweiten Republik von diesem Vorsprung manches verlor, schmälert das Verdienst jener nicht, die ihn erkämpft, mehr noch, erlitten haben.

Die Beschlüsse von Blansko bedurften der Zustimmung von Vertretern der Basis. Am 30. Dezember 1934 eröffneten 60 Delegierte aus Wien und den Bundesländern die erste Reichskonferenz der Revolutionären Sozialisten Österreichs in Brünn. Sie beschlossen die »Richtlinien zur politischen Tätigkeit der Revolutionären Sozialisten«. Einer der wichtigsten Punkte betraf das Verhältnis zu den gleichfalls illegalen Kommunisten. Beide Bewegungen standen bisher einander feindselig gegenüber. Nun waren Nationalsozialisten und das Regime hinzugekommen. Die Kommunisten hatten allerdings einen neuen Kurs eingeschlagen. Stalin postulierte die Doktrin der Kampffront aller progressiven Elemente, die die Sozialdemokraten und die bürgerliche Linke miteinschließen sollte. Diesem Auftrag gemäß entstanden in Frankreich und Spanien Volksfrontregierungen. Das Volksfrontkonzept kam nach dem Zweiten Weltkrieg in den von der Sowjetunion besetzten Ländern verstärkt zur Anwendung. Auch in Brünn stand die Bildung einer Volksfront zur Sprache, aber die Berührungsängste der beiden linken Bewegungen waren unüberbrückbar. Ein Sonderabkommen regelte die Kooperation.

Die Reichskonferenz endete am 1. Jänner 1935 mit dem Beschluss, zu Ostern einen Parteitag nach alten Gepflogenheiten einzuberufen. Zu diesem kam es nicht mehr. Nach der Rückkehr nach Österreich wurden 30 der Teilnehmer festgenommen und des Hochverrats angeklagt. Der ehemalige Sekretär der Kleinbauernorganisation in Niederösterreich, der Arbeiterhochschüler Windisch, hatte Verrat begangen.

28 Mitglieder der Revolutionären Sozialisten saßen 14 Monate in Untersuchungshaft, ehe sie vor Gericht gestellt wurden. In der Zwischenzeit lief der Schauprozess gegen die Schutzbündler des 12. Februar 1934 ab. Das Urteil gegen die 21 Angeklagten, von denen einer freigesprochen wurde, stand schon lange fest. Wegen Hochverrats, der Ansammlung von Waffen, bewaffnetem Widerstand und anderen Delikten wurden Strafen zwischen 12 und 5 Jahren ausgesprochen, die Haupträdelsführer Eifler und Löw erhielten 18 Jahre bzw. 15 Jahre Kerker. Zu Weihnachten 1935 waren auf Grund der allgemeinen Amnestie wieder alle frei.

Im Gegensatz zum Schutzbundprozess erregte der folgende Prozess gegen die Revolutionären Sozialisten am 16./24. März 1936 internationales Aufsehen. Neben 28 Sozialdemokraten waren auch zwei Kommunisten verhaftet worden. Unter den Angeklagten befanden sich Franz Jonas und Bruno Kreisky.

Die Hochverratsanklage stützte sich auf die Prinzipienerklärung von Blansko, die zur revolutionären Diktatur aufrief. Darauf stand die Todesstrafe. Zum ersten Mal riefen die Sozialdemokraten Europas geschlossen zum Protest auf, die Internationale Liga für Menschenrechte wurde angerufen. Der Friedensnobelpreisträger Sir Norman Angell meldete sich zu Wort und weitere bekannte Persönlichkeiten wie Julian Huxley, Gilbert Murray, H. G. Wells und Karel Čapek, erhoben ihre Stimme.

Staatsanwaltschaft und Regierung gerieten in arge Verlegenheit. Auch gegen die Plädoyers der Angeklagten fanden sie keine Argumente. Diese erklärten für die Unabhängigkeit Österreichs kämpfen zu wollen, sollten sie ihre Bürgerrechte erhalten. Kreisky fiel durch eine kluge, engagierte Verteidigungsrede auf: *„Es ist möglich [...], dass die*



Nicht die Politiker gründen in der Zwischenkriegszeit die »Österreichische Nation«, sondern die zahllosen Wissenschaftler und Künstler, die den Namen »Österreich« in alle Welt tragen. – Der 81-jährige Wiener Orthopäde Adolf Lorenz trifft Ende Jänner 1935 mit seinem Sohn und Assistenten, Albert Lorenz, und seiner Schwiegertochter in New York ein (links). Lorenz ist zum 26. Mal in

Regierung in einem ernsten Moment die breiten Massen des Landes zur Verteidigung der Grenzen aufrufen muss. Aber nur ein demokratisches Österreich wird dieses Volksaufgebot zustande bringen. Nur freie Bürger werden gegen Knechtung kämpfen."

Verständigungsbrücken

Das Urteil fiel milde aus. Die Untersuchungshaft wurde angerechnet, so gingen die meisten Angeklagten sofort frei, die anderen fielen unter die Amnestie. Schuschnigg wollte einen Schlussstrich unter den 12. Februar ziehen und senkte den Vorhang über die Revolutionären Sozialisten.

Schuschnigg nahm auf Vermittlung des Salzburger Landeshauptmanns Rehrl am 2. August 1935 auch mit den Nationalen den Kontakt auf. In geheimen Gesprächen auf Schloss Fischhorn forderten diese die Einstellung aller antideutschen Aktivitäten und die Ablösung Starhembergs und anderer Minister durch national orientierte Politiker. Als Zeichen guten Willens erfüllte Schuschnigg einige der Forderungen.

Ende August 1935 hielt das italienische Heer in Südtirol große Manöver ab. Mussolini führte der deutschen Sprachgruppe, deren Italienisierung anlief, die Staatsmacht vor Augen und nur nebenher auch Hitler die italienische Präsenz am Brenner. An der Erhaltung der Souveränität Österreichs lag Mussolini schon zu diesem Zeitpunkt nichts mehr.

Als im Juli 1934 in Österreich die Nationalsozialisten den Aufstand probten, herrschte in Berlin helle Begeisterung. Bis zum Abend des 25. Juli wich sie herber Ernüchterung. Der Putsch war fehlgeschlagen und Hitler beeilte sich zu beteuern, dass das Deutsche Reich am Putsch nicht beteiligt gewesen war. Kurt von Rieth, der Gesandte in Wien, wurde abberufen und durch Franz von Papen, Hitlers ehemaligen Vizekanzler, ersetzt. Ein Katholik, dachte Hitler, würde die erzkatholische Regierung Österreichs am ehesten besänftigen. Er rührte auch keinen Finger, als der Mörder des Bundeskanzlers, Otto Planetta, und führende Helfershelfer, insgesamt 13, am Galgen endeten. Die übrigen Teilnehmer des Putsches erwarteten ihre Aburteilung im Kerker oder in Anhaltelagern. Ihre Verurteilung stieß auf ein unerwartetes Hindernis: Viele Anwälte verweigerten die Verteidigung. Nur der junge jüdische Wiener Neustädter Anwalt, Michael Stern, nahm sich der Nationalsozialisten an. Seine Kanzlei wird nach dem Anschluss vom »Dritten Reich« bedankt: Sie übernahm die Masseverwaltung des Eigentums deportierter Juden, wie aus dem nationalsozialistischen Parteiblatt, dem »Völkischen Beobacher«, nach 1938 ersichtlich ist.

Der neue Kanzler, Kurt von Schuschnigg, versuchte Verständigungsbrücken nach links und rechts zu bauen.

Im Herbst 1934 nahm er Kontakte mit gemäßigten Deutschnationalen auf, die durch ihr Naheverhältnis zur NSDAP eine Gesprächsbasis mit dem Deutschen Reich herstellen sollten. Der Zeitpunkt war denkbar ungünstig. Das Deutsche Reich, innen- und außenpolitisch schwer angeschlagen, ignorierte das Thema Österreich und befolgte den Ratschlag seines Gesandten von Papen in Wien: *„Österreich muß uninteressant werden."*

Das wurde es nicht, denn der Einfall Mussolinis am 2. Oktober 1935 in Abessinien entlässt die Alpenrepublik nicht in die Vergessenheit. In den vom Völkerbund wegen des Friedensbruchs beantragten Wirtschaftssanktionen gegen Italien stimmen 52 Nationen dafür, aber Ungarn, Albanien und Österreich dagegen. Für die Westmächte wurde nun Österreich tatsächlich uninteressant, nicht aber für das Deutsche Reich, das Italiens Ausgrenzung aus dem Völkerverband nützte und es mit Rüstungsgütern unterstützte. Hitler machte Mussolini zum Schuldner. Dieser gab Hitler im Gegenzug den Weg zum Balkan frei, und dieser führte – über Österreich.

Vergeblich bemühte sich der österreichische Außenminister Berger-Waldenegg am 28. November, den Bundesrat von der Notwendigkeit eines außenpolitischen Kurswechsels zu überzeugen. Papst Pius XI. hatte im vertraulichen Gespräch dazu geraten. Die Heimwehren, unter Starhemberg noch immer starke Kraft im Lande, beharrten auf dem italienischen Kurs und verweigerten den Schwenk zu den Westmächten. Sie verstanden auch die Zeichen nicht, die Mussolini im April 1936 setzte, als er Schuschnigg empfahl, den Ausgleich mit Hitler zu suchen.

Abermals erschütterte Österreich ein Finanzskandal. Die aus der Monarchie stammende Versicherungsanstalt »Phönix«, die Standorte in ganz Europa und Übersee besaß, war in Schwierigkeiten geraten. Im Bestreben, weiter zu wachsen, hatte die Geschäftsleitung den Werbeetat überbeansprucht und Reserven angegriffen. Unsummen von Bestechungsgeldern flossen unter dem Titel der Subvention von Propaganda in dunkle Kanäle. Jahr für Jahr hatte die Anstalt 50 Millionen Schilling verloren, bis 1936 das Defizit eine Summe von 260 Millionen Schilling erreichte. 330.000 Versicherte waren betroffen. Etwa 270.000 von ihnen rekrutierten sich aus kleinen Sparern, deren Polizzen weniger als 1.000 Schilling ausmachten. Die ermittelnde Staatsanwaltschaft stellte unlautere Aktiengeschäfte, finanzielle Unterstützung politischer Gruppen, unter ihnen die Heimwehren und politische Funktionäre, sowie Transfers großer Beträge ins Ausland fest. Zahlreiche Persönlichkeiten der Politik und des öffentlichen Lebens waren involviert und legten ihre Funktionen zurück. Unter ihnen Carl Vaugoin. Der Leiter der Versicherungssektion im Bundesministerium für Inneres beging Selbstmord. Rund 5 % der Bevölkerung des Landes standen vor dem Ruin. Viele ältere und alte Leute hatten der »Phönix« ihr Erspartes übergeben, um es in Form einer Leibrente Monat für Monat zurückzuerhalten. Noch am selben Tag der Insolvenzerklärung wurde die »Österreichische Kontrollbank für Industrie und Handel« zum Verwalter für die »Phönix« bestellt. Der Schock, den die vielen Einzahler erlitten – er übertraf jenen durch den Krach der Credit-Anstalt –, dauerte bis in die Zeit der Zweiten Republik. Das Vertrauen in Banken und Versicherungen war erschüttert und musste mühsam und mit viel Werbung wieder hergestellt werden. Einen Prozess gegen die Schuldigen schlug die Regierung nieder.



den USA und widmet sich in dreimonatiger Praxis seinen vielen Patienten. – Die einzigartige Landschaft Österreichs lockte damals wie heute jegliche Prominenz ins Land. Im Jänner 1935 genießt der englische Thronfolger Prinz of Wales, inkognito als Earl of Chester, einige Urlaubswochen in Tirol (rechts).

Vom Freund geopfert



Am 1. April 1936 beschloss die Regierung in feierlicher Sitzung die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht: *„Es handelt sich um Dienste, die jeder Staatsbürger [...] dem Staat zu leisten hat. Der Staat hat das Recht zu bestimmen, in welcher Form diese geistigen oder körperlichen Dienste mit oder ohne Waffe zu leisten sind. Wir sind der Ansicht, dass der Bürger, der etwas vom Staat erhält, dem Staat auch etwas schuldet“*, **führte Außenminister Berger-Waldenegg aus. Der Protest der Kleinen Entente folgte am 6. April, denn de facto war es Wehrpflicht, zu der Österreich aufrief. Betroffen waren alle männlichen Österreicher zwischen dem 18. und 42. Lebensjahr. Sie waren mit und ohne Waffe zum Dienste an der Allgemeinheit verpflichtet. Da eine Wehrpflicht durch den Vertrag von St-Germain verboten war, sprach die Regierung offiziell von einer Novellierung der Wehrverfassung und nicht von einer Verstärkung der Armee und bezeichnete sie als Dienstpflicht unter Betonung der sozialpädagogischen Aspekte.**

Innenpolitisch war die Wehrpflicht notwendig geworden, um Starhemberg und seine Heimwehren zu entmachten. Sie bildeten einen zunehmenden Risikofaktor für **Schuschnigg**, der durch unbedachtsame Äußerungen seines Vizekanzlers und Heimwehrführers in außenpolitische Bedrängnis geriet. So musste am **18. Jänner 1936** Starhemberg in einer Pressekonferenz Gerüchte dementieren, die ihm nachsagten, nach dem Thron oder einer Reichsverweserschaft zu trachten. Nein keinesfalls wolle er die Monarchie wieder errichten, sagte Starhemberg, all das sei *„himmelschreiender Blödsinn“*, fügte aber hinzu: *„Ob in Österreich die heutige Staatsform bleiben soll und bleiben wird oder ob sie durch eine Monarchie abzulösen ist, wird die Zukunft zeigen und lehren. Niemals jedoch wird in Österreich die Einrichtung einer Monarchie möglich sein, die nicht historischem, traditionellem Denken entspricht.“*

Tatsächlich machte der älteste Sohn Kaiser **Karls I.** und Kaiserin **Zitas von Bourbon-Parma**, Erzherzog **Otto von Habsburg-Lothringen**, von sich reden, seit am **10. Juli 1935** das Gesetz über die Landesverweisung der Habsburger aufgehoben worden war und eine Verordnung des Innenministeriums vom **29. April 1936** die Rückgabe des habsburgischen Vermögens in Österreich regelte. Die monarchistischen Bestrebungen erhielten Auftrieb und wurden sogar offiziell gefördert. Schuschnigg sah in den Legitimisten Verbündete im Kampf gegen die Nationalsozialisten und die Heimwehr. Die Kleine Entente sah sich einmal mehr gefordert, gegen das Gespenst der habsburgischen Restauration militärische Maßnahmen zu treffen, und der deutsche Generalstab entwarf ein Szenario für den Ernstfall, das er »Unternehmen Otto« nannte.

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht traf Starhemberg an seiner schwächsten Stelle. Erst am **19. November 1935** hatte er auch die Wiener Landesführung des Heimatschutzes übernommen, die der in Ungnade gefallene **Fey** bisher innegehabt hatte. Die schrittweise Entmachtung wurde Starhemberg erst allmählich bewusst. Offenbar ratlos auf Antwort aus Rom wartend, dauerte es drei Wochen, bis er am **26. April 1936** wieder gewohnt markige Töne fand. In Horn erklärte er vor 1.200 militärisch adjustierten Heimwehrleuten, dass die Entwaffnung der Heimwehr *„nur über meinen Leichnam hinweg“* erfolgen könne.

Schuschnigg antwortete mit einem Aufmarsch des katholischen Freiheitsbundes auf der Wiener Ringstraße am **10. Mai**, der die Heimwehren zu einer Großkundgebung provozierte, auf der sie die Einsetzung Feys als Diktator forderten. Doch Fey befand sich im Ausgedinge. Sein zwielichtiges Verhalten während des Juliputsches und sein Widerstand gegen Schuschniggs Plan, alle paramilitärischen Organisationen zusammenzulegen, hatten ihn politisch kalt gestellt. Nach einer Regierungsumbildung am **17. Oktober 1935** war er sein Amt als Innenminister los und fand sich als Direktor der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft wieder.

Österreich stand erneut am Rande eines Bürgerkriegs, der nun von den Heimwehren drohte.

Starhembergs Fehltritt

Starhemberg selbst beseitigte die Gefahr. Am **12. Mai** sprach er sich in einer Unterredung mit Schuschnigg gegen dessen Vorschlag aus, die Annäherung an Deutschland zu suchen. Unbeirrt hielt der Fürst, der sich von seinen Gefolgsleuten »Führer« titulieren ließ, am italienischen Kurs fest. Im Überschwang der Gefühle und denkbar undiplomatisch beglückwünschte Starhemberg Mussolini zum siegreichen Einzug in die äthiopische

*Schuschnigg und Mussolini bei ihrer ersten Begegnung in Florenz (oben). Beide hielten zu einander Distanz. – Ernst Rüdiger Fürst Starhemberg (rechts oben, * 10. Mai 1899 in Eferding, † 15. März 1956 in Schruns) nahm am Hitler-Ludendorff-Putsch 1923 in München teil, lehnte aber die Hitlerbewegung ab. Beim Anschluss befand sich Starhemberg in der Schweiz. Hitler ließ ihn warnen*



Hauptstadt Addis Abeba: *„Im Bewusstsein faschistischer Verbundenheit an dem Schicksal des faschistischen Italien innigen Anteil nehmend, beglückwünsche ich im Namen der für den faschistischen Gedanken in Österreich Kämpfenden und im eigenen Namen Euer Exzellenz aus ganzem Herzen zu dem ruhmvollen und herrlichen Sieg der italienisch-faschistischen Waffen über die Barbarei, zu einem Sieg des faschistischen Geistes über demokratische Unehrlichkeit und Heuchelei und dem Sieg der faschistischen opferfreudigen und disziplinierten Entschlossenheit über demagogische Verlogenheit. Es lebe der zielbewusste Führer des siegreichen faschistischen Italien! Es lebe der Sieg des faschistischen Gedankens in der Welt!“* Italien hatte im Feldzug Giftgas gegen die schutzlosen Äthiopier eingesetzt.

Das Telegramm war Starhembergs letzter außenpolitischer Fehltritt. Schuschnigg konnte sich der zahlreichen Proteste des Auslands kaum erwehren. Um das ohnehin ramponierte internationale Ansehen Österreichs nicht noch weiter zu schädigen, entledigte sich Schuschnigg seines Vizekanzlers und bildete am **14. Mai 1936** das Kabinett Schuschnigg III ohne Starhemberg. Aber wie schon Fey bekam auch der Fürst ein Betätigungsfeld zugeteilt: Er durfte die »Turn- und Sportfront« anführen. Und in dieser Funktion eilte Starhemberg nach Rom und konsultierte Mussolini.

Dieser beruhigte Starhemberg. Solle Schuschnigg doch zeigen, was er alleine zustande bringe: *„Ist er nicht gut und hat Misserfolg, dann ist es gut für Österreich, wenn Sie zusammen mit Schuschnigg nicht kompromittiert sind, sondern in Reserve stehen“*, meinte der Duce, und Starhemberg wusste, Mussolini hatte ihn und Österreich fallen gelassen.

Schuschnigg, kurzzeitig Führer der Vaterländischen Front, übergab die Leitung seinem Vertrauten, dem Kärntner Dichter **Guido Zernatto**. Zernatto war nicht nur ein loyaler Gefolgsmann, er entwickelte sich auch zu einem aufrechten österreichischen Patrioten.

Anfang Juni fuhr Schuschnigg zu außenpolitischen Besprechungen nach Rom. Die Stadt stand noch ganz im Zeichen der Eroberung Abessiniens, aufgewühlt von der Aussicht auf die Wiedergeburt eines römischen Imperiums. Der Titel eines Kaisers von Abessinien, den König **Victor Emanuel III.** nun führte, und die Rede Mussolinis vom Balkon des Palazzo Venezia, war an die Gefühle der Italiener gegangen: *„Hebt empor, Legionäre, die Feldzeichen, die Waffen und die Herzen, um nach fünfzehn Jahrhunderten das Wiedererscheinen des Imperiums auf den schicksalhaften Hügeln Roms zu grüßen. Werdet Ihr würdig sein?“* Die schallenden Ja-Antworten gingen nahtlos in seinen Aufruf über: *„Italiener, euer Aufschrei ist wie ein heiliger Schwur, der euch verpflichtet vor Gott und den Menschen auf Leben und Tod!“*

Schuschnigg, der mit solchem Getöse wenig anzufangen wusste, stellte in den Besprechungen fest, dass Mussolini von Österreich ab- und an Deutschland herangerückt war: Die Achse Rom-Berlin begann sich zu formen.





zurückzukehren. Starhemberg ging nach Frankreich, England und Argentinien. Sein Vermögen blieb in der NS-Zeit unangetastet, wurde aber 1945 von der Republik eingezogen. Die Rückgabe löste heftige politische Kontroversen aus. – Der Aufmarschplan Italiens gegen eine mögliche deutsche Aggression 1933/36 (oben). – Panzerwagen des Österreichischen Bundesheeres (rechts).

An Hitlers Leine

Zeichen eines neuen außenpolitischen Kurses setzte Italien mit der Entlassung des langjährigen Außenministers Suvich am 9. Juni 1936 und der Ernennung von Mussolinis Schwiegersohn (seit 1930) Comte Galeazzo Ciano zum Nachfolger. Mit Ciano zog ein Sympathisant Deutschlands und erklärter Gegner Österreichs ins Außenamt in Rom in den Palazzo Chigi ein.

Schuschnigg sah diese Entwicklung voraus, als er am 21. August 1934 in Florenz bei Mussolini seinen Antrittsbesuch abstattete. In der Folge tat er das einzig Richtige: Er reduzierte die Macht der Heimwehren und begann die Suche nach neuen Partnern. Am 16./17. Jänner 1936 reiste Schuschnigg nach Prag. Die deutsche Handelskammer hatte ihn zu einem Referat über das Thema »Weg und Ziel der wirtschaftlichen Aufbauarbeit in Mitteleuropa« gebeten. Prag und Wien versuchten in Berlin und Budapest keine Aufmerksamkeit zu erregen. Der Zeitpunkt war für Gespräche günstig. Der 85-jährige Tomáš Garrigue Masaryk war offiziell aus Altersgründen zurückgetreten und Edvard Beneš zum Staatspräsidenten aufgerückt.

Beneš, gewiss kein Freund Österreichs, hatte einen bemerkenswerten Meinungswechsel vollzogen, wie aus dem Bericht der österreichischen Gesandtschaft an das Außenamt in Wien hervorgeht: *„Präsident Dr. Beneš würde es sich wünschen, dass sich der Herr Bundeskanzler aus Prag den Eindruck mitnehme, dass die Tschechoslowakei für die mitteleuropäische Politik und insbesondere für ein sehr eingehendes Zusammenarbeiten mit Österreich in politischer, wirtschaftlicher und kultureller Beziehung reif sei."* Obwohl mit Frankreich und in der Kleinen Entente verbündet, stand auch die Tschechoslowakei unter hohem innenpolitischem Druck, den die deutsche Minderheit ausübte.

Anlässlich des Abschiedsdinners gaben Beneš und sein Ministerpräsident, der Slowake Milan Hodža, Schuschnigg deshalb den Wunsch mit, er möge sich angesichts der guten Beziehungen zu Ungarn in Budapest für eine Verbesserung der ungarisch-tschechoslowakischen Beziehungen einsetzen. Für diese wäre Prag sogar zu territorialen Konzessionen an die ungarische Minderheit in der Slowakei bereit. Vergleichsweise war Schuschniggs Bitte an die Prager Regierung beschämend: Er bat um Maßnahmen gegen das Auslandsbüro der Sozialdemokraten, ein Anliegen, das sich von selbst erledigte, da Otto Bauer bereits die Verlegung des Büros nach Paris plante.

Schuschniggs Besuche in Paris und London bescherten ihm freundliche Aufnahme, nur in Paris hieß man ihn den Schnellzug in einem Vorort zu verlassen, zu seinem Schutze vor linken Demonstranten, wie die offizielle Begründung hieß. Die »Linken« zeigten aber tatsächlich so wenig Interesse am »faschistoiden« Österreicher, wie 1938 am Untergang von Österreich.

Die Ergebnisse der Tour d'Horizon waren nicht entmutigend. Frankreich ließ zwar am 21. März 1936 durch seinen Militärattaché dem österreichischen Feldmarschallleutnant Alfred Jansa mitteilen, dass es bereit wäre, Österreich bei seiner Aufrüstung mit Panzern und Flugzeugen zu unterstützen, dafür hätte Österreich aber eine Neutralitätserklärung abgeben und seine Grenze gegen Deutschland mit aller Kraft verteidigen müssen. Militärisch hätte es sich dem französischen Generalstab unterzuordnen. Die Neutralitätserklärung wurde dadurch in einem Atemzug ad absurdum geführt. Frankreich ging es nicht um eine Unterstützung Österreichs, sondern um die Errichtung einer Südostfront gegen Deutschland.

Schuschnigg erfuhr 1936, dass Österreich keine Hilfe vom Westen erwarten konnte, und er wendete sich wieder dem eigentlichen Problem zu, der Verbesserung des Verhältnisses zu Deutschland.

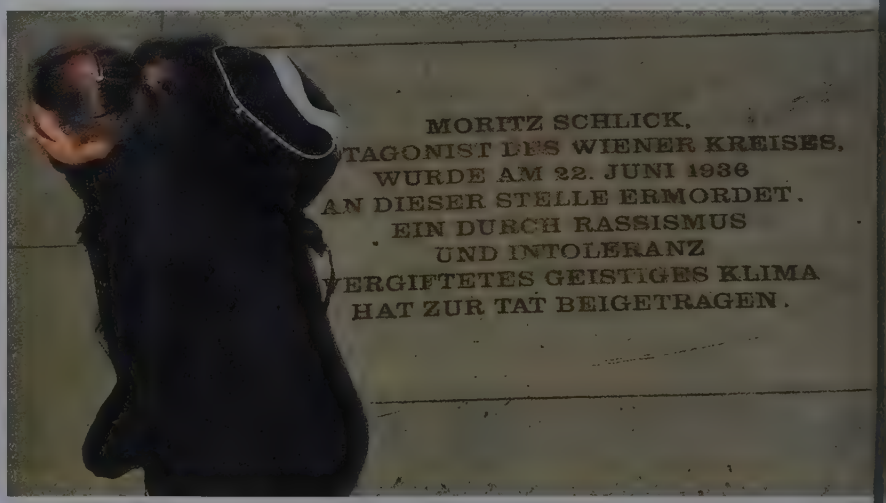
Der Artikel 93 der ständestaatlichen Verfassung gab ihm dazu die rechtliche Basis: *„Der Bundeskanzler bestimmt die Richtlinien der Politik."*

Das Jahr 1936 stand also schon in der ersten Hälfte im Zeichen gravierender Wendungen in der österreichischen Innen- und Außenpolitik, während die Terroranschläge nach wie vor anhielten. Tag für Tag gingen im ganzen Land Bomben hoch oder es kam zu Schusswechseln zwischen Exekutive und Nationalsozialisten, so dass der Mord am Philosophen Moritz Schlick am 22. Juni 1936 in der Wiener Universität, durch einen seiner ehemaligen Studenten, Johann Nelböck, nur als eines der üblichen Attentate registriert wurde. Schlick war aber kein Jude und Nelböck kein Nationalsozialist. Die Tat war eine Eifersuchtshandlung Nelböcks an dem 54-jährigen Professor, der den Reizen von Studentinnen nicht auswich und auch jenen der Freundin des Täters erlegen war.

Mussolinis Abessinienabenteuer und Hitlers Austritt aus dem Völkerbund hatte die »Völkerfamilie« in eine schwere Krise gestürzt. Eines ihrer Mitglieder war Opfer der Aggression geworden, und die ergriffenen Sanktionen waren ins Leere gelaufen. Die USA, die nicht Mitglied der Staatengemeinschaft waren, versorgten Italien mit Öl, und Frankreich hatte mit Mussolini ein koloniales Übereinkommen getroffen. Hitler ging in die außenpolitische Offensive. Er kündigte die Locarnoverträge, die von der Weimarer Republik am 5./16. Oktober 1925 im Sinne eines friedlichen Ausgleichs zwischen Deutschland und den Siegermächten geschlossen worden waren, und marschierte am 7. März 1936 ins entmilitarisierte Rheinland ein. Ein Jahr zuvor, am 13. Jänner 1935, hatte sich das unter dem Völkerbundmandat stehende Saargebiet durch Volksabstimmung für die Rückkehr an Deutschland ausgesprochen. Eine »Heimholung«, für die Hitler nichts konnte.

Die »Rückholung« des Rheinlandes durch militärische Präsenz, ein offener Bruch des Vertrags von Versailles, entlockte den Garantiemächten der Friedensverträge nur noch müden Protest.

Schuschnigg verstand die Zeichen der Zeit. Er beauftragte den damaligen Vizedirektor der Präsidentschaftskanzlei, Guido Schmidt, die Kontakte zum deutschen Gesandten von Papen zu intensi-



vieren. Nun hatte es Hitler plötzlich eilig. Als 1933 Bundeskanzler Dollfuß verzweifelt versuchte, mit ihm direkte Gespräch zu führen, hatte er abgelehnt. Nun beauftragte er von Papen, mit Schuschnigg handelseins zu werden. Die Würfel waren gefallen.

Guido Schmidts Engagement wurde nach dem Anschluss vom Reich bedankt. Der Beauftragte für den Vierjahresplan, Hermann Göring, ernannte Schmidt zum Direktor der nach ihm benannten Eisen- und Stahlwerke in Linz, der nachmaligen Vereinigten Österreichischen Eisen- und Stahlwerke (VOEST).

Der Rücktritt Starhembergs und der Wechsel im Außenamt beschleunigten die Verhandlungen mit Deutschland. Von Papen bediente sich der vom früheren österreichischen Außenminister Berger-Waldenegg erarbeiteten Vorschläge.

Mussolini auf deutschem Kurs

Aber noch immer entschied der Ballhausplatz nichts ohne Rücksprache mit Rom. Dies wäre nicht mehr vonnöten gewesen, Mussolini wandelte bereits voll auf deutschem Kurs. Schuschnigg, den er in Rocca delle Caminate empfing, drängte er förmlich, *„unter so günstigen Bedingungen"* das Abkommen mit Deutschland zu schließen.

Am 19. Juni 1936 lag von Papen ein Vertragsentwurf vor, den er mit einem Gegenentwurf beantwortete, der *„vielfach unser Konzept verwertete"*, hieß es im Außenministerium.

Schuschniggs Motive, mit Hitler ins Klare zu kommen, sind einsichtig: Ausländische Hilfe war nicht zu erwarten, die »Nazis« in Österreich mussten beruhigt werden, die 1000-Mark-Sperre sollte fallen, damit die Wirtschaft wieder hochkam, denn die Arbeitslosigkeit war gleich hoch geblieben, während sie im Deutschen Reich auf 20% des Standes von 1932 gesunken war.

Schuschnigg spielte, wie auch Hitler, auf Zeit, in der Überzeugung, dass die Welt in zwei, drei Jahren anders ausschauen würde, *„hoffentlich zu unseren Gunsten"*, gab der österreichische Kanzler in seinen Memoiren zu. Und er wusste, dass Hitler den Vertrag, der am 11. Juli 1936 unterzeichnet wurde, wie einen *„Fetzen Papier"* zerreißen werde, sollte er nicht mehr von Nutzen sein. Er habe gehofft, schreibt Schuschnigg, das Abkommen könne einen Angriff auf die Souveränität Österreichs erschweren, und der Vatikan habe ihn darin bestärkt. Der Vertrag sei eine Rechtsbasis, ließ der Heilige Stuhl wissen. *„Wenn der Gegner diese verletze, so sei er der moralisch Schwächere und immer würden die moralischen Kräfte den Sieg davontragen."* Hehre Worte, die von einem rücksichtslos vorgehenden Expansionisten Moral erwarteten. Von Papen hatte das Juli-Abkommen von Anbeginn an als den ersten Schritt zum Anschluss betrachtet. Es entsprach seinem Evolutionskonzept, von der schrittweisen »Aushöhlung« Österreichs: der Befriedung, der außenpolitischen Isolierung, einem bilateralen Abkommen, der Beteiligung Nationaler an der Regierung, danach ihr Ruf nach dem Anschluss. Schuschnigg unterzeichnete das Abkommen, um mit dem Deutschen Reich die *„Beziehungen wieder normal und freundschaftlich zu gestalten"*.

Der Teufel schlief im Detail. In einem geheimen Zusatzprotokoll erklärte Österreich seine *„Außenpolitik unter Bedachtnahme auf die friedlichen Bestrebungen der Außenpolitik der Reichsregierung zu führen"*. Österreich lag an Hitlers Leine.

Das deutsch-österreichische Juli-Abkommen von 1936

„In der Überzeugung, der europäischen Gesamtentwicklung zur Aufrechterhaltung des Friedens eine wertvolle Förderung zuteil werden zu lassen, wie in dem Glauben, damit am besten den Vielgestaltigen wechselseitigen Interessen der beiden deutschen Staaten zu dienen, haben die Regierungen des Bundesstaates Österreich und des Deutschen Reiches beschlossen, ihre Beziehungen wieder normal und freundschaftlich zu gestalten. Aus diesem Anlass wird erklärt:

1. Im Sinne der Feststellungen des Führers und Reichskanzlers vom 21. Mai 1935 anerkennt die Deutsche Reichsregierung die volle Souveränität des Bundesstaates Österreich.

2. Jede der beiden Regierungen betrachtet die im anderen Land bestehende innenpolitische Gestaltung, einschließlich der Frage des österreichischen Nationalsozialismus, als eine innere Angelegenheit des anderen Landes, auf die sie weder unmittelbar noch mittelbar Einwirkung nehmen wird.

3. Die österreichische Bundesregierung wird ihre Politik im allgemeinen, wie insbesondere gegenüber dem deutschen Reiche, stets auf jener grundsätzlichen Linie halten, die der Tatsache, dass Österreich sich als deutscher Staat bekennt, entspricht. Hiedurch werden die Römischen Protokolle ex 1934 und deren Zusätze ex 1936 sowie die Stellung Österreichs zu Italien und Ungarn als den Partnern dieser Protokolle nicht berührt."

Das geheime Zusatzabkommen, das die Vertragspartner »Gentlemen Agreement« nannten, hatte Fußangeln für Österreich, die Schuschnigg und seine Berater nicht erkannten:

Der Absatz I billigt Reichsdeutschen wie Österreichern zu, im jeweils andern Land ungehindert tätig zu sein, wenn sie sich nicht in die Innenpolitik des anderen Landes einmischen.

Der Absatz II untersagt die Hetzkampagnen vor allem der Reichssender gegen Österreich.

Der Absatz III erlaubt die Wiederzulassung verbotener deutscher Zeitungen, so der »Berliner Börsen-Zeitung«, der »Münchner Neuesten Nachrichten« und der einen extrem antiösterreichischen Standpunkt vertretenden »Essener National-Zeitung«.

Der Absatz IV verpflichtet Österreich, nationalsozialistische Emigranten im Reich wieder aufzunehmen.

Absatz V regelt das Tragen der Hoheitsabzeichen und das Absingen der Nationalhymnen. Beides ist im jeweils andern Lande nur in geschlossenen Räumen zu offiziellen Anlässen erlaubt.

Absatz VI und VII erklären den deutschen Wirtschaftskrieg für beendet und die Tausend-Mark-Sperre für aufgehoben. Sie erlosch tatsächlich am 28. August. Der Devisenmangel des Deutschen Reichs verhinderte trotzdem einen Touristenstrom nach Österreich, dafür konnten Propagandisten ungehindert nach Österreich reisen.

Absatz VIII ist eine Wiederholung des Artikels 3 des ersten Abschnittes des Hauptvertrags und bedeutete die Preisgabe einer souveränen österreichischen Außenpolitik, die freilich vorher in der italienischen Abhängigkeit auch nicht bestanden hatte.

Der Absatz IX legt die eigentliche Absicht des Abkommens offen. *„Der österreichische Bundeskanzler erklärt, dass er bereit ist a) Eine weitreichende politische Amnestie durchzuführen, von der diejenigen ausgenommen werden sollen, die schwere gemeine Delikte begangen haben [...] Diese Bestimmungen werden sinngemäß auch für Emigranten Anwendung finden. b) ... Vertreter der bisherigen so genannten ‚nationalen Opposition in Österreich' zur Mitwirkung an der politischen Verantwortung heranzuziehen, wobei es sich um Persönlichkeiten handeln wird, die das persönliche Vertrauen des Bundeskanzlers genießen und deren Auswahl er sich vorbehält."* Mit dem Zusatz, dass diese Vertrauenspersonen *„mit der Aufgabe betraut sein werden [...] für die innere Befriedung der nationalen Opposition und ihre Beteiligung an der politischen Willensbildung in Österreich zu sorgen"*. Diesen Artikel nannte von Papen das »Trojanische Pferd«, mit dem Österreich ausgehöhlt und reif für den Anschluss gemacht werden sollte.

Der Absatz X sieht die Einsetzung eines aus je drei Vertretern der beiden Außenämter zusammengesetzten Ausschusses vor, der Anstände und Beschwerden zu regeln hätte.

Die Inschrift auf der Bodenplatte der Philosophenstiege in der Wiener Universität suggeriert falsche Eindrücke. So gut wie jeder der befragten Studenten glaubt an einen aus rassistischen Gründen an Schlick begangenen Mord. Wenn dies auch nicht stimmt, so erinnert der Gedenkstein doch an den tatsächlichen Massenmord der NS-Zeit.

Österreich!

Die Reaktionen auf das Juli-Abkommen reichten von skeptischen Kommentaren des französischen Außenamtes – *„Die deutsche Anerkennung der österreichischen Unabhängigkeit könne sich vollends als Illusion erweisen"* **–, bis zu euphorischen Berichten der »New York Times« –** *„Das Dritte Reich gibt seine Pläne in Österreich auf"*. **Das Blatt sprach sogar vom** *„größten Rückzug Hitlers seit seiner Machtergreifung"*, **eine Behauptung, die österreichische illegale Nationalsozialisten teilten. Im Gefühl, verraten worden zu sein, protestierten sie bei** von Papen, **der** Hitler **telegrafierte, dass wegen Fehlens einer straffen Parteiführung viele Nationalsozialisten nicht wüssten, was sie tun sollten. Hitler zitierte schließlich die Führer zu sich und bezeichnete den Vertrag als »nordische List«. Am 16. Juli erklärte er ihnen:** *„Ich brauche noch zwei Jahre, um Politik machen zu können. So lange hat die Partei in Österreich Disziplin zu bewahren."*



Vertragstreu ernannte jedenfalls am Tag der Unterzeichnung des Abkommens Bundespräsident Wilhelm Miklas Kabinettsdirektor Guido Schmidt zum Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten und den national gesinnten Staatsarchivar Edmund Glaise-Horstenau zum Minister ohne Geschäftsbereich. Auf eigenes und auf von Papens Drängen überantwortete Schuschnigg dem nach Beschäftigung rufenden Glaise-Horstenau die Leitung der inneren Verwaltung im Bundeskanzleramt, peinlich bemüht, alle Sicherheitsbelange aus den Kompetenzen auszuklammern; das Abkommen hatte das Misstrauen zum deutschen Partner nicht beseitigt.

Am 23. Juli 1936 erließ Bundespräsident Miklas die vereinbarte Amnestie für Nationalsozialisten, um sie am 29. Juli wieder für kurze Zeit auszusetzen. Anlässlich des Eintreffens des Olympischen Feuers auf dem Weg nach Berlin versammelten sich auf dem Heldenplatz 30.000 Nationalsozialisten und übertönten mit Sieg-Heil-Schreien die Festansprachen des Bundespräsidenten und des Präsidenten des Olympischen Komitees. Im allgemeinen Tumult wurde Starhemberg tätlich angegriffen, der Rundfunk brach die Live-Übertragung ab und sendete ernste Musik.

Die Wirtschaftslage in Österreich blieb trotz der Aufhebung der 1000-Mark-Sperre unverändert dramatisch. Wohl bezeichnete der Kontrollor des Völkerbundes, Rost van Tonningen, die Finanzgebarung Österreichs als zufriedenstellend und legte am 6. August sein Amt zurück, nichtsdestotrotz wurde am 12. September das Schulgeld für Mittelschüler mit 48 Schilling pro Semester festgesetzt und war für viele Familien nicht mehr finanzierbar. Ermäßigungen wurden nur mit Bestätigung des Armenrates erteilt. Eine kategorische Verordnung des Unterrichtsministeriums verpflichtete katholische Schüler zum Besuch von Exerzitien und Gottesdiensten und zum Tragen eines rot-weiß-roten Abzeichens mit der Aufschrift »Seid einig!«. Am 1. Oktober 1936 riefen Bundesregierung und Vaterländische Front zu einer freiwilligen Volksspende für die Aufrüstung der Armee auf: *„Jeder Groschen wird zur Anschaffung von Flugzeugen verwendet werden"*, versprachen sie.

Ebenfalls am 1. Oktober tagten in Wien die Führer des Heimatschutzes. Die Konferenz wurde zu einer eindrucksvollen Vertrauenskundgebung für Bundesführer Starhemberg, die aber weder ihm noch den Verbänden nutzte. Am 7./9. Oktober erklärte Kanzler Schuschnigg die gesetzliche Auflösung der Wehrverbände und ihre Überführung in die Frontmiliz (14. Oktober). Diese wurde im Rahmen der Vaterländischen Front dem Landesverteidigungsministerium und dem in den Kärntner Abwehrkämpfen bewährten Feldmarschallleutnant Ludwig Hülgerth unterstellt. Hinter der eilig durchgeführten Neuordnung stand Schuschniggs Sorge vor einem Putsch der Heimwehr. Kaum war der Kanzler – die »New York Times« bezeichnete ihn als Diktator – den Druck der Heimwehren los, sah er sich auch seiner bisherigen Schutzmacht Italien beraubt. Am 25. Oktober verkündeten Hitler und Mussolini die »Achse Berlin-Rom«, die offiziell ein Gegengewicht zum kommunistischen Komintern-Block darstellen sollte und der sich auch Japan anschloss.

Im Kabinett Schuschnigg IV, das am 3. November gebildet wurde, zogen keine Heimwehrleute mehr ein. Aber es konnte auch nicht vermieden werden, dass Glaise-Horstenau zum Innenminister aufstieg. Guido Schmidt blieb Staatssekretär für Äußeres und Schuschnigg vereinigte die Ressorts Äußeres, Landesverteidigung und ab 20. März 1937 auch Sicherheit in seiner Person.

Für die Wirtschaft wirkte sich das Juliabkommen belebend aus, da am 28./29. August eine Reihe von Wirtschaftsverträgen abgeschlossen werden konnten. Die Wirtschaftslage Deutschlands war aber keinesfalls so gut, als dass sie großartige Impulse an Österreich aussenden hätte können.

Dem Ausbau der Handelsbeziehungen diente am 19. November 1936 ein Treffen zwischen Guido Schmidt und Reichsaußenminister Konstantin Freiherr von Neurath. Zu diesem Zeitpunkt stand schon die Ernennung Hermann Görings zum Beauftragten für die Durchführung des deutschen Vierjahresplanes zur Sicherung der Rohstoffe für die Aufrüstung fest. Göring erkannte in den österreichischen Bodenschätzen und in seinem Potenzial an Arbeitskräften die ideale Ergänzung zur deutschen Wirtschaft. Dies sagte er im Jänner

Kurt Schuschnigg in der für ihn eher ungewohnten Pose als Volksredner (oben). Kurt von Schuschnigg (14. 12. 1897 in Riva am Gardasee, † 18. 11. 1977 in Mutters in Tirol), besuchte das Jesuitengymnasium in Feldkirch, Jurist, wird von der Christlichsozialen Partei als jüngster Abgeordneter 1927 in den Nationalrat entsendet. – Die Pakte Hitlers vor dem Zweiten Weltkrieg (rechts).*

1937 während eines Besuches in Rom dem Duce: Der Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich sei für die deutsche Rüstung eine wirtschaftliche Notwendigkeit. Dafür werde man auf Südtirol verzichten und die Brennergrenze anerkennen.

Illegale melden sich

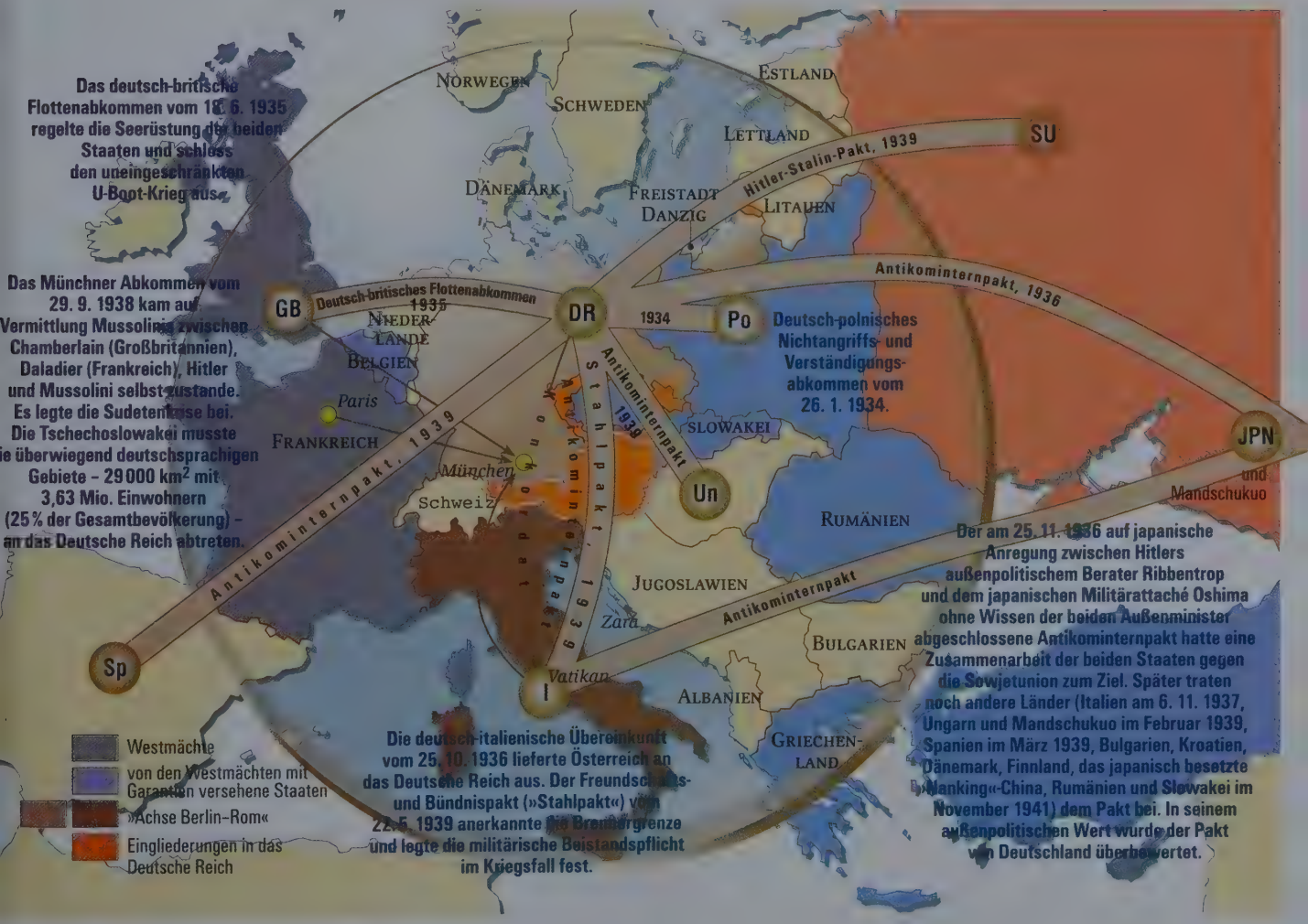
Im Jänner 1937 meldete sich die Sozialdemokratie in verdeckten Kreisen wieder zu Wort. Karl Renner meinte, die sozialdemokratische Arbeiterbewegung solle ihre Opposition gegen legale Organisationen aufgeben und durch die Annahme möglichst vieler Positionen im Gewerkschaftsbund den politischen Einfluss auf die Regierung zurückgewinnen. Seinen Vorschlag lehnten Otto Bauer, Robert Danneberg und das Zentralkomitee der Revolutionären Sozialisten entschieden ab. Damit hatte sich die Sozialdemokratie möglicher politischer Aktivitäten abermals selbst beraubt.

Aber auch die Nationalsozialisten zeigten sich erneut. Sie hatten rasch erkannt, dass Hitler aus internationalen Prestigegründen noch im Juli 1936 das Abkommen mit Österreich geschlossen hatte. Wenige Tage später, am 2. August, hatten die Olympischen Spiele in Berlin begonnen. Einschränkungen in ihrer illegalen Tätigkeit hatten die Illegalen nicht hinnehmen müssen, Berlin ließ ihnen freie Hand. Überall in Österreich tauchten an Hausmauern und -wänden gemalte Hakenkreuze und der Name »Hitler« auf. Eine Fülle nationalsozialistischen Propagandaguts überflutete das Land. Agitatoren banden sich an der Unterseite von Lastkraftwagen fest und streuten während der Fahrt aus Papier gestanzte Hakenkreuze auf die Straßen. Am 14. Jänner 1937 wagten sie den Vorstoß an die Öffentlichkeit. In Graz fand eine konstituierende Versammlung des »Ostmärkischen Volksvereins« statt. Wohl verbot das Juliabkommen den Nationalsozialisten die Gründung politischer Vereine, aber über eine getarnte Vereinsgründung versuchten sie das Verbot zu umgehen.

Den Volksverein verbot Schuschnigg, ebenso den »Deutschsozialen Volksbund«. Aber mit Verboten allein konnte er die Aktivitäten der Illegalen nicht unter Kontrolle halten. Am 4. Februar beruft er aus namhaften »Illegalen« einen »Siebener-Ausschuss« ein, er sollte als eine Vertrauensinstitution die Integration der Nationalsozialisten in den Staatsapparat betreiben. Dem Ausschuss gehörten der spätere Gauleiter von Niederösterreich Hugo Jury, der Wiener Rechtsanwalt Leopold Tavs und andere an. Die Siebener-Gruppe bezog in der Teinfaltstraße im 1. Wiener Gemeindebezirk am Sitz des Landesleiters der illegalen NSDAP, des Hauptmanns Josef Leopold, ihr Büro. Ihre Bemühungen, Schuschnigg unter ihren Einfluss zu bringen, scheiterten jedoch. Bei der ersten Besprechung, in der sie die Anerkennung als Verein forderten, brachten sie den sonst so ruhigen Kanzler zu einem Wutausbruch – dieser verließ abrupt die Sitzung. Aber sie verstand, zu organisieren.

Als Reichsaußenminister von Neurath am 22. Februar 1937 zum offiziellen Staatsbesuch nach Wien kam, empfingen ihn Menschenmassen am Westbahnhof und säumten seinen Weg mit Sieg-Heil-Rufen bis zum Kanzleramt.

Damals entstand der Eindruck, die Wiener seien lauter »Nazis«.



In der Höhle des Löwen

Neben dem offiziellen Büro des »Siebener-Ausschusses« in der Teinfaltstraße existierte eine illegale Parteizentrale in der nahen Helferstorferstraße, die regierungsfeindliche Tätigkeiten ausübte. Dieser Stützpunkt operierte auf zwei Ebenen. Durch subversive Aktivitäten untergrub er die Autorität der Regierung und durch propagandistische stärkte er das Ansehen der NSDAP. Die Regierung wusste von diesem illegalen Büro und schlug Anfang Mai 1937 blitzartig zu. Das Aktenmaterial, das ihr in die Hände fiel, offenbarte Deckadressen, Korrespondenzen, Unterstützungsgelder, Gedächtnisprotokolle, sodass von Papen davon Hitler äußerst besorgt berichten musste. Dieser zögerte wie immer und täuschte sich nicht, wenn er meinte, Schuschnigg würde nichts unternehmen. Tatsächlich gab sich der Kanzler keinen Illusionen über die Vertragstreue der Nationalsozialisten mehr hin, aber er veröffentlichte die Papiere nicht, in der Hoffnung, seine Zurückhaltung würde von Berlin honoriert werden.

Auch er spekulierte richtig. Hitler, über die Unfähigkeit seiner Gefolgsleute aufs Neue entsetzt, zog Konsequenzen. Die Österreicher verloren ihre Kompetenzen und Staatssekretär Wilhelm Keppler, den er zum Sonderbevollmächtigten für Österreich ernannte, übernahm sie. Keppler, von Hermann Göring empfohlen, koordinierte ab nun alle Österreich betreffenden NS-Aktivitäten sowohl in der Alpenrepublik als auch im Reich. Keppler betrachtete Österreich mit den Augen seines Mentors Göring, mit wirtschaftlichen. Er begann den Anschluss Österreichs auf dem Wirtschaftssektor vorzubereiten, vertrat aber gleichzeitig die Ansicht, dass der ökonomische Anschluss Österreichs nicht zufriedenstellend sein würde und entsprach damit der Ansicht Hitlers.

Am 9. Juli entsandte Reichskanzler Hitler eine Delegation nach Wien, um offizielle Gespräche über das Juli-Abkommen aufzunehmen. Der Abordnung gehörten neben Keppler und von Papen auch der Ministerialdirektor des Auswärtigen Amtes Ernst von Weizsäcker an, der Vater des späteren deutschen Bundespräsidenten Erich von Weizsäcker. Die Gespräche mit Schuschnigg, Glaise-Horstenau und Guido Schmidt fielen für Keppler unbefriedigend aus, sodass er auf einer Fortsetzung am 21. Juli bestand. An diesem nahm auch Arthur Seyss-Inquart teil, der das Vertrauen Schuschniggs genoss.

Schuschnigg zeigte sich diesmal konzessionsbereiter. Er berief Seyß-Inquart in das politische Gremium des Ständestaats, den Staatsrat, und übertrug ihm die Führung der Turnerschaft. Der Tiroler Nationalsozialist Walter Pembaur übernahm das »Volkspolitische Referat« innerhalb der Vaterländischen Front, dessen Errichtung Schuschnigg im Februar dem Siebener-Ausschuss zugesichert hatte. Dieses Referat war als Sammelbecken für die »nationale Opposition« – die Nationalsozialisten – gedacht. Schuschnigg war taktisch klug vorgegangen. Er nutzte die Rivalitäten innerhalb der Nationalsozialisten, zwischen den Katholiken von Papen, Glaise-Horstenau und Seyß-Inquart und den Bombenlegern um Josef Leopold.

Im Juli 1937 wurde auch Mussolini in der Österreich-Angelegenheit aktiv.

Am 21./23. April 1937 hatten ihn Schuschnigg und Guido Schmidt zu Konsultationen in Venedig besucht. Damals hatte der Duce, mit seinen »Marenostro-Plänen« und dem Abessinienabenteuer vollauf beschäftigt, an den nördlichen Nachbarn kein Interesse gezeigt. Nun aber kamen ihm angesichts des wachsenden deutschen Einflusses in der Alpenrepublik Bedenken. Er entwarf einen grotesken Plan. Der italienische Botschaftsrat Massimo Magistrati präsentierte ihn Reichsaußenminister Neurath.

Der Duce schlug in Ausdehnung der Römischen Protokolle einen Vierer-Pakt zwischen Italien, dem Deutschen Reich, Ungarn und Österreich vor. Ein völlig neues Staatengebilde wäre entstanden. Der auf propagandistische Wirkung bedachte Mussolini wollte diese Neuschöpfung während seines Staatsbesuchs in Berlin, Ende September, der Weltöffentlichkeit bekannt geben. Neurath erkannte den Hintergedanken: Österreichs Eigenstaatlichkeit wäre von Deutschland und Italien garantiert gewesen. Das widerlief den Vorstellungen Hitlers. Er wollte das Gegenteil, eine Zustimmung Mussolinis zur Intensivierung deutsch-österreichischer Beziehungen. Und er behauptete sich. Der in seinen politischen Entscheidungen mehr als oft schwankende Mussolini gab sie ihm noch vor seiner Staatsvisite in Deutschland.

Bereits am 5. November 1937 berief Hitler seine engsten Mitarbeiter in die Reichskanzlei. Reichskriegsminister Generalfeldmarschall Werner von Blomberg, der Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst Werner von Fritsch, der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Generaladmiral Erich von Raeder, der Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Generaloberst Hermann Göring, und Reichsaußenminister Konstantin von Neurath. Als Adjutant nahm Oberst Friedrich Hossbach teil. Hoßbach verfasste eine Mitschrift, die »Hoßbach-Protokolle«, die zur Kenntnis des österreichischen Nachrichtendienstes gelangten.

Hitler legte den Versammelten seine außenpolitischen Pläne offen. Als vorrangig bezeichnete er die Okkupation Österreichs und der Tschechoslowakei, wenn es sein musste, auch unter Gewaltanwendung: *„Zur Verbesserung unserer militärpolitischen Lage müsse in jedem Fall einer kriegerischen Entwicklung unser erstes Ziel sein, die Tschechei und Österreich gleichzeitig niederzuwerfen, um die Flankenbedrohung eines etwaigen Vorgehens nach Westen auszuschalten."*

England gibt Österreich preis

Nun war es definitiv: Hitler wollte den Krieg und diesen möglichst bald. Die Aggressionspläne gegen Österreich lagen schon auf dem Tisch. Blomberg hatte sie am 24. Juni 1937 in einer »Weisung für die einheitliche Kriegsvorbereitung der Wehrmacht« zusammengefasst. Der »Sonderfall Otto« sah die bewaffnete Intervention gegen Österreich für den Fall des Restaurationsversuchs der Monarchie vor. Dabei sollte unter Ausnutzung der innenpolitischen Spaltung des österreichischen Volkes *„auf Wien einzumarschieren und jeder Widerstand zu brechen"* sein.

Wenige Tage nach Hitlers Offenbarung sprach Göring bereits unverhohlen vom bevorstehenden Anschluss Österreichs. Gegenüber dem oberösterreichischen Sicherheitsdirektor und ehemaligen Mühlviertler Heimwehrchef Revertera kündigte er ihn am 20. November für das Frühjahr 1938 an.

Einen Tag zuvor, am 19. November, hatte Reichskanzler Adolf Hitler den Vertrauten des britischen Premierministers Arthur Neville Chamberlain, Lordpräsident Edward Wood Viscount Halifax, auf dem Berghof am Obersalzberg bei Berchtesgaden zu einem Gespräch empfangen. Halifax weilte seit dem 17. November privat in Deutschland. Den offiziellen Anlass gab eine Einladung zur Besichtigung der Internationalen Jagdausstellung in Berlin.

Halifax erklärte Hitler, London könnte die Veränderung von Grenzen europäischer Länder tolerieren, sofern sie friedlich erfolge. Konkret nannte Halifax Danzig, die Tschechoslowakei und Österreich. Von Außenminister **Anthony Eden** war er instruiert worden, dass die Mehrheit der Österreicher den Anschluss ablehne, daher müsse London eine gewaltsame Annexion zurückweisen. Hier endete die britische Appeasement-Politik, eine Diplomatie der Beschwichtigung und des Ausgleichens, die Chamberlain in ost- und südosteuropäischen Angelegenheiten nicht schwerfiel, da diese Region in seinen außenpolitischen Zielen – anders etwa später bei Churchill – keinen besonderen Stellenwert einnahm. Deshalb konnte er sich auch vorstellen, dass Deutschland mit anderen west- und südeuropäischen Staaten einen Sicherheitspakt gegen die Sowjetunion eingehen könnte.

Den britischen Diplomaten war nicht wohl bei ihrer Aktivität. Frankreich hatten sie von der Reise Lord Halifax' nicht informiert. Dieses erfuhr von ihr erst durch den Londoner »Evening Standard« und es kostete dem Foreign Office einige Mühen, die erbosten Anfragen des Quai d'Orsay mit dem Hinweis auf den rein privaten Charakter des Besuchs zu beruhigen.

Hitler verstand es jedenfalls auf charmant österreichische Art, Halifax für sich einzunehmen, so dass dieser sogar das »Braune Haus« in München besuchte und diese politische Schmiede nationalsozialistischer Unrechtslehre international hoffähig machte.

Schuschnigg holte über die Auslandsvertretungen Berichte zur Lage Österreichs ein. Eine einzige positive Meldung erreichte ihn. Der Generalsekretär des Quay d'Orsay, **Alexis Leger**, der später unter dem Pseudonym **St-John Perse** den Literaturnobelpreis verliehen bekam, riet, möglichst viel Zeit zu gewinnen. Inzwischen müsse Österreich *„seiltanzen"*.

Am **26. Jänner 1938** wagte der Kanzler nochmals den Schritt nach vorn. Abermals ließ er die Büros der NSDAP von der Polizei durchsuchen und wurde fündig: Ein bei **Tavs** gefundener Plan skizzierte den Ablauf der Machtübernahme der Nationalsozialisten. Gezielte Provokationen sollten den Einmarsch des Deutschen Reichs provozieren. Tavs wurde verhaftet und wegen Hochverrats angeklagt, die NSDAP-Büros wurden geschlossen.

Hitlers Präsentation der Zukunftspläne vor seinem Stab hatte Befürworter und Gegner gefunden. Nun hielt Hitler in der Reichswehr Abrechnung, wie vor Jahren in der SA. Kriegsminister Blomberg, Außenminister Neurath, der Oberbefehlshaber des Heeres, Fritsch, und 14 Generäle mussten willfährigen Nachfolgern Platz machen. Auch von Papen berief er aus Wien ab. Dieser fürchtete um sein Leben. Intuitiv schlug er Hitler ein Treffen mit Schuschnigg vor, um eine *„wechselseitige annehmbare Lösung"* des gespannten Verhältnisses zu erarbeiten. Hitler akzeptierte und von Papen befand sich schon wieder in Wien. Am **7. Februar 1938** stimmte der Kanzler der Begegnung zu.

Am **12. Februar 1938** standen sie einander auf dem Berghof am Obersalzberg im Berchtesgadener Land gegenüber: der Österreicher und Katholik und ehemalige Gelegenheitskünstler Adolf Hitler, Sohn eines altösterreichischen Zollwachebeamten aus dem Waldviertel, und der Österreicher und Katholik, der Rechtsanwalt Kurt von Schuschnigg, Sohn einer geadelten altösterreichischen Offiziersfamilie aus Riva am Gardasee.

12. Februar 1938: Hitler und Schuschnigg in Berchtesgaden

Schuschnigg kam mit völlig falschen Vorstellungen zu dem Treffen. Gut vorbereitet, dachte er tatsächlich die bilateralen Spannungen einvernehmlich abbauen zu können. Hitler, über Schuschniggs Pläne bestens informiert, wollte nur eines, Österreich in irgendeiner Form an Deutschland binden. An eine Annexion dachte er damals konkret noch nicht. Dafür war die Show, die er vor Bundeskanzler Schuschnigg abzog, bühnenreif.

Kurz vor dem Eintreffen der österreichischen Gäste mussten auf seinen Befehl am frühen Vormittag des **12. Februar** Generaloberst **Keitel**, Außenminister **Joachim von Ribbentrop** und zwei Generäle aus München anreisen. Als optische Staffage, wie sie erfuhren, ohne besondere Aufgabe. Ihre Anwesenheit sollte Kurt Schuschnigg und Guido Schmidt beeindrucken, das war alles. Andere Militärs, die zur Genüge in Hitlers Domizil herumschwirrten, bildeten die Statisterie in dem makabren Schauspiel, das nun vor den beiden Österreichern ablief. Da eilten Adjutanten und Offiziere mit Hackenknallen, Hitlergruß, Kehrtwendungen, in Stahlhelm und gewichsten Stiefeln, in braunen, schwarzen und blauen Uniformen geschäftig über den Marmorboden des Berghofs, bellten Befehle kreuz und quer, als gelte es, Österreich im nächsten Augenblick zu besetzen. Hitler, freundlich, ganz Hausherr, bat Schuschnigg in sein Arbeitszimmer im ersten Stock des Hauptgebäudes.

Doch kaum hatte dieser Platz genommen, stürzte eine Flut von Vorwürfen und Drohungen über ihn herein, die den Kanzler völlig aus der Bahn warfen. *„Ich brauche nur einen Befehl zu geben, und über Nacht ist der ganze lächerliche Spuk an der Grenze zerstoben."*, wütete Hitler. *„Sie werden doch nicht glauben, daß Sie mich auch nur eine halbe Stunde aufhalten können? Wer weiß – vielleicht bin ich über Nacht auf einmal in Wien; wie der Frühlingssturm! Dann sollen sie etwas erleben!"*

Nach zwei Stunden war die Unterredung zu Ende. Hitler begleitete den wie am Boden zerstört wirkenden Gast zu Tisch, immer munter weiter redend, um sich um 14 Uhr zurückzuziehen. Die Show ging weiter.

Schuschnigg und Schmidt warteten. Eine Stunde verging und eine weitere. Das quälende Ausharren beendeten Ribbentrop und von Papen, die beide in ein kleines Zimmer baten und ihnen den Entwurf eines Abkommens aushändigten, der schon seit Tagen fertig war: Die österreichische Regierung verpflichte sich, hieß es darin, **Arthur Seyss-Inquart** zum Sicherheitsminister mit voller Polizeigewalt zu ernennen, sämtliche in Haft befindlichen Nationalsozialisten innerhalb von drei Tagen zu amnestieren, wegen illegaler NS-Betätigung entlassene Beamte und Offiziere zu rehabilitieren und das Bekenntnis zum Nationalsozialismus innerhalb der Vaterländischen Front zu gestatten. Weiters wird sie dem Austausch von hundert Offizieren der deutschen Wehrmacht und des österreichischen Bundesheeres zustimmen. Als Gegenleistung war die Deutsche Reichsregierung gewillt, die Abmachung vom **11. Juli 1936**, und dadurch die Souveränität Österreichs, erneut anzuerkennen.

Schuschnigg und Schmidt erhoben da und dort Einwände und mussten sich abermals gedulden. Nach geraumer Zeit stand Schuschnigg wieder vor Hitler. Dieser schien schier zu explodieren: *„Herr Schuschnigg"*, brüllte er, *„verhandelt wird nicht, ich ändere keinen Beistrich. Sie haben entweder zu unterschreiben oder alles Weitere ist zwecklos [...]."* Nach einer halben Stunde Bedenkzeit unterschrieb der Kanzler.

Schuschnigg und Schmidt kehrten *„tief erschüttert"*, so Schmidt, nach Wien zurück. Sie wussten, *„dass nunmehr das Urteil endgültig über uns gefällt war"*.

Sonderbare Ideen tauchten auf: Beispielsweise sollte, um Österreich doch noch zu retten, Braunau, der Geburtsort Hitlers, an das Deutsche Reich abgetreten werden. **Otto von Habsburg**, der älteste Sohn des letzten Kaisers, **Karl I.**, meldete sich. Seine gutgemeinten Ratschläge sind in ihrer Naivität nicht zu überbieten: Er empfahl eine rasche Aufrüstung und sich selbst als Bundeskanzler. Schuschnigg lehnte ab, das hätte erst recht Krieg mit Deutschland und der Kleinen Entente bedeutet. Also wartete man die Reichstagsrede Adolf Hitlers ab, in der Hoffnung, sie würde vielleicht doch noch positive Aspekte für Österreichs Zukunft eröffnen.

„Rot-weiss-rot bis in den Tod!“

Im Abkommen von Berchtesgaden hatte Schuschnigg der Einsetzung eines Nationalsozialisten als Innen- und Sicherheitsminister zustimmen müssen. Bundespräsident Miklas weigerte sich jedoch, den von Hitler vorgeschlagenen Arthur Seyss-Inquart zu ernennen. Erst nach drei Tagen überzeugte ihn Schuschnigg, dass keine andere Wahl bleibe. Am 15. Februar übernahm ein Nationalsozialist die Hebel der inneren Sicherheit im Staat.

Am Sonntag, den 20. Februar, um 13 Uhr trat Hitler vor den deutschen Reichstag. Die Sitzung wurde live im Rundfunk und als Fernsehsendung in den großen Berliner Lichtspieltheatern übertragen. Zum ersten Mal übernahm der Österreichische Rundfunk eine Ansprache Hitlers:

Ich möchte an dieser Stelle vor dem deutschen Volke dem österreichischen Bundeskanzler meinen aufrichtigen Dank aussprechen für das große Verständnis und die warmherzige Bereitwilligkeit, mit der er meine Einladung annahm und sich bemühte, gemeinsam mit mir einen Weg zu finden, der ebenso sehr im Interesse der beiden Länder, wie im Interesse des gesamten deutschen Volkes liegt …“

Schuschnigg, von Hitler »tot gelobt«, stellte sich am 24. Februar dem Bundestag, dem höchsten Gremium des Ständestaats: *„In entscheidender und ernster Stunde hat sich der Bundestag in diesem Saal, dem Sitzungssaal des Abgeordnetenhauses der alten Monarchie, versammelt, in dem im Verlauf des letzten halben Jahrzehnts mehr als einmal Österreich, sein Begriff, sein Sinn, seine Existenz zur Debatte standen […] Die Regierung mit allen ihren Mitgliedern steht unverrückbar auf dem Boden der Verfassung vom 1. Mai 1934. Sie erachtet es daher als ihre erste und selbstverständliche Pflicht, mit allen ihren Kräften die unversehrte Freiheit und Unabhängigkeit des österreichischen Vaterlandes zu erhalten!“*

Auch Schuschnigg würdigte das Berchtesgadener Abkommen als einen Beitrag zum Frieden in Europa. Aber unmissverständlich fügte er hinzu: *„Bis hierher und nicht weiter!“* Und schloss die mehrstündige Ansprache – für viele die beste, die er je gehalten hatte – mit einem flammenden Aufruf: *„… dass unser Österreich Österreich bleiben muss! […] Darum, Kameraden, bis in den Tod: rot-weiß-rot! Österreich!“*

Die Realität war dennoch anders. Der »Straßennationalsozialismus« marschierte bereits unaufhaltsam. In der Steiermark, in Kärnten, in Oberösterreich demonstrierten die Nationalsozialisten mit antiösterreichischen Parolen. Der Bürgermeister von Graz erlaubte die Hissung der Hakenkreuzfahne auf dem Rathaus. Das Bundesheer wurde in die steirische Hauptstadt verlegt. Nach dem Anschluss erhielt Graz als einzige Stadt der »Ostmark« einen klingenden Beinamen: »Stadt der Volkserhebung«.

Schuschnigg war über den Ausbruch des »Volkswillens« der Nazis fassungslos. Aber noch immer stand er den Arbeitern verhalten gegenüber. Diese hatten in Wiener Großbetrieben Vertrauensmänner



Der Plan des österreichischen Generalstabschefs Alfred Jansa zur Abwehr einer möglichen deutschen Invasion – Plan »OR« – sah mehrere Verteidigungslinien vor (oben). Sein besonderes Anliegen war, der Regierung ein Entkommen nach Italien zu ermöglichen. Im Berchtesgadener Abkommen bestand Hitler auf Jansas Verabschiedung.



gewählt, die am 16. Februar eine Resolution verfassten, in der sie *„... ihrem leidenschaftlichen Willen Ausdruck geben, für die Freiheit, Unabhängigkeit und Würde Österreichs einzutreten"*. Die Entschließung wurde in den Betrieben zur Unterschrift durch die Arbeiter aufgelegt. Darin erklärten sie sich bereit, für die Erhaltung eines freien und unabhängigen Österreichs zu kämpfen. Innerhalb von nur zwei Tagen unterschrieben fast eine Million Dienstnehmer die Resolution. Am 3. März empfing Schuschnigg eine Delegation von 14 Vertrauensmännern unter der Führung der ehemaligen Gewerkschafter Friedrich Hillegeist und Alois Köhler. Sie boten dem Kanzler eine Zusammenarbeit im Kampf gegen den Faschismus an: *„Jetzt geht es um unser Land. Wir kommen auch gar nicht, um von Ihnen politische Zusagen zu bekommen. Geben Sie uns nur soviel Freiheit, dass wir kämpfen können, denn mit gebundenen Händen geht das nicht."* Natürlich wollten sie politische Zusagen: freie Wahlen im Gewerkschaftsbund, eine täglich erscheinende Parteizeitung, verbesserte Sozialgesetze. Der Kanzler zögerte. Noch hielt er an seinem früheren Standpunkt fest: Das Aufbegehren der Nationalsozialisten dürfe kein *politisches Geschäft für die Sozi"* werden. Aber unter dem Druck der Ereignisse nahm er die Unterstützung der Linken an. Er beauftragte den Minister ohne Portefeuille Hans Rott und den Staatssekretär für Arbeiter- und Angestelltenschutz Adolf Watzek, einen ehemaligen Sozialdemokraten, die legale Wiedereinbindung der Arbeiter ins politische Leben einzuleiten.

Unter dem Eindruck der wachsenden passiven Resistenz in den Ämtern und Schulen von Graz und die vergebliche Mühe mit der »Nationalen Opposition« einen Ausgleich zu finden – auch der Landeshauptmannwechsel in der Steiermark und die Besetzung der Landeshauptmannstellvertreterposten in den Bundesländern konnten die Nationalsozialisten nicht zufriedenstellen, regte sie im Gegenteil zu noch mehr Forderungen an – fasste Schuschnigg den Entschluss, das Volk über die Zukunft Österreichs zu befragen. Am 7. März erlaubte er Arbeiterführern, freie Versammlungen abzuhalten. Im Arbeiterheim in Floridsdorf fand die erste Sitzung statt.

Innenminister Seyss-Inquart bereiste mittlerweile die Bundesländer, erlaubte das Tragen von NS-Symbolen, den Hitlergruß, das Hissen der Hakenkreuzfahne, das Absingen des Deutschland- und des Horst-Wessel-Liedes. Nun nahmen die nationalsozialistischen Aufmärsche und Demonstrationen kein Ende mehr.

Trotz der Bedenken, die Präsident Miklas äußerte, beschloss der Ministerrat in der Nacht vom 8. zum 9. März in Abwesenheit von Seyß-Inquart die Durchführung der Volksbefragung.

Am Abend des 9. März trat Kurt Schuschnigg in Innsbruck vor eine Versammlung von Amtswaltern der Vaterländischen Front und Vertrauensleuten der Bauern und Arbeiter und bestätigte: Ja, am 13. März würde das Volk über die Zukunft Österreichs entscheiden. Eindringlich mahnt er, Parteigegensätze zu überwinden, und verspricht den Arbeitern eine zufriedenstellende Lösung der Urlaubsfrage. *„Und jetzt frage ich euch, und ich muss euch fragen, und ich muss die Österreicher fragen: Was wollt ihr nun, arbeiten oder politisieren? [...] Die Arbeiterschaft ist in der* [Vaterländischen, Anm.] *Front willkommen, parteiähnliche Formationen können nicht geduldet werden [...] Erinnert euch an das Mahnwort, das wir früher auch in ruhigen Zeiten oft im Lande zitiert haben, wenn einmal von 1809 gesprochen wurde: Mander 's ischt Zeit!"* Und er rief das Volk zum offenen Bekenntnis auf: *„Für ein freies und deutsches, unabhängiges und soziales, für ein christliches und einiges Österreich!"*

Den Appell brachten Radio und Zeitungen am nächsten Tag groß heraus. Ein euphorischer Taumel erfasste nun den Teil der Bevölkerung, der bisher abwartend und stillschweigend die Entwicklungen beobachtet hatte. Überall fanden Aufmärsche und Demonstrationen statt. Österreich müsse unabhängig bleiben, hieß es allerorten. In der Stunde des Untergangs wurde ein zartes Pflänzchen geboren: das österreichische Nationalgefühl.

In der Nacht vom 10. auf den 11. März fassten die »Revolutionären Sozialisten« den Entschluss: *„Am kommenden Sonntag manifestieren wir unseren glühenden Hass gegen den Hitler-Faschismus. An diesem Tag muss daher die gesamte Arbeiterklasse mit ›Ja‹ stimmen [...] Nieder mit dem Hitler-Faschismus! Freiheit!"*

Viele hofften, dass es noch nicht zu spät für dieses Österreich sei, dass das Schicksal mit sich handeln ließe, Staat und Menschen endlich einer besseren Zukunft entgegen gehen könnten.



Das Rathaus in Graz am Abend des 24. Februar 1938 (oben). Am 24. Februar 1938 wird die Rede Schuschniggs, in der er den Ausruf „Rot-weiß-rot bis in den Tod!" tätigte, über Lautsprecher auf die Parlamentsrampe übertragen. Tausende Patrioten hatten sich eingefunden, um für den Erhalt Österreichs zu demonstrieren (unten).

„Gott schütze Österreich!“



In der Berliner Reichskanzlei herrschte hektisches Treiben. Der Beschluss des österreichischen Ministerrats in der Nacht vom 8./9. März, das österreichische Volk über das Schicksal des Landes zu befragen, erreichte die deutsche Reichsregierung schon in den Morgenstunden des 9. März.

Die Überraschung war groß, aber eine offizielle Bestätigung stand noch aus, sodass Hitler erst am 10. März 1938 den Befehl gab, Vorbereitungen zum Einmarsch in Österreich zu treffen. Nun stellte sich heraus, dass es keine detailliert ausgearbeiteten Pläne für eine militärische Besetzung Österreichs gab. Der Plan »Sonderfall Otto«, nach Otto von Habsburg benannt, hätte diese Richtlinien enthalten sollen. Doch Generalstabschef Ludwig Beck hatte die Ausarbeitung abgelehnt und dies in einer Denkschrift vom 20. Mai 1937 mit der Widerstandsbereitschaft der österreichischen Armee begründet. Auch die »Weisung für die einheitliche Kriegsvorbereitung der Wehrmacht« vom 24. Juni 1937 des damaligen deutschen Reichskriegsministers von Blomberg war vom Generalstab unbeachtet geblieben und enthielt keine Einzelheiten. Die Wehrmacht besaß nicht einmal detaillierte Landkarten von Österreich, sodass sie ihre Truppenführer auf »Baedeckers Reiseführer Österreich« verweisen musste.

In aller Eile entwarfen daher am Nachmittag des 10. März General Beck und Generalmajor von Manstein den »Einsatzplan Österreich«. Bis zum Abend hatten sie den Aufmarsch erstellt und erteilten die ersten Befehle an die Truppe.

Quälende Sorge bereitete den Militärs unterdessen eine denkbare Ausweitung der Besetzung Österreichs auf internationaler Ebene. Die Reaktionen Frankreichs, Großbritanniens, der Tschechoslowakischen Republik, Ungarns und Jugoslawiens konnten die Diplomaten nicht voraussagen. Selbst das Verhalten des befreundeten Italiens blieb fraglich. Die wenigsten Schwierigkeiten erwartete sich der Generalstab vom Österreichischen Bundesheer und der Bevölkerung. Nach vorsichtigen Analysen war ihr Widerstand auszuschließen.

Wirklich aufatmen ließ sie aber die Nachricht vom Sturz der Regierung des radikalsozialistischen Ministerpräsidenten Camille Chautemps in Frankreich. Eine der – wenn auch nur halbherzigen – Garantiemächte Österreichs hatte sich selbst aus dem Verkehr gezogen.

Während alle theoretischen Maßnahmen zur Besetzung Österreichs getroffen waren, zögerte Hitler am Nachmittag des 10. März, weitere Schritte anzuordnen. Erst um 18 Uhr 55 erteilt er der 8. Armee den Mobilmachungsbefehl.

Die Ursachen lagen in seiner Lebensweise, an der er auch in späterer Zeit, mitten im Krieg, nichts änderte. Er war der Typ Nachtmensch, der bis weit in den Vormittag unfähig ist zu arbeiten. In der Nacht vom 10. auf den 11. März um 2 Uhr erließ er die »Weisung Nr. 1« für den Einmarsch in Österreich mit bewaffneten Kräften. Als Grund für den Einmarsch gab Hitler die Herstellung verfassungsmäßiger Zustände und den Schutz der deutschgesinnten Bevölkerung vor Gewalttaten an. Die Weisung unterschrieb er noch nicht.

Mit oder ohne den »Führer«, die Ereignisse entwickelten eine Eigendynamik, die nur mehr durch ihn zu stoppen gewesen wäre.

Wenige Minuten nach halb fünf Uhr früh verließ Joseph Buttinger, alias Richter, Obmann des Zentralkomitees der Revolutionären Sozialisten, das Haus Wassergasse 14 im 3. Wiener Gemeinde-

Das Bundeskanzleramt in der Nacht vom 11. auf den 12. März 1938 (oben). Hinter dem hellerleuchteten Fenster oben rechts, neben dem Balkon, starb Kanzler Engelbert Dollfuß nach dem Attentat nationalsozialistischer Terroristen am 25. Juli 1934.

bezirk. Er kam aus einer nächtlichen Parteiversammlung, die über die Teilnahme an der Volksbefragung beraten hatte. Buttinger trug den Text des Aufrufs des ZK an die Arbeiter bei sich, der nun in Druck gehen sollte: *„Ja für Österreich!"* lautete er. Es war bezeichnend, dass Sozialdemokraten und Sozialisten noch immer als »Illegale« in verborgenen Kellerlokalen ihre Treffen abhielten. Der Schock über erlittenes Unrecht wirkte lange nach. Buttinger und seine Parteifreunde wussten noch nicht, dass die deutsche Militärmaschine angelaufen war.

Um 5 Uhr 30 meldete Wiens Polizeipräsident **Michael Skubl** dem Bundeskanzler die Einstellung des Zugverkehrs von Deutschland nach Österreich und die Sperre der Salzburger Grenze. In der Deutschlandabteilung des Außenministeriums erhielt deren Leiter, **Max Hoffinger**, die Nachricht aus München, dass entlang der bayerischen Grenze die Deutsche Wehrmacht zum Einmarsch bereit stünde. Umgehend wurde das Bundesheer alarmiert und der Mobilisierungsbefehl »D« ausgegeben. Bundeskanzler **Schuschnigg** verließ um 6 Uhr 15 seine Wohnung im Belvedere, besuchte für ein kurzes Gebet den Stephansdom und traf um 7 Uhr im Bundeskanzleramt ein. Gegen 9 Uhr erreichte ihn die Meldung vom Aufmarsch deutscher Truppen an der Grenze und dass in manchen Orten SA- und SS-Einheiten Ordnerdienste übernahmen. Eine halbe Stunde später standen **Seyss-Inquart** und **Glaise-Horstenau** vor ihm und legten ihm ein Schreiben vor, das ein Kurier mit dem Frühflugzug aus Berlin überbracht hatte: Der Führer forderte die Verschiebung der Volksbefragung, bis Mittag müsse darüber entschieden sein, sonst würde er das Abkommen von Berchtesgaden als hinfällig betrachten. In Graz unternahmen einstweilen Nationalsozialisten Störmanöver. Über Lautsprecherwagen verbreiteten sie die Nachricht von der Absage der Volksabstimmung und vom Rücktritt des Kanzlers.

Schuschnigg beriet einstweilen mit dem Kabinett ein weiteres Plebiszit. Einige Wochen nach der Volksabstimmung solle über seine Kanzlerfunktion abgestimmt werden, diesen Vorschlag verwerfen die nationalsozialistischen Minister.

Etwa zur gleichen Zeit, um 14 Uhr, unterschrieb Hitler die »Weisung 1«: Die zum Einmarsch vorgesehenen Truppenteile haben am 12. März, 12 Uhr, einsatzbereit zu sein. Gegen 14 Uhr 30 sagte Kanzler Schuschnigg die Volksabstimmung ab. Seyß-Inquart verständigte sofort Berlin und bekam **Göring** ans Telefon. Dieser ist von der Nachricht nicht erbaut. Er fürchtete, Hitler könnte im letzten Augenblick den Einmarsch stoppen, und riss die Initiative an sich: Die Reichsregierung sei mit der Haltung Schuschniggs unzufrieden, sagte er, nach dem Bruch des Berchtesgadener Abkommens genieße der Kanzler auch nicht mehr ihr Vertrauen. Bundespräsident **Miklas** möge unverzüglich Seyß-Inquart mit der Neubildung der Regierung betrauen, und das bis 17 Uhr 30.

Den Getreuen um Schuschnigg blieb noch die Hoffnung auf die Unterstützung des Auslands. Doch Österreich hatte sich seit 1920, als sich Italien zur Schutzmacht Kärntens aufgeworfen hatte, nicht mehr vom römischen Rockzipfel lösen können und wollen. Weder für London noch Paris lohnte ein militärischer Einsatz für den Alpenstaat. Vielleicht wollten sie mit ihrer eigenen Schande nicht konfrontiert werden, einen Staat in die Welt gesetzt zu haben, ohne ihm das Rüstzeug zum Leben mitzugeben. Die Schutzmacht Rom verweigerte jede Stellungnahme, der Duce war nicht erreichbar. Österreich war allein.

Unter diesen Umständen sei militärischer Widerstand sinnlos, antwortete Generaltruppeninspektor **Sigismund Schilhawsky** auf die Frage Schuschniggs: *„Sollen wir schießen oder nicht?"* Eine Frage, die kein Militär, sondern nur der Politiker beantworten kann. Das Österreichische Bundesheer erwartete die Deutsche Wehrmacht in den Kasernen.

Um 19 Uhr 50 begab sich Bundeskanzler Kurt Schuschnigg in den Roten Salon des Kanzleramtes, das für Rundfunkansprachen eingerichtet war: *„Österreicher und Österreicherinnen! [...] Der Herr Bundespräsident beauftragt mich, dem österreichischen Volk mitzuteilen, dass wir der Gewalt weichen [...] So verabschiede ich mich in dieser Stunde von dem österreichischen Volke mit einem deutschen Wort und einem Herzenswunsch: Gott schütze Österreich!"*

Die Deutschen marschieren

Gegen 20 Uhr 45 Uhr unterzeichnete Hitler die »Weisung Nr. 2«: *„Die Forderungen des deutschen Ultimatums an die Regierung sind nicht erfüllt worden [...] Zur Vermeidung weiteren Blutvergießens in österreichischen Städten wird der Vormarsch der deutschen Wehrmacht nach Österreich am 12. März bei Tagesanbruch nach Weisung Nr. 1 angetreten."*

Ein erstaunliches Beharrungsvermögen bewies in dieser Zeit Bundespräsident Wilhelm Miklas. Standhaft verweigerte er die Bildung einer neuen Regierung. Göring drohte, befahl, tobte, forderte von Seyß-Inquart ein Telegramm mit der Bitte um die Entsendung deutscher Truppen. Auch Seyß-Inquart lehnte ab und bestand auf einer legalen Machtübernahme und hatte auch eine Ministerliste schon vorbereitet. Sie enthielt nur gemäßigte Nationalsozialisten und Katholiken – so wollte er Miklas überreden. Aber Miklas sagte weiterhin nein.

Um 22 Uhr 45 meldete in Berlin Hitlers diplomatischer Sonderemissär in Rom, **Philipp Prinz von Hessen**: **Mussolini** sei mit dem Anschluss Österreichs einverstanden. Hitler konnte vor Rührung nur noch stammeln: *„... sagen Sie bitte Mussolini, ich werde ihm dies nie vergessen. Nie, nie, nie, was immer geschehen mag ... Sobald die österreichische Angelegenheit geregelt ist, werde ich bereit sein, durch dick und dünn mit ihm zu gehen."* Damit ist auch Südtirol abgeschrieben.

Noch immer war Miklas in der Regierungsfrage standhaft, doch der Rundfunk befand sich bereits in der Hand der Nationalsozialisten. Um 23 Uhr 14 ging die Meldung über den Äther: *„Der Bundespräsident hat unter dem Druck der innenpolitischen Lage den Bundesminister Seyß-Inquart zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung mit der Führung des Bundeskanzleramtes betraut."*

Noch in der Nacht appellierte die Kommunistische Partei an die Österreicher, *„den fremden Eindringlingen und ihren Agenten"* Widerstand zu leisten. Die ersten Übergriffe von Nazis an Juden schoben die Täter den Kommunisten zu.

Kurz vor Mitternacht genehmigte Miklas, nach Intervention von Schuschnigg und Schmidt, das neue Kabinett Seyß-Inquart. Auf dem Balkon des Bundeskanzleramtes stellte es sich der versammelten Menge vor. Der obligate Fackelzug zog vorbei, und der neue Landwirtschaftsminister, **Anton Reinthaller**, hielt eine improvisierte Ansprache mit gewohnt hohlen Phrasen. Die jubelnde Menschenmasse antwortete zum ersten Mal mit dem Ruf: *„Ein Volk, ein Reich, ein Führer!"*

Er stand am Ende eines Staates, der weder geliebt wurde noch beliebt war und am Beginn eines sieben Jahre dauernden Leidensweges, den Österreich offenbar benötigte, um zu dem Österreich zu werden, wie es heute ist.

Dr. Hugo Portisch: *„So ist dieses erste Österreich in dem, was es für die Nationwerdung der Österreicher bedeutet hat, für die Entwicklung ihres Selbstbewusstseins, für ihre Erfahrung, miteinander umzugehen und miteinander auszukommen, ja auch für ihre außenpolitische, ihre weltpolitische Orientierung eine unverzichtbare Schule gewesen."*

Abram 174
Ackermann 213
Adler, Alfred 101, 132
Adler, Friedrich 23, 44, 48, 87, 113, 120, 125
Adler, Max 135
Adler, Victor 17, 29, 36, 45, 138
Ahrer, Jakob 87, 125, 136, 137
Albrecht 30
Amery, Leo 197
Andersen, Carl David 133
Angell, Sir Norman 214
Arz von Straußenburg, Arthur Freiherr 28
Augschöll, Alois 78
Austerlitz, Friedrich 58, 86, 132, 144, 158

Badoglio, Pietro 28
Baillet-Latour, 54, 124
Balfour, Arthur James 39, 45, 94
Bánffy, Miklós Graf 111 f.
Bárány, Robert 133
Barbesino, Luigi 75
Bardolf, Karl Freiherr von 20
Battisti, Cesare 77
Bauer, Otto 16, 22, 24, 29, 36, 39, 40, 44, 49 f., 56, 58, 62, 65, 82, 84, 87 ff., 96, 98, 120, 123, 134 ff., 153, 160 ff., 174 ff., 182, 187 f., 192 ff., 213 f., 218, 221
Bauer, Max 117
Bechyně, Rudolf 81, 82
Beck, Józef 197
Beer-Angerer, Else 18
Benedikt, Moritz 37
Beneš, Edvard 84, 105 ff., 159 ff., 197
Berchtold, Leopold Graf 30
Berger-Waldenegg, Heinrich von 215 f., 219
Bernaschek, Richard 125 ff., 192, 196f., 205
Bethlen, István 110, 112 f., 151
Bethmann Hollweg, Theobald von 12
Bettelheim, Ernst 55 f.
Bigler, Alfred 205
Birnecker, Franz 134
Blasel 18
Bleyer, Jakob 107, 108
Blomberg, Werner von 222
Blum, Léon 187
Böhm, Vilmos 55
Bolgar, Elek 48
Boog, Adolf 24
Boroëvic von Bojnar, Svetozar 28, 30
Boruth 61
Bosel, Si(e)gmund 137
Botz, Gerhard 145
Brandl, Franz 17 22, 30
Braunthal, Julius 44
Breisky, Walter 118
Breitner Hugo 128, 160, 212
Briand, Aristide 158
Brockdorff-Rantzau, Ulrich Graf von 38, 97
Broich-Oppert, Georg von 205
Brüning, Heinrich 159
Buchberger, Oskar 71
Bülow, Bernhard Wilhelm von 183, 186
Bürckel, Josef 185
Buresch, Karl 164, 166, 168, 174, 180
Buttinger, Joseph 198, 213

Cacatius 61
Camarits, Matthias 141
Čapek, Karel 214
Castiglioni, Camillo 136
Chamberlain, Arthur Neville 222
Chinda 39
Chopin 83
Ciano, Galeazzo 218
Clémenceau 28, 39 ff., 68
Cnobloch, Hans 109
Colloredo, Graf 30
Coolidge, Archibald Cary 64
Corbino, Epicarno 74
Coudenhove-Kalergi, Richard Nikolaus Graf von 83, 158, 182
Credaros, Luigi 74
Cunningham, Sir Thomas 45, 52
Curtius, Julius 158 f., 165
Czeija, Oskar 209
Czermak, Emmerich 188
Czernin, Ottokar 30, 105

d'Annunzio, Gabriele 66, 113
d'Elvert, Friedrich 208
Danneberg, Robert 126, 153, 171, 174 ff., 194, 221
Davy, Robert 110
Dengler 155
Deutsch, Julius 22 ff., 32, 37, 44, 55 f., 60 ff., 86, 114 f., 131, 139, 145, 179, 189, 194
Diaz 66
Diem, Peter 27
Dinghofer, Franz 17, 21, 37, 92, 97, 125
Dollfuß, Engelbert 49, 99, 101, 156, 169 ff., 183 ff.
Domes, Franz 49
Domes, Johann 209
Drimmel, Heinrich 160
Drtil, Rudolf 187
Dutasta, Armand 40
Dworak, Franz 47

Ebert, Friedrich 125
Eden, Anthony 223
Egert, Wilhelm 207
Ehrenberg, Theodor 209
Ehrenfels, Fritz 161
Ehrlich, Lambert 65
Eichhoff, Johann Andreas Freiherr von 14, 111
Eichinger,Johann 54
Eifler (Edler von Lobenstedt), Alexander 115 177, 189
Eldersch, Matthias 57, 120
Ellenbogen, Wilhelm 49, 115, 170
Emanuel III., Victor 74, 136, 217
Emmerling 212
Ender, Otto 91 f., 156 ff., 180, 202
Engelbrecht, Helmut 103
Erdödy, Tamás 108 f.
Ermacora, Felix 78
Erskines, Sir W. 197
Escherich, Georg 92
Esser, Hermann 181
Eugen, Erzherzog 30

Facta, Luigi 75
Fadrus, Viktor 102
Felleis 213
Fenyö, Andor 48
Ferdinand, Franz, Erzherzog 107
Ferrario, Carlo Antonio 112 f.
Fey, Emil 158, 172, 183, 188, 192 ff., 209 f., 216
Figl, Leopold 133
Fink, Jodok 17, 21, 31, 40, 47, 86, 89, 92
Fischer, Ernst 144, 186
Fischer, Johann 180
Fischer, Ruth 48
Fischl, Viktor 102
Flavius, Josephus 130
Fluch, Peter 209
Foch, Ferdinand 30
Förster, Bernhard 57
Franco Bahamonde, Francisco 198, 201
Frank, Felix 115
Frank, Hans 125, 136, 172, 181
Franz Joseph I. von Habsburg-Lothringen 12
Frauenfeld, Alfred Eduard 171 f., 205
Freisler, Roland 181
Freud, Sigmund 132
Freundlich, Emmy 213
Frey, Josef 24
Frick, Wilhelm 188
Fried, Alfred Hermann 133
Friedländer, Ottilie 39
Friedländer, Paul 48
Friedländer-Eisler, Elfriede 48, 54
Friedrich, Erzherzog 30
Friedrich, István 104, 108, 112
Frisch, Karl von 133
Fritsch, Werner von 222
Fröhlich, Oskar 70
Furtmüller, Karl 102

Gamper, Michael 79
Gattermayer, Walter 73, 125
George, David Lloyd 28, 38, 122
Georgi, Friedrich Baron 12
Georg V. 52
Gerold 107
Gessner, Franz 128
Gessner, Hubert 128
Gföllner, Johannes Maria 100 f., 180
Glaise-Horstenau, Edmund 220 ff.
Glass, Fridolin 208, 211
Glöckel, Otto 100, 102, 129, 177
Goebbels, Joseph 130, 169, 171
Gömbös, Gyula 108, 188
Gomperz, Pillip 160
Goode, William 121
Gordon, Charles George 41
Göring, Hermann 157, 172, 207, 219, 220, 222
Gotzmann, Leo 207
Gratz, Gusztáv 105, 109
Grillmayr, Max 209
Grössing, Josef 141
Guadagnini 75
Guggenberg, Athanas von 36
Gulick, Charles Adam 145, 166
Gürtler, Alfred 41, 85, 118
Gürtner, Franz 181

Haas, Hans 165
Habicht, Theodor 182, 188, 196, 205 ff.
Hainisch, Michael 21, 109, 149, 153
Hajsman, Jan 80
Halifax, Edward Wood Viscount 222
Haller 24, 37, 57
Hammerstein-Equord, Hans 193
Hanusch, Ferdinand, 50, 54, 129
Hareter 171
Harpner, Gustav 23
Harrach 30
Hartleb, Karl 143, 146
Hartmann, Ludwig (Ludo) Moritz 99
Hauser, Johann Nepomuk 21, 31, 98
Hautmann, Hans 57, 193
Havenstein, Rudolf Emil 97
Hayek, Friedrich August von 133
Hecht, Robert 170, 175 ff., 188
Heckenast, Franz 210
Hedvicek, Eduard 209
Hefter, Adam 30
Heine, Gautier 83
Heinrich, Heine 83
Heinrich, Walter 157
Heinz, Karl 115
Heischmann, Josef 207
Héjjas, Iván 108, 112
Hekataios von Abdera 130
Held, Heinrich 76, 182
Helmer, Oskar 127, 152, 188
Hemala, Franz 152
Henderson, Sir Nevile 197
Hengel, Adrian van 168
Henlein, Konrad 84
Hennig 37
Herder 145
Hertz, Friedrich 133
Herzl, Theodor 131
Heß, Rudolf 211
Hess, Victor Franz 133
Hiden, Rudi 165

Hilferding, Rudolf 140
Hiltl, Hermann Ritter von 93, 141
Himmler, Heinrich 185, 208
Hindenburg und Beneckendorf, Paul von 125
Hipflinger, Karl 165
Hirsch, Nikolaus 165
Hitler, Adolf 42, 49, 58, 72, 76, 84, 103, 117, 125, 130, 140, 157, 171 ff., 186 f., 196 ff.
Hodža, Milan 107
Hofer, Andreas 77
Hofer, Franz 205
Hofer, Peter 79
Hofrichter 20
Hohenlohe-Schillingsfürst, Konstantin Prinz 30, 201
Holick, Anton 70
Holoubek, Karl 213
Holzmeister, Clemens 129
Holzweber, Franz 209
Hönlinger 64
Horthy, Miklos von 20, 53, 104, 108, 113, 141, 200
Hoßbach, Friedrich 222
House 28
Hoyos 30
Huber, Johannes 108
Hubert 30
Hudl, Paul 208
Hueber, Franz 157, 207
Huemer, Peter 170
Hülgerth, Ludwig 61f., 220
Huschka, Otto 193
Hussarek-Heinlein, Maximilian Freiherr 14
Huxley, Julian 214

Innerhofer, Franz 75
Innitzer, Theodor 153, 172

Jagschitz, Gerhard 185, 198, 209
Jakoncig, Guido 174
Jaksch, Hans 128
Jaksch, Wenzel 84
Jalkotzky, Alois 192
Janisch, Franz 152
Jansa, Alfred 218
Jaworek, Karl 124
Jelinek, Elfriede 133
Jellinek, Georg 89
Jevtić, Bogoljub 197
Jochmann, Rosa 213
Jonas, Franz 213 f.
Juch, Otto 160
Junk, Rudolf 119
Jury, Hugo 73, 221

Kaan, Wilhelm 71
Kahr, Gustav Ritter von 93
Kalergi, Jean 83
Kamba, Franz 208
Kammerhofer, Konstantin 210
Kanzler, Rudolf 92
Karl I. von Habsburg-Lothringen (apostolischer König von Ungarn IV.) 14, 20 ff., 29, 32, 52 f., 104, 108, 113, 159, 216, 223
Károlyi, Mihály (Michael) Graf 20, 104, 107
Karwinsky, Carl 193, 209 f.
Kaufmann, Fritz 96, 153, 155, 160, 213
Keitel, Wilhelm 223
Kelsen, Hans 18, 88, 90
Kendrew, John 133
Kennedy, A. U. 197
Keppler,Wilhelm 222
Kerner, Robert 65
Kerrl, Hanns 181
Keynes, John Maynard 42
Kienböck, Viktor 164, 168
Kindersley, Robert 161
King, Leroy 64
Kisch, Egon Erwin 31, 37, 182
Klein, Franz 39, 41
Klein-Löw, Stella 146
Knirsch, Hans 21
Kollár, Ján 105
Kollmann 127
König, Franz Kardinal 101, 174
König, Berthold 173, 194
Konrad, Helmut 58
Kopecký, Václav 83
Koritschoner, Franz 55
Körner (Edler von Siegringen), Theodor 24, 115, 146, 155, 176, 192
Kostroun, Ludwig 213
Kottie, Heinrich von 70
Kovarik, Franz 134
Kövess, Hermann Baron 29
Krahl, Ernst 26
Kramář, Karel 84f.
Kranz, Josef 84
Krebs, Engelbert 99
Krebs, Hans 207
Kreisky, Bruno 12, 101, 214
Kromer, Claudia 69
Kronawetter, Ferdinand 130
Krupp-Werke 49
Kuhlmann, Walter 49
Kühn, Richard 133
Kun, Béla 24, 44, 49, 53 ff., 104, 108
Kundt, Wilhelm 112
Kunschak, Leopold 23, 86, 126, 152 f., 156, 169, 174 f., 189
Kunschak, Paul 23

Lammasch 18, 22, 31, 41
Landgraf, Josef 141
Landsteiner, Karl 133
Lansing, Robert 38
Laroche, Jules 111
Lassalle, Ferdinand 90
Laun, Robert 39
Lavrič 62
Layton, Walter 136
Lazek, Heinz 165
Lechner, Hans 134
Leger, Alexis 223
Lehár, Antal (Anton) Freiherr von 53, 104, 108
Lehár, Franz 53, 108
Leichter, Käthe 125, 213
Leichter, Otto 144, 213
Lemisch, Arthur 62
Lenin 25, 200, 213
Leopold, Josef 182, 221, 222
Leser, Norbert 149, 133
Leuthner, Karl 58, 86
Ley, Robert 172
Lichtenegger 171
Liebknecht, Karl 117, 150
Linder, Béla 28
Lipburger, Edwin 61
Liszt 83
Lodgman von Auen, Rudolf Ritter 80, 82
Loewi, Otto 133
Lorenz, Konrad 133
Lovászy, Márton 104
Löw 177, 189
Ludendorff, Erich 117
Lueger, Karl 98, 128, 131
Lukas 70
Lützow 30
Luxemburg, Rosa 117, 150

Magistrati, Massimo 222
Maisel, Karl 213
Majster-Vojanov (Rudolf), 60, 70
Makino 39
Malgaj 62
Malik, Vinzenz 32, 71
Mandl, Fritz 173, 192
Manetho 130
Manuilski, Dimitrij Zakharovich 82
Marckhl, Richard 70
Marek, Ferdinand 84, 111
Martin, Lawrence 65
Marx, Karl 130
Marx, Wilhelm 125
Masaryk, Thomáš Garigue 81 f., 105 ff., 218
Masirevich, Szilárd 105, 109
Mastromattei, Giuseppe 78
Mataja, Heinrich 24, 31, 136, 141
Max, Erzherzog 30
Max Prinz von Baden 96
Mayer, Landwirt 127
Mayer, Josef 23
Mayr, Anton 192
Mayr, Michael 77, 85 ff., 108, 118, 127, 147
Meazza 165
Medicus, Wilhelm 110
Melcher, Gilbert 55
Mensdorff 30
Merkl, Adolf 170
Merz, Carl 40
Metternich, Clemens Wenzeslaus Fürst 42
Mikes, Ottokar 88
Miklas, Wilhelm 26, 31, 36, 143, 164, 175, 187 f., 198, 209, 220
Miles, Sherman 64
Milner 28
Morgan, John Pierpont 155, 160
Moser, Gasthof 141
Moser, Gustl 193
Mossig, Johann R. von 17, 23
Muff, Wolfgang 205
Müller-Preis, Ellen 165
Münichreither, Karl 195
Murray, Gilbert 214
Musset 83
Mussolini, Benito 74 ff., 93, 113, 136, 140, 151, 178, 186, 196 ff., 200, 209, 212, 215

Napoleon Bonaparte 77
Narr, Wolf-Dieter 134
Nasko, Siegfried 73
Nelböck, Johann 218
Neurath, Konstantin Freiherrn von 220 f.
Neurath, Otto 160
Neustädter-Stürmer, Odo 185, 209 f.
Niedrist, Karl Anton 100
Nitti, Francesco Salverio 74, 118
Nobel, Alfred 133

Oberhaidacher, Walter 205
Ofenböck, Anton 126
Ofner, Julius 100
Ohlson 165
Orlando, Vittorio Emanuele 39
Osztenburg, Julius Moravek (alias Gyula) von 108, 112
Ott, Rudolf 209
Otto der Große 183
Otto von Habsburg-Lothringen 216, 223

Pabst, Waldemar 93, 117, 150, 153, 155
Palacký, František 105
Palairet, Sir Charles 197
Pantz, Ferdinand Freiherr von 14
Papen, Franz von 215, 218, 220, 222
Pauli, Wolfgang 133
Pecori-Giraldi 74
Peidl, Gyula 104
Pembaur, Walter 222
Penner, Rudolf 26
Perse, St-John 223
Perutz, Max 133
Pfrimer (Pfriemer), Walter 116, 150, 155 ff., 166, 172, 180
Philo von Alexandrien 130
Pichon, Etienne 39
Piffl, Friedrich Gustav Kardinal 12, 31, 168
Pilsudski, Józef Klemens 140
Pinter, Johann 141, 144

Pirkham, Peter 65
Pius XI. 77, 201
Plachki, August von 70
Planetta, Otto 209, 215
Platon 201
Platzer 165
Podlipnig, Josef 213
Poincaré, Raymond 38
Pollak, Oskar 73, 157
Popp, Adelheid 188
Porsche, Ferdinand 49
Portisch, Hugo 150, 214
Pregl, Fritz 133
Preußler, Kurt 90
Price, Ward 196
Prinz of Wales 215
Prisching, Franz 36
Proksch, Alfred 205
Prónay, Pál von 108, 111 f.
Püchler, Josef 113

Qualtinger, Helmut 40

Raab, Julius 155 f., 166
Rachele 76
Radetzky von Radetz, Johann Josef Wenzel 15
Ramek, Rudolf 93, 125, 138, 174, 187, 200
Ranzenberger 108
Rauscher, Franz 213
Rauter, Hanns Albin 116, 180, 205
Rašín, Alois 81 f., 84
Redlich, Josef 21, 31, 54
Redlich, Oskar 30
Rehrl, Franz 90, 93, 156, 215
Reimann, Viktor 58
Reinhardt, Max 136
Reisch, Richard 168
Reisinger, Josef 70
Reither, Josef 156, 180
Renner, Karl 19 ff., 31, 36 ff., 47, 50 ff., 63, 65, 70, 84, 86, 89, 91 ff., 116, 118, 135 ff., 151, 155, 171, 174, 177, 187, 200, 212 ff., 221
Reschny, Hermann 205, 208, 211
Reumann, Karl 128
Reumann, Walter 100
Reut-Nicolussi, Eduard 95
Revertera, Peter 30, 222
Ribbentrop, Joachim von 223
Riehl, Walter 84, 144, 207
Riemer, Hans 128
Rieth, Kurt von 215
Rintelen, Anton 93, 104, 125, 136 f., 157, 166, 170, 177, 189, 204, 207 f.
Rist, Charles 136
Ritter, Karl 159
Röhm, Ernst 172, 207
Roland, Ida 83
Roscher, Heinz 198
Rosenberg, Alfred 197
Rossini 83
Rössler, Rudolf 119
Rothschild, Louis Nathaniel 154, 160
Rothziegel, Leo 37, 45
Rotter, Konrad 207
Rubacsek 155
Rubin, El 129
Rumpler, Helmut 14

Sailer, Karl Hans 213
Salazar, António 140
Salvator Erzherzog 30
Sargent, Orme 173
Schärf, Adolf 42
Scheibein 174
Schenk 62
Schiebel, Artur 151
Schlegel 193
Schlick, Moritz 218
Schmidt, Guido 218, 220, 222 f.
Schmitz, Richard 179, 194, 213
Schneeberger, Pius 188
Schneidmadl, Heinrich 73, 188, 204, 212
Schneller 28
Schnitzler, Arthur 182
Schober, Johann (Johannes) 20, 22, 42, 52, 56, 78, 85, 93, 101, 109, 118, 122, 144, 149 ff., 171
Schönbauer, Ernst 41
Schönburg-Hartenstein, Aloys Fürst 30, 192
Schönerer, Georg Ritter von 101, 206
Schonta, Zeno von 52
Schorsch, Johann 192 ff.
Schrödinger, Erwin 133
Schuhmeier, Franz 23
Schüller, Richard 159
Schulz Karl 125, 207
Schumy, Vinzenz 153 f., 186
Schürff, Hans 161, 164, 174
Schuschnigg, Kurt (von) 168, 170, 180, 181, 185, 198, 199, 201, 209, 210, 215, 216, 222
Schuster, Friedrich 157
Seefehlner, Egon 173
Segré, Umberto 56, 65, 66
Seidler von Feuchtenegg, Ernst 14
Seifert, Anton 141
Seiller 28
Seipel, Ignaz 31, 58, 77 f., 85, 89, 93, 98, 101, 104, 113, 122 ff., 138, 142, 146, 148, 150, 152, 156, 164, 167 f.
Seitz, Karl 17, 20, 22, 24, 29, 31 f., 36 f., 40, 47, 57, 70, 96, 120, 125, 128, 138, 144, 146, 148, 153, 175, 178, 189
Selby, Sir Walford 183, 196
Seliger, Josef 81
Selinger, Rudolf 207
Seton-Watson, Robert William 196
Sever, Albert 100, 143
Seydl, Heinrich 26
Seyß-Inquart, Arthur 222 f.
Siebert, Ludwig 182
Sigray, Antal Graf 109
Simon, Walter B. 145
Sindelar, Matthias 165
Sirotek 126
Sixtus 52
Skaret, Ferdinand 135
Skubl, Michael 181
Slama, Franz 153
Slatin (Pascha), Rudolf Carl Freiherr von 41
Smodej, Franz 60, 66
Somlo, Felix 89
Sonnino, Giorgio Sidney 39, 67
Spann, Othmar 157, 201
Spitzmüller-Harmersbach, Alexander Freiherr von 134
Spitzy, Reinhard 207
Sramek, Jan 82
Srbik, Heinrich 153
Srobár, V. 106
Stalin, Josef 214
Stanek, František 16
Starhemberg, Ernst Rüdiger Kamillo Maria (Fürst) 87, 155, 158, 166, 172, 180, 197, 209, 215
Stefani 75
Steidle, Richard 116, 150, 152, 155, 157, 179, 180, 182, 185
Steinacher, Hans 69, 113
Steinhardt, Karl 25, 37, 48
Steinhäusl, Otto 20, 207
Stern, Michael 215
Stříbrny, Jiří 82, 84
Stikas, Felix 49
Stöger-Steinbach, Rudolf 20
Stöger-Steiner Freiherr von Steinstätten, Rudolf 20, 23, 89
Stolberg-Wernigerode, Wilhelm Prinz zu 41
Strafella, Franz 157
Straffner, Sepp 86, 92, 174
Strasser, Gregor 207
Streeruwitz, Ernst (Streer Ritter von) 153, 157
Streicher, Julius 130, 172
Stresemann, Gustav 76, 125
Stricker, Robert 47
Strobl, Leopold 213
Strutt, Edward Lisle 52
Stürgkh, Karl Graf 12, 16, 24
Suchenwirth, Richard 125, 207
Suttner, Bertha Freifrau von 133, 182
Suvich, Fulvio 188, 218
Svehla, Antonín 82
Sylva-Tarouca, Franz Josef Graf von 14
Sylvester 97
Szamuelly, Tibor 53
Szápáry 30

Talleyrand-Périgord, Charles Maurice de 42
Tandler, Julius 129, 213
Tardieu, André 168
Tauschitz, Stephan 182, 188
Taussig, Oskar 123
Tavs, Leopold 221, 223
Temperley, H. W. V. 69
Teufel, Oskar 14, 32
Thaler 180
Theiß, Siegfried 128
Till, Rudolf 127
Tinzi, Karl 95
Tisza von Borosjenő et Szeged, István Graf 13, 20
Titulescu, Niculae 197
Toggenburg, Friedrich Graf 95
Tolomei, Ettore 76, 78
Toman, Karl 48, 55 f.
Tonningen, Rost van 167, 169, 220
Torretta, Pietro Paolo Tomasi Marchese della 67, 111 f.
Trotzkij, Lev 24
Tscharmann, Hieronimus 141, 144
Tschirschky und Bögendorff, Heinrich Baron von 12

Vansittart, Robert 173, 183, 186
Vaugoin, Carl 87, 110, 113, 140, 146, 167, 170, 175 f., 179, 180, 215
Victoria 41
Vidossich, Rudolf 113
Vogelsang, Karl Freiherr von 99
Votruba 107
Vukovič, Janko von 21

Wächter, Josef General 205
Wächter, Otto Gustav, Sohn von Josef W. 205, 208, 211
Wagner, Richard 83
Wagner von Jauregg, Julius Ritter 133
Waldner, Viktor 16
Wallisch, Kolomann 125, 148, 194
Walther, Wilhelm von 95
Wandruszka, Adam 98
Wanschura, Adolf 178
Wassermann, Jakob 130
Weber, Viktor, Edler von Webenau 28
Weidenhoffer, Emanuel 178
Weigl, Karl 194
Weiskirchner, Richard 18, 86, 105
Weihsmann, Helmut 128
Weissensteiner, Friedrich 123
Weizsäcker, Erich von 222
Wells, H. G. 214
Werkmann 53
Wertheim, Johannes 55
Weydenhammer, Rudolf 204, 207, 211
Wilhelm II. 159
Willert, Sir Arthur 197
Wilson, Woodrow 14, 16, 21, 28, 30, 38, 42, 63 f., 68, 81, 94
Wilson, Henry 28
Windisch 214
Windischgraetz, Lajos (Ludwig) Fürst 14, 30, 81
Winkler, Franz 161, 164, 170, 186, 204
Winter, Ernst Karl 204
Winterstein, Robert 210
Witternigg, Josef 24
Wolf, Karl Hermann 14, 134
Wurmbrand, Rudolf 208

Wutte, Martin 63

Zahradnik 81
Zaikais, A. 106
Zehner, Wilhelm 209 f.
Zenker 18
Zernatto, Guido 217
Zichy 30
Zimmermann, Alfred F. 123, 125, 136
Zippe 155
Zita von Bourbon-Parma 20, 30, 52 f. 216
Zmaritsch, Matthias 141
Zsigmondy, Richard 133
Zsombor, Geza 106 f.
Zweig, Arnold 182
Zweig, Stefan 53, 182

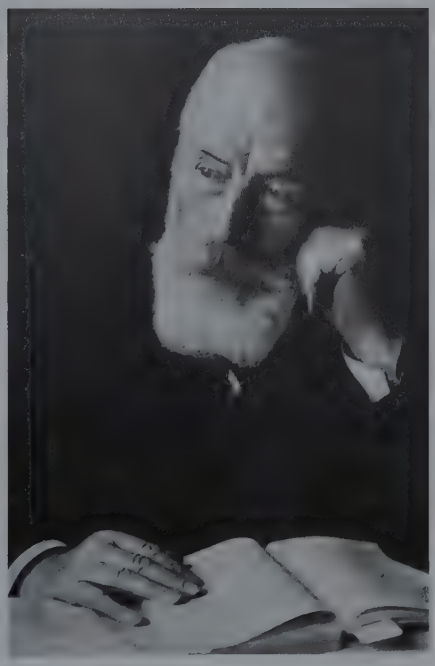
BILDQUELLEN

Verlag und Autor bemühten sich, alle Copyright-Ansprüche zu erkunden. Sollte ihnen dennoch ein Fehler unterlaufen sein, bitten sie um Kontaktaufnahme. Alle übrigen Fotos stammen aus zeitgenössischen Zeitungen, Zeitschriften und Büchern.

Bildarchiv der Österreichischen Nationalbibliothek, Wien: 9, 72, 216, 136, 169, 231; Kärntner Landesmuseum: 60, 66, 68; Archiv der Bundespolizeidirektion Wien: 140; Verein für Geschichte der Arbeiterbewegung: 19, 24, 126.



Karl Seitz (Sozialdemokrat), 30. Oktober 1918 bis 9. Dezember 1920 († 3. Februar 1950).



Michael Hainisch (parteilos), 9. Dezember 1920 bis 9. Dezember 1924 sowie vom 9. Dezember 1924 bis 10. Dezember 1928 († 26. Februar 1940).



Wilhelm Miklas (Christlichsozialer), 10. Dezember 1928 bis 9. Oktober 1931 sowie vom 9. Oktober 1931 bis 13. März 1938 († 20. März 1956).

Die Bundespräsidenten der Ersten Republik (oben). In der Zeit zwischen dem Tod eines Bundespräsidenten bis zur Angelobung des neu gewählten, übt der jeweilige Bundeskanzler, laut Art. 64 Abs. 1 der Bundesverfassung, die bundespräsidiale Funktion aus.





Dr. Wilhelm J. Wagner, geboren 1938 in Wien, Studium der Handelswissenschaften, Geografie und Kartografie; 1963 bis 1965 wissenschaftlicher Kartograf am Geografischen Institut der Universität Wien. Ab 1963 nebenberuflich Informationsgrafiker bei „Express", „Die Presse", „Kurier"; Sachgrafiker bei österreichischen und deutschen Buchverlagen. 1969 bis 1991 Aufbau und Leitung der „Aktuellen Grafik" des ORF. Ständiger Mitarbeiter im Team von Hugo Portisch für seine TV-Dokumentationen und Bücher. 1991 bis 1995 Supervisor bei PRO 7-Television München, Aufbau der Nachrichtenredaktion und der Informationsgrafik; seit 1995 freier Sachbuchautor.

Kral GmbH – Kral Verlag
A-2560 Berndorf, J.-F.-Kennedy Platz 2
Telefon: 02672-82236 – Telefax: DW 4
E-mail: office@kral-verlag.at
www.kral-verlag.at

Das Ende des Ersten Weltkrieges und der Anschluss Österreichs an Nazideutschland bilden die Eckpunkte der österreichischen Geschichte der Zwischenkriegszeit.
Der Text wird von einer Vielzahl kaum bekannter authentischer Bilder belebt und von eigens für dieses Buch erstellten grafischen Darstellungen ergänzt.









Ein Panorama einer der folgenreichsten Abschnitte der österreichischen Geschichte, der Zwischenkriegszeit.

P9-DUY-301

9 783990 241486